





# Intervalle 8

Schriften zur Kulturforschung

Herausgegeben von der  
Interdisziplinären Arbeitsgruppe Kulturforschung  
Universität Kassel



# Der Intellektuelle und der Mandarin

Für Hans Manfred Bock

Herausgegeben von François Beilecke und Katja Marmetschke



Gedruckt mit freundlicher Unterstützung  
vom Deutschen Historischen Institut Paris,  
vom Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel  
sowie der IAG Kulturforschung der Universität Kassel.

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek  
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen  
Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.ddb.de> abrufbar

Intervalle 8  
Schriften zur Kulturforschung  
Herausgegeben von der  
Interdisziplinären Arbeitsgruppe Kulturforschung  
der Universität Kassel  
Gottschalkstr. 26  
34109 Kassel  
e-mail: [iag-kulturforschung@uni-kassel.de](mailto:iag-kulturforschung@uni-kassel.de)  
Internet: <http://www.uni-kassel.de/iag-kulturforschung/>

2005, kassel university press GmbH, Kassel  
[www.upress.uni-kassel.de](http://www.upress.uni-kassel.de)

ISBN 3-89958-134-2  
URN [urn:nbn:de:0002-1343](http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0002-1343)

Umschlag: Bettina Brand Grafikdesign, München  
Das Umschlagphoto zeigt André Gide und Bernhard Groethuysen auf Schloß Colpach  
(Luxemburg) in den 1920er Jahren. Quelle: Colpach, hg. von Amis de Colpach, 2. Aufl.,  
Luxemburg 1978, S. 88.  
Druck und Verarbeitung: Unidruckerei der Universität Kassel  
Printed in Germany

## Inhalt

11 Vorwort

### Teil 1: Meisterdenker revisited

23 L'Histoire des intellectuels en France:  
Nouvelles approches  
Michel Trebitsch

49 Netzwerke und Intellektuelle.  
Konzeptionelle Überlegungen zur politischen  
Rolle eines zivilgesellschaftlichen Akteurs  
François Beilecke

67 Pierre Bourdieu –  
weder „totaler“ noch „spezifischer“ Intellektueller  
Lothar Peter

89 Von innen nach außen.  
Über Bourdieus Heidegger-Lektüre  
Johannes Weiß

103 Jacques Derrida – oder von der *Undenkbarkeit*  
eines notwendigen intellektuellen Engagements  
Johannes Thomas

123 Die Staatstheorie von Nicos Poulantzas.  
Anregungen für eine kritische Intellektualität  
zu Beginn des 21. Jahrhunderts  
Ulrich Brand

143 Die *école de la régulation*: Französische Wirtschaftstheorie  
mit Ausstrahlung jenseits des Rheins  
Christoph Scherrer

161 Der Begriff der Politik bei Max Weber und Carl Schmitt:  
Anmerkungen zu einer Theorie politischer Kontingenz  
Eike Hennig

- 185 Pop-Stars: Provinz-Notabeln und Vor-Ort-Intellektuelle im  
Medienzeitalter – Zur sozialen Funktion engagierter Lieder  
Dietmar Hüser
- 199 Dabeisein und Dazugehören  
Heinz Bude
- 209 Aktionsfeld europäische Öffentlichkeit.  
Eine Skizze  
Robert Picht

## **Teil 2: Der Intellektuelle und der Mandarin in seiner Zeit**

- 229 *Si Non Flectere Superos...*  
Das Dilemma des Intellektuellen  
am Beispiel der 1968er-Bewegung  
Niels Beckenbach
- 253 Botho Strauß als Kritiker seiner Generation:  
Zur intellektuellen Auseinandersetzung mit  
der nationalen Identität in der Bundesrepublik  
Deutschland der 1990er Jahre  
Carla Albrecht
- 271 Die Behauptung der Steuerungs-idee.  
Zu Renate Mayntz und Fritz Scharpf  
Detlef Sack
- 295 Anne Heurgon-Desjardins und die Dekaden von Cerisy  
Nicole Racine
- 315 Lucien Lévy-Bruhl (1857-1939)  
Pascale Gruson
- 339 Arnold Zweig: Krieg, Demokratie, Zionismus  
Jens Flemming
- 359 „Nur in Deutschland selbst ließ sich das deutsche Geschehen  
– wenn überhaupt – begreifen.“ Benno Reifenberg und die  
Frankfurter Zeitung im Nationalsozialismus  
Dagmar Bussiek



- 379 Zwischen Mystik und Literaturpolitik.  
Bernhard Groethuysen auf den Spuren Meister Eckharts  
Klaus Große Kracht
- 403 Benedetto Croce und die intellektuelle *Resistenza* in Italien  
Guido Thiemeyer
- 431 Jorge Semprún – Das Jahrhundert der Extreme  
als Topologie intellektueller Erinnerung  
Gerd Steffens

### **Teil 3: Intellektuelle und Mittler im deutsch-französischen Spannungsfeld**

- 453 Joseph Rovin (1914-2004)  
Hansgerd Schulte
- 461 Gilbert Ziebura: seine Bedeutung für die deutsche  
sozialwissenschaftliche Frankreichforschung und  
seine Rolle in den zivilgesellschaftlichen  
deutsch-französischen Beziehungen  
Adolf Kimmel
- 481 Raymond Schmittlein (1904-1974),  
ein Kulturmittler zwischen Deutschland und Frankreich?  
Corine Defrance
- 503 Zwischen Feindbeobachtung und Verständigungsarbeit:  
Edmond Vermeil und die französische Germanistik  
in der Zwischenkriegszeit  
Katja Marmetschke
- 527 Eugen Ewig.  
Ein rheinisch-katholischer Historiker  
zwischen Deutschland und Frankreich  
Ulrich Pfeil
- 553 Theodor Heuss und Frankreich  
Guido Müller
- 577 Jean-Richard Bloch und Deutschland  
Wolfgang Asholt

- 597 Die Wirkung Frankreichs.  
Klaus Mann und sein „zweites Vaterland“  
Michel Grunewald
- 619 In Paris hatte ich einen sehr geliebten Freund...  
Heinrich Mann und Félix Bertaux vor Locarno  
Gilbert Krebs
- 643 Annäherung in Zeiten der Feindschaft: Die Beziehung  
zwischen Romain Rolland und Hermann Hesse  
während des Ersten Weltkrieges  
Gilbert Merlio
- 675 Die Gärten Epikurs in Sanssouci –  
Französische Epikureer und Materialisten  
am Hofe Friedrichs II. von Preußen  
Reinhart Meyer-Kalkus
- 725 Deutsche und französische Jugendliche  
als transnationale Mittler  
Eva Sabine Kuntz
- 747 Sprachvermittlung und Kulturtransfer  
in europäischer Zukunft:  
Das Lektorenprogramm des DAAD  
Joachim Umlauf
- 767 Bibliographie von Hans Manfred Bock
- 795 Über die Autorinnen und Autoren

## **Vorwort**

Das Konzept des Intellektuellen als Sozialfigur hat in Deutschland seit Anfang der 1990er Jahre verstärkt Eingang gefunden in sozial- und geisteswissenschaftliche Forschungen. Ein zentraler Bestandteil dieser Arbeiten, die mit durchaus unterschiedlichen methodischen und theoretischen Ansätzen operieren, ist die Frage, ob und in welcher Weise Intellektuelle zur Konstituierung kollektiver Verhaltensdispositionen und Deutungsmuster beigetragen haben.<sup>1</sup> Hans Manfred Bock, dem die in diesem Band zusammengestellten Aufsätze von Kolleginnen und Kollegen gewidmet sind, kommt in diesem Kontext das nachhaltige Verdienst zu, die Einführung und Entwicklung einer historisch-soziologisch fundierten und vergleichend angelegten Intellektuellenforschung vorangetrieben zu haben.<sup>2</sup> Ausgehend von dem Faktum, daß der Intellektuelle eine „Konstante in den bürgerlichen Gesellschaften (zumindest) des 19. und 20. Jahrhunderts in Europa“<sup>3</sup> darstellt, hat er in verschiedenen Studien überzeugend gezeigt, daß eine methodologisch konsolidierte Intellektuellenforschung entscheidende Einsichten in die Konstituierungs- und

- 1 Vgl. u.a. Gangolf Hübinger, Wolfgang Mommsen (Hg.): *Intellektuelle im deutschen Kaiserreich*, Frankfurt/M. 1993; Manfred Gangl, Gérard Raulet (Hg.): *Intellektuellen Diskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, Frankfurt/M. 1994; Wolfgang Bialas, Manfred Gangl (Hg.): *Intellektuelle in der Weimarer Republik*, Frankfurt/M. u.a. 1996; Alexander Demirovic: *Der nonkonformistische Intellektuelle: die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule*, Frankfurt/M. 1999; Ulrich Alemann u.a. (Hg.): *Intellektuelle und Sozialdemokratie*, Opladen 2000; Jutta Schlich (Hg.): *Intellektuelle im 20. Jahrhundert in Deutschland*, Tübingen 2000; Michel Grunewald (Hg.): *Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960)*, Bern u.a. 2002; François Beilecke: *Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellenassoziation 1892-1939*, Frankfurt/M. 2003; Ariane Huml, Monika Rappenecker: *Jüdische Intellektuelle im 20. Jahrhundert*, Würzburg 2003; Martin Strickmann: *L'Allemagne nouvelle contre l'Allemagne éternelle: die französischen Intellektuellen und die deutsch-französische Verständigung 1944-1950. Diskurse, Initiativen, Biografien*, Frankfurt/M. u.a. 2004.
- 2 Vgl. insb. Hans Manfred Bock: *Anmerkungen zur historischen Intellektuellen-Forschung in Frankreich*, in: *Lendemains* 17 (1992), Nr. 66, S. 16-26 und ders.: *Der Intellektuelle und der Mandarin. Zur Rolle des Intellektuellen in Frankreich und Deutschland*, in: *Frankreich-Jahrbuch 1998*, Opladen 1998, S. 35-51.
- 3 Bock: *Der Intellektuelle und der Mandarin*, a.a.O., S. 35.

Entwicklungsbedingungen nationalspezifischer politischer Kulturen ermöglicht.

Mustergültige Beispiele für diesen Forschungsansatz stellen Hans Manfred Bocks akteurszentrierte Arbeiten zu Persönlichkeiten wie Paul Distelbarth, Pierre Viénot, Pierre Bertaux und Wolfgang Abendroth dar.<sup>4</sup> In Abgrenzung sowohl zu traditionellen ideenhistorischen als auch zu jüngeren gesellschaftsgeschichtlichen Ansätzen gilt das wissenschaftliche Interesse hier der Erfassung der politisch- und sozio-kulturellen Sozialisationsinstanzen, die maßgeblich die politischen Überzeugungen und Deutungsmuster dieser Akteure sowie die von ihnen gewählten Formen des Engagements geprägt haben. Dieser Blick auf das „politisch-kulturelle Itinerarium“<sup>5</sup> einzelner Akteure steht somit auch nicht in der Tradition des Genres der Individualbiographie, die in der Regel auf die umfassende (und dabei häufig rein deskriptive und konzeptlose) Rekonstruktion der Lebensetappen und Lebensumstände einer Einzelperson abzielt. Statt dessen rückt in den Arbeiten von Hans Manfred Bock eine systematische Betrachtungsweise in den Vordergrund, die – in Anlehnung an Konzeptualisierungsansätze der neueren französischen Intellektuellenforschung – die Erfassung der Rolle von Intellektuellen in einer bestimmten politikhistorischen Epoche und in spezifischen nationalkulturellen Kontexten ermöglicht. So werden für die Bestimmung der Faktoren, die das politisch-kulturelle Itinerarium eines Intellektuellen geprägt haben, folgende Analyseebenen herangezogen: 1. die *sozialstrukturellen Entwicklungsbedingungen*, d.h. vor allem die Berücksichtigung des sozialmoralischen Herkunftsmilieus

4 Vgl. Hans Manfred Bock: „Connaître l'Allemagne et la reconnaître“. Zu Entstehung und Zusammenhang der Deutschland-Analyse von Pierre Viénot zwischen 1922 und 1932, in: *Lendemains* 17 (1992), Nr. 66, S. 27-48. Zu den weiteren Forschungsschwerpunkten sei auf die Bibliographie von Hans Manfred Bock am Ende dieses Bandes hingewiesen.

5 S. Bock: *Der Intellektuelle und der Mandarin*, a.a.O., S. 40.

des Intellektuellen sowie die Erfassung der ihn prägenden schulischen und universitären Sozialisationsstufen; 2. die *politische Generationszugehörigkeit*, d.h. die Rekonstruktion der politischen Schlüsselereignisse, die in paradigmatischer Weise die Kollektiverfahrungen einer Alterskohorte von Intellektuellen geprägt haben; 3. die *informellen Gruppenbildungen*, also z.B. Zeitschriften, Verlagshäuser, Intellektuellenassoziationen, Diskussionszirkel und Debattier-Klubs, die zu den konstitutiven Elementen von Intellektuellen-Milieus und den darin verankerten intellektuellen Teilkulturen gehören. Dieser methodisch innovative und multidisziplinär angelegte Zugriff erlaubt es nicht nur, die geistige Entwicklung von Persönlichkeiten wie Pierre Bertaux oder Wolfgang Abendroth anhand von objektivierbaren Konstituierungsbedingungen zu rekonstruieren. Er ermöglicht es gleichzeitig, die konkreten Wirkungsbedingungen und Handlungsspielräume zu erfassen, die den Intellektuellen für ihr nationales, nicht zuletzt aber auch für ihr transnationales Engagement zur Verfügung standen. Daß die Form und die Tragweite der Einflußnahme des Intellektuellen als Sozialfigur sich dabei nicht allein auf die öffentlichkeitswirksame Kritik der Mächtigen (also im Stil des französischen *grand intellectuel*) beschränkt, sondern auch in der Form des Dieners der Mächtigen (z.B. die Figur des Mandarin im Wilhelminischen Kaiserreich), des kulturellen Mittlers zwischen zwei Nationen (z.B. Distelbarth und Bertaux) oder des politischen Vordenkers und intellektuellen Stichwortgebers (u.a. Abendroth) auftaucht, belegt die Fruchtbarkeit dieses Forschungsansatzes. Wichtiger noch erscheint jedoch der Umstand, daß mit der historisch-soziologisch orientierten Betrachtung von einzelnen Intellektuellen die Möglichkeit besteht, das Verhältnis von nationalspezifischen politischen Kulturen und den darin agierenden Intellektuellen als eine Beziehung wechselseitiger Bedingtheit zu verstehen. Es eröffnet sich somit die Chance, am Beispiel von repräsentativen

Einzelakteuren einerseits die Komponenten und funktionalen Merkmale politischer Kultur pointiert beschreiben und erklären zu können und andererseits den formenden Einfluß eben dieser Akteure auf ihr politisch-kulturelles Umfeld angemessen zu würdigen.

Die im vorliegenden Band zusammengestellten Beiträge bringen die soeben angedeutete Bandbreite der Erkenntnismöglichkeiten zur Geltung, die sich durch die Erforschung der Intellektuellenfigur eröffnen. Die Herausgeber haben sowohl Nachwuchswissenschaftler als auch langjährige Kollegen von Hans Manfred Bock gebeten, unter den oben genannten Gesichtspunkten einen Artikel über eine oder mehrere Persönlichkeiten bzw. eine Intellektuellengruppierung des 20. Jahrhunderts zu verfassen, die ihrer Ansicht nach aus nationaler oder transnationaler Perspektive eine prägende Wirkung auf wichtige Teilbereiche der deutschen und französischen Gesellschaft hatten. Auf einschränkende inhaltliche und methodisch-konzeptuelle Vorgaben wurde verzichtet, um den Autoren die Möglichkeit zu geben, sich aus Sicht der von ihnen vertretenen Disziplin oder der von ihnen als bedeutsam angesehenen Fragestellungen der Intellektuellenthematik nähern zu können. Die eingegangenen Manuskripte zeigen, daß die in diesem Band vertretenen Geistes- und Sozialwissenschaftler das Thema vor allem unter drei Gesichtspunkten aufgegriffen haben.

Die Beiträge, die unter der Überschrift *Meisterdenker revisited* versammelt sind, verdeutlichen, daß – ungeachtet des öffentlichen Lamentierens über das Verschwinden des Großintellektuellen – das wissenschaftliche Interesse an den *mâtres penseur* weiterhin sehr groß ist. Denn gerade an diesen exponierten Vertretern des Intellektuellenmilieus lassen sich die Entstehungs- und Entwicklungsbedingungen sowie die Rolle und Funktion dieses Akteurs anschaulich rekonstruieren. Eine wichtige Entwicklung, die sich aus der kritischen Auseinandersetzung mit der Figur des Meisterdenkers erge-

ben hat, ist die – nicht abgeschlossene – Diskussion über die disziplinären Konturen sowie die theoretisch-konzeptuellen Grundlagen einer historisch-soziologisch und politikhistorisch orientierten Intellektuellenforschung; bis heute regt diese Diskussion sowohl in Frankreich als auch in Deutschland die Generierung neuer Fragestellungen und Forschungsprojekte an (s. die Beiträge von Michel Trebitsch<sup>6</sup> und François Beilecke). Die Mehrzahl der Beiträge in dieser Rubrik zeigt, daß in diesem Zusammenhang insbesondere bedeutende Sozial- und Geisteswissenschaftler die Rolle des Meisterdenkers innehatten und noch heute haben. Die Untersuchungen zu Persönlichkeiten wie Pierre Bourdieu, Jacques Derrida, Carl Schmitt, Max Weber, Nicos Poulantzas, aber auch Denkschulen wie die *école de régulation* verweisen vielmehr auf die besondere Funktion von Intellektuellen, die als politisch-theoretische Stichwortgeber und Ideenproduzenten sowohl im Rahmen größerer öffentlicher Debatten als auch innerhalb intellektueller Teilöffentlichkeiten maß-

6 Es ist den Herausgebern eine besondere Freude, den Beitrag von Michel Trebitsch über Ansätze und Konzepte in der französischen Intellektuellenforschung in diesem Band veröffentlichen zu können. Der kürzlich und viel zu früh verstorbene Historiker gehörte zu den französischen Wissenschaftlern, die in freundschaftlicher Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock den deutsch-französischen Wissenschaftsaustausch entscheidend vorangetrieben haben (s. auch die Nachrufe von Nicole Racine sowie von Wolfgang Asholt und Hans Manfred Bock, in: *Lendemains* 29 (2004), Nr. 116, S. 123-125 und S. 126-129). Michel Trebitsch hat diesen Text, der posthum erscheint und deshalb nicht übersetzt worden ist, im Rahmen eines von Hans Manfred Bock veranstalteten internationalen Kolloquiums zum Thema *Intellektuelle in Frankreich und Deutschland. Neue Fragestellungen und Forschungen* (Kassel, 12. Juni 1996) vorgetragen. Obwohl der Autor, der zu den besten Kennern der französischen und internationalen Intellektuellenforschung zählte, in seinen Beitrag nicht mehr die neuesten disziplinären Entwicklungen in der französischen Intellektuellenforschung einarbeiten konnte, bleiben seine Ausführungen über die Entstehungskontexte und die grundlegenden disziplinären Ausrichtungen der neueren französischen Intellektuellenforschung ebenso aktuell wie die von ihm aufgezeigten Forschungsdesiderata, insbesondere seine Forderung nach einer verstärkt vergleichenden Perspektive bei der Untersuchung des Intellektuellenphänomens in Europa. Letzterem Thema hat er sich (unter Mitarbeit von Hans Manfred Bock) nach 1996 in seinen Forschungen auch verstärkt gewidmet. S. hierzu Michel Trebitsch, Marie-Christine Granjon (Hg.): *Pour une histoire comparée des intellectuels*, Brüssel 1998; Andrée Bachoud, Josefina Cuesta, Michel Trebitsch (Hg.): *Les Intellectuels et l'Europe de 1945 à nos jours*, Paris 2000.



geblich an der Zirkulation und Verbreitung von (Gegen-)Diskursen, von neuen oder alten Normen, von Gesellschaftskonzeptionen und politischen Theorien etc. beteiligt sind (s. die Beiträge von Ulrich Brand, Eike Hennig, Lothar Peter, Christoph Scherrer, Johannes Thomas und Johannes Weiß). Hierbei stellt sich angesichts neuer gesellschaftlicher Herausforderungen nicht zuletzt die Frage nach den Grenzen, aber auch nach den neuen Perspektiven des Intellektuellenengagements. Einerseits spielen populärkulturelle Akteure in wachsendem Maße eine wichtige Rolle bei der Vermittlung von Werten und politischen Wertvorstellungen – ein Aspekt, der in der Intellektuellenforschung bisher zu wenig berücksichtigt worden ist (s. den Beitrag von Dietmar Hüser); andererseits zeichnet sich aufgrund neuerer Entwicklungen im transnationalen, technologischen und sozialstrukturellen Bereich eine Reihe von moralischen und politischen Herausforderungen für demokratische Gesellschaften ab, zu deren Bewältigung gerade bekannte Intellektuelle – sei es als Krisendiagnostiker oder als Ideenstifter – entscheidende Impulse geben können (s. die Beiträge von Heinz Bude und Robert Picht).

Unter der Rubrik *Der Intellektuelle und der Mandarin in seiner Zeit* sind Beiträge versammelt, die sich in historisierender Perspektive mit den Entwicklungsbedingungen und der politischen Rolle von ausgewählten Persönlichkeiten und Intellektuellengenerationen beschäftigen. Allen Autoren in diesem Abschnitt ist gemeinsam, daß sie die untersuchten Persönlichkeiten als Akteure verstehen, die in ihrem Denken sowie in ihrer intellektuellen Praxis durch spezifische nationalkulturelle Kontexte (Schul- und Hochschulsozialisation, politische Traditionen, Erfahrungs- und Deutungsmuster), durch existentielle Erfahrungen (Teilnahme am Ersten Weltkrieg, Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus, Studentenrevolte von 1968) und durch die aktuellen politikhistorischen Konstellationen ihrer Epoche geprägt sind. Die Beiträge zeigen hierbei anschau-

lich, daß dieser systematische Blick auf die Eingebundenheit dieser Sozialfigur in ihre Zeit es ermöglicht, die jeweils gegebenen Einfluß- und Gestaltungsmöglichkeiten des Intellektuellen, aber auch die Grenzen und die Widersprüche seines Engagements zu analysieren. Der Blick der ersten vier Artikel ist vor diesem Hintergrund auf Persönlichkeiten gerichtet, die seit den 1960er Jahren die intellektuellen Debatten in der Bundesrepublik Deutschland sowie in Frankreich entscheidend mitbestimmt haben (s. die Beiträge von Carla Albrecht, Niels Beckenbach, Nicole Racine und Detlef Sack). Ein besonderes Interesse gilt weiterhin solchen Intellektuellen, deren intellektuelle Biographie von der Epoche der Zwischenkriegszeit und den Erfahrungen mit Faschismus und Nationalsozialismus geprägt wurde (s. die Beiträge von Dagmar Bussiek, Jens Flemming, Klaus Große Kracht, Pascale Gruson, Gerd Steffens und Guido Thiemeyer).

Die im dritten Teil des Bandes zusammengestellten Texte beschäftigen sich mit einem Themengebiet, das Hans Manfred Bock stets am Herzen gelegen hat. Der Abschnitt *Intellektuelle und Mittler im deutsch-französischen Spannungsfeld* bezieht sich dabei auf ein Forschungsterrain, in dem die Bedeutung von Intellektuellen bzw. Mittelern als transnational agierende zivilgesellschaftliche Akteure in den Vordergrund tritt. Dabei gerät nicht nur das spezifische Engagement bedeutender Einzelpersonlichkeiten zugunsten einer deutsch-französischen Annäherung ins analytische Blickfeld (s. die Beiträge von Corine Defrance, Adolf Kimmel, Katja Marmetschke, Guido Müller, Ulrich Pfeil und Hansgerd Schulte). Vielmehr können am Beispiel der deutsch-französischen Kulturbeziehungen einerseits spezifische transnationale Vergesellschaftungsformen herausgearbeitet werden, die konstitutiv auf das Denken und/oder das Engagement von Intellektuellen gewirkt haben (s. die Beiträge von Wolfgang Asholt, Michel Grunewald, Gilbert Krebs, Gilbert Merlio,

Reinhart Meyer-Kalkus); andererseits kann nachgewiesen werden, wie sich die von Intellektuellen bzw. Mittlern vorgedachten und angestoßenen Verständigungsinitiativen nach dem Zweiten Weltkrieg institutionell verfestigt und verstetigt haben (s. die Beiträge von Eva Sabine Kuntz und Joachim Umlauf).

Für die Fertigstellung dieses Bandes haben wir von vielen Seiten Unterstützung erhalten. Ausdrücklich danken wir dem Deutschen Historischen Institut Paris, insbesondere seinem Direktor, Herrn Prof. Dr. Werner Paravicini, für die finanzielle Unterstützung unseres Projekts. Unser Dank gebührt weiterhin dem Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel sowie der IAG Kulturforschung der Universität Kassel (insb. Herrn Prof. Dr. Hans-Joachim Bieber und Herrn Prof. Dr. Winfried Nöth), die ebenfalls den vorliegenden Band finanziell gefördert haben. Herrn Prof. Dr. Hansgerd Schulte möchten wir ganz herzlich für seine Hilfsbereitschaft und Vermittlertätigkeit danken. Großen Dank schulden wir André Koch und Marc Martin, die gewissenhaft die Manuskripte Korrektur gelesen und uns wertvolle Hinweise und Anregungen in sprachlichen und technischen Fragen gegeben haben.

François Beilecke, Katja Marmetschke  
Kassel, 2. Juni 2005



**Teil 1:**

**Meisterdenker revisited**



## **L'Histoire des intellectuels en France: Nouvelles approches<sup>1</sup>**

Michel Trebitsch

1 Die Herausgeber danken Nicole Racine für die Aktualisierung der bibliographischen Angaben.

J'ai quelque scrupule, en vérité, à proposer un tableau, ou du moins une esquisse, de l'historiographie française des intellectuels après le bilan détaillé et toujours valide dressé en 1992 par H.M. Bock dans un numéro de *Lendemains* sur „La responsabilité des intellectuels“.<sup>2</sup> Il est vrai que je m'étais moi-même essayé naguère à une première analyse sommaire de ce genre.<sup>3</sup> Ce qui m'a décidé, c'est peut-être l'échange de correspondance que j'ai eu il y a peu avec un collègue berlinois, de l'ancien Berlin-Est veux-je dire, à propos de l'engagement communiste dans les années 1930 de l'écrivain Jean-Richard Bloch, sur lequel je suis en train de travailler. La figure de l'intellectuel communiste, m'écrivait-il, est „une composition plus complexe que les préjugés et les intérêts politiques de nos jours n'essaient de le faire croire“, et de m'interroger sur la façon dont la question est traitée en France, par rapport à „l'expérience quotidienne qu'on peut faire en Allemagne réunifiée“.

Ce collègue, dont le parcours professionnel et idéologique est caractéristique des universitaires de l'ex-RDA, m'a fait saisir, plus fort que jamais, deux données de nature comparative essentielles pour l'histoire des intellectuels. La première, c'est qu'en se constituant en champ de recherche dans le contexte idéologique et historiographique des années 1970-1980, l'histoire des intellectuels s'inscrit dans une interrogation beaucoup plus vaste qui concerne en bonne part l'histoire même du communisme au XX<sup>e</sup> siècle. La seconde, rendue particulièrement sensible par la différence de situations entre les „pays de l'Est“ et les démocraties occidentales, c'est son étroite dépendance envers les contextes nationaux, qui fait tendanciellement disparaître, à travers l'histoire des intellectuels, une

2 Hans Manfred Bock: Zur historischen Intellektuellen-Forschung in Frankreich, in: *Lendemains* (1992), n°66, p. 16-26.

3 Michel Trebitsch: Les intellectuels en France dans l'entre-deux-guerres. Tendances récentes de l'historiographie (1985-1988), in: *Sources. Travaux historiques* (1988), n°14, p. 81-90.



histoire du national. J'essaierai donc de faire comprendre ce qui, dans le grand règlement de comptes avec le communisme, est proprement français, ce qui fait de l'histoire des intellectuels „à la française“ une pièce maîtresse de ce règlement de comptes.

Une telle esquisse des tendances et des institutions de la recherche française sur les intellectuels n'engage que moi. J'ai néanmoins profité d'un observatoire privilégié, le Groupe de recherche sur l'histoire des intellectuels depuis 1988 avec Nicole Racine à l'Institut d'histoire du temps présent. Se refusant à une posture méthodologique particulière, ce qui est une force comme une faiblesse, il n'a cessé d'être pour moi un lieu de rencontre et d'échange particulièrement fructueux.

### Contexte: la „cérémonie des adieux“ aux intellectuels

L'histoire sereine implique-t-elle la mort de son objet d'étude? Une telle conception de l'histoire froide va à l'encontre de tous les apports récents de l'histoire contemporaine, a fortiori de l'histoire du temps présent. Et pourtant, l'apparition au milieu des années 1980 de „l'histoire des intellectuels“ comme champ spécifique de recherche ne peut se séparer des grands tournants et des ruptures idéologiques qui se sont opérés à partir des années 1970.

Faut-il ici revenir une nouvelle fois sur l'antienne de la „fin des intellectuels“, ce procès qui ressurgit comme par cycles, de *La trahison des clercs* de Julien Benda (1927), à *L'opium des intellectuels* de Raymond Aron (1955)? Dans les années 1970, la crise d'identité des intellectuels s'inscrit dans une remise en cause plus profonde, celle qui dessine, quinze ans avant la chute du mur de Berlin et l'implosion de l'URSS, la fin des modèles politiques et théoriques inspirés du marxisme. Après le choc de *L'Archipel du Goulag* de Soljenitsyne (1974) se mettent en place les rites d'une lente „céré-

monie des adieux“ aux intellectuels, que scandent, depuis les tristes funérailles de Sartre (1980), celles d'Aron, de Foucault, voire de Lacan ou de Braudel. En amont et en aval du débat paradigmatique sur „le silence des intellectuel de gauche“ publié dans *Le Monde* pendant l'été 1983, se multiplient les dossiers et numéros spéciaux d'hebdomadaires (*Le Nouvel Observateur*, *L'Événement du jeudi*) ou de revues (*Le Débat*, significativement né en 1980) sur la mort, la fin, le changement des intellectuels, tandis que pullulent les essais ou pamphlets, depuis *Le pouvoir des intellectuels en France* de Régis Debray (1979) jusqu'aux ouvrages d'Alain Finkielkraut (*La défaite de la pensée*, 1987) et de Bernard-Henri Lévy (*Eloge des intellectuels*, 1987, *Les aventures de la liberté*, 1991). Le procès des intellectuels est d'abord celui des intellectuels engagés, c'est-à-dire des intellectuels de gauche. Succédant aux assauts des „nouveaux philosophes“ contre le credo marxiste des „maîtres-penseurs“, qui ouvrent les vannes au libéralisme et à l'individualisme triomphants, se développe une attaque plus puissante et plus complexe contre la figure sociale de l'intellectuel. C'est l'intellectuel classique lui-même qui serait en train de disparaître, condamné non seulement par la fin des utopies révolutionnaires, mais par l'ère des spécialistes, la domination des médias, l'invasion du „tout culturel“.

Cette période de „basses-eaux idéologiques“, selon le mot d'Edgar Morin, se double, pour l'historien, d'une crise, à tout le moins d'un tournant épistémologique défini naguère par Marcel Gauchet comme un „changement de paradigme en sciences sociales“, essentiellement marqué par une remise en cause de l'héritage des *Annales*.<sup>4</sup> Au lourd, au lent, au gros des structures et des séries fait place le „micro“ de la microhistoire, du temps court, de la crise

4 Marcel Gauchet: *Changement de paradigme en sciences sociales?*, in: Anne Simonin, Hélène Clastres (dir.): *Les idées en France 1945-1988. Une chronologie*, Paris 1989, p. 472-480.

éclatée et complexe, du symbole aux multiples significations. Face à l'histoire sociale et quantitative se développe un mouvement général de retour, retour du récit, de l'événement, de la biographie, retour surtout de l'histoire politique. En se plaçant dès sa naissance dans le champ de l'histoire politique, à la fois, contre l'histoire sociale peu attentive à la dimension culturelle et contre l'histoire des idées indifférente à ses propres conditions de possibilité, l'histoire des intellectuels participe de cette nouvelle historiographie où le politique et le culturel s'imbriquent étroitement, dans l'étude des „politiques culturelles“ comme dans l'invention du concept de „culture politique“. Elle contribue à ce curieux renversement de la triade marxisante des *Annales* „économie, société, civilisations“, pour en revenir à la trinité occidentale où le prêtre (le culturel) est au-dessus du guerrier (le politique) et du paysan (l'économique).

En même temps, et c'est ce que je tenterai d'analyser à partir de ses principales tendances, l'histoire *des* intellectuels a dû se définir par rapport à d'autres champs historiographiques. Elle ne s'identifie pas à „l'histoire culturelle“ qui d'ailleurs, dans la tradition française, a glissé d'une histoire des cultures savantes limitée à la „science des textes“ à une histoire des pratiques culturelles, notamment des cultures populaires, puis à une conception de plus en plus extensive de la notion même de culture (culture politique, culture d'entreprise) qui est au fondement d'une nouvelle anthropologie historique. Elle ne s'identifie pas non plus à une „histoire intellectuelle“ qui, malgré quelques tentatives d'acclimatation récente, par exemple à l'École des hautes études en sciences sociales, reste étrangère aux apports de l'*intellectual history* américaine, voire de la *Geistesgeschichte* allemande.<sup>5</sup> Mais ceci est tout un autre débat, qu'il n'est pas possible d'aborder ici. Je m'en tiendrai donc à une

5 Roger Chartier: Histoire intellectuelle et histoire des mentalités. Trajectoires et questions, in: Revue de synthèse (1983), juillet-décembre, p. 277-307.

présentation des deux ensembles *principaux* de recherches qui se sont constitués autour de la démarche historique de Jean-François Sirinelli, d'une part, de la démarche sociologique de Pierre Bourdieu, d'autre part, pour envisager ensuite les secteurs adventices, solutions de compromis ou découvertes de voies nouvelles, et terminer sur ce qui me paraît fertile dans une approche comparative de l'histoire des intellectuels.

### „L'histoire en chantier“ de Sirinelli

C'est au milieu des années 1980, je l'ai dit, que „l'histoire des intellectuels“ reçoit son appellation contrôlée. Son manifeste en serait l'article de Jean-François Sirinelli, *Le hasard ou la nécessité? Une histoire en chantier: l'histoire des intellectuels*, publié dans la revue *Vingtième siècle* en 1986.<sup>6</sup> „Histoire en chantier“ certes, qui doit baliser son terrain, déterminer ses sources, construire ses concepts, mais histoire à ambition d'emblée globale, à la croisée des histoires politique, sociale, culturelle. Le chantier de Sirinelli va, en l'espace d'une décennie, se décomposer en tous les types de travaux universitaires possibles: un ouvrage de synthèse avec Pascal Ory sur l'histoire des intellectuels en France au XX<sup>e</sup> siècle,<sup>7</sup> une thèse monumentale sur les „khâgneux et normaliens“ (le milieu de l'École normale supérieure),<sup>8</sup> que suivront des approches complémentaires, sur les manifestes et pétitions d'intellectuels,<sup>9</sup> et un essai, fort érudit,

6 Jean-François Sirinelli: *Le hasard ou la nécessité ? Une histoire en chantier l'histoire des intellectuels*, in: *Vingtième siècle. Revue d'histoire* 1986, n°9, p. 97-108.

7 Pascal Ory, Jean-François Sirinelli: *Les intellectuels en France, de l'Affaire Dreyfus à nos jours*, Paris 1986.

8 Jean-François Sirinelli: *Génération intellectuelle. Khâgneux et normaliens dans l'entre-deux-guerres*, Paris 1988, rééd. 1995.

9 Jean-François Sirinelli: *Intellectuels et passions françaises. Manifestes et pétitions au XX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1990.

sur le duo paradigmatique Sartre et Aron,<sup>10</sup> sans parler de la création, dès 1985, du Groupe de recherche sur l'histoire des intellectuels.

On peut dire que ces différents travaux ont été pour Sirinelli autant d'exercices d'application des outils de recherche, notions plus que concepts, qu'il propose d'élaborer pour étudier le milieu intellectuel, ceux de „générations intellectuelles“, de „sociabilités intellectuelles“, d'„itinéraires“. C'est surtout dans sa thèse qu'il a d'abord mis en œuvre la notion de génération intellectuelle, pour éclairer la différence entre le pacifisme de la génération de 1905, impliquée dans le conflit, et les voies divergentes de celle de 1915, qui n'a pas partagé les mêmes espoirs de l'immédiate après-guerre. Dans une telle perspective, une génération intellectuelle peut se définir, d'une part, par la rencontre avec un „événement fondateur“, guerre, révolution, crise nationale ou sociale, dont l'effet peut d'ailleurs être différé, et, d'autre part, par une „conscience de génération“, partageant des aspirations communes, notamment contre la génération précédente, des références intellectuelles et politiques communes, des maîtres à penser communs: c'est d'ailleurs à partir de cette recherche qu'a été lancée la réflexion collective du Groupe de recherche sur l'histoire des intellectuels.<sup>11</sup> Traditionnelle en sociologie, bien admise en histoire littéraire, la notion de génération, associant le temps court et l'événement, restait assez étrangère aux historiens, et l'apport de Sirinelli a contribué à l'acclimater dans le champ plus vaste de l'histoire politique.<sup>12</sup> Elle a eu pour vertu (et peut-être aussi pour danger) de déstabiliser certaines notions acquises, en particulier de proposer, face à la lecture „horizontale“ de l'opposition droite-gauche, une lecture „verticale“ du champ politique.

10 Jean-François Sirinelli: Deux intellectuels dans le siècle, Sartre et Aron, Paris 1995.

11 Jean-François Sirinelli (dir.): Générations intellectuelles, in: Cahiers de l'IHTP (1987), n°6.

12 Jean-François Sirinelli: Les générations, in: Vingtième siècle. Revue d'histoire (1989), n°22.

Appliquée à l'analyse des manifestes et pétitions d'intellectuels, la notion de „sociabilité intellectuelle“, quant à elle, emprunte de manière pragmatique aux travaux de Maurice Agulhon sur les sociabilités politiques villageoises et les cercles bourgeois comme lieux d'innovation et de modernisation politique.<sup>13</sup> Mais elle reste étonnamment ignorante des apports de la sociologie allemande (Simmel, Max Weber, voire le concept „d'espace public“ chez Habermas) et de la sociologie américaine des *networks*. Nous avons tenté d'enrichir cette démarche par une recherche collective, dans la diversité des approches méthodologiques.<sup>14</sup> Parmi des „lieux“, „milieux“ ou „réseaux“ de sociabilité intellectuelle, salons, cafés littéraires, correspondances, associations, etc., nous avons porté un effort particulier sur les revues, à la fois comme *structures de sociabilité* et comme *lieux d'innovation* sociale et politique. Ainsi peut-on esquisser des typologies selon la forme (périodicité, durée, sommaires), le mode d'organisation (direction, rédaction), le contenu (création, critique, rapports avec l'actualité politique), les liens avec le public (correspondance de lecteurs, groupes de soutien), qui permettent de distinguer des „revues-personnes“, des „revues-familles“ esthétiques ou politiques, des „revues-institutions“, des „revues-carrefour“. Lieux de confrontation et d'innovation, en situation hégémonique ou à la conquête de la légitimité, les revues constituent par ailleurs, au moins jusqu'aux années 1960, un mode d'approche privilégié du „champ intellectuel“ et de ses évolutions idéologiques. De nombreuses recherches ont été consacrées aux revues, depuis le travail de Michel Winock sur *Esprit* jusqu'aux thèses récentes sur *Les Temps modernes* ou *La Nouvelle Critique* ou aux livres sur *Tel*

13 Maurice Agulhon: *La République au village*, préface à la 2<sup>e</sup> édition, Paris 1979, et Maurice Agulhon: *Le cercle dans la France bourgeoise, 1810-1848. Etude d'une mutation de sociabilité*, Paris 1979.

14 Nicole Racine, Michel Trebitsch (dir.): *Sociabilités intellectuelles. Lieux, milieux, réseaux*, in: *Cahiers de l'IHTP* (1992), n°20.

*Quel*, même si de grosses lacunes demeurent, y compris sur les plus importantes comme la *NRF*.<sup>15</sup> Je reviendrai sur l'intérêt des revues pour l'histoire comparée des intellectuels, à propos du travail engagé avec Hans Manfred Bock sur „les revues européennes de l'entre-deux-guerres“, qui permet de dessiner la configuration de „réseaux européens“ et de faire émerger un type nouveau d'intellectuel, l'„intellectuel européen“.

On pourrait dire que c'est avec son tout récent essai sur Sartre et Aron que Sirinelli s'est essayé à explorer la troisième notion, celle de trajectoire, ou d'itinéraire politique. S'il s'agit bien de croiser, de comparer des biographies, nous sommes loin, fort loin d'une tentative proprement prosopographique. L'enjeu, comme l'écrit l'auteur, est de pratiquer „une sorte de géodésie du clerc en politique“. Comme le révèle cet essai, qui penche, on s'en doute, pour Aron contre Sartre, la position critique détermine les choix méthodologiques ou, plus exactement, le choix d'une méthodologie „à géométrie variable“. Derrière l'aspiration à la globalité, c'est une lecture fondamentalement politique de l'histoire des intellectuels que nous propose l'œuvre de Sirinelli, à la fois parce qu'elle restreint la définition de l'intellectuel à son intervention dans le champ politique et parce qu'elle s'inscrit dans le courant plus général de renouveau de l'histoire politique, incarné dans le triangle académique formé par Sciences Po, l'Université de Paris 10 et en partie l'IHTP.<sup>16</sup> Plaidant pour une histoire idéologiquement neutre et méthodologiquement ouverte, Sirinelli s'est imposé comme le principal représentant de l'histoire des intellectuels à la française. Il dirige lui-même, depuis

15 Michel Winock: Histoire politique de la revue „Esprit“ (1930-1950), Paris 1975, rééd. sous le titre: *Esprit, des intellectuels dans la cité*, Paris 1996; Anna Boschetti: *Sartre et „Les Temps modernes“: une entreprise intellectuelle*, Paris 1985; Philippe Forest: *Histoire de „Tel Quel“*, 1960-1982, Paris 1995; Frédérique Matonti: *Intellectuels communistes. Essai sur l'obéissance politique. „La Nouvelle critique“* (1967-1980), Paris 2005.

16 Jean-François Sirinelli: *Les intellectuels*, in: René Rémond (dir.): *Pour une histoire politique*, Paris 1988, p. 199-231.

l'Institut d'études politiques (Paris), de nombreuses thèses, mais on ne peut pas dire qu'il ait pour autant fondé une école ou formé de disciples. Il est significatif qu'il se soit lui-même quelque peu éloigné de l'histoire proprement dite des intellectuels au profit d'une histoire pleinement politique, notamment en dirigeant une somme sur les droites et un imposant dictionnaire de la vie politique.<sup>17</sup>

### Le „champ intellectuel“ ou les labours de Bourdieu

Une telle histoire fondamentalement politique des intellectuels, tout en affirmant son refus d'une histoire désincarnée des idées, ne pouvait qu'être confrontée à l'entreprise sociologique de Pierre Bourdieu et de son école. Autour de la notion de „champ“, Pierre Bourdieu a construit, on le sait, un modèle d'analyse du milieu intellectuel ou „champ de production culturelle“, conçu comme un „univers social autonome“ fonctionnant selon ses propres règles, comme un champ de forces et de tensions, polarisées en fonction des conditionnements sociaux ou „habitus“ et des parts respectives de „capital“ – économique, social, scolaire, culturel, symbolique – et régies par des stratégies de pouvoir destinées à obtenir la légitimation et la consécration par le milieu lui-même et par le public.<sup>18</sup> Peut-être n'est-il pas nécessaire de pousser plus loin ce rappel de définitions pour des auditeurs allemands assez familiers avec l'œuvre de Bourdieu. Il faut en revanche détailler un peu l'ensemble des recherches menées sous sa direction, qui donnent à cette entreprise l'aspect d'une multinationale toute-puissante. A la différence de

17 Jean-François Sirinelli (dir.): Histoire des droites en France, 3 vol., Paris 1992; Jean-François Sirinelli (dir.): Dictionnaire historique de la vie politique française au XX<sup>e</sup> siècle, Paris 1995.

18 Entreprise qu'on peut faire remonter à *Homo Academicus* (Paris 1984) et *La noblesse d'Etat* (Paris 1989). Sur la notion de champ littéraire et son autonomie relative, voir surtout Pierre Bourdieu: Le champ littéraire, in: Actes de la recherche en sciences sociales (1991), n°89, p. 3-46 et Pierre Bourdieu: Les règles de l'art. Genèse et structure du champ littéraire, Paris 1992.



Sirinelli, qui a lancé un label mais n'a pas fait école, Bourdieu est entouré de disciples, et parmi les meilleurs de la recherche actuelle en histoire des intellectuels.

Le principal de ces disciples, Christophe Charle, a constitué lui-même, à mesure qu'il construisait son œuvre, un réseau de recherche, à l'Institut d'histoire moderne et contemporaine d'abord, avec un séminaire sur l'histoire des élites, à l'Université Paris 1 ensuite, où son enseignement se double de l'animation du Groupe de travail sur les universités européennes. Engageant sa recherche sur la période même de „naissance des intellectuels“ à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle, il a d'abord renouvelé et consolidé une lecture de l'affaire Dreyfus à la fois comme tournant décisif dans l'histoire du champ du pouvoir contemporain et comme paradigme de toute l'histoire de la figure de l'intellectuel.<sup>19</sup> Ainsi a-t-il contribué de manière décisive à orienter la recherche d'une part vers l'interprétation des crises littéraires, d'autre part vers une plus large prosopographie des élites qui vise à renouveler l'histoire sociale elle-même. Le concept d'intellectuels, signalait-il dès ses premiers travaux, échappe aux définitions classiques des groupes sociaux, celui d'une neutralisation progressive ou au contraire d'un ancrage historique daté. Pour saisir ce qu'il a de spécifique, c'est-à-dire le degré d'autonomie relative du champ intellectuel, il faut selon lui, à l'encontre d'une lecture trop centrée sur un secteur restreint et trop tendu vers une perspective d'histoire politique, resituer les intellectuels à l'intérieur de l'espace global du champ du pouvoir et notamment dans leurs rapports avec les autres ensembles des classes dominantes. Pour mener à bien cette recherche, en s'appuyant fidèlement sur la lourde infrastructure des concepts forgés par Bourdieu, Charle a systématisé l'étude statistique d'échantillons aussi exhaustifs que possible des catégories étudiées, annuaires d'élites, biographies d'universitaires, à partir desquels est mené, grâce

19 Christophe Charle: *Naissance des „intellectuels“, 1880-1900*, Paris 1990.

à l'informatique, un croisement prosopographique et différentiel des données. Ainsi s'explique l'élargissement progressif de son interrogation à l'ensemble des „élites de la République“ et notamment au milieu universitaire, lui-même de plus en plus étendu à l'espace européen.<sup>20</sup>

Derrière cette première génération d'élèves de Bourdieu pousse aujourd'hui une nouvelle pépinière, qui semble avoir privilégié la piste des crises du champ intellectuel, dans la foulée des premiers travaux de Christophe Charle ou de ceux de Jean-Louis Fabiani sur les philosophes de la République et sur la thématique récurrente de la „crise“ de la philosophie.<sup>21</sup> Extrêmement réductrice lorsqu'elle analyse en purs termes de „prise de pouvoir“ (celle de Sartre et des *Temps modernes*) les formes d'engagement d'après 1945,<sup>22</sup> cette démarche a déjà produit de passionnants travaux, notamment la thèse d'Anne Simonin sur les Éditions de Minuit et celle de Gisèle Sapiro sur les institutions de la vie littéraire sous l'Occupation, qui tentent l'une et l'autre, à partir d'une situation de crise nationale, d'analyser les redistributions des principes de hiérarchisation et de consécration qui affectent et modifient en profondeur le champ littéraire, surdéterminé par la politisation extrême de telles circonstances.<sup>23</sup>

S'articulant sur un réseau d'institutions universitaires (Collège de France, EHESS), de maisons d'éditions (Éditions de Minuit avec sa

20 Christophe Charle: *Les élites de la République, 1880-1900*, Paris 1987; C. Charle: *La République des universitaires, 1870-1940*, Paris 1994; C. Charle: *Les intellectuels en Europe au XIX<sup>e</sup> siècle. Essai d'histoire comparée*, Paris 1996. Voir aussi C. Charle, Edwin Keiner, Jürgen Schriewer (dir.): *A la recherche de l'espace universitaire européen*, Berne 1993.

21 Jean-Louis Fabiani: *Les philosophes de la République*, Paris 1988.

22 Anne Boschetti, op. cit.

23 Anne Simonin: *Les Éditions de Minuit 1942-1955. Le devoir d'insoumission*, Paris 1995; Gisèle Sapiro: *La Guerre des écrivains*, Paris 1999. Voir aussi, dans le dossier „Littérature et politique“, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* (1996), n°111-112, les contributions de Gisèle Sapiro: *La raison littéraire. Le champ littéraire français sous l'Occupation (1940-1944)*, p. 3-35, d'Anne Simonin et de Philippe Olivera.

collection „Le Sens commun“, mais aussi, à un moindre degré, Le Seuil), de revues et périodiques (*Actes de la recherche en sciences sociales* et son supplément international *Liber*), il y a un clan Bourdieu, une entreprise Bourdieu, une machine Bourdieu, qui est au cœur d’une bataille idéologique et épistémologique sur le statut même de la théorie sociologique et par-delà, de plus en plus, d’une bataille pour fournir, après Sartre, un modèle alternatif de l’intellectuel engagé. On ne saurait réduire le „champ historiographique“ de l’histoire des intellectuels à un affrontement entre la démarche de Bourdieu et celle de Sirinelli. Il n’est pourtant pas inutile d’analyser un peu plus en détail ce qui les oppose fondamentalement. A première vue, il pourrait s’agir d’une opposition assez simple entre une définition „large“, sociale et sociologique des intellectuels (producteurs et médiateurs de biens symboliques, selon Bourdieu), et une définition „étroite“. Politique, qui limite les intellectuels aux diverses formes d’engagement dans la cité. Mais on devine à quel point les batailles de définitions, consubstantielles à l’histoire des intellectuels, recèlent d’autres enjeux, y compris un enjeu quasiment politique qui, sans opposer terme à terme une droite et une gauche universitaires, distingue néanmoins un versant libéral aronien, autour de Sirinelli, et un versant plus nettement engagé dans les combats de la gauche, autour de Bourdieu, lui-même si impliqué, on s’en souvient, dans les grèves de novembre 1995. Insistons surtout sur les enjeux épistémologiques et méthodologiques. Le premier, l’essentiel sans doute, dépasse de loin l’histoire des intellectuels, et je ne pourrai que l’effleurer ici: le tournant épistémologique des années 1970-1980 que j’ai évoqué au début, marque une nouvelle étape, au sein des sciences sociales, dans la longue et ancienne bataille que se livrent l’histoire et la sociologie dans leur aspiration globalisante à l’hégémonie.<sup>24</sup> En construisant un mo-

24 Cf. le numéro programmatique des „Annales“: Histoire et sciences sociales: le tour-

dèle qui transpose d'une certaine manière dans l'analyse des „superstructures“ (le champ du pouvoir) l'appareil conceptuel marxiste d'analyse du marché capitaliste, Bourdieu tient un discours global sur la fonction et la place de la sociologie dans l'analyse du monde contemporain, qui vise à en faire une science totale évidemment en butte aux aspirations rivales de l'histoire globale. Cette opposition, fondamentale, se double d'une rivalité méthodologique: à la posture de Bourdieu, qui garde sa confiance aux méthodes lourdes, statistiques, prosopographiques, qui hérite au fond des apports principaux du sériel et du quantitatif, s'oppose une recherche elle aussi multiforme, une revendication d'empirisme méthodologique. Dans l'histoire sereine et „à géométrie variable“ revendiquée par Sirinelli, on tend, il est vrai, souvent à glisser du concept à la métaphore, notamment géographique, étonnante spatialisation de la diachronie. Charle pointe le doigt avec quelque délectation sur ce qu'il appelle, visant nommément Sirinelli, „la simplification couramment pratiquée par les études fondées sur des exemples partiels ou des crises dramatiques“.<sup>25</sup>

## Bricolages

Il faut admettre que, dans leur diversité et dans leurs affrontements, toutes ces recherches sur l'histoire des intellectuels s'accordent du moins sur le principe d'une autonomie relative du champ intellectuel, sur l'idée que ce n'est pas au dehors mais au sein même du fonctionnement du milieu intellectuel qu'il faut chercher son histoire. Il demeure que, quelle que soit la puissance de la machine Bourdieu, c'est pourtant cet empirisme méthodologique qui semble l'emporter dans les travaux qui se sont multipliés à une cadence accélérée depuis le début des années 1990, comme d'ailleurs au sein

nant critique, (1989), octobre-décembre.

25 Charle: *La République des universitaires*, op. cit., p. 310-311.

des divers séminaires et groupes de recherches qui se sont formés, notamment à Sciences Po, autour de Michel Winock et dans le cadre du Centre d'histoire et d'étude du vingtième siècle (CHEVS) dirigé par Serge Berstein et Pierre Milza.

On ne peut qu'être frappé, tout d'abord, par l'essor d'une littérature parascolaire de manuels, d'ouvrages au format de poche, de dictionnaires. Depuis la synthèse de Pascal Ory et Jean-François Sirinelli, sont ainsi apparus sur le marché des collections grand public les livres d'Ariane Chebel d'Appollonia sur l'histoire politique des intellectuels en France de 1944 à 1954 ou, tout récemment, de Christian Delporte, spécialiste de la caricature, sur les intellectuels et la politique au XX<sup>e</sup> siècle.<sup>26</sup> Longuement retardé par la complexité de la mise en œuvre, le nombre des collaborateurs, les rivalités implicites ou explicites, l'ambitieux *Dictionnaire des intellectuels français* dirigé par Jacques Julliard et Michel Winock et coordonné par Christophe Prochasson et une équipe de jeunes historiens, paraît enfin au Seuil à l'automne 1996. Composé de trois parties, „les personnes, les lieux, les moments“, il participe de cette vogue des sommes encyclopédiques qui, du *Dictionnaire critique de la Révolution française* de François Furet et Mona Ozouf au *Dictionnaire historique de la vie politique française* de Sirinelli, manifeste le refus du dogmatisme aux yeux de l'école historique française, en soumettant la lecture globale à l'interprétation éclatée que suggère la „démocratie de l'alphabet“. De cette difficulté de la synthèse témoigne le projet de Dominique Damamme, spécialiste de l'histoire culturelle moderne, et Bernard Pudal, auteur d'une thèse importante sur les cadres du Parti communiste, qui sont venus expliquer devant notre Groupe de recherche les problèmes que leur pose la rédac-

26 Ariane Chebel d'Appollonia: *Histoire politique des intellectuels en France 1944-1954*, 2 vol., Bruxelles 1991; Christian Delporte: *Intellectuels et politique*, Paris 1995.

tion d'un petit livre sur l'histoire des intellectuels français pour la collection „Repères“ aux éditions de La Découverte.

En second lieu, concernant les recherches de haut niveau d'érudition, domine une tendance, non sans résonances néo-positivistes et typologisantes, au compromis méthodologique. Deux thèses publiées en 1993, l'une de sociologie, l'autre d'histoire, me semblent caractéristique de cette tendance. Tout d'abord celle de Rémy Rieffel sur les intellectuels sous la V<sup>e</sup> République, l'un des premiers travaux d'ensemble à aborder cette période très récente.<sup>27</sup> Ce que Rieffel, qui dirigea de 1994 à 1999 l'Institut français de presse à l'Université Paris 2, s'attache avant tout à analyser, c'est la relation qu'on peut établir entre le désinvestissement récent des intellectuels envers la politique et les processus de médiatisation et d'interpénétration du milieu intellectuel par l'ensemble du marché culturel en expansion. Il distingue trois niveaux ou modes d'insertion dans la société intellectuelle: des modes d'affiliation, par cooptation ou agrégation dans les réseaux de sociabilité (salons, tribunes, promotions de grandes écoles, etc.), des modes de légitimation par les pairs (revues), des modes de consécration par le public (édition, presse culturelle, télévision). Ce qu'on a reproché à Rieffel, qui fonde sa démarche sur le concept de configuration sociale emprunté à Norbert Elias, c'est l'opacité d'une méthode qui, contournant ou aseptisant les concepts de Bourdieu, tend à réduire les mutations des années 1970 à des mécanismes de „tribu“. On ne peut exactement lui comparer l'approche de Christophe Prochasson, sinon dans ce risque de compromis méthodologique qui vire à la typologie, voire à la cartographie. Dans sa thèse sur les intellectuels socialistes du début du XX<sup>e</sup> siècle, comme dans ses deux ouvrages de synthèse sur les années 1900 et la période de la Première Guerre mondiale, il focalise son attention sur l'étude de ce qu'il appelle les

27 Rémy Rieffel: La tribu des clercs. Les intellectuels sous la V<sup>e</sup> République, Paris 1993.

„lieux, milieux et réseaux“ intellectuels.<sup>28</sup> C'est cette recherche qu'il poursuit aussi dans le cadre du GREVIC (le Groupe d'étude sur la vie intellectuelle contemporaine) et de la revue *Mil neuf cent*, qu'il anime avec Jacques Julliard à l'EHESS. Dans de telles approches deux risques ne sont pas écartés, celui de réduire le fonctionnement du monde intellectuel (les fameuses sociabilités intellectuelles) à des comportements de caste ou de clan, celui inverse, en s'en tenant à une histoire des formes du politique (cercles, revues, pétitions etc.), de faire disparaître le sens même de l'histoire politique, tel qu'il se manifeste dans les grands affrontements idéologiques (droite et gauche, conservatisme et libéralisme etc.).

Une troisième caractéristique est l'insistance, souvent très polémique, sur les erreurs politiques des intellectuels. Un certain nombre de travaux avaient sans doute, dès les années 1980, mis en cause la collaboration, voire la simple „accommodation“, pour reprendre une notion récemment mise à jour par Philippe Burrin, des intellectuels avec le régime de Vichy sinon même avec l'occupant nazi. Un contre-courant a signifié, sinon le retour en grâce du moins le regain d'intérêt pour les intellectuels de droite comme Drieu La Rochelle ou, après-guerre, le petit des „Hussards“. Mais la vague déferlante s'est surtout jetée sur l'engagement communiste des intellectuels. S'inspirant de Bourdieu, Jeannine Verdès-Leroux a d'abord contribué à approfondir les distinctions entre les divers types de séduction communiste, de l'intellectuel-de-parti aux diverses formes de compagnonnage de route.<sup>29</sup> Elle vient, il est vrai, de donner tout

28 Christophe Prochasson: *Les intellectuels, le socialisme et la guerre 1900-1938*, Paris 1993 ; C. Prochasson: *Les années électriques 1880-1914*, Paris, 1991; C. Prochasson, Anne Rasmussen: *Au nom de la patrie. Les intellectuels et la Première Guerre mondiale (1910-1919)*, Paris 1996. Voir aussi C. Prochasson: *Histoire intellectuelle/Histoire des intellectuels. Le socialisme français au début du XX<sup>e</sup> siècle*, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* (1992), n°39, p. 423-448.

29 Jeannine Verdès-Leroux: *Au service du parti. Le parti communiste, les intellectuels et la culture (1944-1956)*, Paris 1983; J. Verdès-Leroux: *Le réveil des somnambules*.

récemment un coup de barre dans le sens opposé, en se lançant dans l'étude des intellectuels d'extrême-droite.<sup>30</sup> Plus étonnant a été l'accueil fait en France à la critique anglo-saxonne, aiguillon classique de l'école historique française (Paxton, Sternhell), notamment aux livres de Tony Judt, ou encore, il y a peu, de Stephen Koch, qui a eu accès aux archives russes.<sup>31</sup> Il s'agit bien ici de pointer du doigt l'irresponsabilité intellectuelle, la rupture chez les intellectuels communistes avec les valeurs républicaines traditionnellement héritées jusqu'ici par la gauche des idées de 1789, la manipulation systématiquement organisée par l'appareil moscovite avec la participation complaisante d'intellectuels authentiques comme de seconds couteaux. Au sommet de cette vague, qu'on serait presque tenté de qualifier de „révisionniste“, l'œuvre, sans doute toute l'œuvre de François Furet, y compris ses travaux essentiels sur la Révolution française, apparaît rétrospectivement, à la lumière de son dernier livre si commenté, *Le passé d'une illusion*, comme un long règlement de comptes avec l'utopie communiste.<sup>32</sup>

## Explorations et comparaisons

Il y a évidemment plus et plus profond dans ce courant, et il ne faut pas s'en tenir aux discours d'escorte, centrés sur la manipulation et la malléabilité des intellectuels, qui ont accompagné la réception de ces ouvrages. On pourrait y lire une de ces poussées périodiques

Le parti communiste, les intellectuels et la culture (1956-1985), Paris 1987; J. Verdès-Leroux: La lune et le caudillo, Paris 1989.

30 Jeannine Verdès-Leroux: Refus et violences. Politique et littérature à l'extrême-droite des années 30 aux retombées de la Libération, Paris 1996.

31 Tony Judt: Un passé imparfait: les intellectuels en France 1944-1956, trad. franç., Paris 1992; Paul Johnson: Le grand mensonge des intellectuels: vices privés et vertus publiques, trad. franç.; Paris 1993; Stephen Koch: La fin de l'innocence: les intellectuels d'Occident et la tentation stalinienne, 30 ans de guerre secrète, trad. franç., Paris 1995.

32 François Furet: Le passé d'une illusion. Essai sur l'idée communiste au XX<sup>e</sup> siècle, Paris 1995.



d'anti-intellectualisme qui affectent le champ intellectuel, anti-intellectualisme où le clerc se définit d'abord par sa faible emprise sur le réel, sur la réalité des contraintes économiques, des rapports de force politiques, de la complexité sociale, et qui fait pendant à l'anti-intellectualisme de gauche, enraciné dans le populisme et l'ouvriérisme, qui surestime le peuple-roi et méprise le frêle intellectuel. Dans cette perspective, l'histoire des intellectuels, y compris la plus universitaire, apparaît non seulement comme un des principaux champs de bataille de l'histoire du contemporain, mais comme un des principaux terrains de redistribution des cartes idéologiques et contribue, à sa manière, à mettre fin à cette singularité française, cette „exception française“, cette guerre civile larvée qui durait depuis la Révolution.

Il y a, il est vrai, d'autres approches, qui ne se réclament pas directement de l'histoire des intellectuels, mais qui se tournent plutôt, les unes vers l'histoire des pratiques culturelles, les autres vers l'histoire des représentations, et qui tendent à converger dans quelques essais de synthèse, notamment chez Roger Chartier. Du côté des pratiques, je m'en tiendrai à mentionner trois séries d'apports. Tout d'abord, l'essor récent de l'histoire de l'édition, qui doit beaucoup aux travaux de Chartier sur les „usages de l'imprimé“ et qui a culminé avec l'ouvrage monumental qu'il a dirigé avec Henri-Jean Martin, mais qui doit aussi énormément à la création de l'Institut Mémoires de l'édition contemporaine et à son activité de rassemblement, de sauvetage et d'exploitation des archives des éditeurs.<sup>33</sup> Avec Chartier, Frédéric Barbier à l'Institut d'histoire moderne et contemporaine, Jean-Yves Mollier à l'Université de Saint-Quentin-en-Yvelines, c'est toute une école française d'histoire de l'édition qui

33 Roger Chartier, Henri-Jean Martin (dir.): Histoire de l'édition française, t. 4: Le livre concurrencé, 1900-1950, Paris 1986. L'IMEC publie un bulletin d'information et organise des colloques.

s'est récemment constituée.<sup>34</sup> De même voit-on se constituer, selon une problématique chère par exemple à la *Revue de synthèse*, une histoire des disciplines qui ne se confond ni avec l'histoire universitaire ni avec l'histoire des idées, mais qui tente d'articuler l'analyse de l'institution et de son contenu scientifique.<sup>35</sup> Signalons encore l'apport en histoire littéraire, sans doute plus loin de l'histoire des intellectuels, de la „critique génétique“ telle qu'elle s'est développée, dans la lignée des travaux de Gérard Genette et sous l'impulsion de Louis Hay, à l'Institut des textes et manuscrits modernes (ITEM). „Le texte n'existe pas“: derrière ce mot d'ordre provocateur, il y a une démarche qui consiste à analyser la relation entre le texte et sa genèse, son „avant-texte“, qui fait de la production littéraire une „entité organique“ incluant l'ensemble des rapports sociaux et individuels dans lesquels se situe le producteur. Nous voici déjà, par là, à la charnière des pratiques et des représentations. Qu'il s'agisse des approches suggérées par Pierre Nora, dont les séminaires à l'EHESS, depuis près de dix ans et dans la foulée des *Lieux de mémoire*, ne cessent de tourner autour de la relation complexe entre les intellectuels (actuellement le „grand écrivain“), la nation, l'identité, le symbolique, ou de l'inspiration venue de l'œuvre devenue classique de Paul Bénichou qui pousse à découper le champ idéologique par grandes figures symboliques, le mage, le prophète, l'écrivain.<sup>36</sup>

34 Jean-Yves Mollier: *L'argent et les lettres. Histoire du capitalisme d'édition, 1880-1920*, Paris 1998; Frédéric Barbier: *L'Empire du livre*, Paris 1995.

35 Voir le dossier „Frontières disciplinaires“, in: *Politix* (1995), n°29. Citons par exemple, sur l'histoire de la sociologie aux XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles, les numéros spéciaux de la „Revue française de sociologie“ (XX 1979, XXII 1981, XXXII 1991); sur l'histoire des sciences, l'article programmatique de Dominique Pestre: *Pour une histoire sociale et culturelle des sciences*, in: *Annales ESC* (1995), n°3, p. 487-522; sur les langues étrangères Michel Espagne: *Le paradigme de l'étranger*, Paris 1993, et Michel Espagne et Michael Werner: *Histoire des études germaniques en France (1900-1970)*, Paris 1994.

36 Paul Bénichou: *Le temps des prophètes: doctrines de l'âge romantique*, Paris 1977; P. Bénichou: *Le sacre de l'écrivain, 1750-1830: essai sur l'avènement d'un pouvoir spiri-*

Ce que ces voies de traverse nous suggèrent, c'est que, pour tenter de dépasser les apories de l'histoire des intellectuels, autrement dit, pour chercher au sein même de l'activité intellectuelle, qui est de produire et de faire circuler des signes et des valeurs, la spécificité du milieu intellectuel, peut-être faut-il se tourner vers les recherches de Daniel Roche et de Roger Chartier sur la „République des lettres“, qui ont profondément renouvelé l'histoire culturelle de l'époque moderne.<sup>37</sup> Adossé aux travaux de Norbert Elias et de Jürgen Habermas, Roger Chartier propose de repenser l'histoire culturelle à partir des objets et des pratiques, pour la placer au cœur des transformations qui marquent la progressive démocratisation des sociétés. A la „configuration sociale“ de la société de cour succède progressivement une nouvelle configuration, caractérisée par la constitution d'un „espace public“, celui de la politique moderne, qui va de pair avec l'émergence d'une sphère privée. Dans ce double procès d'extension parallèle du public et du privé se distinguent des usages sociaux de la culture, qu'il s'agisse du livre et du texte comme objets, des pratiques de lecture et d'écriture, qui placent les intellectuels au cœur des processus d'avènement de la modernité, précisément parce qu'ils se définissent par une tension permanente entre discours esthétique et discours politique, entre production de valeurs et défense de causes politiques, entre pouvoir spirituel et pouvoir temporel. Autrement dit, une problématique qui, tout en tenant compte du tournant indiscutable de l'affaire Dreyfus, replace l'histoire des intellectuels dans le temps long, au moins jusqu'au XVIII<sup>e</sup> siècle, et leur attribue comme matrice, sinon comme date de

tuel laïque dans la France moderne, 2<sup>e</sup> éd., Paris 1985; P. Bénichou: Les images romantiques, Paris 1988.

37 Roger Chartier: Les origines culturelles de la Révolution française, Paris 1990. Voir aussi Daniel Roche: Les Républicains des lettres. Gens de culture et Lumières au XVIII<sup>e</sup> siècle, Paris 1988.

naissance, la Révolution française.<sup>38</sup> On connaît le mot fameux de De Gaulle, refusant de faire arrêter Sartre: „On n'arrête pas Voltaire“. Il y aurait ainsi, pour comprendre l'engagement de Sartre, une autre voie que de le comparer avec Aron, et qui serait de saisir pourquoi et comment il se prenait pour Zola, ou encore pourquoi et comment Zola se prenait pour Voltaire.

Ces nouvelles pistes suggérées en histoire des intellectuels consistent donc à opérer des déplacements, des décentrement qui, au lieu de poursuivre les affrontements infinis sur la définition ou le rôle des intellectuels, tendent à les aborder de biais, par leurs comportements et leurs activités dans l'espace social. Sans prétendre à la spécificité, notre propre démarche, dans le cadre du GRHI, a évolué dans des directions identiques. Après un travail déjà cité sur les *Sociabilités intellectuelles*, après une mise au point plus hétérogène sur les *Intellectuels engagés*,<sup>39</sup> c'est par l'approche comparatiste que nous avons cherché à échapper à un enfermement fondamentalement hexagonal. Si une histoire comparée des intellectuels nous semble possible, c'est précisément à partir de cette spécificité de l'intellectuel français dont nous croyons qu'il faut tenter de s'éloigner pour la repenser ensuite en des termes nouveaux. Il nous a semblé en effet qu'il y a une relation étroite entre le développement d'une histoire des intellectuels „à la française“ et l'idée d'un rôle spécifique des intellectuels français. La figure de l'intellectuel apparaît souvent comme une singularité française, souvent soulignée par le regard étranger, qui voit dans la France le *Zivilisationsliterat*, la „nation littéraire“ par excellence.<sup>40</sup> La France est le berceau de la

38 Voir aussi Roger Chartier: Le monde comme représentation, in: Annales ESC (1989), n°6, p. 1505-1520.

39 Nicole Racine, Michel Trebitsch (dir.): Intellectuels engagés d'une guerre à l'autre, in: Cahiers de l'IHTP (1994), n°26.

40 Priscilla P. Ferguson: La France nation littéraire, Bruxelles 1991. Cf. Daniel Lindenberg: L'intellectuel est-il une spécialité française?, in: Pascal Ory: Dernières questions aux intellectuels, Paris 1990.

notion, au moins au sens contemporain; le paradigme du „pouvoir intellectuel“ a pris une place déterminante dans son histoire depuis l’Affaire Dreyfus, sinon même depuis la Révolution française, par référence aux valeurs constitutives de la démocratie – la liberté, la justice, la vérité. Ainsi peut-on mettre en parallèle le discours qui a érigé la France en démocratie modèle et celui qui a fait de l’intellectuel français le modèle universel de l’intellectuel. Il s’agissait donc pour nous, au départ, de tenter une expérience d’*estrangement* à la fois par rapport à l’histoire et à l’historiographie des intellectuels français, en commençant modestement par une tournée bibliographique des recherches menées à l’étranger, pour viser un premier bilan, qui a été dressé lors d’une journée d’études que nous avons organisé en janvier 1997. Il existe en effet de puissantes traditions historiographiques, nées autour de la problématique de *l’intelligentsia* russe ou constituées dès le début du siècle dans la mouvance marxiste, par exemple autour des travaux de Karl Mannheim sur les „intellectuels sans attaches“ ou de Gramsci sur la notion „d’intellectuel organique“. Dans le monde anglo-saxon, plus tourné vers l’histoire des élites, s’est développée depuis une quarantaine d’années une recherche sociologique et historique des intellectuels, elle-même souvent imprégnée de marxisme, autour des notions de *new class* et des tendances à l’académisation et à la professionnalisation des intellectuels. Il y a plus: c’est aux États-unis et en Allemagne particulièrement, qu’a été entreprise une approche comparative de l’histoire des intellectuels, à forte connotation sociologique il est vrai.<sup>41</sup>

41 Alain G. Gagnon (dir.): *Intellectuals in liberal democracies: political influence and social involvement*, New York 1987; Gérald Berthoult, Giovanni Busino (dir.): *Les intellectuels: déclin ou essor*, Genève 1990. Sans parler des recherches connues en Allemagne, notamment de Wolf Lepenies (*Les trois cultures, Entre science et littérature, l’avènement de la sociologie*, trad. franç., Paris 1990) et de Hartmut Kaelble (*La recherche européenne en histoire sociale comparative, XIX<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècles*, in: *Actes de la recherche en sciences sociales* (1995), n°106-107, p. 67-79).

La tentation comparatiste n'est pas elle-même sans danger. Elle participe du tournant idéologique: bouclier contre les nationalismes et les particularismes, il est significatif qu'elle apparaisse par exemple dans des périodes d'espoir européen, comme les années 1920 ou celles que nous vivons. La mode du comparatisme, dans une période de remise en cause historiographique, a récemment fleuri sur un terrain largement inculte, en tout cas en France. Malgré les références récurrentes aux grands textes canoniques de François Simiand et surtout de Marc Bloch, la démarche comparative n'a été que rarement empruntée par les historiens, en particulier de l'époque contemporaine, et elle demeure d'un usage prudent et pragmatique.<sup>42</sup> Elle commence à être théorisée, notamment dans les recherches franco-allemandes, en particulier autour des travaux de Michel Espagne et Michael Werner sur la notion de „transferts culturels“, qui insiste sur les mécanismes de déplacements, de greffes, de métamorphoses qu'on peut voir à l'œuvre dans le passage et donc dans la comparaison entre plusieurs entités culturelles, et d'autre part, dans la comparaison sur la notion d'élites, engagée par Christophe Charle et un collectif international sur „l'espace universitaire européen“.<sup>43</sup> Cela dit, le comparatisme comporte des limites épistémologiques et des difficultés méthodologiques. Soulignées par Michel Espagne, les limites du comparatisme tiennent à ce qu'il tend à pétrifier les oppositions entre les unités observées, nationales, sociales, à définir celles-ci comme des totalités cohérentes et closes, sans mettre suffisamment l'accent sur les processus mêmes de différenciation, mais aussi d'interrelations. Les difficultés résident dans la

42 Hartmut Atsma, André Burguière (dir.): Marc Bloch aujourd'hui. Histoire comparée et sciences sociales, Paris 1990.

43 Michel Espagne, Michael Werner (dir.): Transferts. Les relations interculturelles dans l'espace franco-allemand, Paris 1988. Pour Christophe Charle, voir C. Charle, Edwin Keiner, Jürgen Schriewer (dir.): A la recherche de l'espace universitaire européen, et C. Charle: Les intellectuels en Europe au XX<sup>e</sup> siècle, op. cit.

nécessité d'opérer des choix en évitant de définir a priori les sujets ou phénomènes à expliquer, pour déterminer plutôt en premier lieu des *unités d'observation*, essentiellement la pertinence du cadre national, mais aussi des *niveaux d'analyse* qui, en dépassant la seule alternative des similitudes et des différences, permettent d'insister sur les mécanismes de croisement et les écarts significatifs.<sup>44</sup> Notre propre enquête ne fait que commencer, de manière beaucoup plus empirique, notamment par la mise en route de recherches thématiques, aussi délimitées que possible, sur „Les revues européennes“ de l'entre-deux-guerres (Berlin 1994), puis de l'après-guerre (Paris 1996), sur les „Encyclopédies et encyclopédistes du XX<sup>e</sup> siècle“, sur l'étude comparée des réactions des intellectuels de plusieurs pays face à la Guerre du Golfe.

D'ores et déjà, on peut tirer en conclusion de cette démarche comparative deux séries d'enseignements. Du moins le fais-je à titre personnel. Tout d'abord, sur le plan méthodologique: on veut distinguer deux manières de concevoir la comparaison. Une manière que je qualifierai de „concrète“, à l'œuvre dans les recherches sur les transferts culturels ou, d'une certaine manière, quand on limite la comparaison à l'histoire européenne. Il s'agit ici de comparer du comparable c'est-à-dire de définir préalablement un espace d'enquête (l'Europe) suffisamment homogène pour passer en quelque sorte de la comparaison à la fusion. Une autre manière, que j'aimerais personnellement mettre en œuvre, est de considérer le comparatisme comme une véritable *expérimentation*, avec tout le risque d'abstraction que cela comporte. Il s'agirait beaucoup plus ici d'opérer un déplacement volontaire de concepts d'une historiographie à une autre, un „croisement de problématiques“, comme l'écrit Christophe Charle, en appliquant par exemple à l'historiographie

44 Michel Espagne: Sur les limites du comparatisme en histoire culturelle, in: Genèses (1994), n°17, p. 112-121.

française des concepts „étrangers“ tels que „academisation“, „Bildungsbürgertum“, voire „Sonderweg“, pour dégager non seulement des ressemblances ou des écarts significatifs, mais mettre l'accent sur l'espèce d'inconscient national collectif à l'œuvre dans toute tentative de théorisation.<sup>45</sup> L'hypothèse principale étant, en ce qui me concerne, l'inclusion dans l'histoire politique de l'histoire des intellectuels, mais dans une histoire du politique et de la représentation, en référence fondamentale à l'identité nationale, notamment au modèle des Lumières puis au modèle romantique. L'intellectuel ne se définit comme tel que parce qu'il intervient dans le champ du politique, mais d'une manière fondamentalement symbolique et „méta-politique“. En ce sens, on en revient à des considérations assez classiques depuis Sartre: l'intellectuel, défini par sa fonction critique, s'affirme comme *l'autre*, l'autre de l'Etat, l'autre du pouvoir, l'autre du sacré, l'autre de l'orthodoxie et de toute orthodoxie.

45 Robert Tombs: Was there a French „Sonderweg“?, in: European review of history 1994, n°2, p. 169-178. Voir aussi Christophe Charle: Intellectuels, „Bildungsbürgertum“ et „professions“ au XIX<sup>e</sup> siècle, in: Actes de la recherche en sciences sociales (1995), n°106-107, p. 85-95.



**Netzwerke und Intellektuelle.  
Konzeptionelle Überlegungen zur politischen  
Rolle eines zivilgesellschaftlichen Akteurs**

François Beilecke

In einem vor kurzem erschienenen Essay haben Wolfram Burkhardt und Johan Frederik Hartle eine Topographie des Intellektuellenmilieus vorgeschlagen, welche sich in exemplarischer Weise auf eine Reihe von Begriffen stützt, die für die Terminologie in der neueren historisch-sozialwissenschaftlichen Intellektuellenforschung charakteristisch ist: „Der Raum des Intellektuellen lässt sich als eine Landkarte von Zentren und Peripherien beschreiben. Als Zentren lassen sich die jeweils führenden hegemonialen und gegenhegemonialen Zirkel beschreiben. Diese Zirkel gruppieren sich um verschiedene politische Institutionen bzw. Bewegungen, um Universitätsinstitute und Akademien, Verlage und Zeitschriften etc. Intellektuelle Zentren können lange Zeiträume bestehen und rekrutieren in einem Vorgang ständigen Austausches je nach intellektueller Ausstrahlungskraft neue Beteiligte. [...] Die Peripherie des intellektuellen Raumes bildet jenes ausgebildete Potenzial nachwachsender Kräfte, welches sich den verschiedenen Netzwerken anschließen kann oder eigene neue Zentren bildet. Es reproduziert sich auch thematisch ständig, da der Bedarf an neuen Vermittlern und Vermittlungsformen verschiedener Hegemonialverhältnisse eher wächst als sinkt. [...] So wird die Bundesrepublik ebenso wie Frankreich, Italien oder die USA von verschiedenen Intellektuellen-Netzwerken durchzogen, die in den Zentren selbst, an den Rändern der Zentren und in der Peripherie auf verschiedene Weise zu unterschiedlichen Zeiten mehr oder weniger geöffnet oder geschlossen, öffentlich präsent oder untergründig-versteckt und politisch dynamisch oder undynamisch waren oder sind.“<sup>1</sup> Berücksichtigt man weiterhin, daß für die Autoren „*nur der Raum des Politischen [...] der Ort des Intellektuellen*“<sup>2</sup> sein kann, und daß sie zudem die „Legitimität der öffentlichen

1 Wolfram Burkhardt, Johan Frederik Hartle: Über den Typus des streitbaren Intellektuellen, in: *Vorgänge* 40 (2001), Nr. 156, S. 8f.

2 Ebd., S. 6 (Hervorhebung i. Orig.).

Interventionen politischer Intellektueller [...] in ihrer kommunikativen Macht begründet“<sup>3</sup> sehen, wird zunächst eines deutlich: Weder das Ideal des „Kritiker[s] als Held“,<sup>4</sup> noch die Vorstellung einer autonomen „freischwebenden“ Intelligenz,<sup>5</sup> und ebensowenig der von Lyotard Mitte der 1980er Jahre zu Grabe getragene Meister der großen Erzählung<sup>6</sup> dienen der neueren Intellektuellenforschung als leitende Konzepte.<sup>7</sup>

Im Gegenteil: Der moderne Intellektuelle wird nunmehr als *fait social* akzeptiert, d.h. als Sozialfigur, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts in allen Gesellschaften westlicher Prägung in Erscheinung getreten ist und unter den jeweiligen politisch-kulturellen Bedingungen der verschiedenen Länder die Rolle eines politischen Akteurs eingenommen hat. So unterscheidet z.B. Hauke Brunkhorst zwischen dem aufklärerisch-intervenierenden französischen *intellectuel* und dem konservativ-akademischen deutschen *Mandarin*, um die nationalspezifischen Erscheinungsformen dieser neuen Sozialfigur zu charakterisieren.<sup>8</sup>

Wie das längere Zitat von Burkhardt und Merle aber auch verdeutlicht, hat sich dank dieser neuen Betrachtungsweise des Intellektuellenphänomens vor allem die Erkenntnis durchgesetzt, daß die spezifischen Vergesellschaftungsformen von Intellektuellen die Eigenständigkeit dieser neuen Sozialfigur begründen. Unabhängig

3 Ebd., S. 9.

4 So Michael Walzer: Zweifel und Einmischung. Gesellschaftskritik im 20. Jahrhundert, Frankfurt/Main 1991, S. 25.

5 So Karl Mannheim: Ideologie und Utopie, Frankfurt/Main 1952, S. 134ff. und 213ff.

6 Vgl. Jean-François Lyotard: Tombeau de l'intellectuel et autres papiers, Paris 1984.

7 Zu den Ursachen, die einen entideologisierten Umgang mit dem Intellektuellenphänomen ermöglicht haben, s. den Beitrag von Michel Trebitsch in diesem Band sowie Hans Manfred Bock: Anmerkungen zur historischen Intellektuellenforschung in Frankreich, in: Lendemains 17 (1992), Nr. 66, S. 16-26.

8 Vgl. Hauke Brunkhorst: Der Intellektuelle im Land der Mandarine, Frankfurt/Main 1987; vgl. kritisch hierzu Hans Manfred Bock: Der Intellektuelle und der Mandarin? Zur Rolle des Intellektuellen in Deutschland und Frankreich, in: Frankreich-Jahrbuch 1998, Opladen 1998, insb. S. 36-38.

davon, ob Geistes- und Sozialwissenschaftler aus der Perspektive des feldtheoretischen Ansatzes eines Pierre Bourdieu,<sup>9</sup> des politisch- und historisch-soziologisch fundierten Milieu-Ansatzes eines Jean-François Sirinelli<sup>10</sup> oder des Gramscianischen Konzepts der Zivilgesellschaft<sup>11</sup> Intellektuellenforschung betreiben, stets wird der Tatsache Rechnung getragen, daß Begegnungsorte und soziokulturelle Gemeinschaftsbildungen grundlegend für die Konstituierung von Intellektuellen als gesellschaftliche Gruppe sind. Als Beleg hierfür sei auf die Vielzahl von Studien über Cafés, Kolloquien, Redaktionskomitees sowie über Zirkel, Schulen, Kreise, Gruppen, Bünde usw. hingewiesen, die auch zu ersten Versuchen angeregt haben, eine allgemeinere Typologisierung intellektueller Assoziationen vorzuschlagen.<sup>12</sup>

Vergegenwärtigt man sich vor diesem Hintergrund nochmals die von Burkhardt und Hartle vorgeschlagene Bestimmung des Intellektuellen-Raumes, fällt auf, daß sie neben solchen Begriffen wie *Zirkel* oder *intellektuelle Zentren* auch auf das Konzept des Netzwerks zurückgreifen, um die spezifische Form der Intellektuellenvergesellschaftung in Europa und den USA zu veranschaulichen. Die Verwendung dieses seit Anfang der achtziger Jahre auch in der deutschen Politikwissenschaft, insbesondere in der Politikfeldforschung gängigen Konzepts<sup>13</sup> ist zwar nicht prinzipiell überraschend, da so-

9 S. Anna Boschetti: Sartre et „Les Temps Modernes“. Une entreprise intellectuelle, Paris 1985.

10 S. François Beilecke: Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellenassoziation 1892-1939, Frankfurt/Main 2003.

11 S. Alex Demirovic: Der nonkonformistische Intellektuelle. Die Entwicklung der Kritischen Theorie zur Frankfurter Schule, Frankfurt/Main 1999.

12 Vgl. hierzu Nicole Racine, Michel Trebitsch (Hg.): Sociabilités intellectuelles: lieux, milieux, réseaux, in: Cahier de l'IHTP (1992), Nr. 20; Richard Faber, Christine Holste (Hg.): Kreise – Gruppen – Bünde. Zur Soziologie moderner Intellektuellenassoziationen, Würzburg 2000.

13 Vgl. hierzu Erik-Hans Klijn: Policy Networks and Network Management: A State of the Art, in: Walter J.M. Kickert, Erik-Hans Klijn, Joop F.M. Koppenjan (Hg.): Managing Complex Networks. Strategies for the Public Sector, London u.a. 1997, S. 16-18, sowie den Literaturüberblick bei Markus Perkmann: Die Welt der Netzwerke, in: PVS (1998), Nr. 4, S. 870-883; Vgl. als repräsentative Studie Detlef Sack: Lokale Netzwerke

wohl in der amerikanischen, der französischen als auch jüngst in der deutschen Intellektuellenforschung *networks*, *réseaux* und *Netzwerke* als zentrale Analysekategorien genutzt werden.<sup>14</sup> Als grundsätzlich problematisch erscheint bei Burkhardt und Hartle allerdings die verschwommene und bildhafte Verwendung des Netzwerkbegriffs: Insbesondere die Erwähnung von Intellektuellen-Netzwerken, die gar ganze Gesellschaften „durchziehen“, vermittelt (sicherlich unbeabsichtigt) den eher bedrohlichen Eindruck einer untergründig agierenden Verschworenengemeinschaft.<sup>15</sup> Derartige Formulierungen tragen nicht zur Klärung der Frage bei, ob Netzwerke nur eine weitere Form der Intellektuellenassoziation darstellen, denen man sich etwa wie einem Verein anschließt, oder ob es sich hier um ein analytisches Konzept handelt, das z.B. zur Charakterisierung der Struktur oder Funktionsweise des Intellektuellenmilieus<sup>16</sup> verwendet wird.

im Stress. Güterverkehrszentren zwischen Kombiniertem Verkehr und Standortkonkurrenz, Berlin 2002.

- 14 Vorreiter sind amerikanische Kulturanthropologen und Soziologen, die seit Mitte der fünfziger Jahre das Netzwerkkonzept für behavioristische Studien operationalisiert haben. Vgl. Elizabeth Bott: *Family and Social Network: Roles, Normes, and External relationships in Ordinary Urban Families*, London 1957; S. im Bereich der Intellektuellenforschung u.a. Charles Kadushin: *Networks and Circles in the Production of Culture*, in: *American Behavioral Scientist* 19 (1976), Nr. 6, S. 769-785; Racine, Trebitsch, a.a.O.; Michel Grunewald (Hg.): *Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960)*, Bern 2002.
- 15 Manfred Faßler hat etymologisch auf eine pejorative Verwendung des Netzwerkbegriffs hingewiesen, die – beruhend auf der Idee des Spinnennetzes – parasitäre bzw. schädigende Auswirkungen von Vernetzungen auf das Gemeinwesen meint. Vgl. M. Faßler: *Netzwerke. Einführung in die Netzstrukturen, Netzkulturen und verteilte Gesellschaftlichkeit*, München 2001, S. 88-91.
- 16 Im weiteren Textverlauf wird mit dem Begriff „Intellektuellenmilieu“ aus makrosoziologischer Perspektive das gesamte Intellektuellenfeld eines bestimmten Landes bezeichnet. Die weiteren Unterteilungen dieser nationalen Intellektuellenmilieus werden als intellektuelle Milieus bezeichnet, die z.B. sozialmoralischen Milieus im Sinne von Lepsius oder politischen Teilkulturen zugeordnet werden können. Intellektuellennetzwerke beziehen sich dabei auf die strukturfunktionale Dimension des Milieubegriffs. Vgl. auch Michel Grunewald, Hans Manfred Bock: *Zeitschriften als Spiegel intellektueller Milieus. Vorbemerkungen zur Analyse eines ungeklärten Verhältnisses*, in: Grunewald: *Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland*, a.a.O., S. 28f.

Diese immer wieder monierte Unschärfe bei der sozialwissenschaftlichen Verwendung des Netzwerkbegriffs,<sup>17</sup> die man selbst so prominenten Autoren wie Manuel Castells vorgeworfen hat,<sup>18</sup> ist gerade mit Blick auf die Intellektuellenthematik bedauerlich. Sie verwässert in unnötiger Weise ein analytisches Konzept, das eigentlich – so die These dieses Beitrags – dazu beitragen kann, wesentliche Erkenntnisse über die Interventions- und Einflußmöglichkeiten von Intellektuellen zu gewinnen. Voraussetzung hierfür ist jedoch eine Präzisierung dessen, was mit der Kategorie Netzwerk im Rahmen der Intellektuellenforschung analytisch erfaßt werden soll. Wenig hilfreich ist hierbei der Versuch, aus der mittlerweile unüberschaubaren Literatur zur sozialwissenschaftlichen Netzwerkforschung den einheitlichen theoretischen Bezugsrahmen herauszuarbeiten, der als allgemeinverbindlich für die Bestimmung des Netzwerkbegriffs Geltung beanspruchen könnte. Eine derartige Netzwerktheorie liegt trotz verschiedener Anläufe hierzu bis heute nicht vor,<sup>19</sup> was sich jedoch in keiner Weise hemmend auf die Entwicklung einer transdisziplinären Netzwerkforschung ausgewirkt hat. Wie Betina Hollstein in ihrer Studie zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke treffend bemerkt hat, beruht die Attraktivität des Begriffs auf dem intuitiven Verständnis, daß mit dem Konzept des sozialen Netzwerks ein besseres Verständnis sowohl für die Bedingungen als auch für die Folgen von Modernisierungsprozessen in den

17 Perkmann spricht sogar von einem „der prominentesten *empty signifiers* der Politikwissenschaft“ (a.a.O., S. 870). Es sei daran erinnert, daß die semantische Karriere des Netzwerkbegriffs seit den 1960er Jahren von der technologischen Weiterentwicklung im Bereich der elektronischen Datenverarbeitung (Computer-Netzwerke und Internet) getragen wird. Vgl. Faßler, a.a.O., S. 88-96.

18 Vgl. Perkmann, a.a.O., S. 874. Dieser spricht hier vom „glitzernden Faszinosum“ der Castellschen Netzwerkgesellschaft.

19 Am umfassendsten hat dies sicherlich Manuell Castells versucht, vgl. M. Castells: Der Aufstieg der Netzwerkgesellschaft, Opladen 2001. Vgl. aber auch Dirk Messner: Die Netzwerkgesellschaft. Wirtschaftliche Entwicklung und internationale Wettbewerbsfähigkeit als Probleme gesellschaftlicher Steuerung, Köln 1995.

verschiedensten gesellschaftlichen Bereichen erzielt werden kann.<sup>20</sup> Für die sozialwissenschaftliche Forschung kann als kleinster gemeinsamer Nenner im Umgang mit dem Netzwerkbegriff festgehalten werden, daß mit diesem Konzept eine spezifische Menge von informellen und relativ stabilen Beziehungen zwischen sozialen Akteuren beschrieben wird, wobei diese Akteure – je nach Disziplin und Fragestellungen – ganz unterschiedliche soziale Einheiten sein können, z.B. Regierungs- und private Wirtschaftsorganisationen, Vereine, Haushalte, Familien oder Individuen. Netzwerke sind dabei durch ein Innen und Außen gekennzeichnet und stehen immer in einem Austauschverhältnis mit anderen Netzwerken, wobei diese wechselseitige Aufeinanderbezogenheit eher horizontaler denn vertikaler Natur ist.<sup>21</sup>

Vergleicht man diese Arbeitsdefinition mit den Netzwerkbegriffen, die in der historisch-soziologischen Intellektuellenforschung Verwendung finden, so kann zunächst grundsätzlich festgestellt werden, daß die meisten einschlägig arbeitenden Autoren den Netzwerkbegriff im soeben dargelegten Sinne verwenden, jedoch mit politisch-soziologischer Akzentuierung. Der Intellektuelle wird hierbei in der nunmehr als klassisch zu bezeichnenden offenen Definition von Ory/Sirinelli als ein sozialer Akteur bestimmt, der als

20 Vgl. Betina Holstein: Grenzen sozialer Integration. Zur Konzeption informeller Beziehungen und Netzwerke, Opladen 2001, insb. S. 43-54. Verwiesen sei u.a. auf neue Entwicklungen in den Bereichen Technologie (hier nicht zuletzt im Bereich der Wissensvermittlung), Wirtschaft (Unternehmen in vernetzten Märkten, Eigentums- und Machtverhältnisse etc.), Politik (insb. im Zusammenhang mit Fragen über die Grenzen politischer Steuerbarkeit), Soziologie (Erforschung von Freundschaftsverhältnissen, Formen der Solidarität, Konsumentenverhalten etc.) und Kultur (soziokulturelle und religiöse Gruppenbildungen, z.B. künstlerische Bewegungen, intellektuelle Schulenburg, Sekten etc.).

21 Vgl. die bis heute grundlegende Begriffsbestimmung bei James Clyde Mitchell: The Concepts and Use of Social Networks, in: ders. (Hg.): Social Networks in Urban Situations. Analyses of Personal Relationships in Central African Towns, Manchester 1969, S. 1-50.

„un homme du culturel mis en situation d’homme du politique“<sup>22</sup> eigene Interventionsformen und eigene Netzwerke („ses propres réseaux“) entwickelt.<sup>23</sup> Wenn auch in vielen Studien auf eine explizite Bestimmung dieser Netzwerkbeziehungen verzichtet wird, können dennoch grob zwei analytische Anwendungsvarianten unterschieden werden.

In der einen Variante, die sich quantitativ in den meisten Studien wiederfinden läßt, dient der Netzwerkbegriff in erster Linie der Rekonstruktion solcher Beziehungsverhältnisse, die zur Konstituierung des intellektuellen Feldes bzw. Milieus<sup>24</sup> beitragen. Zumeist geht es hierbei um die Rekonstruktion nationaler Milieus bzw. Teilmilieus. Eine in der neueren französischen und deutschen Intellektuellenforschung bisher unbeachteten Studie von Charles Kadushin über *The American Intellectual Elite*<sup>25</sup> kann als Prototyp eines Forschungsansatzes angesehen werden, in welchem die Netzwerkbildung als entscheidendes Merkmal intellektueller Vergesellschaftung im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit steht. In seiner bereits 1974 erschienenen Arbeit stellen *Kreise* bzw. *Zirkel* die konstitutive Formen intellektueller Netzwerkbildung dar, die insbesondere dadurch charakterisiert sind, daß sie auf der Grundlage einer informellen und auf Freiwilligkeit beruhenden Struktur den Austausch von kulturellen Produkten ermöglichen, die typischerweise von Intellektuellen

22 Pascal Ory, Jean-François Sirinelli: *Les intellectuels en France. De l’Affaire Dreyfus à nos jours*, Paris 1992, S. 10. Diese Bestimmung ist auch von Intellektuellenhistorikern und -soziologen, die z.T. mit anderen theoretischen Prämissen als Ory und Sirinelli arbeiten, als Arbeitsgrundlage übernommen worden. Vgl. Rémy Rieffel: *Les intellectuels sous la V<sup>e</sup> République*, Bd. 1, Paris 1993, S. 16-17; allgemeine Hinweise bei Michel Leymarie: *Les intellectuels et la politique en France*, Paris 2001, S. 8-12.

23 Vgl. ebd.

24 Die unterschiedlichen Termini, die zur Bezeichnung eines eigenständigen sozialen Raums des Intellektuellen herangezogen werden, hängen meist von den theoretischen Grundlagen des jeweiligen Analyseinstrumentariums ab, bezeichnen aber den gleichen Sachverhalt. S. hierzu auch Fußnote 16.

25 Vgl. Charles Kadushin: *The American Intellectual Elite*, Boston 1974.



produziert und konsumiert (bzw. bewertet) werden.<sup>26</sup> Kadushin hat sich bei seiner Untersuchung auf die *core*-Bereiche intellektueller Zirkelbildung konzentriert, d.h. auf wichtige politisch-kulturelle Periodika, die als Orte höchster Verdichtung von intellektuellen Austauschprozessen das amerikanische Intellektuellenmilieu seit Ende des Zweiten Weltkriegs bis in die siebziger Jahre strukturierten: *The New York Review*, *Commentary*, *Harpy's*, *Atlantic*, *The New Yorker* und *The New York Times Book Review*.<sup>27</sup> Eines der interessantesten Ergebnisse seiner Studie ist die besondere Bedeutung der freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Intellektuellen einer Alterskohorte, die sich als mindestens so milieustrukturierend erwiesen haben wie die inhaltliche Dimension der Debatten (die vor allem durch den Kontext des Kalten Krieges geprägt waren).<sup>28</sup>

Die hier skizzierte Verwendung des Netzwerkbegriffs findet sich ein gutes Jahrzehnt später in Forschungsarbeiten solcher Intellektuellenforscher wieder, die sich an den Konzepten Jean-François Sirinellis orientiert haben. Ohne hier im Detail auf die von ihm vorgeschlagenen Analyseinstrumente eingehen zu wollen,<sup>29</sup> sei jedoch

26 Vgl. hierzu Kadushin: *Networks and Circles*, a.a.O., S. 773-775. Hier heißt es auch zur Funktion des Intellektuellen: „Intellectuals [...] produce ideas about values, morals, politics, and esthetics, not for specialists but for so-called educated laymen and, of course, for each other.“

27 Vgl. auch die sich u.a. auf Kadushin beziehende Arbeit von Jacoby, der die Situation bis in die achtziger Jahre untersucht: Russell Jacoby: *The Last Intellectuals. American Culture In The Age Of Academe*, New York 1987.

28 Kadushin: *Networks and Circles*, a.a.O., S. 775. Dieser Blick auf die prägende Wirkung generationenspezifischer Sozialisations- und Erfahrungsmuster auf die Herausbildung intellektueller Milieus und den damit verbundenen Ideologien und Diskursen gehört auch in der französischen Intellektuellenforschung zu den analytischen Schlüsselkonzepten. Vgl. die wegweisende Studie von Jean-François Sirinelli: *Génération intellectuelle. Khâgneux et Normaliens dans l'entre-deux-guerres*, Paris 1988, sowie Michel Winock: *Les générations intellectuelles*, in: *Vingtième siècle* (1989), Nr. 22, S. 17-38.

29 Die Begriffstrias *itinéraire*, *génération* und *sociabilité intellectuelle* ist an anderer Stelle bereits kritisch erörtert worden. S. hierzu Bock: *Der Intellektuelle und der Mandarin?*, a.a.O., insb. S. 39-41; François Beilecke: „Der Intellektuelle ist tot, es lebe der Intellektuelle!“ Anmerkungen zur neueren französischen Intellektuellenforschung, in: *Vorgänge* 40 (2001), Nr. 156, S. 41-49.

auf eine Besonderheit des *réseaux de sociabilité*-Begriffs hingewiesen, die es von der amerikanischen Begriffsbildung unterscheidet. Sirinelli verwendet dieses Konzept zwar ganz im Sinne Kadushins als Instrument zur strukturellen Analyse des Beziehungsgeflechts in *und* zwischen dauerhaften oder zeitlich begrenzten Gruppierungen, denen anzugehören man sich entschließt und die nicht nach dem Grad ihrer Institutionalisierung bestimmt werden;<sup>30</sup> er erfaßt mit diesem Konzept folglich einen intermediären Bereich sozialer Gruppenzugehörigkeit, der zwischen der Familie und der Mitgliedschaft in Partei, Gewerkschaft etc. angesiedelt ist, wobei – hier wiederum mit einem deutlich breiteren Blickwinkel als Kadushin – Gesprächskreise, Redaktionskomitees politischer Kulturzeitschriften, Verlagslektorate oder Salons als typische Beispiele intellektueller Gruppenbildung untersucht werden. Diese bewußt offen gehaltene Perspektive auf die vielfältigen Formen der Gruppenbildung, die zur Strukturierung des (französischen) Intellektuellenmilieus beitragen, muß allerdings vor dem Hintergrund seiner kritischen Auseinandersetzung mit dem feldtheoretischen Ansatz gesehen werden, der von einigen Bourdieu-Schülern zur Analyse des Intellektuellenmilieus angewendet worden ist.<sup>31</sup> Sirinelli wendet sich insbesondere gegen die Vorstellung, daß die Intellektuellensphäre auf einen simplen Mechanismus reduziert werden könne, der auf der Durchsetzung von Machtstrategien beruhe. Seine Kritik wendet sich insbesondere gegen Bourdieus Definition des intellektuellen Feldes als einen bipolaren sozialen Raum, in welchem bekannte Persönlichkeiten aus Wissenschaft und künstlerischem Betrieb mit Hilfe des ih-

30 Vgl. Jean-François Sirinelli: *Le hasard ou la nécessité? Une histoire en chantier: l'Histoire des intellectuels*, in: *Vingtième siècle* (1986), Nr. 9, S. 101.

31 Prominentestes Beispiel ist die Arbeit von Boschetti über Sartre und die *Les Temps Modernes*, die Sirinelli scharf kritisiert. Vgl. Boschetti, a.a.O., sowie Jean-François Sirinelli: *Les intellectuels*, in: René Rémond (Hg.): *Pour une histoire politique*, Paris 1988, S. 199-231, insb. S. 216f.

nen zur Verfügung stehenden kulturellen Kapitals<sup>32</sup> ideologische Positionen bilden; es entsteht ein Feld, das im Sinne eines Überlegenheits- und Unterlegenheitsschemas von einem Machtkampf geprägt ist, bei dem „linke“ und „rechte“ Intellektuelle die von ihnen vertretenen Normen und Werte als dominierende kulturelle Ordnung durchsetzen wollen.<sup>33</sup> Im Gegensatz zu diesem deterministischen Modell stellt für Sirinelli das französische Intellektuellenmilieu eben ein Netzwerk von Intellektuellengruppierungen dar. Diese *sociabilités intellectuelles* organisieren sich auf der Basis einer gemeinsamen ideologischen oder kulturellen Gesinnung sowie diffuseren – aber ebenfalls wirkmächtigen – psychologisch-affektiven Affinitäten, die sowohl einen gemeinsamen Willen als auch eine gewählte Art des Zusammenarbeitens begründen.<sup>34</sup> Daß eine enge Auslegung des feldtheoretisch fundierten Ansatzes zur Analyse des Intellektuellenphänomens auch in anderer Hinsicht auf seine Grenzen stößt, zeigen nicht zuletzt die neuesten Arbeiten des Bourdieuschülers Christophe Charle: Für seine Analyse der transnationalen Beziehungen zwischen deutschen und französischen Intellektuellen im Hochschulbereich der Zwischenkriegszeit und dem dadurch beförderten Wissens- und Wissenschaftstransfer greift er signifikanter Weise auf den *réseaux*-Begriff, und nicht auf den Feldbegriff zurück.<sup>35</sup> Allerdings bleibt die Verwendung des Netzwerk-Konzepts

32 Bourdieu unterscheidet das ökonomische, das soziale und das kulturelle Kapital, auf das soziale Subjekte zurückgreifen, um eine Klassenstruktur durchzusetzen und zu reproduzieren. Vgl. Pierre Bourdieu: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft, Frankfurt/M. 1982.

33 Vgl. Pierre Bourdieu: Homo Academicus, Paris 1984, insb. S. 98-104.

34 Vgl. Sirinelli: Les intellectuels, a.a.O., S. 216-218. Eine Erörterung dieser Dimension des Netzwerkbegriffs, die sich auf die Identitäts- und Koalitionsbildung der Akteure im Netzwerk bezieht, muß an dieser Stelle aus Platzgründen ausbleiben. S. jedoch u.a. Mark S. Granovetter: The Strength of Weak Ties: A Network Theory Revisited, in: Peter V. Marsden, Nan Lin (Hg.): Social Structure and Network Analysis, Beverly Hills, CA 1982, S. 105-131.

35 Vgl. Christophe Charle: The Intellectual Networks of Two Leading Universities: Paris and Berlin 1890-1930, in: Christophe Charle, Jürgen Schriewer, Peter Wagner (Hg.):

hier weitgehend metaphorisch und leuchtet die Anwendbarkeit auf transnationale Prozesse der intellektuellen Gruppenbildung in keiner Weise aus.

Auch deutsche Geistes- und Sozialwissenschaftler haben – ungeachtet der soeben skizzierten theoretischen Differenzen – u.a. diese zwei französischen Hauptströmungen in der neueren Intellektuellenforschung mit unterschiedlicher Intensität rezipiert und ihren Untersuchungen von Intellektuellenmilieus zugrundegelegt.<sup>36</sup> Mit Blick auf das Netzwerk-Konzept seien an dieser Stelle die historisch-soziologischen Studien hervorgehoben, die im Rahmen einer deutsch-französischen Kooperation zur Erforschung des deutschen Intellektuellenmilieus, seiner Presse und seiner Netzwerke seit Ende des 19. Jahrhunderts bis Ende der 1950er Jahre vorgelegt worden sind.<sup>37</sup> Intellektuelle Netzwerkbildung wird hier – im Sinne Sirinellis – als zentrales Konzept eines mikrosoziologischen Ansatzes eingeführt, das zur Klärung der Frage „nach den soziokulturellen Konstituierungs- und Funktionsformen von Gruppen, Tendenzen und Bewegungen innerhalb der sozialmoralischen Milieus bzw. Teilkulturen [in Deutschland]“<sup>38</sup> beisteuern soll. Im Zentrum steht also auch hier ein Netzwerk-Konzept, das – angepaßt an die spezifischen gesellschaftlichen und politisch-kulturellen Bedingungen in Deutschland – zur Strukturanalyse der nationalen Intellektuellen-Kultur im genannten Zeitraum herangezogen wird. Während sich bei diesem

Transnational Intellectual Networks. Forms of Academic Knowledge and the Search for Cultural Identities, Frankfurt/Main 2004, S. 401-450.

36 S. aus kultursoziologischer Perspektive Klaus Große Kracht: Zwischen Berlin und Paris: Bernhard Groethuysen (1880-1946), Tübingen 2002, insb. S. 9-13; Aus historisch-soziologischer Perspektive François Beilecke, Hans T. Siepe (Hg.): André Gide und der NRF-Kreis, in: Lendemains 26 (2001), Nr. 101/102, S. 80-198.

37 Diese von Michel Grunewald (Universität Metz) und Hans Manfred Bock seit den neunziger Jahren erfolgende Zusammenarbeit hat eine Vielzahl französischer und deutscher Historiker und Sozialwissenschaftler vereint, die sich in den letzten Jahren auf die Erforschung deutscher Kulturzeitschriften konzentriert hat. Vgl. z.B. die Tagungsakten in: Grunewald: Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, a.a.O.

38 Grunewald, Bock, a.a.O., S. 29.

Forschungsprojekt der Blick vor allem auf die Rolle von Kulturzeitschriften bzw. von bedeutenden Publizisten konzentriert, verweisen andere Veröffentlichungen – unter anderen konzeptuellen Voraussetzungen – auf die Bedeutung von Kreisen, Gruppen, Bünde, (so der George-Kreis, der Postdamer Forte-Kreis, der Max-Weber-Kreis), aber auch Sozietäten, die als spezifische Form intellektueller Netzbildung die deutsche Intellektuellenlandschaft geprägt haben.<sup>39</sup>

Neben dieser dominierenden netzwerkorientierten Forschungsvariante, die sich vor allem den Entstehungsbedingungen, den milieubildenden Faktoren sowie den spezifischen (trans-)nationalen Erscheinungsformen des Intellektuellen als Sozialfigur gewidmet hat, fallen die Ansätze, die den Netzwerkbegriff zur Ermittlung der politischen Interventions- und Einflußmöglichkeiten dieses Akteurs heranziehen, eher gering aus. Dies mag an der Tatsache liegen, daß die u.a. von Michel Winock vorgeschlagene (und an der offenen Definition Sirinellis angelehnte) Arbeitsdefinition des öffentlich engagierten Intellektuellen bisher nicht als erweiterungsbedürftig angesehen worden ist. Demnach ist der Intellektuelle ein Akteur, „der eine Reputation erworben hat oder anerkannte Kompetenzen im kognitiven oder kreativen, wissenschaftlichen, literarischen oder künstlerischen Bereich besitzt und seinen Status dazu benutzt, öffentlich zu Fragen Stellung zu nehmen, die nicht sein Spezialgebiet, sondern die gesamte politische Gemeinschaft betreffen, der er angehört.“<sup>40</sup> Diese auf französische Intellektuelle zugeschnittene Definition, die aber sicherlich auch für die Analyse des Intellektuellen-

39 Vgl. Faber, Holste, a.a.O., die sich konzeptuell an einer ideen- und gesellschaftshistorisch begründeten Soziologie der Intellektuellenvergesellschaftung im Sinne von Wolfgang Essbach orientieren; S. auch den kommunikations- und gesellschaftshistorisch orientierten Ansatz, der u.a. zur Analyse der Vergesellschaftung von Gelehrten verwendet wird, in: Holger Zaunstock, Markus Meumann (Hg.): Sozietäten, Netzwerke, Kommunikation. Neue Forschungen zur Vergesellschaftung im Jahrhundert der Aufklärung, Tübingen 2003.

40 Michel Winock: Die Intellektuellen in der Geschichte Frankreichs, in: Frankreich-Jahrbuch 1998, Opladen 1998, S. 53.

phänomens in anderen Ländern den Blick für eine der sichtbarsten Interventionsmöglichkeiten des Intellektuellen geschärft hat,<sup>41</sup> blendet jedoch durch ihre strikte Festlegung auf den Intellektuellen als *öffentlichen* Protagonisten eine Reihe anderer und wichtiger Formen politischer Interventionen aus, die diese Sozialfigur nachweislich wahrgenommen hat. Zweifelsohne gehören Manifeste, Petitionen, Protestnoten, die Reden auf Kongressen sowie das Abfassen von politischen Essays für Zeitungen und Zeitschriften zu den originären Interventionsformen des politischen Intellektuellen, die in nahezu idealtypischerweise am Beispiel der Dreyfus-Affäre nachgewiesen werden können.

Doch bereits Anfang der neunziger Jahre hat insbesondere Christophe Prochasson im Rahmen einer Studie zu sozialistischen Intellektuellen in der Dritten französischen Republik darauf hingewiesen, daß das Bild des öffentlich und für viele Bürger sichtbar engagierten Intellektuellen, der in einem „Kampf der Manifeste“ um die Deutungshoheit in politisch-weltanschaulichen Fragen ringt, gerade auch für die Situation in Frankreich nicht das letzte Wort darstellen kann. Eines seiner wichtigsten Ergebnisse, daß nämlich sozialistische Intellektuelle in Frankreich sich vor 1914 vor allem durch die Elaborierung und Verwendung pädagogischer Formen der politischen Intervention auszeichneten (d.h. in allgemeinbildenden Schulen, in Arbeiterschulen und Hochschulen sowie auf wissenschaftlichen Konferenzen etc. aktiv waren), beruht auf einer konzeptionellen Erweiterung des Netzwerkbegriffs, der als charakteristisch für die zweite Variante der intellektuellen Netzwerkforschung angesehen werden kann. Für Prochasson stellen *„Orte, Milieus, und Netzwerke* den Rahmen für ihre berufliche Aktivität und für ihr po-

41 Vgl. als Beispiel den einleitenden Beitrag von Thomas Hertfelder über *Kritik und Mandat*, in: Gangolf Hübinger, Thomas Hertfelder (Hg.): *Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik*, München u.a. 2000, S. 11-29.

litisches Engagement dar“,<sup>42</sup> wobei Netzwerkbildungen zwischen Zeitschriften und Gruppierungen nicht nur zur soziologischen und politisch-ideologischen Binnenstrukturierung des intellektuellen Raumes beitragen, sondern auch als „outils d’une stratégie politique“,<sup>43</sup> d.h. als Instrument politischer Intervention dienen. Die strukturanalytische Perspektive wird somit um die Dimension der politischen *Output*-Analyse erweitert. Prochasson sowie der politische Soziologe Rémy Rieffel, der im Rahmen seiner monumentalen Studie zur Struktur und Funktionsweise des französischen Intellektuellenmilieus in der Fünften französischen Republik auch eine Analyse der „Mobilisierungsnetzwerke“ vorgenommen hat,<sup>44</sup> lenken den Blick auf einen politikwissenschaftlich außerordentlich interessanten Sachverhalt: Daß nämlich Intellektuelle – im Sinne der theoretisch-konzeptuellen Überlegungen z.B. in den Bereichen der Politikfeldanalyse oder der Erforschung transnationaler Beziehungen – als Personen oder Organisationen nicht nur Beziehungen zu Gruppen innerhalb des Intellektuellen-Feldes bzw. -Milieus suchen und unterhalten, sondern eben auch zu Personen und Organisationen aus den Bereichen Politik, Wirtschaft und Gesellschaft.<sup>45</sup> Je nach Anlaß und Motivation – sei es der advokatorische Einsatz gegen ein konkretes Unrecht oder aber die langfristig angelegte Umsetzung politischer Ideen und Normen – nutzen Intellektuelle die ihnen als Resource zur Verfügung stehenden Netzstrukturen, um als politischer

42 Christophe Prochasson: *Les intellectuels, le socialisme et la guerre 1900-1938*, Paris 1993, S. 18 (Übers. F.B., Hervorh. i. Orig.).

43 Ebd.

44 Er spricht von der „observation des réseaux de mobilisation des clercs“; Rieffel, a.a.O., S. 14.

45 Vgl. die allgemeinen Vorüberlegungen zur Netzwerkbildung zwischen verschiedenen politischen Akteuren bei Klaus Schubert: *Struktur-, Akteur- und Innovationslogik: Netzwerkkonzeptionen und die Analyse von Politikfeldern*, in: Dorothea Jansen, Klaus Schubert (Hg.): *Netzwerke und Politikproduktion. Konzepte, Methoden und Perspektiven*, Marburg 1995, S. 223-225; weiterhin die Ausführungen zu Netzwerkakteuren bei: Margaret E. Keck, Kathryn Sikkink: *Activists Beyond Borders. Advocacy Networks in International Politics*, Ithaca u.a. 1998, S. 1-10.

Akteur das Verhalten von Individuen oder Institutionen zu verändern bzw. auf politische Entscheidungsprozesse Einfluß zu gewinnen. Prochasson rekonstruiert auf dieser konzeptuellen Grundlage die Netzwerkbildungen von sozialistischen Intellektuellen, die von der Redaktion der *Revue socialiste* über das linke Hochschul-Lehrermilieu bis in die Ministerialbürokratie reichten und einigen Intellektuellen sogar kurzzeitig die Möglichkeit gaben, sich auf politisch-administrativen Positionen für ihre sozialreformerischen Ideen einzusetzen.<sup>46</sup> Ähnliche Beziehungsgeflechte sind auch für das republikanische Intellektuellenmilieu der Dritten französischen Republik sowie für das katholische Intellektuellenmilieu der Weimarer Republik nachgewiesen worden.<sup>47</sup>

Die soeben erwähnten Forschungsergebnisse verdeutlichen, daß diese zweite Variante des Netzwerkbegriffs für die systematische Erforschung der politischen Interventionen und der politischen Einflußnahme durch Intellektuelle als politikwissenschaftlich ertragreich und ausbaufähig erscheint. Wenn auch im Rahmen dieses Beitrags auf weitere klärungs- und vertiefungswürdige Aspekte dieses Konzepts nicht eingegangen werden kann,<sup>48</sup> soll jedoch abschließend noch auf den Interventionsbereich der transnationalen Politik hingewiesen werden, der sich gerade durch den *output*-orientierten Begriff des Intellektuellennetzwerks erschließen und erklären läßt: So verdeutlichen die von Hans Manfred Bock durchgeführten und an-

46 Prochasson, a.a.O., S. 122-134.

47 Vgl. Beilecke: Französische Intellektuelle und die Dritte Republik, a.a.O., S. 146-208; Michel Grunewald (Hg.): Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960), Bern 2005 (i.E.).

48 Dies wird Gegenstand einer von mir geplanten größeren, Studie sein. Neben der theoriehistorischen Frage nach konzeptuellen Vorläufern zur Erfassung von Intellektuellennetzwerken u.a. bei Autoren wie Georg Simmel, müßte sicherlich dem Aspekt der Verwendbarkeit des hier vorgestellten Netzwerkbegriffs für den europäischen Vergleich größere Aufmerksamkeit gewidmet werden. Zudem müßte die Frage nach der Konstituierung von Beziehungen zwischen Intellektuellennetzwerken und Netzwerken aus anderen Milieus (z.B. politischen Milieus im engeren Sinne, journalistischen Milieus, gewerkschaftlichen Milieus etc.) konzeptionell vertieft werden.



geleiteten Projekte zur Erforschung transnationaler Austausch- und Verständigungsarbeit im deutsch-französischen Kontext, daß nicht zuletzt Intellektuelle als zivilgesellschaftliche Akteure „im Interaktionsgeflecht zwischen Politik [...] und Gesellschaft“<sup>49</sup> eine wegbereitende Rolle bei der Institutionalisierung binationaler Kooperationsprojekte gespielt haben und auch an der Herausbildung grenzüberschreitender Netzwerke beteiligt waren.<sup>50</sup> Sowohl bei der Gründung des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg als auch bei der Entstehung des Deutsch-Französischen Jugendwerks<sup>51</sup> waren Intellektuelle in den späten 1940er und in den 1950er Jahre u.a. über das „Netz sozio-kultureller Mitteleinrichtungen“ an der Gestaltung dieser verständigungspolitischen Einrichtungen beteiligt. Die sich hier abzeichnende Rolle von Intellektuellen als politische Akteure in trans- und internationalen Prozessen, die auch Anknüpfungspunkte mit neuesten Forschungen zur Rolle transnationaler *advocacy networks* anbietet, verdeutlicht erneut die Notwendigkeit, die analytische Tragweite des Netzwerkbegriffs für die Erforschung eines politischen Akteurs fruchtbar zu machen, dessen politischen Handlungsspielräume sowohl in historisch als auch in zukunftsorientierter Perspektive bisher nicht genügend ausgelotet worden sind.

49 Hans Manfred Bock: Einleitung, in: ders. (Hg.): Gesellschaftliche Neubegründung interkulturellen Austauschs. Zur Vorgeschichte und Struktur des Deutsch-Französischen Jugendwerks 1949-1963, in: *Lendemains* 27 (2002), Nr. 107/108, S. 140.

50 S. den Überblick bei Hans Manfred Bock: Transaction, transfert et constitution de réseaux. Concepts pour une histoire sociale des relations culturelles transnationales, in: ders., Gilbert Krebs (Hg.): *Echanges culturels et relations diplomatiques. Présences françaises à Berlin au temps de la République de Weimar*, Asnières 2004, S. 7-31.

51 Vgl. Hans Manfred Bock (Hg.): *Projekt deutsch-französische Verständigung. Die Rolle der Zivilgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg*, Opladen 1998; ders. (Hg.): *Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963-2003*, Opladen 2003.



**Pierre Bourdieu – weder „totaler“ noch  
„spezifischer“ Intellektueller**

Lothar Peter

Obwohl Pierre Bourdieu von Beginn seiner wissenschaftlichen Tätigkeit an mit politischen Problemen in Berührung kam – er betrieb seine ersten soziologischen Forschungen unter dem Vorzeichen eines Befreiungskrieges, nämlich der algerischen Bevölkerung gegen ihre französischen Kolonialherren –, hat sein Selbstverständnis als engagierter Intellektueller, der sich dem Prinzip eines „korporativistischen Universalismus“ verpflichtet fühlt, erst im Laufe einer längeren Entwicklung seine charakteristischen Konturen gewonnen.

Bourdieu war kein Senkrechtstarter der französischen Intellektuellenszene und er kam, ganz im Gegensatz zu den typischen Merkmalen einer glanzvollen Intellektuellenkarriere, in einem doppelten Sinn – sowohl der geographischen als auch der sozialen Herkunft nach – „von unten“.<sup>1</sup> Seine Heimat war das Béarn im äußersten Südwesten Frankreichs, am Fuße der Pyrenäen, wo er in einem Dorf etwa zwanzig Kilometer von Pau entfernt seine Kindheit verbrachte. Die Mutter stammte aus einer bäuerlichen Familie, der Vater war ein kleiner Postbeamter. Diese für prominente französische Intellektuelle ganz ungewöhnlichen Herkunftsbedingungen sind, solange Bourdieu lebte, auf unterschiedliche und widersprüchliche Weise in seinem Denken virulent geblieben. Einerseits fühlte er sich irgendwie immer als Außenseiter, ohne Zugang zum Kreis der „Auserwählten“, andererseits versuchte er unablässig diejenigen, die mit ihm konkurrierten, zu übertreffen und mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Seine profunden Analysen sind, wie ich sagen möchte, mit den Kriegszeichen exzellenter klassischer Bildung geschmückt, als wollte er denen, die er als Gegenspieler empfand, zeigen, dass er alles nicht nur genau so gut, sondern sogar wesentlich besser könne als sie. Seine Untersuchungen und mündlichen Äußerungen wimmeln von gelehrten Anspielungen, Gräzismen, Belegen unerhörter Belesenheit und einer geradezu stupenden Vertrautheit mit dem

1 Vgl. Pierre Bourdieu: Ein soziologischer Selbstversuch, Frankfurt/Main 2002, S. 95ff.

Fundus humanistischer Bildung. Das hätte manchmal sogar etwas Aufdringliches, wären da nicht gleichzeitig die inhaltliche Relevanz, die analytische Schärfe und systematische Stringenz seiner Forschungen.

Auf jeden Fall begann die Konstituierung einer intellektuellen Identität bei Bourdieu nicht mit einer positiven Selbstdefinition, einer offensiven Programmatik oder einem „Bekenntnis“, sondern mit der kritischen Distanzierung vom intellektuellen Feld, seinem eigentümlichen Code, seinen Beziehungsnetzen, Hierarchien, Ritualen, Ausschlusspraxen und vor allem von seinen Protagonisten und Galionsfiguren.

Als Bourdieu zwanzig war, wurde die intellektuelle Szene – und das blieb so bis in die sechziger Jahre – so unangefochten von Jean-Paul Sartre beherrscht, dass jeder Versuch, sich in dieser Szene zu verorten, nicht umhin kam, zu Sartre Stellung zu nehmen, sei es durch Idolatrie, Identifikation, Abscheu oder was immer. Bourdieu wählte den Weg der soziologischen Auseinandersetzung mit der Dominanz Sartres über die intellektuelle Welt Frankreichs, weil dieser Weg es ihm am ehesten zu erlauben schien, eine eigene intellektuelle Identität aufzubauen und aus dem Schatten Sartres heraustreten zu können.<sup>2</sup> Diese Analyse begnügte sich weder damit, Sartre durch simplifizierende Zuschreibung seiner bürgerlichen Klassenzugehörigkeit zu erledigen, wie dies im Umfeld der Kommunistischen Partei (*PCF*) nicht selten geschah, noch ihn als ideologischen Verführer zu ächten. Bourdieus Versuch, das „Phänomen Sartre“ zu begreifen und seine Beziehung zum intellektuellen Feld zu erkennen, setzte mit einer allgemeineren, wissenschaftskritischen Bestandsaufnahme dessen ein, was sich nach 1945 auf diesem Feld abspielte. Bourdieu steckte es ab und beschrieb seine Markierungen.

2 Vgl. im folgenden Pierre Bourdieu, Jean-Claude Passeron: Soziologie und Philosophie in Frankreich seit 1945: Tod und Wiederauferstehung einer Philosophie ohne Subjekt, in: Wolf Lepenies (Hg.): Geschichte der Soziologie. Studien zur kognitiven, sozialen und historischen Identität einer Disziplin, Bd. 3, Frankfurt/Main 1981, S. 496-551.

Es handelte sich seiner Meinung nach philosophisch um ein Terrain, von dem sich die „Subjektphilosophie“, sei es im Anschluss an den Rationalismus eines Léon Brunschwig oder den Spiritualismus Henri Bergsons, nicht nur nicht zurückgezogen hatte, sondern auf dem sie mit dem Existenzialismus sogar eine spektakuläre Renaissance erlebte. In diesem „linken“, sich von Heidegger scharf abhebenden Existenzialismus traten neue Elemente hervor: die Rolle der Arbeiterklasse, die zum Sieg über die deutschen Nazi-Okkupanten und französischen Vichy-Kollaborateure wesentlich beigetragen hatte, das Verhältnis von Existenzialismus und Marxismus, die Frage nach dem Verhältnis von Moral und Politik und nach der Bedeutung der Authentizität individuellen Handelns. Die führenden Zeitschriften dieser Zeit, *Esprit* und *Les Temps Modernes*, waren die für die Präsentation der „geweihten Worte“ geeigneten Foren der existentialistisch und subjektivistisch inspirierten Intellektuellen. Daraus entwickelte sich nach der Beobachtung Bourdieus wie nie zuvor eine „vollständige Manifestation der dem intellektuellen Feld in Frankreich eigenen Logik“, die vor allem darin bestand, dass ihre Akteure sich zu allem äußerten, zur Politik, Kunst, Philosophie, Gesellschaft oder Psychoanalyse, um ihre Meinungsbekundungen häufig mit politischen „Petitionen“ zu krönen. Daraus resultierte eine „starke Integration des intellektuellen Feldes“, wo jeder über jedes Thema etwas sagen zu können glaubte. Jean-Paul Sartre hat diesen Typus des „totalen Intellektuellen“, der an mehreren Fronten gleichzeitig kämpft, am reinsten verkörpert. In ihm sah Bourdieu den Protagonisten einer Ideologie, in der radikaler Subjektivismus und eine den Erfordernissen wissenschaftlicher Strenge verächtlich gegenüber tretende philosophische Haltung konvergierten. Vor allem die Attacken der subjektivistischen Philosophen und Intellektuellen, kamen sie nun aus den Reihen des katholischen Personalismus um *Esprit* oder aus dem Spektrum ihres existentiali-

stisch-phänomenologischen Gegenstücks der *Temps Modernes*, also der Gruppe um Sartre, Simone de Beauvoir und Maurice Merleau-Ponty, auf die Prinzipien und Standards der Sozialwissenschaften und ihrer scheinbar trockenen, von methodischem Zweifel geleiteten Praxis, provozierten den Widerspruch Bourdieus. Gleichzeitig ging er aber auch zum Hyperszientismus des Strukturalismus und dem geschichtsindifferenten Denken von Claude Lévi-Strauss auf Distanz, der seinerseits die spekulativen Ausschweifungen des Subjektivismus mit einem von jeder verändernden menschlichen Praxis klinisch gereinigten geschichtslosen System invarianter Strukturen zu überwinden hoffte.<sup>3</sup> Damit habe Lévi-Strauss aber den Zusammenhang der „Wissenschaft vom Funktionieren sozialer Systeme mit der Wissenschaft von ihrer historischen Entwicklung“<sup>4</sup> verloren. Die Herstellung eben dieses Zusammenhangs sei die zentrale Leistung Emile Durkheims gewesen, dem sich Bourdieu ebenso verpflichtet fühlte wie der epistemologischen Theorie von Gaston Bachelard, Georges Canguilhem und Jules Vuillemin oder der Entwicklungspsychologie Jean Piagets, die alle auf ihre Weise versuchten, die Gegensätze zwischen Philosophie und Wissenschaft auszusöhnen, ohne sich nach irgendwelchen intellektuellen Moden zu richten. Hier zeichneten sich schon die ersten Umrisse des späteren Selbstverständnisses Bourdieus als Intellektueller ab. Das Beharren auf einer strikten Loyalität gegenüber den Ansprüchen wissenschaftlicher Tätigkeit, gegenüber methodischer Strenge, Unvoreingenommenheit, kritischer Prüfung der eigenen Auffassungen und Forschungsergebnisse sowie der Achtung vor den Geboten empirischer Sorgfalt, nahm etwas von jenem „Universalismus“ des wissenschaftlichen Erkenntnisinteresses vorweg, der später, verknüpft mit einer spezifischen Vorstellung vom beruflichen Ideal eines geistigen

3 Ebd., S. 525ff.

4 Ebd., S. 531.

„Korporativismus“, das Intellektuellenbild Bourdieus entscheidend prägen sollte. Die Auseinandersetzung mit Sartre, dem Titanen des intellektuellen Feldes in der Zeit von der Befreiung Frankreichs 1944 bis in die Mitte der sechziger Jahre, war aber mit den kritischen Kommentaren zum problematischen Verhältnis von Philosophie und Sozialwissenschaften nicht zu Ende. Viele Jahre später näherte sich Bourdieu erneut Sartre, jetzt in einer eher wissenssoziologischen Perspektive.<sup>5</sup> Wieder bildete der Mythos des omnipotenten „totalen Intellektuellen“, der gleichzeitig als Philosoph, Romancier, Dramatiker, Publizist und Kunstexperte die öffentliche Bühne betritt, den Ausgangspunkt. Bourdieu sah in der erfolgreichen Konzentration unterschiedlicher Bestandteile kulturellen und symbolischen Kapitals in der Person Sartres die entscheidende Differenz zu anderen prominenten Akteuren der französischen Intellektuellenszene. Wie äußerte sich das konkret? Merleau-Ponty war trotz seiner literaturkritischen Aktivitäten „nur“ Philosoph geblieben; Camus war gezwungen, den Rückzug aus der Philosophie anzutreten, nachdem er den gründlich missglückten *L'homme révolté* (*Der Mensch in der Revolte*) geschrieben hatte – danach war er „nur“ noch Schriftsteller; Maurice Blanchot musste sich mit dem Status des Literaturkritikers, Georges Bataille mit dem eines Essayisten und Raymond Aron, der „kleine Kamerad“ von der *Ecole normale supérieure* in der Rue d'Ulm, mit dem des Soziologen und Politologen bescheiden, auch wenn alle Genannten die Grenzen ihres Status durch öffentliche oder politische Interventionen zu überschreiten versuchten. Nur Sartre gelang es aber, die unterschiedlichen intellektuellen Qualifikationen zur Synthese zu bringen und sich vom Publikum als „totaler Intellektueller“ adeln zu lassen. Mit Hilfe der von ihm entwickelten Kategorien des kulturellen und symbolischen

5 Vgl. Pierre Bourdieu: Die Erfindung des totalen Intellektuellen, in: Romanistische Zeitschrift für Literaturgeschichte 4 (1981), S. 385-391.



Kapitals dekonstruierte Bourdieu so den Mythos des „totalen Intellektuellen“ als existentielle Selbstschöpfung, die sich aller Zwänge und Schranken zu entledigen vermag. Gleichzeitig machte er auf die besondere politische und ideologische Machtkonfiguration aufmerksam, ohne die Sartres einzigartige Stellung, unbesehen seiner außergewöhnlichen Talente, nicht möglich gewesen wäre. Die Konfrontation der beiden um nationale Hegemonie ringenden großen Kulturen, nämlich des bürgerlichen Katholizismus zum einen und der Kommunistischen Partei zum anderen, boten die historisch einmalige Chance für Sartre, sich gegen den Katholizismus abzugrenzen, ohne seine geistige Unabhängigkeit gegenüber der Kommunistischen Partei, mit der er allerdings pathetisch sympathisierte, jemals aufzugeben. So konnte Sartre, um die treffenden, von Flaubert auf sich selbst bezogenen Worte zu verwenden, „leben wie ein Bourgeois, aber denken wie ein Halbgott“.<sup>6</sup> Bourdieu ging aber in seiner wissenssoziologischen Analyse noch weiter, indem er die biographische Kontinuität des Sartreschen Trajektoriums ausleuchtete und dessen Spuren bis in die Kindheit zurückverfolgte. Als gehätschertes Wunderkind einer bürgerlichen Familie bewegte sich Sartre im intellektuellen Aufstiegsmilieu der Elitelymnasien und Vorbereitungsklassen (*Khâgnes*) für den Eintritt in die *Grandes Ecoles* wie ein „Fisch im Wasser“. Die frühe, ungebremste Verinnerlichung der Selbstverständlichkeit, zukünftig in der Welt einen privilegierten Platz einzunehmen, schuf das mentale Substrat für Sartres spätere Aura, die aber nicht seinem Herkunftsmilieu, sondern ausschließlich seiner persönlichen Unvergleichbarkeit und Genialität zugeschrieben wurde. Nach diesen soziologischen Relativierungen und ernüchternden Befunden wies Bourdieu dann aber auch auf den Punkt, an dem das wirkliche und authentische Engagement Sartres begonnen habe, nämlich auf die unbeirrte „Ablehnung

6 Ebd., S. 389.

weltlicher Macht und weltlicher Privilegien (und wäre es der Nobel-Preis)<sup>7</sup> sowie die kompromisslose Verteidigung intellektueller Autonomie gegen alle Versuchungen, Drohungen und Befehle der „zeitlichen Mächte“. Vor allem auf diesen letzten Aspekt sollte Bourdieu zurückgreifen, um ihn in seine eigenen Vorstellungen davon, was ein Intellektueller sei, später einzubauen.

Bis zu Beginn der achtziger Jahre blieb Bourdieu als engagierter Intellektueller eher blass, obwohl er schon eine enorme wissenschaftliche Reputation besaß. Der Studentenbewegung vom Mai 1968 hatte er skeptisch gegenüber gestanden; denn sie erinnerte ihn zu sehr an jene privilegierte Verantwortungslosigkeit und Chuzpe der Sprösslinge aus gutem Hause, mit denen er selbst in Berührung kam, als er in ihre Domäne höherer Bildung eindrang und ihnen die kulturelle Konsekration streitig zu machen wagte. Aber auch mit der Arbeiterbewegung und der Kommunistischen Partei, von der zahlreiche Intellektuelle sich angezogen fühlten, konnte Bourdieu nichts anfangen. An einer Identifikation mit der Kommunistischen Partei oder mit dem Status eines *compagnon de route*, wie ihn Sartre zelebriert hatte, hinderte ihn ein wissenschaftliches Bewusstsein, das mit allen ideologischen Bindungsangeboten einen „epistemologischen Bruch“ (Gaston Bachelard) vollziehen und die Konsequenzen dieses Bruches aushalten wollte.

Anfang der achtziger Jahre brachte Bourdieu gewisse Sympathien für die neue gemäßigte Linke auf, die *deuxième gauche* jenseits der sozialistischen und kommunistischen Partei, in der die aus dem linken Flügel der christlichen Gewerkschaften hervorgegangene Gewerkschaft *CFDT* eine gewisse Rolle spielte. Vor den Präsidentschaftswahlen 1981, die mit dem Sieg von François Mitterrand endeten, unterschrieb er aus einer Protesthaltung heraus einen Wahlauf Ruf zugunsten des populären Komikers Coluche. Dann

7 Ebd., S. 391.

ergriff er im Dezember desselben Jahres die Initiative zu einer öffentlichen Protesterklärung gegen das Verbot der systemfeindlichen politischen Bewegung *Solidarnosc* im damaligen staatssozialistischen Polen. Zu diesem Zweck rief er zuerst Michel Foucault an, der ohne zu zögern zusagte.<sup>8</sup> Das war aber eher ein spontaner, für Bourdieu bis dahin ungewöhnlicher Schritt, dem keine gründliche Analyse vorausging und der insofern in Kontrast zu seiner sonstigen politischen Zurückhaltung stand. Dass er sich an Foucault wandte, überrascht auf den ersten Blick, und dies aus mehreren Gründen. Man kannte sich zwar aus der gemeinsamen Zeit an der *Ecole normale supérieure*, aber Bourdieu sah in Foucault zunächst nur den aufstrebenden Repräsentant jener „typisch französischen Helden“,<sup>9</sup> wie er 1967 ironisch geschrieben hatte, die ihr Prestige dem zweifelhaften Umstand verdanken, „dass [sie] in jedem Leser den Mächtigen-Intellektuellen ansprechen“. Außerdem vertrat Foucault mit seiner Idee des „spezifischen“ und „lokalen Intellektuellen“ eine Auffassung, der Bourdieu wenig abgewinnen konnte, auch wenn Foucault mit dem Einsatz der eigenen Person bewies, dass es sich dabei nicht bloß um ein Lippenbekenntnis handelte. Was aber hieß es, ein „spezifischer“ oder „lokaler Intellektueller“ zu sein?<sup>10</sup>

Für Foucault war die Sartresche Figur des „totalen“ und „universellen Intellektuellen“ bereits überholt. In dieser Feststellung spiegelten sich sowohl das Scheitern der hochgeschraubten Erwartungen der nicht-kommunistischen intellektuellen Linken in die Bewegung vom Mai 68 als auch ein realer Modernisierungsschub der französi-

8 Vgl. Pierre Bourdieu: Die Intellektuellen und die Mächte. Rückblick auf unsere Unterstützung der *Solidarnosc*, in: ders.: Interventionen 1961-2001, Hamburg 2003, S. 65.

9 Bourdieu, Passeron, a.a.O., S. 536.

10 Vgl. im folgenden Michel Foucault: Wahrheit und Macht. Interview mit Michel Foucault von Alessandro Fontana und Pasquale Pasquino, in: Michel Foucault: Dispositive der Macht, Berlin 1978, S. 43-54.

schen Gesellschaft wider, dessen massive Tendenzen wissenschaftlich-technischer Spezialisierung und funktionaler Differenzierung alle idealtypischen Bilder von der Ganzheitlichkeit und dem Universalismus des Intellektuellen als obsolet erscheinen ließen. Foucault nahm die Entwicklung von Modernisierung aufmerksam wahr, hielt aber im Unterschied zu zahlreichen Modernisierungstheoretikern am Fortbestehen einer bis in die Kapillare der persönlichen Erfahrungen reichenden Struktur von Macht fest. Das zwang in seinen Augen die Intellektuellen zu einer Redefinition ihrer eigenen Lage und Möglichkeiten. Sie sollten nun, so dachte Foucault, in ihrer Arbeit nicht mehr nach dem Allgemeinen und für alle Wahren suchen, sondern sich den spezifischen konkreten Herausforderungen ihrer Lebens- und Arbeitssituation am Wohnort, in den Kliniken, psychiatrischen Anstalten, Forschungslabors und Universitäten stellen. Indem der bürgerliche Schriftsteller und mit ihm die Sakralisierung des Intellektuellen durch die Schrift verschwunden seien und sich Intellektualität auf die sachlichen Kompetenzen qualifizierter intellektueller Arbeit und Professionalität verlagert habe, veränderten sich Foucault zufolge auch die politischen Aufgaben der Intellektuellen. Sie kämpften nun als Experten und Spezialisten, als Pharmakologen, Informatiker, Mediziner und Genetiker auf je spezifischen, begrenzten Feldern gegen die Macht, der sie ihr spezifisches Wissen entgegensetzten. Dabei ging es Foucault nicht um Wahrheit „an sich“, sondern darum, wie Wahrheit als Macht produziert und diskursiv vergesellschaftet wird. Foucault nahm seine eigenen Überlegungen ernst. Er initiierte die Gründung der *Groupe d'information sur les prisons (GIP)*,<sup>11</sup> die sich den Zuständen in den französischen Gefängnissen widmete, einer der „Geheimzonen“ und „Dunkelzellen“ der Gesellschaft, auf die selten ein Strahl öffentlicher Aufmerksamkeit fiel. Unter anderen unterzeich-

11 Vgl. Didier Eribon: Michel Foucault. Eine Biographie, Frankfurt/Main 1999, S. 318-337.

nete auch Pierre Vidal-Naquet, ein Althistoriker, der wegen seines Protests gegen den Algerienkrieg bekannt geworden ist, und Jean-Marie Domenach, der damalige Leiter des linkskatholischen *Esprit*, den Gründungsauf Ruf der *GIP*. Einige Jahre waren die sich vermehrenden *GIP*-Gruppen sehr aktiv und Michel Foucault selbst sah in dieser Bewegung sein wichtigstes Projekt. Es stellte exemplarisch ein Aktionsfeld für den „spezifischen“ und „lokalen Intellektuellen“ dar, der die von Foucault geforderte kritische Analyse einer „Mikrophysik der Macht“ betrieb. Punktuell engagierte sich Foucault aber auch bei anderen Anlässen, so etwa – und zwar gemeinsam mit Jean-Paul Sartre – für die Rechte von Ausländern in Belleville (Paris) oder einige Jahre später, als er zusammen mit dem Filmschauspieler Yves Montand, dem Filmregisseur Costa Gavras und anderen spontan nach Madrid flog, um dort gegen die drohende (und schrecklicher Weise dann auch vollstreckte) Hinrichtung mehrerer, zumeist junger Gegner der Franco-Diktatur zu protestieren.<sup>12</sup>

Zunächst begegnete Bourdieu, wie schon bemerkt, Michel Foucault mit unverhohlener Skepsis. Er sah in ihm den Modephilosophen, auf den das Publikum seine Phantasien vom skandalisierenden, extravaganten Intellektuellen projiziert, und der seinerseits durch entsprechende Selektionsrituale vorbereitet wird, den Erwartungen des intellektuellen Feldes und seiner Zuschauer zu schmeicheln.

Wenn im Verlauf der Zeit die Distanz zwischen Bourdieu und Foucault dennoch abnahm, so stellt sich natürlich die Frage, wie das möglich wurde. Vielleicht gab es dafür nicht nur einen, sondern mehrere Gründe. Die Polarisierung der Intellektuellen durch die Existenz einer großen, das gesellschaftliche Leben weit über die Sphäre der Politik hinaus beeinflussenden, eine Art kollektiver Gegenkultur erzeugenden kommunistischen Massenpartei hatte sich abgeschwächt, weil deren Anziehungskraft zu schwinden begann.

12 Ebd., S. 376ff.

Die Erosion des traditionellen proletarischen Milieus, die Entstehung eines postfordistischen Arbeitstyps, das Wachstum der Mittelschichten und periodisch wiederkehrende Krisenerscheinungen im Block der staatssozialistischen Länder wirkten – neben weiteren Faktoren – beim Bedeutungsverlust der Kommunistischen Partei zusammen. Vielleicht haben diese Bedingungen Bourdieus Bereitschaft gefördert, sich öffentlich zu exponieren, weil er jetzt nicht mehr befürchten musste, zwischen den beiden großen sozialen und ideologischen Lagern zerrieben zu werden. Wie Foucault schon früher begann nun auch Bourdieu, sich in die mit Emile Zola und den *dreyfusards* begründete Tradition der engagierten linken Intellektuellen einzureihen, indem er immer häufiger öffentlich Partei ergriff. Auch wissenschaftlich näherten sich Bourdieu und Foucault in einem spezifischen Punkt an: beide betonten den konstruktivistischen Charakter von Rationalität, wenn sie diesen Charakter auch aus einer ganz entgegengesetzten Blickrichtung kritisierten. Während Foucault Wahrheit „an sich“ in einer Art Husserlscher *epoché* einklammert, geht Bourdieu durchaus von einem Kritik erst begründenden Wahrheits- und Rationalitätsbegriff aus, der sich historisch entwickelt habe und eine nicht mehr preisgebende, ständig zu verteidigende zivilisatorische Errungenschaft darstelle.<sup>13</sup> Immerhin war die Annäherung zwischen den beiden so weit gediehen, dass Foucault Anfang des Jahres 1981 die Wahl Bourdieus in das *Collège de France*, den Olymp aller wissenschaftlichen Reputation in Frankreich, unterstützte. Bourdieu legte allerdings Wert darauf, Stellung und Aufgabe des engagierten Intellektuellen anders zu bestimmen als Sartre und Foucault und er insistierte auf diesen Unterschieden. War das aber gerechtfertigt? Waren die Unterschiede tat-

13 Vgl. Loïc J.D. Wacquant: Auf dem Wege zu einer Sozialpraxeologie, in: Pierre Bourdieu, Loïc J.D. Wacquant: Reflexive Anthropologie, Frankfurt/Main 1996, S. 77ff.

sächlich so groß wie Bourdieu behauptete? Überwiegen nicht letztlich trotz eines gegenteiligen Anscheins die Gemeinsamkeiten aller drei?

Der späte Sartre entwickelte einen Begriff des Intellektuellen, der unverkennbar von marxistischem Denken beeinflusst war und längst nicht mehr den Schriftsteller zum Idealtyp des ungebundenen, autonomen Anwalts von Freiheit und Menschenwürde stilisierte.<sup>14</sup> Statt dessen ging Sartre von einer massiven Tendenz fortschreitender Arbeitsteilung und Vergesellschaftung von Wissen und Wissenschaft in der modernen kapitalistischen Gesellschaft aus, die eine wachsende Zahl von „Technikern“ und „Spezialisten des praktischen Wissens“, also von Ärzten, Ingenieuren, Juristen, Lehrern und Wissenschaftlern hervorbringt. Unter kapitalistischen Bedingungen ist die Situation der „Techniker des praktischen Wissens“ doppelt bestimmt: einerseits suchen sie nach dem allgemeinen Nutzen eines Objekts oder einer Problemlösung, andererseits aber sind sie von der Zwecksetzung ihrer Tätigkeit und der Verfügung über ihre Arbeitsergebnisse ausgeschlossen. Was sie erforscht, analysiert oder konstruiert haben, wird durch den Profit diktiert. Wenn ein Arzt sich mit der Analyse des Blutes beschäftigt, so ist es gewissermaßen das Blut aller, aber die Resultate dieser Analyse werden ihm aus den Händen genommen, um als Produkt und privates Eigentum eines pharmazeutischen Konzerns auf dem Markt gewinnbringend verkauft zu werden. In der Tätigkeit der „Techniker des Wissens“ ist also ein Universalitätspotential enthalten, das zu den partikularen, profitabhängigen Verwendungszwecken der wissenschaftlichen Praxis in Widerspruch tritt. Jeder „Techniker des Wissens“ ist demzufolge ein „potentieller Intellektueller“. Zum wirklichen Intellektuellen aber wird er erst dann, wenn er sich dieses Widerspruchs bewusst wird, seiner bürgerlichen Herkunftsklasse abschwört und sich

14 Vgl. Jean-Paul Sartre: Plädoyer für die Intellektuellen. Interviews, Artikel, Reden 1950-1973, Reinbek bei Hamburg 1995, S. 90-148.

selbst als „Techniker des Allgemeinen“ entwirft. Dieses Allgemeine ist aber kein fix und fertiges Ding, sondern etwas, das in einem unabschließbaren Prozess ständig neu geschaffen werden muss. Wenn ein solcher Prozess aber wirklich einsetzt, entwickelt sich gleichzeitig eine Parallelität zwischen den Anstrengungen des zum Intellektuellen gewordenen „Technikers des Wissens“ und der politischen Bewegung des Proletariats, das die gesellschaftliche Zukunft kollektiv verkörpert und insofern dem Totalisierungsprinzip des „wahren Intellektuellen“ korrespondiert. Dennoch bleibt der Intellektuelle einsam und dieser Einsamkeit kann ihn weder eine unterwürfige Identifikation mit dem Proletariat noch der Eintritt in die Kommunistische Partei entreißen.<sup>15</sup>

War Bourdieus Intellektuellenverständnis sehr weit von dem Sartres entfernt? Sicherlich, der Bezug auf ein revolutionäres Proletariat spielt für ihn ebenso wenig eine Rolle wie die marxistisch orientierte Unterordnung wissenschaftlicher Arbeit unter die Verwertungsinteressen des Kapitals, die Sartre diagnostiziert. Statt dessen behauptet Bourdieu einen strikten Gegensatz zwischen der Autonomie des intellektuellen Feldes zum einen und den partikularen Interessen anderer gesellschaftlicher Felder zum anderen, wie insbesondere der Ökonomie, der Politik und der Medien, die über ihre eigenen Spielregeln und Codes verfügen. Dem intellektuellen Feld ist dagegen eine, wie Julien Benda gesagt hätte, von allen „Passionen der Laienwelt“ freie Logik eingeschrieben.<sup>16</sup> Dieser universalistischen Logik und nur ihr sind die dort handelnden Akteure verpflichtet. Dem Künstler geht es Bourdieu zufolge ausschließlich um Manifestationen, die allein ästhetischen Maßstäben gehorchen und von allen persönlichen und sozialen, dem ästhetischen Code fremden Ambitionen, Vorteilsabwägungen und Machtkalkülen gereinigt

15 Ebd., S. 121f.

16 Vgl. Julien Benda: Der Verrat der Intellektuellen, Frankfurt/Main u.a. 1983.



sind. Die Wissenschaftler ihrerseits können nur dann Wissenschaftler sein, wenn sie sich ausschließlich von den Gesetzmäßigkeiten und Eigenschaften ihrer Forschungsgegenstände und Problemstellungen leiten lassen und den Schriftstellern geht es um nichts anderes als um die literarisch möglichst vollkommene Gestaltung des Stoffes. Wenn die Intellektuellen und Kulturproduzenten den Versuchungen nachgeben, die von kommerziellen Motiven oder den Inszenierungen symbolischer Macht ausgehen, schließen sie sich aus dem Universalismus aus, der ihr Feld definiert. Zwischen den tatsächlichen Kämpfen, Konkurrenzbeziehungen und Machtstrategien der Akteure des intellektuellen Feldes und dessen eigentlicher universalistischer Logik, die eine Negation eben dieser Kämpfe um Positionsgewinn ist, muss also prinzipiell unterschieden werden.

An diesem Punkt gibt es sowohl Berührungspunkte mit Sartre, der die Potentialität des Allgemeinen in der Praxis der wissenschaftlich-technischen Intelligenz als entscheidendes Vermittlungsmoment zwischen einer bloß arbeitsteiligen Funktionserfüllung und dem Selbstentwurf als Intellektueller betrachtet, als auch mit Foucault, bei dem sich die Aktivität des „spezifischen Intellektuellen“ nicht positivistisch auf einen eng begrenzten Gegenstandsbereich beschränkt, sondern von einem bestimmten Punkt an ebenfalls ins Allgemeine vorstößt, indem er „wirkt oder kämpft auf einer allgemeinen Ebene dieser Ordnung und Wahrheit, die für die Struktur und das Funktionieren unserer Gesellschaft fundamental ist“.<sup>17</sup> Dieser Punkt markiert die Schnittstelle zwischen den lokalen Kämpfen der Intellektuellen und dem „Kampf um Wahrheit“, wobei sich Foucaults Verständnis von Wahrheit jeder substantialistischen und ontologisierenden Festlegung widersetzt. Ihm geht es nicht um „Wahrheit an sich“, sondern um ihre diskursive Erzeugung und Dissemination, um „Wahrheitspolitik“, um die Ordnung von Wahrheit.

17 Foucault, a.a.O., S. 53.

Heißt das nun, dass sich Bourdieus Begriff des Universellen mit dem Sartres und Foucaults im wesentlichen deckt? Es ist vor allem Bourdieus normative Begründung des Universellen, die hier die *differentia specifica* ausmacht. Es ist die Berufung auf die „ungeschriebenen Gesetze eines ethischen und wissenschaftlichen Universalismus“, der den Intellektuellen ebenso legitimiert wie dazu auffordert, das, was für sein eigenes künstlerisches, literarisches oder wissenschaftliches Feld konstitutiv ist, auch für die anderen gesellschaftlichen Felder, also das gesamte „gesellschaftliche Universum“ einzuklagen.<sup>18</sup> Dieser „Korporativismus des Universellen“<sup>19</sup> erinnert deutlich an die Botschaft, die Julien Benda schon 1927 an die Intellektuellen, die *clerics*, gerichtet hatte, um sie vor den Verlockungen der (von ihm allerdings gründlich missverstandenen) Lebensphilosophie Bergsons, der nationalistischen Ideologie eines Maurice Barrès und Charles Maurras, aber auch vor dem Kommunismus und einem „mystischen Pazifismus“ zu warnen. Bei Bourdieu taucht die Radikalität Bendas in verwandelter Form wieder auf, wenn er unablässig und mit gelegentlich bis zur Penetranz sich steigernder Hartnäckigkeit gegen die „falschen Intellektuellen“, die „Doxosophen“, die „Medienintellektuellen“ im Stile eines Bernard-Henri Lévy, André Glucksmann oder Philippe Sollers polemisiert, die sich um der symbolischen Macht und der hohen Rendite ihres kulturellen Kapitals willen verkaufen und damit ihre Identität verraten. Der „Korporativismus des Universellen“ ist Bourdieus originärer Beitrag zur Bestimmung des modernen engagierten Intellektuellen, der aufgrund seiner „korporativen“ feldbezogenen Kompetenz dazu legitimiert ist, seine Stimme gegen Herrschaft, Entfremdung und soziale Exklusion zu erheben, wo immer sie auftreten. Diese Legitimation beruht auf

18 Vgl. im folgenden Pierre Bourdieu: Die Intellektuellen und die Macht, hg. von Irene Dölling, Hamburg 1991.

19 Vgl. Pierre Bourdieu: Der Korporativismus des Universellen, in: ders.: Die Intellektuellen und die Macht, a.a.O., S. 41-65.

einer normativen Basis, die mit den auf Macht, Erfolg und ökonomischen Gewinn ausgelegten Codes des Marktes, des politischen Systems und anderer gesellschaftlicher Felder absolut inkompatibel ist und ihnen im ständigen Kampf abgerungen werden muss, um ihre totale Hegemonie über die Gesellschaft abzuwehren. Im Begriff des „Korporativismus“ schwingt noch etwas von der Durkheimischen Vorstellung jenes beruflichen Ethos mit, das die unterschiedlichen Gruppen aufgrund einer intrinsischen und identifikatorischen Haltung zu ihrem jeweiligen Beruf als arbeitsteiligen Beitrag zur „organischen Solidarität“ der in der Entstehung begriffenen Industriegesellschaft einbringen sollten.<sup>20</sup>

Aber für Bourdieu bildet der intellektuelle Korporativismus keinen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration, sondern steht zu dieser in einem kritischen und radikalen Gegensatz. Ähnlich wie Sartre schreibt Bourdieu den engagierten Intellektuellen eine Sonderrolle zu, die sie vor anderen gesellschaftlichen Gruppen auszeichnet und autorisiert, im Namen universeller Werte auszusprechen, was anderen, die in die Heteronomie und Doxa der alltäglichen Welt verstrickt sind, versagt bleiben muss. Verglichen damit ist Foucaults „spezifischer Intellektueller“ weniger elitär, denn seine Praxis unterscheidet sich im Grunde nicht von der anderer *militants* an anderen Orten, wo Herrschaft ausgeübt wird, also in den Fabriken, Gefängnissen oder Kliniken. Er kämpft mit den ihm zur Verfügung stehenden Mitteln an den Brennpunkten, an die ihn sein Leben und seine Arbeit gestellt haben. Er hat kein Monopol auf Universalismus – darin ist Foucault einerseits „demokratischer“ als Sartre und Bourdieu, aber es fehlt ihm andererseits der normative Impuls, ohne den intellektuelles Engagement und Parteinahme substanzlos bleiben.

20 Vgl. Emile Durkheim: Einige Bemerkungen über die Berufsgruppen, in: ders.: Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften, Frankfurt/Main 1988, S. 41-75.

Warum sollen Ärzte, Kulturproduzenten oder Angehörige der technischen Intelligenz die Übergriffe und Manipulationen der Macht zum Anlass von Konflikten und Kämpfen machen, wenn sie in der „korporativistischen“ Besonderheit ihrer Tätigkeit keinen moralischen Antrieb finden? Worin dieser Antrieb bestehen kann, wie der „Korporativismus des Universellen“ im historischen Prozess der Autonomisierung des intellektuellen Feldes entsteht und sich als oppositionelle politische Praxis organisiert, hat Bourdieu sehr schön am Beispiel Emile Zolas gezeigt: „Die Entwicklung des literarischen Feldes zur Autonomie vollendend, versucht er, genau die Werte der Unabhängigkeit, die sich im literarischen Feld behaupteten, in der Politik wirksam werden zu lassen. Was ihm auch gelingt: Anlässlich der Dreyfus-Affäre bringt er es zustande, in das politische Feld ein Problem hineinzutragen, das nach den für das intellektuelle Feld charakteristischen Trennungsprinzipien konstruiert war, und dem sozialen Universum in seiner Gänze die ungeschriebenen Gesetze jener besonderen Welt aufzuzwingen, deren Besonderheit indes gerade darin besteht, sich auf das Allgemeine zu berufen.“<sup>21</sup>

Ebenso wie der „totale Intellektuelle“ Sartres und der „spezifische Intellektuelle“ Foucaults stellt der „Korporativismus des Universellen“ eine besondere Verarbeitungsform des jeweiligen konkret-historischen Spannungsverhältnisses zwischen den Intellektuellen und der hegemonialen Ordnung sowie zwischen den kollektiven Akteuren in den sozialen und politischen Kämpfen in einer bestimmten Situation dar. Ohne die Existenz einer kommunistischen „Gegengesellschaft“, die bis in die *HLM*-Wohnungen<sup>22</sup> von Saint-Denis und Gennevilliers hineinreichte, und ohne die Perspektive weltweiter revolutionärer Veränderungen von Russland über Alge-

21 Pierre Bourdieu: Die Regeln der Kunst. Genese und Struktur des literarischen Feldes, Frankfurt/Main 1999, S. 210.

22 *Habitation à loyer modéré*. Abkürzung für Sozialwohnungen, deren Bau in den 1960er Jahren in Frankreich staatlich gefördert wurde.

rien bis nach Cuba wäre der „totale Intellektuelle“ Sartres, der gerade aus dieser Perspektive seine optimistische, aggressive Bedingungslosigkeit schöpfte, nicht denkbar gewesen. Demgegenüber verweist Foucaults Intellektuellenverständnis bereits auf die Zersplitterung des totalisierenden revolutionären Projekts in den Jahren nach 1968. Die Massenstreiks und Fabrikkämpfe der Arbeiter flauten rasch wieder ab, die rebellierenden Studenten gerieten in die Sackgasse eines Aktionismus, den das herrschende System mühelos isolieren und leer laufen lassen konnte, viele Vertreter der wissenschaftlich-technischen Intelligenz wandten sich der Modernisierungsideologie der Sozialistischen Partei zu und die Befreiungsbewegungen verloren mit der Erreichung ihres Ziels eine über dieses Ziel hinausgehende Legitimation. Soziale Kämpfe und Arbeitskonflikte konnten zwar eine extreme Härte annehmen, wie etwa bei den gewaltsamen Auseinandersetzungen im Automobilwerk Talbot in Poissy 1983/84, aber sie blieben punktuell und disparat.<sup>23</sup> Gleichsam auf diese Gemengelage reagierte Foucault, wenn er seine Aufmerksamkeit auf die Begrenztheit lokaler Kämpfe richtete, um dort die Praxis der Intellektuellen zu situieren.

Mit der Krise der Arbeiterbewegung, der Erosion der Kommunistischen Partei und dem nachlassenden Einfluss marxistischen Denkens an den Universitäten und in den Schichten der Intelligenz stieg der gesellschaftliche Druck auf die Autonomie des wissenschaftlichen und kulturellen Feldes, auf die Kritik- und Urteilsfähigkeit der Intellektuellen enorm. Die nun einsetzende globale Tendenz, Kultur restlos zu monetarisieren, medial gleichzuschalten und ihre Bedeutung nur noch nach Kriterien des Marktes zu messen, zwang die Intellektuellen, die sich dem *nouvel esprit* des Kapitalis-

23 Vgl. Lothar Peter: Die Affäre Talbot – Skizze eines Klassenkonflikts, in: Johannes M. Becker (Hg.): Das französische Experiment. Linksregierung in Frankreich 1981 bis 1985, Berlin u.a. 1985, S. 41-52.

mus nicht anpassen wollten, dazu, ihr eigenes Feld gegen die Imperative ökonomischer Verwertbarkeit und politischer Botmäßigkeit zu verteidigen. Es ging Bourdieu deshalb zunächst einmal vor allem um die Aufnahme des Kampfes gegen die Metastasen des Geldes, die die autonomen Werte der Kultur tödlich bedrohen, wenn sich kein Widerstand dagegen erhebt. Der allerdings hat nur dann Aussicht auf Erfolg, wenn der „Korporativismus des Universellen“ nicht auf sich gestellt bleibt, sondern sich international organisiert, um der globalen McDonaldisierung der Kultur eine ebenfalls global organisierte Kraft entgegen zu setzen. Bourdieu sprach deshalb von der Notwendigkeit einer „Internationalen der Intellektuellen“.<sup>24</sup> Tatsächlich unterschied sich aber sein praktisches Engagement relativ wenig von den Handlungsformen des engagierten Intellektuellen in der Tradition von Zola über Romain Rolland und André Gide bis zu Jean-Paul Sartre und Michel Foucault,<sup>25</sup> wobei sich allerdings sein Standpunkt zusehends radikalisierte. Er gab die eher vagen politischen Vorstellungen, die ihn in die Nähe der *deuxième gauche* geführt hatten, auf und verschärfte den Ton seiner Kritik unüberhörbar. Er bezog öffentlich Stellung, ergriff Initiativen zu Protestaufrufen und nutzte das Fernsehen, um die Mechanismen symbolischer Macht mit deren eigenen medialen Mitteln zu entlarven.<sup>26</sup> Er tat also eigentlich im wesentlichen das Gleiche, was auch Sartre und Foucault getan haben. Das Verhältnis zwischen der überwältigenden Mehrheit der systemkonformen Intellektuellen und Bourdieu wurde immer gespannter. Aber in einigen Fällen gelang es ihm, andere prominente Intellektuelle für öffentliche Stellungnahmen zu gewinnen, die dem geistigen Mainstream unmissverständlich die

24 Vgl. Pierre Bourdieu: Für eine Internationale der Intellektuellen, in: ders.: Interventionen 1961-2001, a.a.O., S. 41-52.

25 Vgl. zu dieser Tradition Michel Winock: Das Jahrhundert der Intellektuellen, Konstanz 2003.

26 Vgl. Pierre Bourdieu: Über das Fernsehen, Frankfurt/Main 1998.

Gefolgschaft aufkündigten. Das galt beispielsweise für einen Aufruf zur Unterstützung der Streikenden und der breiten Protestbewegung im Winter 1995/96, die sich gegen eine rigorose Demontage des Sozialstaats und die politische Arroganz der Macht auflehnte. Neben Bourdieu setzten auch Jacques Derrida, Etienne Balibar, Luc Boltanski, Pierre Vidal-Naquet, Régis Debray und zahlreiche andere ihren Namen unter den von Bourdieu initiierten *Appel des intellectuels en soutien aux grévistes* (Aufruf der Intellektuellen zur Unterstützung der Streikenden),<sup>27</sup> während auf der anderen Seite eine Petition von bekannten Intellektuellen veröffentlicht wurde, die die Legende von der Nichtfinanzierbarkeit der sozialen Sicherungssysteme nachbetete und den Plänen des dann aber gestürzten Premierministers Juppé eine konstruktive Funktion attestierte. Unter dieser Petition fanden sich unter anderen die Namen von Alain Finkielkraut, Claude Lefort, Alfred Grosser, Alain Touraine und Olivier Mongin, dem Chefredakteur von *Esprit*.<sup>28</sup>

Bourdieu war einer der ersten namhaften Intellektuellen, die die Bedeutung der Anti-Globalisierungsbewegung als neue, die Hegemonie der *global player*, internationalen Fondmanager und mit ihnen verbündeten Machtapparate in Frage stellenden Sozialbewegung erkannte. Im Kampf dieser Bewegung unter Losungen, dass „eine andere Welt möglich“ und die „Welt keine Ware“ ist, fand er das wieder, wofür er selbst im Namen des „Korporativismus des Universellen“ eintrat: den Kampf gegen die neoliberale Vereinnahmung der Welt, den Kampf gegen soziale, ethnische und sexuelle Exklusion und den Kampf um eine gerechte Teilhabe an einer nicht entfremdeten Kultur.

Bourdieu hat aber, ungeachtet seiner bewundernswerten wissenschaftlichen Leistungen und seines mutigen Engagements an den

27 Vgl. Julien Duval u.a.: Le „décembre“ des intellectuels français, Paris 1998, S. 19.

28 Vgl. ebd., S. 18.

Brennpunkten sozialer, kultureller und politischer Widersprüche, das komplizierte Verhältnis zwischen den konkreten Prozessen gesellschaftlicher Herrschaft und der Funktion des kritischen engagierten Intellektuellen theoretisch ebenso wenig überzeugend lösen können wie Sartre und Foucault.<sup>29</sup> Er hat jedoch den Auffassungen beider ein wesentlich neues Moment hinzugefügt, nämlich die Bedeutung einer in der wissenschaftlich-kulturellen Tätigkeit substantiell angelegten, durch die interessenfreie Suche nach Wahrheit und Authentizität bestimmten Normativität, die für die Begründung öffentlicher Interventionen der Intellektuellen unverzichtbar ist. Auf jeden Fall aber hat er selbst vorbildlich das gelebt, was er von einem „wahren Intellektuellen“ forderte: die unter einer immer totaler werdenden materiellen und symbolischen Gewalt leidenden Welt nicht aus der bequemen Loge wertneutraler Unberührtheit zu beobachten oder in Talkshows durch schicke Medienrhetorik zu verschleiern, sondern dieser Gewalt mit der Waffe des „Korporativismus des Universellen“ einen unversöhnlichen Kampf anzusagen.

29 Vgl. dazu Lothar Peter: Korporativismus des Universellen? Das Thema der Intellektuellen in der soziologischen Theorie von Pierre Bourdieu, in: Z. Zeitschrift Marxistische Erneuerung (2000), Nr. 41, S. 107-122.



**Von innen nach außen.  
Über Bourdieus Heidegger-Lektüre**

Johannes Weiß

Prozesse der wechselseitigen „Vermittlung“ zwischen der französischen und der deutschen Kultur, der politischen Kultur zumal, bilden das Zentralthema jahrzehntelanger, ebenso intensiver wie ertragreicher Forschungen von Hans Manfred Bock. Und dabei bedeutet Vermittlung: Wahrnehmung, Aneignung und Verknüpfung, aber durchaus auch Kritik, Entgegen-Setzung und Ablehnung.

Es steht ganz außer Frage, daß es sich hier um einen besonders interessanten Ausschnitt aus dem sehr großen und sehr vielschichtigen, deshalb auch bei weitem nicht zureichend erschlossenem Problemkomplex der „interkulturellen Vermittlung“ handelt. Vielleicht gibt es keine zwei anderen Nationen, deren geistige und politische Eliten einander über einen so langen Zeitraum hinweg so fasziniert, aber auch irritiert beobachtet und sich mit solchem Eifer entweder für die Auf- und Übernahme oder für die Abwehr der jeweils anderen Formen der Weltdeutung und der Weltgestaltung eingesetzt hätten.

Das kulturell Andere und Fremdartige aber begegnet nicht auf breiter Front und anonym, sondern, jedenfalls zunächst und vor allem, in je besonderer, ja individualisierter und personifizierter Form: in den Denk-, Sprach- und Kunstwerken exzeptioneller Persönlichkeiten und in diesen Persönlichkeiten selbst. Und auch deren Wahrnehmung und Deutung, Kritik und Ablehnung vollzieht sich, anfänglich und in der Hauptsache jedenfalls, über einzelne, intellektuell besonders sensible und produktive Persönlichkeiten, die dann das Bild und die Bedeutung des kulturell Anderen unter Umständen für lange Zeit und weite Kreise so zu bestimmen und festzulegen vermögen, wie dies, um ein sehr bekanntes Beispiel zu nennen, Madame de Staël mit ihrem Deutschland-Buch getan hat.

Nichts spräche dagegen, daß intellektuelle Grenzgänger gerade das zu erschließen und im eigenen Land zu vertreten suchten, was an der anderen Kulturwelt bis dahin als ganz fremdartig galt, sich bei genauer Betrachtung aber als durchaus zugänglich und an-

schlußfähig für das vertraute und gebräuchliche Eigene erweist. Das wäre möglich und im Sinne einer grenzüberschreitenden Verständigung auch sehr wünschbar, kommt gewiß auch vor, ist aber doch unüblich. Madame de Staël ist auch darin prototypisch und von fortwirkender Bedeutung, daß sie die deutsche Literatur und Philosophie ihrer Zeit der französischen betont *entgegenetzte* und genau deshalb wenn nicht als Vorbild, so doch als dringend notwendige Quelle der Inspiration und Erneuerung anempfahl.

Das war nicht nur eine Herausforderung, sondern eine starke Zumutung für das kulturelle Selbstbewußtsein der politischen und geistigen Elite Frankreichs und ein Grund für das zeitweise über Madame de Staël verhängte Aufenthalts- und Publikationsverbot.

Aber auch Heinrich Heine sah sich genötigt, das von Madame de Staël vermittelte, allzu sehr unter dem romantischen Einfluß August von Schlegels stehende und deshalb einseitige und allzu sympathische Bild zurechtzurücken, indem er – fast eine Generation später (nämlich 1833) – seine Schrift über die „romantische Schule“ herausbrachte, und zwar zuerst in französischer Sprache unter dem Titel: *État actuel de la littérature en Allemagne. De l'Allemagne depuis Madame de Staël*. Nur ein Jahr später folgte, wiederum zuerst in französischer Sprache (in der *Revue des deux mondes*) *Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland*.

Auch in der französischen Heidegger-Rezeption geht es um die Auseinandersetzung mit einem Denken, das nicht nur als originell und neuartig, sondern als sehr fremdartig, also von der eigenen Denktradition und dem eigenen Denkstil stark abweichend, mehr noch: als radikal, wild und geradezu „barbarisch“ (Sartre) wahrgenommen und, weil es sich doch nicht als Unsinn oder Scharlatanerie abtun ließ, gerade deshalb als große Irritation und Zumutung erfahren wurde. Und die Aufnahme dieser Herausforderung, die – sprachliche und gedankliche – Übersetzung der Heideggerschen

Philosophie und die Anzettelung einer innerfranzösischen Heidegger-Debatte ist zwar nicht die Sache einer einzelnen Persönlichkeit, aber auch nicht eines anonymen interkulturellen Diffusionsprozesses: Eine mittlerweile zwar beträchtliche, aber doch überschaubare Zahl von intellektuell herausragenden und zugleich besonders eigenständigen, zudem publizistisch besonders kompetenten und einflußreichen Denkern und Autoren vielmehr hat dieses Vermittlungsgeschehen ermöglicht, immer aufs neue inspiriert und für ein außergewöhnlich hohes Niveau der Debatten gesorgt – von Jean-Paul Sartre und Jean Beaufret bis zu Emmanuel Levinas, Alain Finkielkraut, Philippe Lacoue-Labarthe, Joseph Rovan, Pierre Aubenque, Jean Baudrillard und, last but not least, Jacques Derrida.<sup>1</sup>

Auch Pierre Bourdieu hat dabei eine sehr wichtige und distinkte Rolle gespielt – derart, daß diese Debatten ohne seine Beteiligung in einer präzis bestimmbar Weise anders verlaufen resp. unterkomplex und weniger ergiebig geblieben wären. Worin besteht diese Rolle? Nach meiner Einschätzung genau darin, daß in Bourdieus Wahrnehmung, Deutung und Kritik Heideggers eine Denkform zur Geltung und Wirkung gelangt, die in Frankreich eine ganz andere, intellektuell viel stärkere Tradition und Präsenz besitzt als in Deutschland und allen übrigen europäischen Gesellschaften – und daß Bourdieu diese Denkform in besonders eigenständiger, produktiver und intellektuell brillanter Weise revitalisiert hat.

Bourdieus wichtigste Vorgänger heißen Auguste Comte und Emile Durkheim, und damit ist zugleich gesagt, um welche Denkform es hier geht. Wie Comte, der der Soziologie nicht nur den Namen gegeben, sondern sie als letzte und höchste in das System der positiven Wissenschaften eingeordnet, und Durkheim, der sie in

1 Zur französischen Heidegger-Debatte vgl. Jörg Altwegg (Hg.): Die Heidegger-Kontroverse, Frankfurt/Main 1988, darin vor allem die Beiträge von Jean-Paul Aron und Jean-Michel Palmier.

einer bis heute fortwirkenden Gestalt begründet hat, sieht auch Bourdieu die Soziologie berufen und befähigt, als Medium der Reflexion, also der kritischen Selbstprüfung, und der praktisch-politischen Umsetzung des menschlichen Wissens in seinem ganzen Umfange zu dienen. Die Soziologie vermittelt dem Menschen nach dieser Auffassung den höchstmöglichen Grad an theoretischer und praktischer Selbstgewißheit – und nicht mehr die Philosophie, deren Legitimität sich vielmehr ihrerseits vor dem Forum der Soziologie ausweisen muß.<sup>2</sup>

Für die intellektuelle Redlichkeit dieser Einstellung spricht, daß Bourdieu sie sich im Ausgang von der Philosophie, seiner akademischen Heimatdisziplin, mit Ernst und Anstrengung erarbeitet hat.<sup>3</sup> Und ihre Logik und Überzeugungskraft ergeben sich aus der Annahme, daß nur die Wissenschaft von der Gesellschaft geeignet zu sein scheint, eine wissenschaftliche Selbstverständigung des Menschen zu ermöglichen, die zugleich streng empirisch, umfassend und reflexiv, also selbstbegründend und selbstlegitimierend ist. In der Soziologie gelangt die menschliche Wirklichkeit als gesellschaftliche Wirklichkeit zur Selbstdurchsichtigkeit, und zwar deshalb, weil sie, die Soziologie, sich dabei auch selbst ausschließlich von ihrer Gesellschaftlichkeit her begreift und begründet. Sie überbietet, wie auch schon Comte und Durkheim behauptet hatten, die religiösen oder theologischen ebenso wie die philosophischen Formen der Selbstthematisierung des Menschen, weil sie, anders als jene, auch

2 So möchte Bourdieu (*Méditations pascaliennes*, Paris 1997, S. 9, vgl. S. 12) ausdrücklich an Kants philosophische Kritik anschließen und diese zugleich soziologisch überbieten. Die schärfste Kritik der überschwenglichen intellektuellen und politischen Ansprüche Bourdieus finden sich im Buch einer ehemaligen Mitarbeiterin: Jeannine Verdès-Leroux: *Le savant et la politique. Essai sur le terrorisme sociologique de Pierre Bourdieu*, Paris 1998.

3 Vgl. Verdès-Leroux, a.a.O., S. 47ff. Bourdieus Beschreibung seiner philosophischen Lehrjahre, die mit der Entfremdung von der Philosophie endeten.

ihre gesellschaftlichen Existenz- und Wirkungsbedingungen durchschaut und kontrolliert.

Heidegger ist für Bourdieu der Musterfall eines Philosophen, dessen sehr betonter Anspruch auf denkerische Autonomie und radikale Selbstbegründung sich aus einer soziologischen Perspektive als unhaltbare Präntention und als Ideologie zur Verschleierung ihrer gesellschaftlichen Bedingtheit und Zielsetzung erweist.

Heideggers aktive, obzwar zeitlich und auch thematisch begrenzte Sympathie und Parteinahme für die nationalsozialistische Bewegung und Herrschaft bildet unvermeidlich den Kernpunkt aller Versuche, die sozio-politischen und womöglich ideologischen Bezüge und Funktionen seiner Philosophie, vor allem seines 1927 erschienenen Hauptwerks *Sein und Zeit*, aufzuklären, so auch und gerade in der französischen Debatte.

Dabei werden in der Hauptsache drei Positionen vertreten: Der – tatsächlich wenig plausibel erscheinenden – Behauptung, daß es zwischen diesem politischen Engagement und Heideggers Philosophie keinerlei motivationalen oder gar sinnhaften Zusammenhang gebe, steht die, insbesondere von Victor Farias popularisierte Meinung diametral gegenüber, diese Philosophie sei, im Kern jedenfalls, überhaupt *nur* als nazistische oder zumindest proto- resp. quasi-nazistische Ideologie angemessen zu verstehen. In diesem Sinne behauptet z.B. Arthur Goldschmidt Heidegger sei „der Nazidenker par excellence“.<sup>4</sup>

Zwischen diesen extremen Positionen bewegen sich unterschiedliche Versuche, eine sozio-politische Bedingtheit und Zielsetzung der Daseinsanalytik als bedeutsam zu erweisen und doch an der denkerischen Originalität und Größe Heideggers festzuhalten. Das

4 Victor Farias: Heidegger und der Nationalsozialismus. Mit einem Vorwort von Jürgen Habermas, Frankfurt/Main 1987; das Goldschmidt-Zitat findet sich bei Altwegg, a.a.O., S. 113.

ist auch die Position von Jürgen Habermas, der, insbesondere im Vorwort zum Buch von Farias, die Affinitäten zwischen Heideggers Denken und der nazistischen Ideologie sehr stark, vielleicht überstark betont, zugleich aber nicht ansteht, *Sein und Zeit* zum bedeutendsten philosophischen Werk seit Hegels *Phänomenologie des Geistes* zu erklären.<sup>5</sup>

Bourdieu ist mit dieser, insgesamt wohl in der Fachwelt am weitesten verbreiteten Einschätzung ebensowenig einverstanden wie mit den beiden anderen. Deshalb verbindet er seine Heidegger-Deutung auch ausdrücklich mit einer Kritik an Habermas.<sup>6</sup> Dessen Annahme, dem philosophischen Denken überhaupt und auch dem Heideggerschen könne und müsse unter Absehung von seinem sozio-politischen Entstehungs- und Wirkungskontext Sinn und Bedeutung beigemessen werden (können), wird von Bourdieu ganz grundsätzlich bestritten. Zwar erscheint ihm, auch im Falle Heideggers, eine kurzschlüssige ideologiekritische Abfertigung unangemessen und falsch. Die „marxistisch inspirierten Untersuchungen“ etwa von Lukács, Goldmann, Borkenau und auch Adorno (in dessen Heidegger-Buch), in denen „die Werke auf die Weltsicht oder die gesellschaftlichen Interessen einer sozialen Klasse“ bezogen und so „erklärt“ werden, beruhen nach Bourdieu auf „äußerst naiven Voraussetzungen“. Sie liefen nämlich „sämtlich auf die Annahme hinaus [...], daß eine Gruppe *unmittelbar* als Wirkursache oder als Zweckursache (Funktion) auf die Produktion des Werkes einzuwirken“ vermöchte.<sup>7</sup>

Trotz dieser eindeutigen Kritik an einer „Form von Reduktion“, die er als „Kurzschluß-Effekt“ bezeichnet, ist Bourdieu jedoch überzeugt, daß die eigentliche Bedeutung und Wahrheit auch philoso-

5 Ähnlich äußert sich Joseph Rovin in: Altwegg, a.a.O., S. 120.

6 Pierre Bourdieu: Die politische Ontologie Martin Heideggers, Frankfurt/M. 1976, S. 29f.

7 Pierre Bourdieu, hg. u. mit einem biographischen Essay von Joseph Jurt, Freiburg 2003, S. 135.

phischer Werke sich nur in einer, allerdings hinreichend komplex und differenziert verfahrenen *soziologischen* Analyse eröffne. Genau zu diesem Zweck hat er nach eigenem Bekunden die „Theorie des Feldes“ entwickelt. Sie besagt im gegebenen Falle, daß sozio-ökonomische oder sozio-politische Interessenlagen sich in philosophischen Werken von einigem Rang nicht unmittelbar zur Geltung bringen, sondern vermittelt über das hier ins Spiel kommende Feld – das Feld der professionellen, universitären Philosophie. Dessen Regeln und Anforderungen habe das Werk, wenn es Eindruck machen und sich durchsetzen wolle, seiner argumentativen Form und „Struktur“ nach zu entsprechen.

In den Vorbemerkungen zu seinem Heidegger-Buch gibt Bourdieu einen kurzen Abriß dieses zweistufigen soziologischen Deutungsschemas. Demnach muß sich das – „im weiteren Sinne“ – „politische Interesse“, wenn der erstrebte „materielle oder symbolische Gewinn“ erreicht werden soll, mit geeigneten „Euphemisierungsstrategien“ verbinden, die das philosophische Produkt in einem gegebenen Feld (hier: dem der akademischen Philosophie) anschlussfähig und möglichst überzeugend erscheinen lassen. Welche „Euphemisierungsstrategien“ jeweils geeignet sind, hängt von den besonderen Gegebenheiten dieses Feldes und des näheren davon ab, welche „Position“ die „jeweiligen Produzenten [...] innerhalb des Feldes innehaben, d.h. innerhalb der Struktur der Verteilung des Kapitals, das in dem betreffenden Feld im Spiel ist“: „Die symbolischen Schöpfungen verdanken demnach ihre charakteristischsten Merkmale den gesellschaftlichen Bedingungen ihrer Produktion und, genauer, der Stellung des Produzenten innerhalb des Produktionsfeldes“.<sup>8</sup>

Zwischen dem politischen „Ausdrucksinteresse“ und der vom philosophischen Feld erzeugten „Zensur“ hinsichtlich der Ausdrucksweise besteht nach Bourdieu eine dialektische Beziehung der

8 Bourdieu: Politische Ontologie, a.a.O., S. 7 bzw. S. 9.



Art, daß „im opus operatum Form und Inhalt, das Gesagte und die Art, wie es gesagt, ja wie es vernommen wird“, nicht zu trennen ist.<sup>9</sup> Desungeachtet aber zielt die von Bourdieu geforderte und praktizierte soziologische Analyse vor allem darauf ab, das durch die Euphemisierungsstrategien verschleierte politische Interesse aufzudecken und damit den Autonomieanspruch des philosophischen Denkens als Schein zu erweisen. Eine eigenständige und nach eigenen Kriterien zu prüfende „Sache“ des philosophischen Denkens läßt sich nicht identifizieren und aus dem zweistufigen gesellschaftlichen Bedingungskontext herauslösen. Dies um so weniger, als nicht die gesellschaftliche Abgehobenheit und Autonomie des philosophischen Denkens, sondern auch des philosophischen Feldes überhaupt nur scheinbar ist. Anders wäre ein Satz wie der, daß eine „Oppositionsbeziehung zwischen Worten [...] allemal auf eine Oppositionsbeziehung zwischen gesellschaftlichen Gruppen“ verweise,<sup>10</sup> nicht zu verstehen.

Ganz im Sinne dieses axiomatischen Satzes unternimmt es Bourdieu zu zeigen oder zumindest anzudeuten, daß auch die zentralen Begriffe und Begriffsoppositionen in Heideggers Daseinsanalytik als Transformation und Pseudo-Sakralisierung realer gesellschaftlicher Gegebenheiten und Gegensätze zu gelten haben und daß sie im Kern auf eine philosophische Überhöhung und Absicherung gesellschaftlicher Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnisse abzielen. So erkennt er den „objektiv“ zu bestimmenden „sozialen Wert“ der Heideggerschen Unterscheidungen zwischen Ontischem und Ontologischem, Existentiellern und Existentiellen im allgemeinen, zwischen Alltäglichkeit (Uneigentlichkeit/Öffentlichkeit/Man) und Eigentlichkeit im besonderen genau darin, den „objektiven

9 Ebd., S. 9.

10 Ebd., S. 21f.

Dualismus der gesellschaftlichen Schicksale“<sup>11</sup> gleichzeitig zu überspielen resp. zu neutralisieren und unangreifbar zu machen.

Im „Verbalfetischismus“ der Heideggerschen „philo-logischen“ Philosophie sieht Bourdieu einen Sonder- und Grenzfall desjenigen „universitären Logozentrismus“,<sup>12</sup> der die Philosophie insgesamt kennzeichne. Der Sache nach hat Heidegger für Bourdieu nichts anderes zu sagen als die Repräsentanten der „konservativen Revolution“, und deren Texte stellen, wie auch Heideggers *Sein und Zeit*, nur unterschiedliche „Transformationen“ *desselben* sozio-politischen Inhalts wie bei den Nationalsozialisten dar.<sup>13</sup> Heideggers spezifische Transformation dieses einen und selben Inhalts ist, und das meint Bourdieu mit dem Titel seines Buchs, die „Konstruktion der Politik als Ontologie“.<sup>14</sup> Sie erklärt sich – nicht auch oder in einer gewissen Hinsicht, sondern erschöpfend – aus dem besonderen „Habitus“ dieses Philosophen.<sup>15</sup> Die bei der Produktion dieses Habitus zusammenwirkenden sozialstrukturellen Faktoren sind: (a) die (mittelständische) Position „innerhalb der Struktur der Klassenverhältnisse“, (b) die Position innerhalb der „universitären Fraktion des Mittelstandes, (c) die Position „innerhalb der Struktur des universitären Feldes“, schließlich (d) die Position „innerhalb des Feldes der Philosophie“.<sup>16</sup>

Die besondere Individualität des Philosophen Heidegger muß den Philosophen Bourdieu also ebensowenig interessieren wie ein philosophischer Gehalt, der über das hinausginge, was sich soziologisch zuordnen und erklären läßt. Man würde Bourdieu gröblich mißverstehen, wenn man seine Analyse als einen wichtigen, viel-

11 Ebd., S. 25.

12 Ebd., S. 29.

13 Ebd., S. 41, 110f.

14 Ebd., S. 110.

15 Zu diesem Grundbegriff seiner Soziologie will Bourdieu übrigens in einer nicht näher bestimmten Weise durch Heideggers Daseinsanalytik gebracht worden sein.

16 Bourdieu: Politische Ontologie, a.a.O., S. 97.

leicht unverzichtbaren Beitrag zu einer komplexen Deutung des Heideggerschen Werks einschließlich seines Entstehungs- und Wirkungskontexts auffassen wollte. Mit bedingungsloser Entschiedenheit setzt Bourdieu seine Sichtweise nämlich insbesondere allen Versuchen entgegen, Heideggers Philosophie in philosophischer Weise aufzunehmen und kritisch zu erörtern. Jacques Derrida hat also sehr recht, wenn er (in einem in *Libération* vom 10. März 1988 veröffentlichten Brief) im Blick auf ein von Bourdieu gegebenes Interview bemerkt, dieser habe sich „nie ernsthaft der Prüfung der ‚Fragen‘, die Heidegger stellt unterzogen“, und seine „interne“ Lektüre (wenn eine solche überhaupt erkennbar sei) sei „noch verkürzter“ als die externe.<sup>17</sup>

Tatsächlich hat sich Bourdieu die Möglichkeit, sich *überhaupt* auf eine interne Lektüre der Heideggerschen Philosophie einzulassen, von vornherein verbaut und verboten – durch die erwähnte Vorentscheidung, daß die radikalste, umfassendste und allein wahrhaft reflexive Kritik menschlicher Welt- und Selbsterkenntnis von der Soziologie zu leisten sei. Diese Vorentscheidung aber ist keineswegs reflexiv in dem Sinne, daß sie sich mit empirisch-soziologischen Denkmitteln zureichend begründen und rechtfertigen ließe. Dazu bedürfte es nämlich eines prinzipiell unhintergehbaren, also absoluten Stand- und Ausgangspunkts, über den vielleicht die Theologie, aber nicht (mehr) die Philosophie und ganz gewiß nicht irgendeine Erfahrungswissenschaft, die Soziologie durchaus eingeschlossen, verfügt.

Nichts spricht dagegen, sondern vieles (auch von Bourdieu Beigebrachtes) dafür, philosophische Denker und Denkwerke einer soziologischen Analyse zu unterziehen, um so zu mancherlei kritischen Einschätzungen zu kommen. Noch viel weniger aber spricht dagegen, soziologisches Erkennen und Argumentieren auf seine lo-

17 Jacques Derrida, in: Altwegg, a.a.O., S. 163f.

gischen resp. gnoseologischen Prämissen hin, d.h. in der Form einer philosophischen Reflexion, aufzuklären, und das a fortiori dann, wenn mit ihm so extraordinäre, ja monopolistische Ansprüche verknüpft werden wie bei Pierre Bourdieu.<sup>18</sup>

Aus dem – nicht wortwörtlich, aber der Sache nach – von Durkheim stammenden Satz (der kein Axiom, sondern eine fragwürdige empirische Verallgemeinerung ist) „Dieu, c’est la société“ schlußfolgert Bourdieu, daß alle überhaupt noch diskussionswürdigen letzten (Sinn-)Probleme des Menschen gesellschaftlich bedingt und also auch von „der Gesellschaft“ zu beheben seien. Damit aber rückt die fürs Gesellschaftliche zuständige Wissenschaft, die Soziologie eben, an die Stelle der Theologie, sie wird, wie Bourdieu ganz unironisch bemerkt, „zu einer Art Theologie der letzten Instanz“.<sup>19</sup>

Daß sich dieser Satz in einem Buch findet, in dem Bourdieu Blaise Pascal zu einem Medium seiner eigenen Ambitionen macht, ist nicht paradox, sondern absurd zu nennen.<sup>20</sup> Aber wie es eine bedeutende Rezeptions- und Wirkungsgeschichte Pascals unter deutschen Denkern, Heidegger eingeschlossen, gibt, so hatte und hat ein Großteil der geistvollsten philosophischen Auseinandersetzungen mit Heidegger seinen Ort in Frankreich. Warum also sollte ein bedeutender französischer Gelehrter, der eine spezifisch französische Denktradition revitalisiert, nicht zu erkennen geben, daß er weder diesem deutschen noch jenem französischen Denker gerecht werden will oder kann? Der Umstand, daß er damit bei deutschen Soziologinnen und Soziologen mehr Zustimmung findet als im eigenen Land, hat im übrigen eine sehr erfreuliche Seite. Er zeigt, daß

18 Wie sich dessen Soziologie aus der Sicht der Heideggerschen Daseinsanalytik darstellt, habe ich an anderer Stelle umrissen: Johannes Weiß: Einleitung, in: ders. (Hg.): Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft, Konstanz 2001.

19 Bourdieu: *Méditations*, a.a.O., S. 288.

20 Vgl. das Nähere in: Johannes Weiß: *Méditations pascaliennes?*, in: *European Journal of Social Theory*, Bd. 2, 3/1999, S. 317-320.

auch im Falle soziologischer und philosophischer Gedankensysteme sich die Wahrnehmungs- und Verständigungschancen einerseits, der Vermittlungs- und Übersetzungsbedarf andererseits nicht nach nationalstaatlichen Grenzen oder nationalen Denktraditionen richten, daß man also auch hier nach dem jeweiligen Entstehungskontext einerseits, dem Rechtfertigungs- resp. Bewährungskontext andererseits unterscheiden kann und muß.



**Jacques Derrida – oder von der *Undenkbarkeit*  
eines notwendigen intellektuellen Engagements**

Johannes Thomas

Am 31. Mai 2003 erschienen in mehreren europäischen Zeitungen Artikel von Intellektuellen, die angesichts der Irak-Politik der USA einer Erneuerung Europas als Machtfaktor in der Welt das Wort redeten. Diese einzigartige europäische Intervention verdankte sich einer Initiative von Jürgen Habermas, der sich Umberto Eco in *La Repubblica*, Gianni Vattimo in *La Stampa*, Fernando Savater in *El País*, Adolf Muschg in der *Neuen Zürcher Zeitung* und Richard Rorty in der *Süddeutschen Zeitung* angeschlossen hatten. Jacques Derrida unterzeichnete den von Jürgen Habermas in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* sowie in *Libération* publizierten Beitrag, weil er selbst „aufgrund persönlicher Umstände keinen eigenen Text schreiben [konnte].“

Der von Habermas verfasste und von Derrida mitunterzeichnete Aufruf hebt auf den „burschikose[n] Bruch des Völkerrechts“ durch die USA und die vielstimmige Kritik am „völkerrechtswidrigen Charakter der einseitigen, präventiven [...] Intervention“ bei den Völkern Europas ab. In dieser Situation müssten nun die „kern-europäischen Mitgliedstaaten“, denn nur sie seien dazu bereit, „von dem in Nizza beschlossenen Mechanismus der ‚verstärkten Zusammenarbeit‘ Gebrauch machen, um in einem ‚Europa der verschiedenen Geschwindigkeiten‘ mit einer gemeinsamen Außen-, Sicherheits- und Verteidigungspolitik den Anfang zu machen.“

Sieht man einmal davon ab, dass die Autoren dieses Textes vielleicht nicht wussten, dass nach dem bis auf weiteres geltenden Vertrag von Nizza die Gemeinsame Außenpolitik im Kern Einstimmigkeit verlangt und die Sicherheits- und Verteidigungspolitik vollständig von der „verstärkten Zusammenarbeit“ ausgenommen worden ist, dass mehr als 70 Prozent der Bevölkerung Europas Militärschläge jenseits des internationalen Rechts, also dessen „burschikosen Bruch“ im Falle einer Bedrohung Europas durchaus befürworten, dass Präemptivschläge insbesondere in Frankreich schon vor



2003 diskutiert wurden und Eingang in die *programmation militaire* gefunden haben, so hat dieser deutsch-französische Aufruf doch das vielfach beklagte Schweigen der Intellektuellen zu europäischen Fragen mit einem wahren publizistischen Posaunenstoß beendet, wenn auch nach falschen Noten.

Aber sind Habermas/Derrida hier überhaupt als „kritische Intellektuelle“ oder nicht doch eher als „akademische Mandarine“ aufgetreten, nachdem sie die deutsche und französische regierungsamtl. Amerikakritik sozusagen philosophisch abgesegnet haben? Nun, das ist eine politische Frage, wie ich von Hans Manfred Bock gelernt habe, die für wissenschaftliche Analysen höchstens einen Anstoß liefern kann, im Falle Derridas insbesondere den Anstoß zu fragen, ob und wie seine europapolitische Intervention zu verstehen sei. Denn eine Unterschrift unter einem Text und eben auch unter einem Text von Habermas ist von Derrida her alles andere als eine Selbstverständlichkeit. Jede Signatur zeigt an, dass ein Ich in einem bestimmten Hier und Jetzt eine als eigene bekräftigte Aussage gemacht hat. Aber, um als Signatur authentifiziert werden zu können, muss sie als solche anerkannt werden, sie bedarf also der Gegenzeichnung durch jemand anderes oder auch durch den Unterzeichner selbst in einem anderen Hier und Jetzt. Das heißt zugleich: Sie muss ebenso wie der signierte Text wiederholbar sein. Wiederholung aber schließt schon wegen der notwendigen zeitlich-räumlichen Verschiebung die Identität des Wiederholten aus. Text und Signatur sind nur als nicht-identische wiederholbar. Die Gegenzeichnung ist daher nie definitiv abzuschließen,<sup>1</sup> der signierte Text für stets neue Lektüren unbegrenzt offen. Indem Derrida den von Habermas signierten Text selbst ebenfalls signiert, bestätigt er mithin weder die

1 Jacques Derrida: *L'oreille de l'autre*, hg. von C. Levesque und C. MacDonald, Montréal 1982, S. 119.

Identität seiner Lektüre mit der von Habermas, noch legt er sie für sich definitiv fest.

Das belegen andere auf Europa bezogene Äußerungen Derridas, in denen er etwa Europa und die USA auf eine Stufe stellt, und zwar in zweierlei Hinsicht. Er habe einerseits „radikale Vorbehalte gegenüber der amerikanischen, sprich: europäischen Politik“, würde allerdings, wenn er „in einer *binären* Situation dazu gezwungen wäre, Partei zu ergreifen“, hier: sich zwischen dem ‚Westen‘ und Bin Laden zu entscheiden, „Partei ergreifen für das Lager, das *im Prinzip, de jure*, der Perfektionierung im Namen des ‚Politischen‘, der Demokratie, des internationalen Rechts, der internationalen Institutionen usw. eine Perspektive offen lässt.“<sup>2</sup>

## Aporetisches zu Politik und Moral

Von einer uneingeschränkten Zustimmung Derridas zum „Westen“ und/oder zu Europa kann demnach keine Rede sein. In seinen Ausführungen zu den „Schurkenstaaten“ klagt er die USA als schlimmsten aller Schurkenstaaten an,<sup>3</sup> um dann das Prinzip staatlicher Verfasstheit und Souveränität selbst insoweit unter Anklage zu stellen, als es konstitutiv sei für allen Machtmissbrauch. Das gelte für sämtliche Institutionen, einschließlich der UNO, des Sicherheitsrats und überhaupt aller Staaten, auch der Staaten Europas. Sie alle seien „Schurkenstaaten“.<sup>4</sup> Die Europäer seien allerdings weniger „souverän“ in ihren Entscheidungen als die USA und daher auch von minderer „Schurkenqualität“.

Er wünscht sich deshalb auch eine wichtigere Rolle für Habermas' Kerneuropa, „aber ich sehe sie nicht [...]. Vor allem

2 Jürgen Habermas, Jacques Derrida: Philosophie in Zeiten des Terrors. Zwei Gespräche, geführt, eingeleitet und kommentiert von Giovanna Borradori, übersetzt von Ulrich Müller-Schöll, Berlin u.a. 2004, S. 151.

3 Jacques Derrida: *Voyous. Deux essais sur la raison*, Paris 2003, S. 130ff.

4 Ebd., S. 145.

nicht in Bezug auf Europa oder die Europäische Gemeinschaft so, wie sie existiert oder sich de facto ankündigt [...].“ In welchem Sinne er sich ein anderes Europa vorstellt, wird dabei nicht präzisiert. Dass er im gleichen Kontext auf der Notwendigkeit einer geeinten Militärmacht Europa insistiert, die durch massive Interventionen Veränderungen zum Positiven in der Welt bewirken könne, könnte zwar darauf schließen lassen, dass er sich ein stärker integriertes Europa wünscht,<sup>5</sup> aber an wieder anderer Stelle liest man: Es darf Europa nicht als politische Einheit, als „vereinheitlichende Hegemonie“ geben, und zwar eben wegen des unvermeidlichen, „schurkischen“ Machtmissbrauchs aller institutionalisierten Macht. Also wünscht er sich dann Europa vielleicht als heterogenes Konglomerat disparater Kräfte? Keineswegs. Europa darf sich, so Derrida im gleichen Kontext, nicht unendlich ausdifferenzieren, zerfasern und so als Einheit auflösen.<sup>6</sup>

Wichtigstes Merkmal der europapolitischen Konzepte Derridas scheint danach deren Uneindeutigkeit zu sein. Eindeutigkeit gibt es nur bei der Verteidigung bestimmter Werte. So stellt Derrida nirgends sein an die Adresse Europas gerichtetes Postulat in Frage, den „Widerstand gegen Rassismus, Nationalismus, Fremdenhass“ zu stärken und ganz allgemein zu tolerieren, „was sich nicht der Autorität der Vernunft“ fügt, also etwa den „Glauben, [...] verschiedene Glaubensformen“. Das wiederum bedeute nicht eine Hinwendung zum Unvernünftigen „oder gar dem Irrationalismus“.<sup>7</sup> Doch was in diesem Kontext eindeutig zu sein scheint, kann diesen Anschein in anderen Zusammenhängen rasch wieder verlieren. Denn sobald die genannten und andere Begrifflichkeiten näher analysiert werden, verlieren sie ihre scheinbare Selbstverständlichkeit. Das gilt etwa für

5 Habermas, Derrida, a.a.O., S. 157f.

6 Jacques Derrida: Das andere Kap. Die vertagte Demokratie. Zwei Essays zu Europa, übersetzt von Alexander García Düttman, Frankfurt/Main 1992, S. 35.

7 Ebd., S. 56-58.

den hier verwendeten und an anderer Stelle untersuchten Toleranz-Begriff. Derrida verwirft ihn dort ganz im Gegensatz etwa zu Habermas, weil er „auf Seiten der Macht“ stehe, und er verwirft ihn zugunsten einer „Gastfreundschaft“, die ihrerseits „keinerlei rechtlichen oder politischen Status“ haben könne und „praktisch gesehen unmöglich lebbar“ sei.<sup>8</sup> Er gelangt also von der Forderung, etwas zu tolerieren, über die Kritik der Toleranz zu einer nur paradox zu bestimmenden Alternative.

Als ähnlich aporetisch erweist sich die Bestimmung Europas als Demokratie, das, was Derrida „das – ‚ausschließlich‘ – europäische Erbe der demokratischen Idee“ nennt.<sup>9</sup> Denn dieses „Erbe“ verweist nicht etwa auf eine Vergangenheit oder eine verfügbare Gegenwart, sondern auf eine „zukünftige Demokratie“, die wiederum keine ist, die es eines Tages tatsächlich geben könnte. Sie ist vielmehr das „Unmögliche“, dem die Demokratie „ihre Verheißung einschreibt“,<sup>10</sup> ohne dass sich sagen ließe, was diese „Verheißung“ bedeutet.

Diesem „Unmöglichen“, dem, was uns nicht zur Verfügung steht, scheint Derrida an anderer Stelle allerdings „Möglichkeiten“ entgegen setzen zu wollen, „in deren Namen und Dank derer die abgeleitete Notwendigkeit (die Autorität oder der bestimmte Glaube) problematisiert, in Frage gestellt, offen gelassen, verworfen oder kritisiert, oder eben dekonstruiert würde. Man kann sie nicht verleugnen, d.h. man kann sie höchstens verleugnen.“<sup>11</sup>

Gibt es also doch inhaltlich bestimmte Urteilkriterien und folglich eine Möglichkeit, der Ambivalenz oder der Widersprüchlichkeit aller Bestimmungen durch Verankerung des Urteils in einem „Möglichen“ zu entkommen? Auch andere Ausführungen Derridas

8 Habermas, Derrida, a.a.O., S. 168-170.

9 Derrida: Das andere Kap, a.a.O., S. 35.

10 Habermas, Derrida, a.a.O., S. 159.

11 Jacques Derrida: *Foi et savoir*, in: Gianni Vattimo, Jacques Derrida: *La Religion*, Paris 1996, S. 76-77.

scheinen in diese Richtung zu weisen, wenn er etwa meint, dass das, was auch immer auf uns zu kommen mag, nicht das „Was auch immer“ sein darf, hinter dem sich die allzu bekannten Gespenster verbergen, die wiederzuerkennen man gerade üben muss.“<sup>12</sup> Und so plädiert er an dieser Stelle für eine neue Internationale, die er bereits in der politischen Realität sich abzeichnen sieht und die eine nicht-institutionalisierte Gegenverschwörung gegen alle Institutionen einschließlich des internationalen Rechts betreiben müsse. Das klingt in der Tat ganz nach der in Aussicht gestellten Kritik am Bestehenden im Namen einer „Möglichkeit“, etwa der Möglichkeit einer herrschaftsfreien, nicht-institutionalisierten Demokratie.

Andererseits soll sich die Demokratie jedoch, ebenfalls nach Derrida, als ein Un-mögliches gerade nicht in der Realität schon abzeichnen können. Und selbst, wenn sie eine Möglichkeit im Sinne Derridas wäre, könnte doch nichts wirklich von dieser Möglichkeit abgeleitet werden. Verantwortungsvolles Handeln bedeute nicht, dass man seine Verantwortung an vorgegebene Prinzipien, Normen und Gesetze delegiere, von denen eigenes Handeln dann schlicht abzuleiten wäre. Die persönliche Entscheidung wäre sonst bloß eine „berechenbare Konsequenz“, und es bliebe „für (rechtliche, politische, ethische usw.) Verantwortung keinerlei Platz mehr“. Wenn es also schon Normen oder „Möglichkeiten“ als Urteilsgründe geben können soll, so sind sie doch keine „Möglichkeiten“ im Sinn einer verfügbaren Präsenz. Sie sind jenes „Un-Mögliche“, das Derrida meint, wenn er „von der Heteronomie [...], vom Gesetz, das von anderem herkam, von der Verantwortung und von der Entscheidung des anderen – des anderen in mir, das größer und älter ist als ich“ spricht. „Es kündigt sich mir an, es gründet sich auf mich, geht mir voraus und ergreift mich *hier und jetzt*, und zwar in nicht virtua-

12 Jacques Derrida: Marx' Gespenster, übersetzt von Susanne Lüdemann, Frankfurt/Main 1996, S. 265.

lisierbarer Form, *in actu*, und nicht potentiell. Es kommt über mich von oben, in der Form einer Weisung, die nicht am Horizont abwartet, die mich nicht in Frieden lässt und mir nie einen Aufschub erlaubt.“ Zwar bedient sich Derrida hier einer an die Mystik anklingenden Sprache, aber die „Weisung“ „von oben“ kommt nicht aus einem transzendenten Raum, sondern ist die Anforderung des „anderen in ihm“ selbst, eine Weisung, die ihm keine Norm für seine Entscheidungen an die Hand gibt, eine Weisung ohne inhaltliche Festlegung.<sup>13</sup> Verantwortungsvoll entscheiden kann er nur unabhängig von ihr, autonom. Der „Imperativ der Autonomie“ gilt ihm neben dem „Imperativ der Heteronomie“ des Gesetzes als „gleichmächtig“.<sup>14</sup>

Durch die zitierten positiven Bestimmungen zu Europa, durch kritische Wendungen etwa gegen „Schurkenstaaten“ und „Rassismus“ ebenso wie durch verheißungsvoll klingende Begriffe wie eben „Verheißung“, „Verantwortung“, „Weisung“ „von oben“, „Gastfreundschaft“, Anforderungen des „anderen“ oder „Partei ergreifen“ für „Demokratie“ usw. wird dem Leser suggeriert, Derrida könne philosophisch legitimieren, was politisch derzeit gefordert sei. Sobald diese (und andere) Begriffe aber thematisiert und analysiert werden, lösen sie sich in Ambivalenzen und Widersprüche auf, die seine positiven Setzungen als undenkbar erweisen. Das macht sie jedoch nicht von Anfang an sinnlos, wie anhand von Derridas zeichentheoretischen Analysen näher erläutert werden soll.

13 Habermas, Derrida, a.a.O., S. 176-177.

14 Ebd., S. 174.

## Von der Notwendigkeit, das Zeichen zu denken und es als undenkbar zu denken<sup>15</sup>

Zeichen repräsentieren die Sache, auf die sie verweisen. Sie verbinden so die Welt des Intelligiblen, also den Sinn oder das Signifikat, mit der des Materiellen, also des materiellen Referenten und des Signifikanten. Die Beziehungen zwischen beidem sind arbiträr und konventionell. Konstitutives Merkmal des Zeichens ist seine Wiederholbarkeit. Bei der Wiederholung bleibt es allerdings nicht mit sich identisch. Identisches ist nicht wiederholbar. Was es als dasselbe in der Wiederholung dennoch erkennbar macht, ist seine materielle Gestalt, seine Funktion als Signifikant. Dennoch ist dasselbe Zeichen als dasselbe Zeichen nicht allein durch seine Materialität garantiert. Da jede Wiederholung Veränderungen mit sich bringt und es eine identische Wiederholung auch des Signifikanten nicht gibt, kann dasselbe Zeichen als solches nur durch ein ideales Moment bewahrt werden. Aber auch diese Idealität garantiert nicht die Möglichkeit der Wiederholung des Selben als des Selben. Sie ist der Differenz zwischen den Wiederholungen und innerhalb des Systems ausgesetzt. Dabei handelt es sich um Differenzen zwischen Idealitäten, die nicht sinnlich fassbar sind. Die Identität des Zeichens ist *nach Derrida also* weder materiell noch ideell, also gar nicht garantiert.

In eine ebensolche Aporie führen die Bestimmungen des Signifikanten. Jeder Signifikant funktioniert vermöge des Verweises auf andere Signifikanten. Sinn und Signifikat gibt es nur als Effekte des Signifikanten. Aber andererseits ist der Signifikant nur Signifikant in Verbindung mit dem Signifikat, das sich in den Vordergrund und den Signifikanten in den Hintergrund drängt, weshalb er der Metaphysik als das Ursprüngliche galt und gilt. So entsteht das metaphy-

15 Bei der zusammenfassenden Darstellung zur Zeichentheorie und zu Husserls Phono-zentrismus greife ich auf, was in der Literatur zu Derrida weitgehend unstrittig ist. Deshalb verzichte ich hier auf Literaturnachweise.

sische Konzept des Zeichens als eines primär Ideellen. Dagegen setzt Derrida den Signifikanten, also das metaphysisch Sekundäre, als Ursprung ein, allerdings als Ursprung, der keiner ist, denn einen sekundären Ursprung kann es nicht geben.

Der Begriff des Zeichens erweist sich so als unbestimmbar. Kann man aber den Begriff des Zeichens nicht denken, kann man, da alle Begriffe Zeichen sind, keinen Begriff denken. Nach Derrida müssen deshalb alle Fragen des Typs „was ist ...?“ unbeantwortet bleiben. Will man sie dennoch stellen, muss man notwendigerweise auf den metaphysischen Zeichenbegriff, also auf die metaphysische Tradition rekurrieren. Gegen sie anschreiben kann Derrida nur, indem er sich ihrer Begriffe bedient und sich so von Anbeginn an zu ihrem Komplizen macht.

### Was sich hinter Husserls Phonozentrismus verbirgt

Das lässt sich besonders deutlich anhand von Derridas Auseinandersetzung mit dem Husserlschen Logozentrismus und seiner sprachphilosophischen Begründung der Möglichkeit unmittelbarer Präsenz demonstrieren. Husserl nimmt an, dass das Subjekt sich seiner selbst und seiner Gegenstände in der Idealität seiner transzendentalen Erfahrung unmittelbar gewiss werde, also ohne Vermittlung über materielle Zeichen. Er verlagert die Bedeutung, den Sinn allen Denkens und aller Erfahrung in die „Einsamkeit der Seele“, die sich ihrer selbst und ihrer Erfahrungen unmittelbar vergewissert. Solche Vergewisserung und Selbstvergewisserung bedarf zwar auch der Zeichen, aber diese Zeichen innerhalb der Seele werden als reiner Ausdruck bestimmt, als dem Bewußtsein unmittelbar gegebene Zeichen. Als solche entmaterialisierte, absolut transparente Zeichen garantieren sie in der von allen empirischen Beimischungen gereinigten Subjektivität die lebendige Präsenz des Erlebten und die Idealität der mit sich identischen Bedeutung.



Derrida erinnert nun daran, dass die Verweisungsstruktur, die zwischen Bedeutung und Ausdruck funktioniert, notwendigerweise eine zeitliche Differenz und Andersheit innerhalb der von Husserl gedachten totalen Präsenz aufbrechen lässt. Denn auch Husserls Zeichen der Seele sind Lautgestalten, die das Subjekt erst produzieren, dann deren sinnliche Form wahrnehmen und schließlich deren Bedeutung erfassen muss. Insofern beinhaltet schon die Husserlsche Selbstvergewisserung in der transzendentalen, also von allem Empirischen gereinigten Erfahrung den Rekurs auf Empirisches, nämlich auf die sinnliche Form der Phoneme. Die Wiederholbarkeit der Zeichen wird, wie oben gezeigt, folglich nicht durch Identität, sondern durch die Wiederholung des Selben als Differentes begründet. Die Bedeutung ist nie unmittelbar präsent, sondern durch das zeitliche Gefälle beim Weg über den sinnlichen Ausdruck immer aufgeschoben.

Husserl hatte diese Schwierigkeit zu verdecken gesucht, indem er die innere Sprache als „lebendige“ Sprache, als eine Art Hauch der Seele bestimmte, die als entmaterialisierter Ausdruck die Unmittelbarkeit der Selbst- und Fremderfahrung garantieren können sollte. Die gesprochene Sprache, die Stimme, hört sich danach ohne jede Vermittlung über Anderes unmittelbar selbst. Stimme, Signifikat und Ausdruck fallen in dieser inneren Erfahrung des mit sich selbst Sprechenden zusammen.

Aus solchem Phonozentrismus heraus erklärt sich nach Derrida die in der Tradition der Metaphysik kontinuierlich zu beobachtende Privilegierung der gesprochenen Sprache zu Lasten der geschriebenen, die als materielles Äußeres lediglich einen Status als sekundäres Phänomen beanspruchen kann, das die ursprüngliche Reinheit der gesprochenen Sprache zu kontaminieren droht. Denn das ist die Konsequenz dieser Tradition: Das Innere, Intelligible ist primär und irgendwie höherwertig als das Äußere, Materielle, das als Sekundä-

res abgewertet und als Bedrohung des Primären verdammt wird. Folgt man Derrida, hat diese Tradition der einseitigen Privilegierung eines Pols innerhalb der von ihr gesetzten binären Gegensätze und deren Hierarchisierung ihre Legitimation verloren; gleiches gilt dann auch für alle weiteren auf diese Tradition rückführbaren und zu -ismen geronnenen Denkmuster, so etwa neben dem am Beispiel Husserls dekonstruierten „Phonozentrismus“ für „Phallozentrismus“, „Ethnozentrismus“ usw. Als Effekte der metaphysischen Tradition sind die mit diesen -ismen verknüpften Vorstellungen allerdings ebenso wenig zu überwinden wie diese Tradition selbst. Sie sind zwar durch die Derridasche Frage nach dem, was von ihnen kassiert wird, sie aber zugleich begründet, in ihrem Geltungsanspruch zu erschüttern, allerdings nur in widersprüchlicher Weise. Denn ihre Delegitimierung muss sich, wie schon bei Derridas Husserl-Analyse, eben der Begriffe und Denkmuster bedienen, die der zu delegitimierenden Tradition entnommen sind.

Eine Überwindung der metaphysischen Tradition ist allerdings auch noch aus einem anderen Grund undenkbar: Wenn Sinn und Bedeutung in allen Texten Produkte der von Derrida beschriebenen differenzierend aufschiebenden Prozesse sind, dann sind diese Prozesse auch in den Texten der Metaphysik am Werke, und zwar ganz unabhängig vom spezifischen „*différance*“-Denken Derridas.

### Zur „*différance*“: Ur-Schrift nicht Ursprung

Die „Ur-Schrift“ meint nicht einfach das Geschriebene. Sie ist das, was sowohl dem Gesprochenen als auch dem Geschriebenen zugrunde liegt. Ihre von Derrida „*différance*“ genannte, nicht begrifflich fassbare Bewegung, Energie oder Kraft, die in den Prozessen der Verweisung, des Differierens, der Repräsentation zwischen der Bedeutung als Intelligiblem und dem in ihm zur Erscheinung kommenden Empirischen, Sinnlichen wirksam ist, ‚arbeitet‘ unabhängig

vom Subjekt. Dessen Selbstaffektion geht nicht, wie Husserl meinte, der Schrift voraus, sondern wird erst durch deren Vermittlung hervorgebracht. Die „*différance*“ produziert das Selbst durch den Prozess des Aufschiebens über materielle Zeichen als Beziehung zu sich in der Differenz mit sich, sie produziert das Selbst als Nicht-Identisches. Dass diese Vorgänge in der Metaphysik, etwa bei Husserl, kaschiert oder unterschlagen werden können, ist darauf zurückzuführen, dass sich die Arbeit der „*différance*“ und der von ihr bewirkte Einbruch des Anderen, Materiellen in das Intelligible verbirgt.

Die „*différance*“ wird zwar oft als vorgängig, ursprünglich usw. bezeichnet, sie ist aber nicht als eine Art neuer Ursprung zu verstehen. Jedes Ursprungskonzept verdankt sich ebenso wie alle Konzepte überhaupt immer schon der „*différance*“. Mit diesem Konzept wird die Saussuresche Idee eines Sprachsystems, dessen einzelne Elemente durch Differenzbezüge bestimmt sind, in eine dynamische Beziehung nicht deutlich voneinander abgegrenzter Elemente übersetzt. Wenn nämlich jedem Zeichen seine Identität nur durch Bezug und Differenz zu allen anderen Zeichen zukommt, so ist es durch alle diese anderen, die es nicht ist, markiert und trägt deren „Spur“. Statt mit abgegrenzten Elementen haben wir es folglich mit Bündeln von „Spuren“ zu tun, die ihrerseits auch nicht auf fest umrissene Elemente, sondern wiederum nur auf „Spuren“ zurück verweisen, nie auf eine Präsenz. Die „Spuren“ sind also zugleich das Andere im Selben und dessen Bedingung, indem sie als „Spuren“ zurücktreten, sich auslöschen.

*Auch* im Zusammenhang mit diesen Erläuterungen bleibt Derrida seinem Denken in Ambivalenzen treu. Trotz der Rückführung aller Begriffe auf Bündel von (nicht identifizierbaren und nicht systematisch fixierbaren) „Spuren“ spricht Derrida durchaus auch von einer „gewissen Selbstidentität“ und davon, dass „Wiederholbarkeit einen minimalen Rest (ebenso wie ein Minimum an Ideali-

sierung) voraussetzt, damit die Identität des Selben wiederholbar und identifizierbar bleibt“. Dieser als notwendig gedachte „minimale Rest“, der als präsenter dem Metaphysikverdikt unterworfen wäre, wird jedoch sogleich wieder als von Anfang an gespaltenes „*différance*“-Produkt und damit als nicht bestimmbar bestimmt.<sup>16</sup>

Derrida scheint de Saussures Sprachauffassung weiter dadurch zu radikalieren, dass er gegen dessen Preisgabe des Referenten und die Beschränkung der Verweisungsfunktion der Zeichen allein auf Zeichen die Notwendigkeit einer Beschreibung der Welt setzt. Wie sonst könnte auch der von ihm eingeforderte und für politische Urteile unverzichtbare Wahrheitsanspruch eingelöst werden? Wie sonst wäre etwa eine andere Welt als gerechter denn die bestehende auszuweisen? Also verlangt schon die von Derrida offenbar empfundene Notwendigkeit ethisch-politischer Urteile das Festhalten am Referenten als etwas Außersprachlichem.<sup>17</sup> So scheint es, aber es scheint nur so. Auch bei Derrida wird der Referent als dasjenige bestimmt, auf das die Zeichen verweisen, ja, es gibt ihn nur innerhalb einer Verweisungsstruktur, als Konsequenz einer „Spur“ (die die „Spur“ einer Abwesenheit ist, wie oben gezeigt). Er ist also auch bei Derrida nichts rein Außersprachliches, auf das man sich mit Wahrheitsansprüchen beziehen könnte, um politisch-moralische Urteile zu begründen, sondern er bleibt in seinen jeweiligen sprachlichen Verweisungszusammenhang eingebunden. Die Möglichkeit einer Begründung im außersprachlichen Weltbezug wird zwar gegen de Saussure suggeriert, aber dann eben doch wieder in Ambivalenzen aufgelöst.

Im Sinne der grundlegenden Ambivalenz kann der Referent allerdings auch nichts rein Innersprachliches sein. Nach Derridas Kri-

16 Jacques Derrida: Limited Inc a b c ..., in: *Glyph*, John Hopkins Textual Studies (1977), Nr. 2, S. 189f.

17 Jacques Derrida: *Du droit à la philosophie*, Paris 1990, S. 397-438, 461-498.

tik an den metaphysisch begründeten binären Gegensätzen kann es ja gar keinen eindeutigen Gegensatz von Sprache und Welt geben. Beide, Sprache und Welt, sind gemäß dem „*différance*“-Konzept nicht nur selbst keine eindeutigen Begrifflichkeiten, sondern sie stehen auch in einem ambivalenten Verhältnis zueinander. Solche Ambivalenz von Sprache und Welt spricht etwa auch aus Derridas Ausführungen zum „Ursprung“ der Sprache: Wenn der Mensch die Sprache den Menschen verdankt (was der aristotelischen Vorstellung der Sprache als Konvention oder Setzung zu entsprechen scheint), so verdankt sie der erste Mensch, wie Derrida allzu simpel schließt (und hier eher an Platons Auffassung anzuknüpfen scheint), etwas Nichtmenschlichem, Nichtsprachlichem.<sup>18</sup> Derrida nennt es eine „Sendung“ oder auch die „Gabe“, die „Gabe der Sprachen“. Ihr muss ich als „Gabe“ (im Doppelsinn von „gift/Gift“, also „giftiger Gabe“, ein Thema, auf das ich aber hier nicht weiter eingehen kann) wie einem Gesetz schon bedingungslos zugestimmt haben vor jeder einzelnen Sprechhandlung und vor jeder Handlung überhaupt.<sup>19</sup> Allerdings ist auch diese metaphysisch oder mystisch<sup>20</sup> anmutende „Gabe“ kein Ursprung im Sinne einer Ursprungsphilosophie oder Theologie, auch wenn sie vielleicht solche Assoziationen weckt. Das, was dem Innersprachlichen vorangehen und was jedes Subjekt immer schon akzeptiert und affirmiert haben muss, ist nichts Ursprüngliches, sondern das, was sich in jeder sprachlichen und nicht-sprachlichen Tätigkeit vollzieht und sich ständig in ihr wiederholt.<sup>21</sup> „Ur-Schrift“, „*différance*“, „Gabe“ sind demnach das, was ist, und zugleich das, was ermöglicht, dass das, was geschieht,

18 Jacques Derrida: *Wie nicht sprechen – Verneinungen*, Wien 1989, S. 53f.

19 Jacques Derrida: *Psyché. Inventionen de l'autre*, Paris 1987, S. 109ff.

20 Derrida nennt den Grund der Autorität des Rechts selbst „mystisch“. Ders.: *Gesetzeskraft. Der mystische Grund der Autorität*, übersetzt von Alexander García Düttmann, Frankfurt/Main 1991.

21 Jacques Derrida: *Ulysses Grammophon. Zwei Deut für Joyce*, übersetzt von Elisabeth Weber, Berlin 1988, S. 100.

geschieht. Aber was bleibt dann noch übrig von der Rolle des Subjekts, von seiner politisch-moralischen Verantwortung?

## Die Dekonstruktion dekonstruiert Texte – durch (und ohne) subjektives Eingreifen

Das Subjekt wird als Akteur insofern wieder eingeführt, als es ja des subjektiven Eingriffs in die Texte zu bedürfen scheint, wenn die „*différance*“ in ihnen ihre Wirksamkeit entfalten soll. Jedenfalls ist es niemand anders als Derrida, der etwa in die Texte von Husserl oder Rousseau (im Sinne seines neu eingeführten Begriffs der „*déconstruction*“) destruirend und rekonstruierend eingreift, um deren präsenzmetaphysische Implikationen offenbar werden zu lassen. Er spricht im Zusammenhang seiner dekonstruktiven Arbeit selbst explizit von „Strategien“, „Interventionen“, „aktivem Eingreifen“<sup>22</sup> und mahnt, „dass Dekonstruktion je individuell sein muß [...]“.<sup>23</sup>

Andererseits ist das Subjekt selbst Produkt der „*différance*“, und die „*différance*“ ist immer schon am Werk, benötigt daher auch kein subjektives Eingreifen, um sie in Gang zu setzen. Folglich müsste man auch von der Dekonstruktion sagen, was Derrida selbst tatsächlich von ihr sagt, dass nämlich der Text sie selbst macht.<sup>24</sup> Wenn aber Dekonstruktion und „*différance*“ „als Sprache, die sich selbst spricht“, aufzufassen sind,<sup>25</sup> dann müssen auch in den von ihm dekonstruierten Texten von Husserl und Rousseau die „*différance*“ und die Dekonstruktion ganz ohne sein Zutun immer schon am Werke gewesen sein. Sie sind insoweit keine schlichten Objekte

22 Jacques Derrida: Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva u.a., übersetzt von Dorothea Schmidt, unterstützt von Astrid Wintersberger, Wien 1998, S. 138ff.

23 Jacques Derrida: Philosophie und Literatur. Ein Gespräch mit Jacques Derrida, in: Arne Ackermann, Harry Raiser, Dirk Uffelmann (Hg.): Orte des Denkens. Neue russische Philosophie, Wien 1995, S. 138ff.

24 Derrida: Gesetzeskraft, a.a.O., S. 68.

25 Jacques Derrida: Vom Geist. Heidegger und die Frage, übersetzt von Alexander García Düttmann, Frankfurt/Main 1992, S. 98.

seiner dekonstruierenden Kritik geworden, sondern Derrida hat sich, wie an anderer Stelle gefordert, einfach nur der dekonstruierenden Arbeit des fremden Textes geöffnet.<sup>26</sup>

Die Widersprüchlichkeit seiner Ausführungen zur Dekonstruktion greift er an wieder anderer Stelle insofern auf, als er seine dekonstruierenden Eingriffe nicht als „kriegstreiberische Strategie“ verstanden wissen möchte, sondern als paradoxe „Strategie ohne Zweckmäßigkeit“, wobei er sich nicht weiter an diesem „heiteren Selbstwiderspruch“ stört.<sup>27</sup> Denn die Undenkbarkeit seiner Bestimmungen macht sie für ihn nicht hinfällig, löscht sie nicht aus. Aporien bezeichnen nach Derrida zwar ungangbare Wege, jedoch sind sie zugleich die einzigen, die wir gehen können.<sup>28</sup>

Und das gilt eben auch für den Bereich der Politik. Auch hier kommt es, wie von Derrida selbst etwa mit der Unterzeichnung des Europa-Aufrufs von Habermas vorgeführt, auf den Einsatz des einzelnen, insbesondere des Intellektuellen an, während andererseits die Dekonstruktion immer schon von sich aus arbeitet, denn sie „hat nicht darauf gewartet, dass man von ‚Dekonstruktion‘ redet; sie ist seit langem im Gange [...]“,<sup>29</sup> „la déconstruction, c’est ce qui arrive.“<sup>30</sup>

### Was aber zeichnet das „*différance*“-/Dekonstruktions-Denken gegenüber anderem aus?

Wenn das Verhältnis zwischen „*différance*“ und Dekonstruktion einerseits und subjektivem intellektuellen Engagement andererseits durch eine unaufhebbare Ambivalenz charakterisiert ist, wenn es

26 Jacques Derrida: *Adieu à Emmanuel Levinas*, Paris 1997, S. 133.

27 Jacques Derrida: *Punktuerungen. Die Zeit der These*, übersetzt von Hans-Dieter Gondek, in: Hans-Dieter Gondek, Bernhard Waldenfels (Hg.): *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida*, Frankfurt/Main, S. 19-39.

28 Jacques Derrida: *Apories*, Paris 1996, S. 25-33.

29 Habermas, Derrida, a.a.O., S. 173.

30 Zitiert nach: Jacques Derrida, Catherine Malabou: *Jacques Derrida. La Contre-Allée. La Quinzaine littéraire – Louis Vuitton*, 1999, S. 216.

Normen gibt und nicht gibt und man sich, wenn es sie gibt, nicht an ihnen orientieren darf, wie können dann mit Derrida bestimmte Ereignisse oder Handlungen gegenüber anderen positiv oder negativ ausgezeichnet werden? Derrida versucht trotz seines Denkens in Ambivalenzen und Aporien die moralische Höherwertigkeit seines „*différance*“-Denkens dadurch auf ein Fundament zu stellen, dass er ihm im Vergleich zum metaphysischen Denken eine „mindere Gewalt“ zuschreibt. Husserl habe bei seinem Versuch, die Präsenzmetaphysik zu legitimieren, der „*différance*“, indem er sie ausschloss oder verbarg, „Gewalt“ angetan, sie „gewaltsam“ unterdrückt. Zugleich habe er damit das Andere der unmittelbaren Präsenz, das Materielle, als sekundäres Produkt des Intelligiblen nach außen abgedrängt, womit eine Tradition der Unterdrückung des anderen seine philosophische Begründung gefunden habe. Zwar sei auch die der Sprache innewohnende „*différance*“ mit ihrem Verschieben und Aufschieben der Bedeutung, mit dem Auswählen bestimmter Bedeutungen auf Kosten anderer, die unterdrückt werden usw. „gewalttätig“, aber indem sie diese „Gewalt“ wolle und sichtbar mache, sei sie von „geringerer Gewalt“.<sup>31</sup>

Sehen wir einmal von dem merkwürdigen Sprachgebrauch ab, der sich darin zeigt, dass etwas, was ohnehin und automatisch in der Sprache geschieht, als „gewalttätig“ bezeichnet wird, so stellen wir fest: Derrida zeichnet hier offene gegenüber kaschierter Gewalt in positiver Weise aus. Eine solche Auszeichnung setzt voraus, dass es entsprechende Normen gibt, die allgemein akzeptiert sein müssen, was auch für Derrida nicht der Fall ist. Alle positiven Setzungen, und dazu würde auch die Bestimmung eines solchen Gegensatzpaares gehören, können mit Derrida, wie gezeigt, nur aporetisch begründet werden, also gar nicht. Derrida führt an anderer Stelle denn

31 Jacques Derrida: *Schrift und Differenz*, übersetzt von Rodolphe Gasché, Frankfurt/Main 1976, S. 178.



auch aus, dass die „*différance*“ nicht selbst ethisch irgendwie auszuzeichnen sei. Sie gehe vielmehr „jeder ethischen Wahl“ voraus und sei „Ursprung der Moralität wie der Immoralität. Nichtethischer Anbeginn der Ethik.“<sup>32</sup> Die „*différance*“, die kein Ursprung sein soll, wie oben belegt, wäre dann doch Ursprung, aber weder selbst ethischer Ursprung, noch Ursprung für Ethik, sondern nur für Moralität und Immoralität zugleich. Mit solchen Bestimmungen bleibt Derrida im Reich der Ambivalenzen und Aporien.

Ein Unterschied mit möglicherweise moralischen Implikationen zwischen Husserls Präsenzmetaphysik und Derridas „*différance*“-Denken scheint jedoch trotz der Omnipräsenz der „*différance*“ bestehen zu bleiben. Husserl hatte das Scheitern seines Begründungsversuchs nicht erkannt und darauf ein zwingendes Denksystem errichtet, während Derrida eingedenk und dank der „*différance*“ die Undenkbarkeit seiner zentralen Begriffe ausdrücklich herausstellt. Damit hat er gegen Husserls unzureichend begründetes, aber deshalb in der Geschichte der Ideen nicht weniger wirksames Identitätsdenken ein Denken radikaler Offenheit in Gang gesetzt. Das ist ein nicht geringes Verdienst, *auch wenn weiterhin gilt*, dass Derridas Denken nichts, nicht einmal seine eigene Offenheit, in positiver Weise auszeichnen *kann*, ohne sich in Ambivalenzen und Aporien zu verlieren.

Was gleichwohl Derridas Urteilen und positiven Setzungen ein plausibles, nicht-ambivalentes Fundament geben könnte, lässt sich vielleicht an seinen Hinweisen auf Kindheits- und Jugenderfahrungen in Algerien ablesen, die er gegenüber offiziellen französischen Texten mit größter Selbstverständlichkeit ins Recht setzt. Offiziell war seine Identität zunächst die eines Franzosen, dann verlor er sie für ein paar Jahre, weil er offiziell Jude war, dann gewann er sie (mit

32 Jacques Derrida: *Grammatologie*, übersetzt von Hans-Jörg Rheinberger und Hanns Zischler, Frankfurt/Main 1983, S. 243.

Verspätung) wieder, während er sich selbst in dieser ganzen Zeit zugleich als französischer Bewohner Algeriens und als Jude sah, ohne daraus irgendeine Identität ableiten zu können. So kritisierte er etwa die offizielle Rede von der Muttersprache unter Hinweis darauf, dass sie jenseits seines Wohnortes, nämlich im Hexagon gesprochen wurde und insoweit schon nicht „seine Sprache“ gewesen sei, so hielt er die offizielle Erklärung für den Verweis von der französischen Schule und für den Entzug der französischen Staatsbürgerschaft mit der deutschen Besatzung für unglaublich, weil in seiner erlebten Geschichte deutsche Besatzer nicht vorkamen, sondern nur Franzosen und weil die Diskriminierung auch noch Monate nach dem Sieg über die Deutschen andauerte. Im übrigen hielt er die Rede von der „Besatzung“ schon deshalb für nicht glaubhaft, weil er die Franzosen selbst als Besatzer empfand, nämlich als Besatzer Algeriens, das er keineswegs als französische Region erlebte usw.<sup>33</sup>

Was Derridas Dekonstruktion offizieller Diskurse an dieser Stelle legitimiert, ist nicht deren automatisch sich vollziehende „*différance*“, sondern der Rekurs auf einen Text, den man „persönliche Erfahrung“ nennen könnte. Er verdankt seine Plausibilität und sein Gewicht womöglich jener (wenn auch sprachlich vermittelten) Unmittelbarkeit der Erfahrung, gegen deren *Denkbarkeit* Derrida sein Leben lang angeschrieben hat.

33 Jacques Derrida: *Le monolinguisme de l'autre*, Paris 1976, S. 74-94.

## **Die Staatstheorie von Nicos Poulantzas. Anregungen für eine kritische Intellektualität zu Beginn des 21. Jahrhunderts<sup>1</sup>**

Ulrich Brand

1 Dieser Text ist Teil eines derzeit laufenden Habilitationsvorhabens zu einer kritischen Theorie internationaler Politik. Für Anmerkungen danke ich Eva Hartmann, Miriam Heigl und Joachim Hirsch. Ein früherer Entwurf war Anlass einer intensiven Diskussion an der Uni Kassel, bei der ich von Stefan Beck, François Beilecke, Jan Benedix, André Bisevic, Barbara Dickhaus, Eva Hartmann, Christoph Klutsch, Caren Kunze, Detlef Sack, Christoph Scherrer, Nicola Sekler und Gerd Steffens wichtige Hinweise bekam.

Das Wahrheitsregime der Globalisierung scheint in den letzten Jahren Risse bekommen zu haben. Sozialer Protest entsteht von der lokalen bis zur internationalen Ebene, aus dem Establishment kritisieren Intellektuelle den „Raubtierkapitalismus“ (Helmut Schmidt) sowie die „Schatten der Globalisierung“ (so der ehemalige Chefökonom der Weltbank, Joseph Stiglitz).<sup>2</sup> Dennoch scheinen sich neoliberale Kräfte weiterhin durchzusetzen, insbesondere das transnational agierende Kapital mit seinen Interessen an international guten Verwertungsmöglichkeiten, Privatisierungen, Flexibilisierung der Arbeitsverhältnisse, einem am internationalen Wettbewerb orientierten Staat und in Verbindung mit einer daraus Vorteile ziehenden Mittelklasse und Kernarbeiterschaft sowie einem Großteil von Medien und Parteien.

Die Produktion kritischen Wissens, insbesondere theoretischen Wissens, ist davon nicht unberührt. Die Produktion von Theorie, Vernunft und Wahrheit ist nämlich selbst eine politische Praxis und ein materielles Verhältnis, damit ein komplexer, von Machtverhältnissen durchdrungener Prozess. Theorien erzeugen spezifische Problemhorizonte und tragen zu einer Sicht der Dinge bei, die dann wichtig sind für die Legitimität gesellschaftlicher Praxen.<sup>3</sup> Das neoliberale Projekt ist gerade durch die Dominanz bestimmter Wissensformen über andere, besonders deutlich in den Wirtschaftswissenschaften, vorangetrieben worden. Kritisches Denken wurde seit den 1980er Jahren und insbesondere nach 1989/91 breit delegitimiert.<sup>4</sup>

2 Joseph Stiglitz: Die Schatten der Globalisierung, Berlin 2002.

3 Vgl. in Anlehnung an Foucault und die ältere Kritische Theorie Alexander Demirovic: Der nonkonformistische Intellektuelle, Frankfurt/M. 1999, S. 9-41.

4 Bei Fragen der Wissensproduktion geraten die Intellektuellen in den Blick. Auch deren Verhältnis zu „ihren“ Theorien ist ein soziales und damit historisch variables. Die Gültigkeit der verschiedenen Weltdeutungen wird nicht aufgrund eines rationalen Wahrheitskriteriums durchgesetzt, sondern in kapillaren institutionellen Praxen, die spezifischen Wahrheiten eine Materialität geben. Die Frage der Intellektualität verweist zudem auf die spezifische Sozialfigur des Intellektuellen, auf ideengeschichtliche und soziologische Aspekte, Entstehungsbedingungen, Milieus und

In diesem Beitrag möchte ich ausloten, inwieweit die Staatstheorie von Poulantzas zu einem kritischen Strukturwissen über aktuelle Veränderungen beitragen kann. Dazu gehe ich knapp auf sein Leben ein, skizziere die Grundzüge seiner Staatstheorie und verdichte einige Anregungen für eine Internationale Politische Ökonomie.<sup>5</sup> Schließlich versuche ich entlang ausgewählter Aspekte, den Gewinn einer solchen Perspektive anzudeuten und gehe kurz auf die aktuellen Bedingungen der Produktion kritischen Wissens ein.

## Der griechisch-französische Intellektuelle Nicos Poulantzas

Nicos Poulantzas wurde 1936 in Athen geboren, studierte von 1953-1957 an der Universität von Athen Rechtswissenschaften, v.a. weil ihm dieses Studium am ehesten die Möglichkeit gab, seinen Interessen an Philosophie und Sozialwissenschaften nachzugehen.<sup>6</sup> Er interessierte sich für Marxismus und war u.a. Mitglied einer studentischen Gruppe, die mit der klandestinen kommunistischen Partei verbunden war. Seit seiner Kindheit lernte er Französisch und war stark von der französischen Kultur beeinflusst. Anfang der 1960er Jahre ging er nach Paris, wo er an der Sorbonne lehrte, sich in den Kreisen um Sartre, de Beauvoir und Merleau-Ponty bewegte und regelmäßig für *Les Temps Modernes* schrieb. Er begann mit seinen staatstheoretischen Studien und wurde stark von Althusser, aber

sozio-kulturelle Gemeinschaftsbildung; vgl. hierzu den Forschungsüberblick von Hans Manfred Bock: Der Intellektuelle und der Mandarin? Zur Rolle der Intellektuellen in Frankreich und Deutschland, in: Frankreich Jahrbuch 1998, Opladen 1998, S. 35-51.

5 Vgl. Christoph Scherrer: Internationale Politische Ökonomie als Systemkritik, in: Gunter Hellmann, Klaus D. Wolf, Michael Zürn (Hg.): Die neuen Internationalen Beziehungen. Forschungsstand und Perspektiven in Deutschland, Baden-Baden 2003, S. 465-494.

6 Zum skizzierten Abriss über das Leben von Poulantzas s. Bob Jessop: Nicos Poulantzas. Marxist Theory and Political Strategy, New York 1985, S. 6-22 sowie mündliche Auskunft von Joachim Hirsch.

auch Gramsci beeinflusst. 1968 brach er mit dem stalinistischen Flügel der Kommunistischen Partei Griechenlands und wandte sich eurokommunistischen Positionen zu. Wenige Tage vor den Ereignissen im Mai 1968 wurde sein Buch *Pouvoir politique et classes sociales* publiziert und mehrere tausend Mal verkauft, das ihn, 29jährig, bekannt machte. In dieser Zeit erhielt er eine Soziologie-Professor an der neu gegründeten „experimentellen“ Universität Paris VIII Vincennes und arbeitete einige Jahre eng mit Althusser zusammen, was Poulantzas – so Jessop – weg vom Existentialismus und hin zu seinem eigenen Marxismus führte.<sup>7</sup> 1974 vertrat er an der Universität Frankfurt/M. eine Professur, auf die er dann auch selbst berufen wurde. Dennoch ging er nach einem Semester nach Paris zurück.

In dieser Zeit entstanden seine Arbeiten zu Faschismus (in Griechenland herrschte von 1967 bis 1974 eine Militärdiktatur),<sup>8</sup> zur sich internationalisierenden kapitalistischen Produktionsweise, der damit einhergehenden Transformation von Staat und Politik, der Klassenzusammensetzung sowie den Formen gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, hier insbesondere die Rolle von Parteien und entstehenden neuen sozialen Bewegungen. Nach und nach entwickelte Poulantzas seine Staatstheorie, sie an wichtigen Punkten immer wieder revidierend. Zudem setzte er sich mit den Arbeiten von Foucault, sein Kollege in Vincennes und damaliger Star der Pariser intellektuellen Szene, auseinander. Die Entwicklungen in den realsozialistischen Ländern wie auch in orthodoxen kommunistischen Parteien Westeuropas veranlassten ihn immer wieder zu scharfer Kritik, insbesondere hinsichtlich der Rolle politischer Freiheiten und der Intellektuellen, aber auch gegen die denunziatorische Dämoni-

7 Jessop: Nicos Poulantzas, a.a.O., S. 15.

8 Nicos Poulantzas: Die Krise der Diktaturen. Portugal, Griechenland, Spanien, Frankfurt/M. 1977 (frz. Ausg. 1975).

sierung der marxistischen Theorie als Verantwortliche für den Gulag. Er wandte sich gegen ökonomistische Verkürzungen damaliger kritischer Staats-, Politik- und Demokratietheorien. Ein Übergang zum Sozialismus müsse demokratisch sein und die Errungenschaften der bürgerlichen Gesellschaft weiterentwickeln.

Wichtig war für ihn immer das Zusammengehen der Linken, deshalb war er Ende der 1970er Jahre für eine Kooperation zwischen *PS* und *PCF*. Poulantzas vereinigte wichtige Intellektuelle beider Parteien in dem von ihm herausgegebenen Band *La crise de l'État*, der eine breite Diskussion entfachte.<sup>9</sup> Zudem war er eines von zwölf Mitgliedern in der 1977 gegründeten Intellektuellen-Gruppe *Mélusine*, die einen undogmatischen Austausch führte und diesen in die Gesellschaft sowie in die *PS* und *PCF* tragen wollte.<sup>10</sup> Seit Mitte der 70er Jahre orientierte sich Poulantzas stärker an sozialen Bewegungen.

Seine wichtigsten Werke wurden rasch ins Deutsche übersetzt, auch in der skandinavischen, lateinamerikanischen, portugiesischen, spanischen und natürlich griechischen Debatte spielten seine Arbeiten eine Rolle. Im angelsächsischen Raum wurde Poulantzas in der Diskussion mit Ralph Miliband rezipiert.<sup>11</sup> Die Arbeiten von Poulantzas wurden in den 80er Jahren vom Poststrukturalismus Foucaults, Deleuzes oder Guattaris abgeschattet. Gleichzeitig erlahmte die staatstheoretische Diskussion insgesamt wie auch die marxistische.<sup>12</sup>

9 Nicos Poulantzas (Hg.): *La crise de l'État*, Paris 1976.

10 Als linker Intellektueller mischte sich Poulantzas immer wieder in aktuelle Diskussionen ein. Interviews, die kurz vor oder nach seinem Freitod 1979 veröffentlicht wurden, zeigen die Resonanz seiner These eines sich entwickelnden „autoritären Etatismus“.

11 Stanley Aronowitz, Peter Bratsis (Hg.): *Paradigm lost. State theory reconsidered*, Minneapolis 2002.

12 Leo Panitch wies darauf hin, dass angesichts der neoliberalen Konterrevolution viele marxistische Intellektuelle – entgegen ihrer Einsichten – sich auf eine Verteidigung des Staates eingelassen hätten, anstatt das Projekt einer zeitgemäßen Gesellschaftstheorie und -kritik voranzutreiben; vgl. Leo Panitch: *Die Verarmung der Staats-*

Mit Poulantzas' Namen sind zuvorderst entscheidende Innovationen der historisch-materialistischen Staatstheorie verbunden, die sich in den 70er Jahren von der recht abstrakten „Staatsableitungsdebatte“ abhob und neben einer Theoretisierung des Staates auf einer präzisen Zeitdiagnose, verstanden als Analyse der Bedingungen emanzipativer Kämpfe, insistierte. Bob Jessop wies darauf hin, dass sich Poulantzas für wichtige blinde Flecken des „Westlichen Marxismus“<sup>13</sup> interessierte, nämlich für Fragen der Demokratie, von Nation und Nationalismus, einer gründlichen Analyse des Imperialismus und der realsozialistischen Staaten sowie für Fragen gesellschaftstransformierender Strategien.<sup>14</sup> Wenngleich viele seiner Einsichten verfeinert, manche überholt sind, kann bis heute konstatiert werden, dass er wesentliche theoretische Referenzpunkte gesetzt hat: „Poulantzas remains the single most important and influential Marxist theorist of the state in the post-war period.“<sup>15</sup> M.E. bietet seine Staatstheorie heute wichtige Anknüpfungspunkte zeitgemäßer kritischer Intellektualität.

## Grundzüge der Staatstheorie Poulantzas'

Staat ist für Poulantzas kein passives, gar neutrales Werkzeug, sondern ein soziales Verhältnis. Politisch und theoretisch argumentiert er gegen etatistische Politikvorstellungen, insbesondere gegen einen linken Technokratismus, gegen die instrumentalistische Staatsauffassung des *PCF* sowie gegen stalinistische und staatsmonopolkapitalistische Auffassungen. Scharf kritisiert er die vormaligen stalinistischen, dann gewendeten Antimarxisten wie André Glucksmann. Aber auch die Staatsvorstellung einer absolut gesetzten Autonomie und

theorie, in: Christoph Görg, Roland Roth (Hg.): Kein Staat zu machen. Zur Kritik der Sozialwissenschaften, Münster 1998, S. 20-37.

13 Perry Anderson: Über den westlichen Marxismus, Frankfurt/M. 1978.

14 Jessop: Nicos Poulantzas, a.a.O., S. 4ff.

15 Ebd., S. 5.



als zentral erachteten staatlichen Rationalität, verkörpert von einer nach klaren Regeln funktionierenden Bürokratie, weist er zurück. Ihn interessiert eine genauere Einschätzung der Volkskämpfe und die enorm schwierigen Bedingungen des Übergangs zu einem demokratischen Sozialismus. Insbesondere mit seinem Hauptwerk *Staatstheorie*, in gewisser Weise eine Weiterentwicklung und Zusammenfassung früherer Arbeiten, schuf Poulantzas einen unhintergehbaren Bezugspunkt. Das Buch sollte vom Anspruch her eine zentrale Lücke in der marxistischen Theorie füllen.

Poulantzas erklärt die Entstehung des kapitalistischen Staates aus der kapitalistischen Arbeitsteilung heraus (und nicht wie andere materialistische Staatstheorien zuvorderst aus der Warenform oder damit, dass die Bedingungen für die Kapitalakkumulation gesichert werden müssen). Da nämlich die unmittelbaren Produzenten von den Produktionsmitteln getrennt werden und die Ware Arbeitskraft zur Grundlage der Mehrwertproduktion wird, kommt es zu einer relativen Trennung von Staat und ökonomischem Raum.<sup>16</sup>

Eine zentrale Aufgabe des Staates – seine „globale Ordnungsfunktion“ – ist die permanent umkämpfte Schaffung von sozialer Kohäsion bzw. von Konsens in klassengespaltenen und grundlegend widersprüchlichen Gesellschaften. Daher drückt der Staat offenbar so etwas wie das gesellschaftliche Allgemeinwohl aus – und ist anscheinend klassenneutral bzw. eine Art „Volksstaat mit Klassencharakter“,<sup>17</sup> der seine Legitimität aus der Volkssouveränität bezieht. Gleichzeitig liegt eine wesentliche Funktion des Staates darin, die herrschenden Klassen zu organisieren und die beherrschten zu desorganisieren.

Die Bourgeoisie steht untereinander in einem Konkurrenzverhältnis und kann daher ihre eigenen Interessen langfristig nicht si-

16 Nicos Poulantzas: *Staatstheorie. Politischer Überbau, Ideologie, Autoritärer Etatismus*, Hamburg 2002 (frz. Ausg. 1978).

17 Nicos Poulantzas: *Klassen im Kapitalismus – heute*, Hamburg 1975 (frz. Ausg. 1974), S. 121.

chern. Dieses Interesse besteht insbesondere an planbaren Rahmenbedingungen und rechtsstaatlichen Verhältnissen für dauerhafte Kapitalverwertung. Demzufolge interessiert sich Poulantzas vor allem für die „ökonomischen Staatsfunktionen“, hat aber auch ideologische und repressive Funktionen – jene von Althusser fokussierten – im Blick. Die Sicherung der allgemeinen Reproduktionsbedingungen setzt sich über Konflikte durch, für die der Staat ein institutionelles Terrain bildet.

Die Bourgeoisie befindet sich zudem im Kampf mit den beherrschten Klassen. Kapitalistische Klassenherrschaft kann jedoch nicht einzig auf *direkter* Gewalt gründen, die bestimmte Klassen auf andere ausüben. Dafür verfügt der Staat über das „Monopol legitimer physischer Gewaltsamkeit“ (Max Weber), er ist also eine Zwangsgewalt, die sich getrennt von allen sozialen Klassen herausbildet und mit den Interessen des Kapitals bzw. der herrschenden Klassen in einem durchaus widersprüchlichen Verhältnis steht. Genau hier liegt ein zentraler Grund für die relative Autonomie des Staates gegenüber den Partikularinteressen (auch der hegemonialen Klassenfraktion).

Eine entscheidende Innovation Poulantzas' liegt in dem Argument, dass das kapitalistische Klassenverhältnis dem Staat nicht äußerlich oder vorgelagert, sondern in die Form des kapitalistischen Staates eingelassen ist. Die Produktionsverhältnisse, Arbeitsteilung und ökonomische Struktur stehen also nicht außerhalb der Kämpfe und Klassen. Die sozialen Klassen gibt es nicht „an sich“, sondern sie konstituieren sich überhaupt erst in den Konflikten, wobei der Staat eine zentrale Rolle spielt. Im Staat werden nicht einseitig die Interessen des Blocks an der Macht durchgesetzt, der selbst eine „konfliktuelle Bündniseinheit“ darstellt, vielmehr ent- und bestehen

instabile Kompromissgleichgewichte.<sup>18</sup> Da die Interessen aber konfliktiv sind, erfolgt dies, historisch unterschiedlich, unter der Hegemonie bestimmter Fraktionen.

Politische Führung und Herrschaft ausüben können die herrschenden Klassen nur, wenn ihre *Projekte hegemonial* sind.<sup>19</sup> Hegemonie wird – in Anlehnung an Gramsci – verstanden als Fähigkeit der herrschenden Klassen, ihre Interessen dahingehend durchzusetzen, daß sie von den subalternen Klassen als Allgemeininteresse angesehen werden und daß es weitgehend geteilte gesellschaftliche Vorstellungen über die Verhältnisse und ihre Entwicklung gibt. „Die Beziehung der Massen zur Macht besitzt in dem, was man insbesondere als *Konsens* bezeichnet, *stets ein materielles Substrat*. Unter anderem deshalb, weil der Staat in dem Feld eines instabilen Kompromissgleichgewichts zwischen den herrschenden und den beherrschten Klassen für die Erhaltung der Klassenhegemonie agiert.“<sup>20</sup> Herrschaft ist also immer ökonomisch, politisch und ideologisch und entsprechend sind Konsens und Hegemonie nicht nur innerhalb des Machtblocks, sondern gesamtgesellschaftlich entscheidend.

Poulantzas begriff vor diesem Hintergrund „den kapitalistischen Staat als *spezifische und materielle Verdichtung eines Kräfteverhältnisses zwischen Klassen und Klassenfraktionen*.“<sup>21</sup> Mit der Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse ist nicht gemeint, daß Staat nur deren Ausdruck ist, sondern daß er diese wiederum stabilisiert und durch seine bestehende Materialität hindurch verändert. Der

18 Der Block an der Macht verkörpert alle Fraktionen der herrschenden Klassen (also nicht nur die Bourgeoisie), die selbst unterschiedliche und teilweise widersprüchliche Interessen haben. Auch innerhalb des Machtblocks finden daher Kämpfe um Hegemonie statt; eine oder mehrere Fraktionen setzen sich durch und verallgemeinern ihre Partikularinteressen zum Allgemeininteresse (vgl. auch Alexander Demirovic: Nicos Poulantzas. Eine kritische Einführung, Hamburg u.a. 1987, S. 62ff.).

19 Poulantzas: Klassen im Kapitalismus, a.a.O., S. 135ff.

20 Poulantzas: Staatstheorie, a.a.O., S. 60 (Hervorheb. i. Orig.).

21 Ebd., S. 159 (Hervorheb. i. Orig.).

Staat ist ein soziales Verhältnis und daher das zentrale strategische Terrain gesellschaftlicher Auseinandersetzungen, aber in seinen materiellen Apparaten auch „Akteur“, der nicht nur bestimmte Politiken formuliert und ausführt, sondern die Interessen der herrschenden Klassen organisiert und die der beherrschten desorganisiert. Natürlich ist Staat nicht das einzige Terrain sozialer Kämpfe. Eine wesentliche materielle Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse zugunsten der Bourgeoisie findet in den Produktionseinheiten statt.<sup>22</sup>

Dennoch ist auch dort der Staat präsent. Dies führt zu einer bekannten, gleichwohl umstrittenen Zuspitzung: „Wo es Klassenteilung und daher Kampf und Klassenmacht gibt, *gibt es immer schon den Staat*, d.h. die institutionalisierte politische Macht. [...] Der Staat steckt von Anfang an das Kampffeld ab, das Feld der Produktionsverhältnisse mit inbegriffen, er organisiert den Markt und die Eigentumsverhältnisse, etabliert die politische Herrschaft und die politisch herrschende Klasse, er markiert und codifiziert alle Formen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, die gesamte gesellschaftliche Realität im Bezugsrahmen einer Klassengesellschaft.“<sup>23</sup>

Obwohl der Staat Garant und Teil von Klassenherrschaft ist, unterliegt politische Herrschaft dennoch anderen Modalitäten als etwa ökonomische Herrschaft. Dabei sind verschiedene Formen politischer Herrschaft möglich.<sup>24</sup> Poulantzas differenziert zwischen verschiedenen Staatsformen mit entsprechenden demokratischen Verhältnissen: den liberalen und den interventionistischen Staat vom autoritären Etatismus, von denen er nochmals die Ausnahmezustände Militärdiktatur, Bonapartismus und Faschismus unterscheidet.

22 Poulantzas: Klassen im Kapitalismus, a.a.O., S. 236.

23 Poulantzas: Staatstheorie, a.a.O., S. 68f. (Hervorheb. U.B.).

24 Die liberale Demokratie ist ja offensichtlich nicht die einzige Herrschaftsform in bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaften – allen heute vorgenommenen Gleichsetzungen zum Trotz. Liberaldemokratische Verhältnisse, selbst immer das Ergebnis von Kämpfen, stehen jedoch in einem spannungsgeladenen Verhältnis zu kapitalistischer Klassenherrschaft.

Der Staat besteht aus verschiedenen politischen, ökonomischen und ideologischen *Staatsapparaten* im engeren Sinne wie Regierungen und Verwaltungen, Parlamenten, Justiz, Polizei und Armee, Schule etc. Im Staat materialisieren sich, wie gesagt, Macht- und Kräfteverhältnisse, die wiederum außerstaatliche Beziehungen und Entwicklungen entscheidend beeinflussen. Das bedeutet, daß auch die Interessen der beherrschten Klassen und Fraktionen im Staatsapparat präsent sind.

## Poulantzas heute: Staat und Internationale Politische Ökonomie

Die Theorie von Poulantzas wurde unter „spätfordistischen Bedingungen“ und im linken intellektuellen Milieu Frankreichs entwickelt. Kritisiert werden u.a. seine starke Fokussierung von Klassen und ein gewisser Etatismus.<sup>25</sup> Meines Erachtens bietet Poulantzas dennoch einige spannende, zukünftig noch genauer auszuarbeitende Ansatzpunkte für eine Staatstheorie einer historisch-materialistischen IPÖ und Anknüpfungspunkte für eine Debatte um kritische Intellektualität.

Beitragen könnte eine „neo-poulantzianische“ Perspektive<sup>26</sup> zum noch unscharfen Forschungsprogramm eines Transnationalen Historischen Materialismus.<sup>27</sup> Sinnvoll scheint mir die Verbindung von Poulantzas mit der ebenfalls aus Frankreich stammenden und in Deutschland wie Großbritannien staatstheoretisch weiterentwickel-

25 Vgl. Alexander Demirovic, Joachim Hirsch, Bob Jessop: Einleitung zur Neuauflage von Poulantzas, in: Poulantzas: Staatstheorie, a.a.O., S. 7-34; Bob Jessop: Globalisierung und Nationalstaat. Imperialismus und Staat bei Nicos Poulantzas – 25 Jahre später, in: Joachim Hirsch u.a. (Hg.): Die Zukunft des Staates, Hamburg 2001, S. 84.

26 Ulrich Brand, Christoph Görg: Postfordistische Naturverhältnisse. Konflikte um genetische Ressourcen und die Internationalisierung des Staates, Münster 2003, 6. Kapitel.

27 Henk Overbeek: Transnational historical materialism: theories of transnational class formation and world order, in: Ronen Palan (Hg.): Global Political Economy. Contemporary Theories, London 2000, S. 168-183.

ten Regulationstheorie<sup>28</sup> und der dort entstandenen These der „Internationalisierung des Staates“,<sup>29</sup> mit den sog. neo-gramscianischen Ansätzen<sup>30</sup> sowie mit poststrukturalistisch-feministischen Beiträgen zur IPÖ.<sup>31</sup> Im Rahmen dieses Beitrages werde ich nicht darauf eingehen, sondern lediglich einige Anregungen von Poulantzas selbst für ein theoretisches Verständnis internationaler Politik bzw. eines sich internationalisierenden Staates skizzieren.<sup>32</sup>

Wenngleich Poulantzas in den 70er Jahren noch nicht klar sehen konnte, was später von der Regulationstheorie als Krise des Fordismus und entstehender Postfordismus charakterisiert wurde, öffnet sein Insistieren auf den genannten Zusammenhängen wichtige Analyseperspektiven. Wie gesehen, waren für den griechisch-französischen Theoretiker die historisch-konkreten Formen materieller Reproduktion, Fragen der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, Kräfteverhältnisse sowie damit verbundene Institutionalisierungs-, Macht- und Herrschaftsverhältnisse zentral. Politik im nationalstaatlichen Rahmen ist ein entscheidender Bestandteil der internationalen Konkurrenz. Internationale Verhältnisse und insbesondere die Integration in die internationale Arbeitsteilung haben wiederum Auswirkungen auf Entwicklungen in einzelnen fraktionierten Räumen.

28 Joachim Hirsch: Herrschaft, Hegemonie und politische Alternativen, Hamburg 2002; Josef Esser, Christoph Görg, Joachim Hirsch (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie, Hamburg 1994.

29 Hirsch, a.a.O.

30 Robert W. Cox: Gramsci, Hegemony and International Relations: An Essay in Method, in: Stephen Gill (Hg.): Gramsci, Historical Materialism and International Relations, Cambridge/Mass. 1993, S. 49-66; Christoph Scherrer: Neo-gramscianische Interpretation Internationaler Beziehungen. Eine Kritik, in: Uwe Hirschfeld (Hg.): Gramsci-Perspektiven, Berlin u.a. 1998, S. 160-174.

31 Jill Steans: Gender and International Relations. An Introduction, New Brunswick 1998; Spike V. Peterson: A Critical Rewriting of Global Political Economy. Integrating reproductive, productive and virtual economies, London 2003.

32 Ebenfalls einer anderen Arbeit vorbehalten bleiben muss eine systematische Auseinandersetzung mit Poulantzas' imperialismustheoretischen Überlegungen.

Die nationalen, formell nach dem Ende des Kolonialismus souveränen Staaten organisierten historisch ganz wesentlich die politischen Formen der internationalen Konkurrenz und Kooperation. Bereits seit dem 2. Weltkrieg, verstärkt aber seit den 80er Jahren werden Organisationsleistungen auf internationale politische Institutionen übertragen.<sup>33</sup> Damit wird die bilaterale Ebene nicht unwichtiger und erst recht nicht die nationalstaatliche Politikebene, die für die Politikformulierung und -implementierung zentral bleibt. Ein neo-poulantzianischer Ansatz würde analysieren, wie politische und soziale Kräfte zur Strukturierung der internationalen Terrains beitragen, wie sich also (welt-)gesellschaftliche Interessen und Kräfteverhältnisse in den Apparaten materiell verdichten. Dies würde nicht nur, wie im Mainstream der Internationalen Beziehungen, im Sinne effizienter Problemlösungen untersucht werden, sondern an sozio-ökonomische Reproduktionsprozesse und soziale – nicht nur politische – Kämpfe und Konstellationen zurückgebunden. Christoph Görg und ich haben dafür den Begriff der „Verdichtung materieller Kräfteverhältnisse zweiten Grades“ vorgeschlagen.

Darüber hinaus versetzt ein Anknüpfen an Poulantzas in die Lage, die viel diskutierten „Kohärenzprobleme“ internationaler Politik – etwa zwischen dem WTO-TRIPS-Abkommen und der Konvention über biologische Vielfalt hinsichtlich der grenzüberschreitenden Sicherung geistigen Eigentums – zu entschlüsseln. Weil sich in den jeweiligen Institutionen je spezifisch Interessen und Kräftekonstellationen strukturiert verdichten, kommt es zu divergenten Problemwahrnehmungen und Bearbeitungsvorschlägen.

Zudem kann die je spezifische Verdichtung samt dahinter stehenden Interessen erste Hinweise, denen empirisch nachgegangen

33 Wie z.B. auf formelle Organisationen wie die Welthandelsorganisation und Abkommen wie die Klimarahmenkonvention, komplexe Regime wie jenes zu Investitionssicherheiten, informelle Netzwerke wie die „Gruppe der 8“.

werden muss, darauf geben, warum Institutionen wie die WTO ungleich bedeutsamer sind als etwa die sog. Rio-Institutionen. Das spannungsreiche Verhältnis internationaler Institutionen zueinander wie auch die keineswegs unidirektionale Implementierung internationaler Regeln auf nationaler Ebene geraten damit in den Blick. Auch innerhalb der internationalen Institutionen bestehen strukturelle Selektivitäten, Prioritätendetermination und Filtrierung von Maßnahmen, was heute in Bezug auf neoliberale Politiken deutlich sichtbar ist.

Poulantzas wies auch darauf hin, dass eine wesentliche Funktion des Staates die „allgemeine Ordnungsfunktion“ ist. Dies bleibt bis auf absehbare Zeit eine von Nationalstaaten oder spezifischen Räumen wie der EU zu sichernde Funktion. Andere Funktionen sind aber hochgradig relevant für die internationalen Institutionen. Zum einen gilt das für ökonomische Funktionen wie die Schaffung von Rechts- und Planungssicherheit für das zunehmend international agierende Kapital. Stephen Gill, dem sog. neo-gramscianischen Ansatz zuzuordnen, nennt diesen Prozess einen „neoliberalen Konstitutionalismus“. Zum anderen kann in empirischen Untersuchungen durchaus beobachtet werden, inwieweit die institutionellen Modi hochgradig selektiv sind und tendenziell dominante Interessen bevorzugen.

Staaten sind, wie gesehen, die materielle Verdichtung sozialer Kräfteverhältnisse. In diesem Sinne sind Klassen und Interessen bzw. deren Organisation und Artikulation wesentlich an die Ebene gebunden, auf welcher der Staat wirkungsmächtig ist. Über den Staat stellt sich wesentlich ein von der hegemonialen Klasse formuliertes Allgemeininteresse her. Breite nationalstaatliche Klassenbündnisse, dies zeigt sich etwa am Wettbewerbskorporatismus der



bundesdeutschen Gewerkschaften, stehen im Verhältnis zu jenen in anderen Staaten.<sup>34</sup>

Die Verdichtung von Kräfteverhältnissen bestimmt damit auch das internationale Agieren des Staates. Das bedeutet jedoch nicht, daß soziale Auseinandersetzungen ausschließlich auf der nationalstaatlichen Ebene stattfinden. Soziale Auseinandersetzungen können sich auch internationalisieren und internationale Klassen- und andere Akteursallianzen entstehen. Es ist sogar plausibel, daß sich mit der zunehmenden Bedeutung internationaler ökonomischer und politischer Prozesse auch Konflikte auf dieser Ebene vermehren. Der sog. neo-gramscianische Ansatz der IPÖ hat diese Perspektive stark gemacht.<sup>35</sup>

Eine genauere Auseinandersetzung mit den Arbeiten von Nicos Poulantzas kann schließlich den Blick dafür schärfen, Interessengruppen in ihrer Konstitution nicht nur an den gesellschaftlichen Reproduktionsprozess rückzubinden, sondern Großgruppen selbst als keineswegs homogen zu betrachten. Es gibt nicht „das internationale Kapital“, sondern es entstehen spezifische „konfliktuelle Bündniseinheiten“ und gegebenenfalls hegemoniale Konstellationen sowie ein historischer Block.

Andere Sachverhalte müssten stärker beachtet werden. Politische Akteure wie Unternehmen(slobbies) und NGOs – Kräfte, die mitunter als Zivilgesellschaft bezeichnet werden – agieren um internationale Institutionen herum, ja entstehen teilweise erst mit diesen. Sie versuchen, die dort zu verhandelnden Politiken qua *agenda setting*, *lobbying*, *bargaining* und *monitoring* zu beeinflussen. Institutionen schaffen sich mitunter auch aktiv ein entsprechendes Vorfeld mit

34 Rassistische und nationalistische Inklusions- und Exklusionsprozesse sowie die Herausbildung „nationaler Identitäten“ sind Teil dieser Bündnisse (vgl. hierzu Etienne Balibar: *Rasse, Klasse, Nation*, Hamburg u.a. 1990).

35 Kees Van der Pijl: *Transnational Classes and International Relations*, London 1998; Stephen Gill: *Power and Resistance in the New World Order*, London 2003.

der Intention, auf Ressourcen wie Expertise, Legitimität und Verbindungen zu anderen, insbesondere lokalen Politikebenen zurückzugreifen.<sup>36</sup> Hier wird deutlich, dass ein genauer bestimmter Begriff von (internationaler) Zivilgesellschaft nötig ist, wobei ein an Gramsci angelehnter besonders vielversprechend scheint.<sup>37</sup> Poulantzas ging hier etwas schematisch von Klassen aus. Allerdings lässt sich mit ihm für die verschiedenen Modi der „Durchlässigkeit“ der Apparate für bestimmte Interessen sensibilisieren (siehe oben).

Damit wären wir bei der komplizierten Frage, was eigentlich internationale Herrschaft ausmacht. Die ist allgemein nicht zu beantworten, dennoch erfolgen ein paar Hinweise für ein mögliches Forschungsprogramm. Unter bürgerlich-kapitalistischen Bedingungen ist ein wesentlicher Aspekt die Gewährleistung der erweiterten Kapitalreproduktion und die Sicherung der kapitalistischen Klassenverhältnisse, die mit „national“-staatsbürgerlichen, ethnischen und geschlechtsbezogenen Verhältnissen spezifisch artikuliert sind.

Von Hegemonie kann gesprochen werden, wenn es bestimmten Klassenfraktionen gelingt, über Kompromisse und Zugeständnisse innerhalb der herrschenden Klassen ihre Interessen und Sichtweisen zu verallgemeinern, also ihre „korporativen Interessen“ zu überwinden, und dies auch gegenüber den beherrschten Klassen erfolgt. Dann können sozio-ökonomische und kulturelle Projekte zu breit akzeptierter staatlicher Politik werden.

Es gehe darum, so Alex Demirovic, „die Langfristigkeit einer bestimmten Kräftekonstellation herzustellen, die die geregelte Lösung von ‚Konflikten‘ der Kompromissparteien ermöglicht, die Bedingungen möglicher Polarisierungen determiniert und die Definitions-

36 Ulrich Brand u.a. (Hg.): Nichtregierungsorganisationen in der Transformation des Staates, Münster 2001; Heike Walk, Achim Brunnengräber: Die Globalisierungswächter. NGOs und ihre transnationalen Netze im Konfliktfeld Klima, Münster 2000.

37 Vgl. Ulrich Brand: Stichwort „Internationale Zivilgesellschaft“, in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Bd.6/II Berlin u.a. 2004.

gewalt über das, was sich als Gegnerschaft und Feindschaft gegenüber dem Kompromissgleichgewicht herausbilden kann, monopolisiert; sie besteht darüber hinaus in der Fähigkeit, geregelte Veränderungen vornehmen zu können, um neu entstehende gesellschaftliche Probleme zu lösen.“<sup>38</sup> Angesichts der Internationalisierung politischer, ökonomischer und kultureller Prozesse werden sowohl Kräftekonstellationen als auch die Inhalte, Modi und Terrains geregelter Konfliktaustragung internationalisiert. Dies bedeutet nicht nur eine Austragung auf räumlich „höherer“ Ebene wie etwa der EU, sondern vor allem eine „Interiorisierung“ (Poulantzas) internationaler Interessen, Kräftekonstellationen und Restriktionen in die jeweils nationalstaatlichen oder lokalen Auseinandersetzungen und Institutionalisierungsprozesse.

### Ausblick: Formen, Inhalte und Kritikpotential Internationaler Politischer Ökonomie

In den jüngsten Protesten wie auch in den sich in den letzten Jahren konstituierenden globalen sozialen Bewegungen dominiert bislang die Option eines (globalen) Keynesianismus (zumindest in den nordwestlichen Ländern): Der Staat soll regulieren und umverteilen, gegebenenfalls in Kooperation mit anderen Staaten. Die Nachkriegskonstellation wird zum Fluchtpunkt der Kritik.<sup>39</sup> In der politischen wie sozialwissenschaftlichen Diskussion um die „Gestaltung der Globalisierung“, Global Governance u.ä. drohen demgegenüber

38 Demirovic: Nicos Poulantzas, a.a.O., S. 97.

39 Vgl. Ulrich Brand: Das World Wide Web des Anti-Neoliberalismus. Entstehende Formen postfordistischen Protests und der unmögliche globale Keynesianismus, in: Albert Scharenberg, Oliver Schmidtke (Hg.): Das Ende der Politik? Globalisierung und der Strukturwandel des Politischen, Münster 2003; zur Frage der Intellektuellen in den Bewegungen vgl. Daniel Bensaid, Ulrich Brand: Intellektuelle und Demokratie in den neuen sozialen Bewegungen. Eine Diskussion, in: Norbert Fröhler u.a. (Hg.): Wir können auch anders. Perspektiven von Demokratie und Partizipation, Münster 2004, S. 57-75.

das Verhältnis von Politik und Ökonomie sowie die tief verankerte kulturelle Hegemonie des Neoliberalismus ausgeblendet zu bleiben. Robert Cox fasste die dahinter stehenden, in sich heterogenen Positionen einmal als *problem solving theories* zusammen, denen er *critical theories* gegenüberstellte.<sup>40</sup>

Ein kritischer Blick auf die gegenwärtigen Veränderungen, auch dies wird mit dem Staatsverständnis Poulantzas' deutlich, kann das neoliberale Projekt der Gesellschaftstransformation nicht nur als ökonomisches konzeptualisieren. Die neoliberal transformierten Kräfteverhältnisse haben zu einer Transformation des Nationalstaates hin zu einem „Wettbewerbsstaat“ (Joachim Hirsch) geführt. Also nicht „Politik (potenziell) gegen Ökonomie“, sondern zusammengedacht mit sozialen Kräftekonstellationen als Grundvoraussetzung neoliberaler Verallgemeinerung. Das gilt auch für die internationale Politik.

Zudem kommen neben den neoliberalen Projekten die historisch wichtigen emanzipativen Kritiken am paternalistischen, disziplinierenden und um ein weißes-männliches Normalarbeitsverhältnis organisierten nationalen Wohlfahrtsstaat in den Blick.<sup>41</sup> Dann müssen, als eine entscheidende Frage, die je spezifischen Muster gesellschaftlicher Konsensbildung analysiert werden.

Ein reformulierter „Poulantzas“ kann hier wichtige Anregungen geben, Theorie zu entwickeln, Zeitdiagnose auf dem aktuellen Stand zu betreiben und mit praktischer Kritik der Verhältnisse wieder stärker zusammenzudenken.

Wenn theoretisch-intellektuelle Arbeit sich in Kräftefeldern bewegt und „Wahrheit“ ein materiell-soziales Verhältnis ist, dann geht

40 Robert W. Cox: *Social Forces, States and World Orders*, in: Robert O. Keohane (Hg.): *Neorealism and its Critics*, Princeton/N.J. 1986, S. 208.

41 Diese Perspektive machen Hardt/Negri stark, weswegen sie m.E. derart intensiv in der gesellschaftlichen Linken diskutiert werden; Michael Hardt, Antonio Negri: *Empire*, Harvard 2000.

es auch um die Bedingungen von Theorieproduktion. Die Herausbildung einer „standortgerechten Dienstleistungshochschule“ (Torsten Bultmann), der enorme Druck auf Lehr- und Forschungstätigkeiten, die Neuverhandlung wissenschaftlicher Standards und von dem, was unter Gesellschaftskritik verstanden wird, dies alles muss reflektiert werden, wenn es um die (Re-)Produktion kritischen Wissens geht.

Als jüngerer Sozialwissenschaftler muss mit verschiedenen Erfahrungen umgegangen werden: Eine im Vergleich zu den 70er Jahren schärfere Konkurrenz innerhalb des Wissenschaftsbetriebes, die natürlich auch Inhalte betrifft und kritische Gesellschaftstheorie als „überholt“ oder unwissenschaftlich zu entwerten versucht. Distinktionskriterien sind heute Veröffentlichungen in *peer reviewed journals*, englischsprachiges Publizieren und die erfolgreiche Einwerbung von Drittmitteln, weniger der eigene Beitrag zu intellektuell spannenden Diskussionen. Diese Konkurrenz ist eingebettet in eine aufgrund der Unterfinanzierung und hohem „Reform“-Druck sich zunehmend und notwendig als Management verstehende Wissenschaftspolitik an den Hochschulen.<sup>42</sup>

Geendet werden soll mitnichten mit einem kulturpessimistischen Verweis darauf, dass „früher“ alles besser gewesen wäre. Ich kenne dieses Früher kaum, ahne aber aufgrund der Desillusionierung und wissenschaftlichen Nicht-Kommunikation älterer KollegInnen, dass sich Vieles im wahrsten Sinne des Wortes erschöpft hat.

Hans-Jürgen Bieling weist darauf hin, dass sozialwissenschaftlich arbeitende Intellektuelle zunehmend die Bedingungen der sozioökonomischen Reproduktion akzeptiert hätten und demzufolge Veränderungen nur noch im Staat und/oder in der Zivilgesellschaft vorgestellt werden können (Jürgen Habermas ist sicherlich das her-

42 In Gesprächen mit KollegInnen von anderen Universitäten bekomme ich mit, dass es in Kassel noch relativ gut aussieht.

ausragende Beispiel).<sup>43</sup> Ein zentrales Stabilitätsmoment des neoliberalen Gesellschaftsprojektes liegt – trotz seiner Widersprüchlichkeit und immer wieder formulierter Kritik – zudem darin, dass nach dem Ende staatlichen Steuerungsoptimismus und des Realsozialismus gesellschaftliche Alternativen weitgehend desavouiert sind. Schließlich, so Bieling, hat das Bedürfnis nach Anerkennung dazu beigetragen, dass in Zeiten, in denen kritisches Denken nicht *en vogue* ist, sich viele Intellektuelle davon verabschiedet haben.

Es soll dennoch der Hoffnung Ausdruck verliehen werden, dass fundierte und undogmatische Gesellschaftstheorie und -kritik in einer „post-neoliberalen“ Konstellation wieder an Legitimität und Gehör gewinnt. Sozialwissenschaft sollte sich gegen den Imperialismus der neoklassischen Ökonomik wie auch der neoliberalen Gesellschaftstransformation nicht auf die Option einer „besseren Regulierung“ verlegen, so wichtig konkrete Vorschläge und alternative „Erzählungen“ sind. Zu guter Letzt scheint mir eine Perspektive von enormer Aktualität, angesichts der enormen gesellschaftlichen Komplexität an den Universitäten Menschen zu „non-konformistischen Intellektuellen“ (Horkheimer) auszubilden, sie also in die Lage zu versetzen, in ihren konkreten Praxen auch außerhalb der Universitäten jeweils kritisch reflektierend agieren zu können.

In dem konsequenten Ausloten emanzipativer Potenziale unter sich dynamisch verändernden Bedingungen eines globalen, fragmentierend-vereinheitlichenden Kapitalismus liegt eine Kraftquelle kritischer Theorie – auch heute. Hier kann die Theorie von Nicos Poulantzas wertvolle Anregungen gerade auch für ein neu zu definierendes Intellektuellen-Engagement geben.

43 Hans-Jürgen Bieling: *Dynamiken sozialer Spaltung und Ausgrenzung*, Münster 2000, S. 189-193.

**Die *école de la régulation*: Französische  
Wirtschaftstheorie mit Ausstrahlung  
jenseits des Rheins**

Christoph Scherrer

Das deutsche Wirtschaftswunder und später die Dominanz der deutschen Bundesbank haben lange Zeit in Frankreich für reichlich Diskussionen gesorgt. Umgekehrt wurde und wird in Deutschland der französischen Wirtschaft wenig akademische Beachtung geschenkt. Doch die in Paris zu Beginn der 1970er Jahre entwickelte Regulationstheorie, deren führende Vertreter bald den Status einer *école de la régulation* erwarben, wurde in Westdeutschland von unorthodoxen Marxisten breit rezipiert. Letztere hofften mittels der Regulationstheorie die strukturalistische Sackgasse des Althusser-schen Marxismus überwinden zu können, dessen Erbe sie in Frankreich angetreten war. Zudem schien sie eine Verbindung zwischen den beiden in Westdeutschland entlang der Linie „Basis/Überbau“ entfremdeten marxistischen Diskussionssträngen, der Staatsableitungsdebatte<sup>1</sup> einerseits und der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule andererseits, schlagen zu können. Zu den „Verführten“ gehörte auch ich. Die Regulationstheorie hat meine Doktorarbeit zu den weltmarktinduzierten Anpassungsreaktionen der Auto- und Stahlindustrie in den USA angeleitet.<sup>2</sup> Sie inspiriert auch heute noch interessante Doktorarbeiten.

Was machte die Regulationstheorie so faszinierend, zu welcher Art von Arbeiten in Deutschland gab sie die zentralen Begriffe und schließlich wo sind ihre Grenzen? Dies sind einige der Fragen, denen ich an dieser Stelle nachgehen möchte. Doch zunächst möchte ich das regulationistische Forschungsprogramm und dessen in Deutschland wahrgenommene Vertreter kurz vorstellen.

1 Joachim Hirsch: Staatsapparat und Reproduktion des Kapitals, Frankfurt/M. 1974.

2 Christoph Scherrer: Im Bann des Fordismus. Die Auto- und Stahlindustrie der USA im internationalen Konkurrenzkampf, Berlin 1992.



## Das regulationstheoretische Programm

Der theoretische Anspruch des Regulationsansatzes war es zunächst, die grundlegenden Veränderungen des Lohnverhältnisses inklusive der Lebensbedingungen der Lohnabhängigen zum Ausgangspunkt einer Neuinterpretation der historischen Entwicklungsphasen des Kapitalismus (Akkumulationsregime) zu machen. Zentrales Abgrenzungskriterium bildete die Art der Mehrwertproduktion (absolut beziehungsweise relativ), wobei Michel Aglietta im grundlegenden Werk der Regulationstheorie, *Régulation et crises du capitalisme: l'expérience des États-Unis* für letztere die Notwendigkeit umfassender Veränderungen in den Lebensbedingungen der Lohnabhängigen systematisch herausarbeitete.<sup>3</sup> Diese theoretisch stringente Verkoppelung von Veränderungen in den Produktionsverhältnissen mit denen der Konsumtionsverhältnisse dürfte einen besonderen intellektuellen Reiz zu einer Zeit ausgeübt haben, als die Kritik am Kapitalismus nicht auf materielle Verarmung, sondern auf den Überfluss der Dinge abhob.

Der Begriff *Regulation* steht weder für einen Gleichgewichtszustand noch für staatliche Regulierung, sondern bezieht sich auf die prekäre Reproduktion des Waren- und des Lohnverhältnisses. Wachstum ginge mit Brüchen in den Produktionsmethoden und Lebensweisen einher. Vollziehe sich die Kapitalakkumulation dennoch, dann läge ein Entsprechungsverhältnis zwischen den Veränderungen vor. Regulation sei somit Systemveränderung bei Systemerhalt. Dabei ist Regulation aufgrund der diesen Verhältnissen eingeschriebenen Interessenkonkurrenz nicht Resultat bewusster Steuerung.<sup>4</sup> Mit dieser inhaltlichen Füllung des Begriffs Regulation

3 Michel Aglietta: *Régulation et crises du capitalisme: l'expérience des États-Unis*, Paris 1976. Überarb. Neuauflage plus Nachwort, Paris 1997.

4 Zu den Parallelen und Differenzen zum Regimeansatz s. Andreas Missbach: *Das Klima zwischen Nord und Süd. Eine regulations-theoretische Untersuchung des Nord-Süd-Konflikts in der Klimapolitik der Vereinten Nationen*, Münster 1999, S. 42-52;

wurde einerseits ein Instrument zur Kritik des vorherrschenden neoklassischen Paradigmas in den Wirtschaftswissenschaften entwickelt und andererseits gegenüber dem Althusser'schen Strukturalismus die Krisenanfälligkeit des Kapitalismus betont, wie sie am Ende der langen Nachkriegsprosperität allseits deutlich wurde.

Auch in der rein institutionalistischen Fassung der Regulations-  
theorie (s.u.) blieben zwei Konzepte von Marx erhalten. Das erste ist, dass das Kapital umfassender definiert werden muss. Einerseits setzt es sich aus Kapitalgütern und aus Geldvermögen zusammen und andererseits besteht es aus wirtschaftlicher Macht, die die Kapitaleigner in die Lage versetzt, die Innovationsgeschwindigkeit und Veränderungen der Arbeitsorganisationen zu bestimmen. Das zweite Konzept ist, dass Kapitalakkumulation einerseits ein wesentlicher Wachstumsfaktor ist, insbesondere weil es Veränderungen in den Produktions- und Konsumweisen bewirkt, andererseits aber unbeständig ist und deshalb oft zu gesellschaftlichen Spannungen führt.<sup>5</sup>

Anschauungsmaterial war zwar vornehmlich die französische Wirtschaft, doch Agliettas bahnbrechendes Buch beschäftigte sich mit der US-amerikanischen Wirtschaft. Dort identifizierte er eine Prosperitätsphase von Mitte der 1930er bis Anfang der 1970er Jahre, der er unter Verweis auf Antonio Gramsci den Namen Fordismus verlieh. Sie zeichnete sich durch eine relativ gleichläufige Entwicklung von industrieller Massenproduktion und standardisiertem Massenkonsum der Lohnabhängigen aus. Die Massenproduktion verdankte sich dem tayloristisch-fordistischen Produktionsmodell. Die Massenkonsumtion basierte auf der Koppelung von Reallöhnen

Ulrich Brand u.a.: *Global Governance. Alternative zur neoliberalen Globalisierung?*, Münster 2000.

5 Jean-François Vidal: *Birth and Growth of the Regulation School in the French Intellectual Context (1970-1986)*, in: Agnes Labrousse, Jean-Daniel Weisz: *Institutional Economics in France and Germany: German Ordoliberalism versus the French Regulation School*, Berlin 2000, S. 36.

und Produktivität, die durch Tarifverträge, Sozialversicherungen, Oligopolisierung beziehungsweise staatliche Regulierung wichtiger Märkte und antizyklische Konjunktursteuerung institutionell gesichert wurde. Als Krisenursachen benannte Aglietta vor allem sozio-technische Grenzen tayloristischer Rationalisierung.<sup>6</sup>

Im englischsprachigen Raum sind die zentralen Ausführungen der Regulationisten mittlerweile sehr gut dokumentiert, dank der Übersetzung ihrer eigenen Einführungstexte,<sup>7</sup> eines interessanten Vergleichs mit der deutschen ordoliberalen Schule<sup>8</sup> und insbesondere der von Bob Jessop herausgegebenen fünfbändigen Anthologie mit zentralen Texten auch ihrer internationalen Anhänger.<sup>9</sup> Auf deutsch erschienen mit Ausnahme des eher essayistischen Bands von Lipietz zum Ende des Kalten Krieges<sup>10</sup> nur vereinzelte Aufsätze der Regulationisten (zur deutschen Rezeption s.u.).

## Ökonomische Ingenieure mit gesellschaftstheoretischem Anspruch

Die Regulationstheorie wird in Deutschland vor allem mit den Namen Michel Aglietta (geboren 1940), Robert Boyer (geboren 1943) und Alain Lipietz (geboren 1947) in Verbindung gebracht. Aglietta arbeitete in den 1960er Jahren für das französische Wirtschaftsministerium am *Institut National de la Statistique et des Etudes Economiques (INSEE)*, Robert Boyer am *Centre d'Etudes des Revenus et des Coûts (CERC)* und später bei der *Direction de la Prévision*

6 Michel Aglietta: *A Theory of Capitalist Regulation. The US Experience*, New York 1979. Neuauflage, London u.a. 1987, S. 119-121.

7 Insbesondere Aglietta: *A Theory of Capitalist Regulation*, a.a.O.; Robert Boyer: *The Regulation School: A Critical Introduction*, New York 1990; Alain Lipietz: *Mirage and Miracles*, London 1986.

8 Labrousse, Weisz, a.a.O.

9 Bob Jessop (Hg.): *Regulation Theory and the Crisis of Capitalism*, 5 Bände, Cheltenham 2001.

10 Alain Lipietz: *Berlin, Bagdad, Rio. Das 21. Jahrhundert hat begonnen*, Münster 1993.

(DP), und Alain Lipietz war am *Centre d'Etudes Prospectives d'Economie Mathématique Appliquées à la Planification (CEPRE-MAP)* beschäftigt, das ebenso wie das *CERC* dem *Commissariat Général au Plan* zugeordnet war. Sie waren „ökonomische Ingenieure“,<sup>11</sup> die an der *Ecole Polytechnique* ausgebildet worden waren, und deren Arbeit im wesentlichen darin bestand, quantitative Methoden der Wirtschaftswissenschaften anzuwenden. Dabei nutzten sie die makroökonomischen Funktionsgleichungen englischsprachiger Provenienz und Keynesianischer Prägung.

Am Ende der sechziger Jahre wurde die Relevanz makroökonomischer Modelle zunehmend in Frage gestellt und die Protagonisten der zukünftigen *école de la régulation* begannen, unter Rückgriff auf marxistische Theorietraditionen sich die Entwicklung der französischen Nachkriegsökonomie verständlich zu machen. Ausgangspunkt war nicht zuletzt die Kritik an der Philips-Kurve. Die erste explizit marxistische Arbeit war die bereits erwähnte 1976 veröffentlichte Habilitationsschrift von Aglietta *Régulation et crises du capitalisme* und der unter anderem von Boyer und Lipietz geschriebene Sammelband zum Problem der Inflation.<sup>12</sup> Der Bezug zur marxistischen Tradition war sowohl durch die nach dem Mai 1968 entstandene „operaistische“ Kritik am strukturalistischen Marxismus à la Louis Althusser als auch durch die französische historische *Annales*-Schule gefärbt.<sup>13</sup>

Nicht zuletzt aufgrund dieser doch sehr unterschiedlichen Einflüsse entwickelten sich in der Folge zwei Forschungsprogramme heraus. Das erste zielte auf eine Erneuerung des Marxismus unter Berufung auf die zentralen Einsichten des Regulationsansatzes. Da Aglietta bald nach Veröffentlichung von *Régulation* seinen wert-

11 Vidal, a.a.O., S. 14.

12 J.P. Benassy u.a.: *Approche de l'inflation. L'exemple français*, Paris 1977.

13 Vidal, a.a.O., S. 37-41.

theoretischen Anspruch zugunsten einer poststrukturellen Deutung der Tauschwirtschaft als „Kommunikation von Zeichen“ fallen ließ und sich verstärkt rein geldtheoretischen Fragestellungen widmete, wurde Lipietz zum wichtigsten Exponenten dieser werttheoretischen Richtung. Er unterschied zwischen einer esoterischen Welt der Arbeitswerte und einer exoterischen Welt der Einkommen und Preise. Über die Figur des „im Entstehen begriffenen Werts“ strebte er eine Vermittlung dieser beiden „Welten“ an. Damit sind Formen abstrakter Arbeit gemeint, die noch nicht realisiert worden sind. Diese Werte werden aber im „normalen“ Akkumulationsverlauf von den ökonomischen Subjekten als „berufen zur Realisierung“ angesehen, d.h. ihre gesellschaftliche Anerkennung wird vorweggenommen. Mit der Sicherheit, mit der die Realisierung der „im Entstehen begriffenen Werte“ angenommen wird, nehmen die Unternehmen ihre Kalkulationen vor. Die Einkommen werden somit auf der Annahme begründet und festgesetzt, dass die produzierten Waren realisiert werden. Diese Annahme ist umso berechtigter, je mehr die Produktion aufgrund institutioneller Formen (z.B. durch Tarifverträge) im voraus gesellschaftlich anerkannt wird. Damit wachsen die Kohärenz und die Autonomie der exoterischen Beziehungen, wobei sie sich gleichzeitig verfestigen. Die ständige „Revolutionierung der Produktion“ führt jedoch dazu, dass in den tatsächlichen Tauschakten, die in ihrer synchronen und augenblicklichen Art weiterhin dem Wertgesetz unterliegen, die Wertverhältnisse sich ebenso beständig verschieben, so dass es zu einer krisenauslösenden Auseinanderentwicklung beider „Welten“ kommt.<sup>14</sup> Mit dieser theoretischen Figur machte Lipietz die inhärenten Widersprüche kapitalistischer Produktionsverhältnisse sichtbar.

Der zweite Strang versucht die regulationstheoretischen Konzepte empirisch auf die Verläufe kapitalistischer Ökonomien anzu-

14 Alain Lipietz: *The Enchanted World, Inflation, Credit and the World Crisis*, London 1985.

wenden, ohne sich notwendigerweise auf Marx zu beziehen. Stattdessen wird ein agnostischer Standpunkt gewählt, der davon ausgeht, dass es nicht notwendig sei, auf eine unsichtbare, der Beobachtung entzogene Welt zurückzugreifen, um die reale Welt begreiflich zu machen. Zudem wurde die hegelianische und marxistische Dialektik aufgegeben, nach der Widersprüche durch eine Synthese immer überwunden werden können: es besteht keine Vorsehung, die sicherstellt, dass aus einer ernsthaften Krise ein neues, kohärentes und besseres Akkumulationsregime entstehen wird.<sup>15</sup> Durch diese agnostische Sichtweise unterscheidet sich die Regulationstheorie jedoch weiterhin von der neoklassischen Theorie des allgemeinen Gleichgewichts. Deren Welt ist nämlich ebenfalls eine unsichtbare Welt, von der angenommen wird, dass sie besser als die wirkliche Welt sei.

Im Unterschied zu ihren deutschen Anhängern fanden die Pariser Regulationisten trotz ihres heterodoxen Ansatzes Zugang zu den wirtschaftspolitischen Entscheidungsträgern. Begünstigt wurde dieser Umstand durch ihre institutionelle Verankerung in den wirtschaftspolitischen Planungsapparaten, der etatistischen Tradition der Wirtschaftspolitik auch im bürgerlichen Lager<sup>16</sup> und dem Wahlsieg des Sozialisten François Mitterrand 1981, wenige Jahre nachdem die Regulationstheorie wissenschaftlich Anerkennung erhielt. Das Scheitern der ersten Mitterrandschen Wirtschaftspolitik ist ihnen aber nicht anzulasten, da sie vor den außenwirtschaftlichen Restriktionen einer nachfrageorientierten Politik gewarnt hatten. Ende der 1990er Jahre trafen sich einige der Regulationisten im Beraterlager des sozialistischen Ministerpräsidenten Lionel Jospin wieder.

15 Vidal, a.a.O., S. 35f.

16 Agliettas Habilitationsschrift entstand unter der Anleitung von Raymond Barre, dem Wirtschaftswissenschaftler und späteren Ministerpräsidenten Frankreichs (1976 bis 1981).

Heutzutage lehrt Aglietta an der Universität Paris X-Nanterre und dem *Collège de France*. Sein Interesse gilt nach wie vor der Geldwirtschaft, wobei er bis auf die werttheoretische Fundierung den alten Konzepten treu geblieben ist, z.B. mit seiner Untersuchung eines finanzgetriebenen Akkumulationsmodells.<sup>17</sup> Am aktivsten vertritt der historisch-institutionell arbeitende Robert Boyer als „fils de chef“ das Programm der Regulationisten auf der Suche nach immer neuen „postfordistischen“ Akkumulationspfaden.<sup>18</sup> Alain Lipietz öffnete sich vernachlässigten Dimensionen des Regulationsansatzes: der Peripherie und der Umwelt.<sup>19</sup> Er war auch kurzzeitig Vorsitzender der französischen Grünen *Les Verts*.

## Deutsche Rezeption

Der Bezug auf die fortgeschrittenste kapitalistische Ökonomie dürfte wohl entscheidend die weltweite Rezeption der Regulationstheorie begünstigt haben. Mike Davis hat sie 1978 in einem ausführlichen Besprechungsartikel noch vor Erscheinen der englischen Übersetzung von Agliettas *Régulation* im englischsprachigen Sprachraum bekannt gemacht.<sup>20</sup> Und nicht nur in diesem, sondern auch im deutschen Sprachraum und in den nordeuropäischen Sprachräumen.<sup>21</sup> In Frankfurt und Berlin, den Hauptorten der Rezeption der französischen Regulationstheorie in Deutschland, gab es nur wenige, die die Arbeiten der Regulationisten im Original lasen. Auch ich bildete keine Ausnahme davon.

17 Michel Aglietta: Ein neues Akkumulationsregime. Die Regulationstheorie auf dem Prüfstand, Hamburg 2000.

18 Robert Boyer: Is a Finance-led Growth Regime a Viable Alternative to Fordism? A Preliminary Analysis, in: *Economy and Society* 29 (2000), Nr. 1, S. 111-145.

19 Zur Peripherie s. Lipietz: *Mirage*, a.a.O.; zur Umwelt s. Alain Lipietz: *Towards a New Economic Order. Postfordism, Ecology and Democracy*, New York 1992.

20 Mike Davis: „Fordism“ in Crisis: A Review of Michel Aglietta's *Régulation et crises: L'expérience des Etats-Unis*, in: *Review II* (1978), Nr. 2, S. 207-269.

21 René Bugge Bertramsen, Jens Peter Frølund Thomsen, Jacob Torfing: *State, Economy and Society*, London 1991.

In den USA selbst fiel die Rezeption kühler aus, wohl weil einerseits die Regulationstheorie als Konkurrenz zur eigenen, bodenständigeren *radical economics* gesehen wurde<sup>22</sup> und andererseits die fremde, Detailkenntnisse ermangelnde Sicht auf die eigene Geschichte als Herausforderung angesehen wurde. Die schärfste, auch empirisch unterfütterte Kritik stammt von Robert Brenner und Mark Glick, die die Bedeutungszuschreibung für Institutionen prinzipiell hinterfragten.<sup>23</sup>

In Westdeutschland erfolgte eine erste Rezeption der Regulationstheorie 1979 durch Deubner et al.<sup>24</sup> Sie erläuterten zwar den Begriff „Fordismus“ und einige der zentralen Kategorien der Theorie der *Régulation*, doch konzentrierten sie sich auf den Strang französischer marxistischer Internationalisierungstheorien außerhalb der Pariser Regulationsschule. Entsprechend blieb der Band von Deubner et al. für die späteren Theoriebildungsprozesse ohne größeren Einfluss. Bedeutsamer erwies sich die Rezeption von Joachim Hirsch, der die struktur- und entwicklungstheoretischen Dimensionen der Regulationstheorie für seine staats- und akkumulationstheoretisch angeleitete Untersuchung der konkreten Entwicklungstendenzen der westdeutschen Gesellschaft zu nutzen wusste.<sup>25</sup> Dieser und seinen späteren mit Roland Roth gemeinsam verfassten Arbei-

22 Samuel Bowles, David M. Gordon, Thomas E. Weisskopf: Power and Profits: The Social Structure of Accumulation and the Profitability of the Postwar U.S. Economy, in: Review of Radical Political Economics 18 (1986), S. 132-167; zur Kritik s. Christoph Scherrer: Die „Social Structure of Accumulation“: Ein Interpretationsmodell für Aufstieg und Niedergang der US-Ökonomie, in: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 18 (1988), Heft 73, S. 131-148.

23 Robert Brenner, Mark Glick: The Regulation Approach: Theory and History, in: New Left Review 188 (1991), Nr. 7, S. 45-119; s. auch Klaus Dräger: Baustelle Neomarxismus. Die Regulationsschule und Robert Brenner zu den Turbulenzen in der Weltwirtschaft, in: PROKLA 123 (2001), S. 177-202.

24 Christian Deubner u.a.: Die Internationalisierung des Kapitals: neue Theorien in der internationalen Diskussion, Frankfurt/M. 1979.

25 Joachim Hirsch: Der Sicherheitsstaat. Das „Modell Deutschland“, seine Krisen und die „neuen sozialen Bewegungen“, Frankfurt 1980.



ten<sup>26</sup> kommt das Verdienst zu, die ökonomistische Verkürzung der Regulationstheorie zugunsten einer gesamtgesellschaftlichen Analyse überwunden zu haben.

Allerdings hat Kurt Hübner nicht ganz Unrecht mit seiner Behauptung, dass durch Hirsch die Regulationstheorie wesentlich „auf das Konzept des Fordismus verdünnt wurde“.<sup>27</sup> Zudem hätte Hirsch nur einige wenige Kategorien aus dem multidimensionalen Theoriekonzept selektiv aufgenommen und diese mit Kategorien kombiniert, die von Gramsci und Poulantzas entlehnt sind. Hübner selbst ging in seiner Dissertation, *Theorie der Regulation*, bewusst zurück zum ökonomietheoretischen Ausgangspunkt der Regulationisten und setzte sich für deren werttheoretischen Strang ein. Damit lieferte er zwar die nach wie vor im deutschen Sprachraum den Arbeiten der Regulationisten angemessenste Einführung in die Regulationstheorie, doch trug er so wenig zu ihrer Anwendung auf konkrete Entwicklungen bzw. zu ihrer Weiterentwicklung bei. Auch sollte sein Beitrag einer der wenigen bleiben, die von volkswirtschaftlich geschulten Autoren verfasst wurden. Zu diesen gehörte insbesondere der entwicklungspolitische Beitrag von Thomas Hurtienne, meine eigene Arbeit zur weltmarktinduzierten Transformation des Akkumulationsregimes der US-Auto- und Stahlindustrie und Joachim Beckers raumtheoretische Rekonstruktion der Regulationstheorie.<sup>28</sup>

Dominant blieb der gesellschaftstheoretische Zugang zur Regulationstheorie. Dies ist insofern etwas verwunderlich, als sehr früh die

26 Z.B. Joachim Hirsch, Roland Roth: Das neue Gesicht des Kapitalismus. Vom Fordismus zum Post-Fordismus, Hamburg 1986.

27 Kurt Hübner: Theorie der Regulation. Eine kritische Rekonstruktion eines neuen Ansatzes der Politischen Ökonomie, Berlin 1989, S. 14.

28 Thomas Hurtienne: Entwicklungen und Verwicklungen – methodische und entwicklungstheoretische Probleme des Regulationsansatzes, in: Birgit Mahnkopf (Hg.): Der gewendete Kapitalismus, Münster 1988, S. 182-224; Scherrer: Im Bann des Fordismus, a.a.O.; Joachim Becker: Akkumulation, Regulation, Territorium: Zur kritischen Rekonstruktion der französischen Regulationstheorie, Marburg 2002.

handlungstheoretischen Defizite dieser Theorie konstatiert wurden.<sup>29</sup> Angesichts der Schließung der deutschen Wirtschaftswissenschaften gegenüber jeglichen Ansätzen jenseits der Neoklassik, einschließlich des Keynesianismus, ist die geringe Rezeption unter Ökonomen wiederum auch verständlich. Entsprechend waren die deutschen Regulationisten längst nicht so wie ihre französischen Vorbilder in die staatlichen Institutionen der Wirtschaftsplanung eingebunden.

Horte der Rezeption waren somit gesellschaftswissenschaftliche Fakultäten mit marxistischer Theorietradition, insbesondere Frankfurt und Berlin. Inzwischen hat sich in räumlicher Hinsicht die Arbeit mit der Regulationstheorie pluralisiert. In Kassel beschäftigte sich Stefan Böckler mit einer „Theorie fordistischer Modernisierung“, bei deren Entwicklung er sich ausführlich mit dem Fordismuskonzept der Frankfurter Hirsch und Roth auseinandersetzte. So wies er auf das ungelöste Spannungsverhältnis zwischen „hinter dem Rücken der Akteure gesetzten Strukturen“ und dem Prozess des Klassenhandelns hin.<sup>30</sup> Heute knüpft Ulrich Brand positiv an den Frankfurter an und versucht, deren Einsichten auf die internationale Ebene zu heben.<sup>31</sup> Frank Klobes machte den Ansatz jüngst für seine Dissertation über die grenzüberschreitenden Restrukturierungen des VW-Konzerns fruchtbar.<sup>32</sup>

Im Vordergrund des Interesse der französischen als auch deutschen Regulationisten steht nach wie vor die Suche nach Anzeichen für ein stabiles Akkumulationsregime nach der für die 1970er und 1980er Jahre diagnostizierten Krise des Fordismus. Während aber in

29 Birgit Mahnkopf: Soziale Grenzen „fordistischer“ Regulation, in: dies. (Hg.): *Der gewendete Kapitalismus*, Münster 1988, S. 99-143.

30 Stefan Böckler: *Kapitalismus und Moderne. Zur Theorie fordistischer Modernisierung*, Opladen 1991, S. 206f.

31 Ulrich Brand, Werner Raza (Hg.): *Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven des Regulationsansatzes*, Münster 2003.

32 Frank Klobes: *Produktionsstrategien und Organisationsmodi. Internationale Arbeitsteilung am Beispiel von zwei Standorten der Volkswagen AG*, Hamburg 2005.

Paris kleinteiliger mittels Kompatibilitätsprüfungen der beobachtbaren oder denkbaren Veränderungen in den Regulationsformen die Tragfähigkeit jeweiliger Krisenbewältigungsstrategien ausgelotet wird,<sup>33</sup> dreht sich die deutsche Debatte seit Jahren um die Frage, inwieweit sich eine hegemonial unterfütterte neue Gesellschaftsformation herausgebildet hat. Einige sehen bereits deutliche Konturen einer neuen, neo-liberalen Gesellschaftsformation,<sup>34</sup> andere können weder eine Stabilität der ökonomischen Austauschbeziehungen noch eine gefestigte Hegemonie erkennen und bleiben deshalb bei der Kennzeichnung auch der Zeit nach der Jahrtausendwende als Postfordismus.<sup>35</sup> Entsprechend ist die Kritik an der Entfernung der französischen Vorbilder von Marx noch nicht verstummt.<sup>36</sup>

Jenseits der Debatte um die Zukunft des Fordismus weitete sich das Themenspektrum der deutschen Regulationisten kontinuierlich aus. So führte die Forschergruppe um Frieder Naschold am Wissenschaftszentrum Berlin regulationstheoretische Einsichten in das Feld der Arbeitspolitik ein, Margit Mayer und Christian Schmid in die Stadtforschung, Christoph Görg in die Analyse des Umweltverhältnisses, Sabah Alnasseri in die Analyse von Entwicklungsstrategien in der Peripherie, Lars Kohlmorgen in die Sozialstrukturanalyse, um nur einige der neueren Arbeiten zu benennen.<sup>37</sup>

33 Z.B. Boyer: *The Regulation School*, a.a.O.

34 Mario Candeias: *Neoliberalismus. Hochtechnologie. Hegemonie. Grundrisse einer transnationalen kapitalistischen Produktions- und Lebensweise. Eine Kritik*, Hamburg 2004.

35 Brand, Raza, a.a.O.

36 Bernd Röttger: *Verlassene Gräber und neue Pilger an der Grabesstätte. Eine neo-regulationistische Perspektive*, in: Brand, Raza, a.a.O., S. 18-42.

37 Frieder Naschold (Hg.): *Arbeit und Politik: Gesellschaftliche Regulierung der Arbeit und der sozialen Sicherung*, Frankfurt 1985; Margit Mayer: *Das Potenzial des Regulationsansatzes für die Analyse städtischer Entwicklungen am Beispiel territorialer Anti-Armutspolitik*, in: Brand, Raza, a.a.O., S. 265-281; Christian Schmid: *Raum und Regulation. Henri Lefebvre und der Regulationsansatz*, in: ebd., S. 217-242; Christoph Görg: *Regulation der Naturverhältnisse: Zu einer kritischen Theorie der ökologischen Krise*, Münster 2003; Sabah Alnasseri: *Periphere Regulation. Regulationstheoretische Konzepte zur Analyse von Entwicklungsstrategien im arabischen Raum*, Münster 2004;

## Defizite der Regulationstheorie

Gerade die obige Auflistung jüngerer Arbeiten weist auf die fortbestehende Attraktivität des Regulationsansatzes hin. Doch begleitet ihre Rezeption und Anwendung seit jeher auch eine Unzufriedenheit über eklatante Defizite des Ansatzes. Einige wurden im Laufe der Zeit teilweise behoben (z.B. Fokus auf Nationalstaaten), andere erwiesen sich bisher gegenüber Lösungsversuchen resistent (z.B. die Struktur-Handlung-Dichotomie). Ich möchte mich hier auf diese beiden Beispiele beschränken.

Jenseits zahlreicher Vergleiche nationaler Fordismus-zum-Postfordismus-Pfade<sup>38</sup> blieb die Weltmarktdimension unterbelichtet. Alain Lipietz untersuchte ansatzweise das Artikulationsverhältnis des peripheren Fordismus in den Entwicklungsländern zum Weltmarkt.<sup>39</sup> Theoretisch expliziter entwickelte Jaques Mistral ein „régime international“ aus drei Elementen, wobei ein nationales Akkumulationsregime international als Modell dient und die jeweils nationalen Akkumulationsregime in eine komplementäre Beziehung treten.<sup>40</sup> Die zentrale Stellung des nach wie vor nationalstaatlich verfassten Lohnverhältnisses erweist sich als eine immanente Barriere für eine Analyse der Kapitalakkumulation auf Weltebene.<sup>41</sup> Auch neuere Arbeiten zum „finanzmarkt-getriebenen“ Wachstumsmodell<sup>42</sup> bleiben dem nationalen Fokus verhaftet, gleichwohl den Autoren die internationale Dimension der Finanzmärkte bewusst ist.

Lars Kohlmorgen: *Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus*, Münster 2004.

38 Boyer: *The Regulation School*, a.a.O.; Lipietz: *Towards a New Economic Order*, a.a.O.

39 Lipietz: *Miracles*, a.a.O.; vgl. hierzu Hurtienne, a.a.O.

40 Jaques Mistral: *Régime international et trajectoires nationales*, in: Robert Boyer (Hg.): *Capitalismes fin de siècle*, Paris 1986, S. 167-202.

41 S. Alfredo C. Robles Jr.: *French Theories of Regulation and Conceptions of the International Divisions of Labor*, New York 1994; Karin Waringo: *Die Internationalisierung der Produktion in der französischen Regulationstheorie*, Frankfurt 1998.

42 Boyer: *Finance-led Growth Regime*, a.a.O.; Aglietta: *Ein neues Akkumulationsregime*, a.a.O.

Fast so bekannt wie die regulationstheoretische Deutung des goldenen Zeitalters des Kapitalismus als „Fordismus“ dürfte mittlerweile das Defizit der Regulationstheorie, ihre mangelnde handlungs- und staatstheoretische Fundierung, sein.<sup>43</sup> Obgleich die *École de la Régulation* beansprucht, Prosperitätsphasen und Krisen kapitalistischer Entwicklung als Produkte gesellschaftlicher Auseinandersetzungen und gerade nicht als Folgen angeblich objektiver ökonomischer Gesetzmäßigkeiten zu erklären, schreibt sie bisher in ihren Analysen den gesellschaftlichen Akteuren nur zu Beginn eines Akkumulationsregimes (=Phase der stabilen Kapitalreproduktion) Handlungsmacht zu. Formen staatlicher Vergesellschaftung werden zumeist allein auf ihre funktionale Rolle im Akkumulationsprozess untersucht.

Vor allem findet sich innerhalb der Regulationstheorie die Tendenz, sich auf die interne Logik eines geschlossenen begrifflichen Modells zu berufen und dann dieses Modell zum (begrifflichen) Wesen des Realen zu transformieren. In mehr oder minder starkem Maße werden innerhalb der Regulationsliteratur abstrakte Kategorien, wie z.B. Akkumulationsregime, als Realobjekte verwendet und in einigen Fällen sogar noch als Subjekte („Der Fordismus“ oder heute „Der Postfordismus“)<sup>44</sup> beseelt. Zwar wurde im Zuge des regulationstheoretischen Diskurses deutlich, dass außerhalb der USA und Frankreichs die jeweiligen Akkumulationsregime der Nachkriegszeit nicht dem Idealtypus Fordismus entsprachen. Diese Abweichung wurden aber zumeist einfach nur klassifiziert, um sie dann im weiteren als jeweils nationalspezifische Idealtypen zu behandeln.<sup>45</sup>

43 Vgl. Mahnkopf, a.a.O.; Bertramsen u.a., a.a.O.; Josef Esser, Joachim Hirsch, Christoph Görg (Hg.): Politik, Institutionen und Staat. Zur Kritik der Regulationstheorie, Hamburg 1994.

44 S. Brand, Raza, a.a.O.

45 Vgl. Hirsch, Roth, a.a.O.; Robert Boyer: Neue Richtungen von Managementpraktiken und Arbeitsorganisation. Allgemeine Prinzipien und nationale Entwicklungspfade,

Deshalb stellt sich die Frage, ob nicht die Denkfigur von distinktiven, chronologisch durch Krisen markierten Akkumulationsregimen aufgegeben werden sollte. Mit Ernesto Laclau und Chantal Mouffe ließe sich argumentieren, dass ein Akkumulationsregime keine Totalität darstellt, dessen Strukturen geschlossen sind. Die Strukturen eines Akkumulationsregimes sind vielmehr ständigen Brüchen ausgesetzt, die die in Subjektpositionen eingebundenen Individuen partiell als Subjekte „freisetzen“. Der Zusammenhalt eines Akkumulationsregimes ist daher auch von den Diskursen dieser Subjekte abhängig. Daraus folgt, dass der Lebenszeitzyklus eines Akkumulationsregimes nicht durch die Entfaltung seiner inhärenten Widersprüche vorgegeben ist. Die Entwicklungsrichtung eines Akkumulationsregimes ist jederzeit latent offen.

Umgekehrt stellen Krisen des Akkumulationsregimes keine offenen Situationen dar. Die betroffenen Individuen bleiben vergesellschaftet, also in Strukturen „eingebettet“, da der die Krise kennzeichnende Strukturbruch nicht total ist, d.h. nicht alle gesellschaftlichen Strukturen erfasst. Sowohl diese nicht affizierten Strukturen als auch das dem jeweiligen Akkumulationsregime Äußere wird auf den Krisenbewältigungsdiskurs der Subjekte einwirken. Handeln bleibt somit nicht auf die Krise beschränkt, aber auch in dieser löst es sich nicht von Strukturen. Die Vorstellung von Handlungskorridoren, „deren Bestimmung sich aus unterschiedlichen, aber in Einklang balancierten Handlungs- und Rationalisierungslogiken kapitalistischer Totalität ergibt,“ wie sie jüngst Bernd Röttger vorgeschlagen hat,<sup>46</sup> ist damit allerdings nicht gemeint, denn die hier entwickelten Überlegungen stellen das Konzept einer als Totalität gedachten Gesellschaft generell in Frage.<sup>47</sup>

in: Axel Demirovic, Hans-Peter Krebs, Thomas Sablowski (Hg.): *Hegemonie und Staat. Kapitalistische Regulation als Projekt und Prozess*, Münster 1992, S. 55-103.

46 Röttger, a.a.O., S. 38.

47 Ernesto Laclau, Chantal Mouffe: *Hegemonie und radikale Demokratie*, Wien 1991.

Die kurzen Ausführungen haben hoffentlich deutlich gemacht, welch lebhaftes Echo die Pariser Regulationisten in Deutschland gefunden haben. Das Echo hallt allerdings mit eigener Stimmlage, die gegenüber dem ursprünglichen Ton deutlich gesellschaftstheoretischer ausfällt. Gleich dem Echo im wörtlichen Sinne verhält es jedoch zumeist unbeachtet, zumindest am Ursprung in Paris. Findet sich noch im Vorwort des die *école de la régulation* begründenden Werkes von Aglietta ein Hinweis auf Joachim Hirsch,<sup>48</sup> fehlen solche Bezüge in den späteren Texten der Pariser fast vollständig. Liegt es an der Sprache des Echos oder daran, dass die deutsche gesellschaftstheoretische Stimmlage asynchron zum ursprünglichen wirtschaftstheoretischen Anliegen tönt?

48 Aglietta: A Theory of Capitalist Regulation, a.a.O., S 28.





**Der Begriff der Politik bei Max Weber  
und Carl Schmitt: Anmerkungen zu  
einer Theorie politischer Kontingenz**

Eike Hennig

Eine Welt von Bildern. (Carl Schmitt, 1919)

Kannst Du den Leviathan fangen mit der Angel... Meinst Du, er wird einen Bund mit Dir schließen, daß Du ihn für immer zum Knecht bekommst? Lege Deine Hand an ihn! An den Kampf wirst Du denken und es nicht wieder tun!... Auf seinem Nacken wohnt die Stärke, und vor ihm her tanzt die Angst... (Hiob)

Politik wird zwar mit dem Kopf, aber ganz gewiß nicht nur mit dem Kopf gemacht.“ – „Die Politik bedeutet ein starkes langsames Bohren von harten Brettern mit Leidenschaft und Augenmaß. (Max Weber, 1919)

Der Gang dieser Anmerkungen ergibt sich aus der Bedeutung von Politik (i.e. das Handlungsfeld mit Themen, Regeln, Institutionen, Organisationen) und mehr noch dem Politischen (d.h. dem Modus des Handelns, dem Habitus und der abstrakten Thematisierung von Politik) für eine von Selbstbestimmung und Aufklärung ausgehende prozessuale Moderne. Moderne Politik wird als kontingentes Handeln verstanden.<sup>1</sup> Seit Machiavellis *Fürst* (1532) bemüht sich eine politische Handlungstheorie um ein solches Verständnis der Politik und des Politischen, immer wieder wird dies unterbrochen von Gegen Tendenzen, die sich um politische Institutionen und geordnete Statik bemühen. Knapp soll dies angedeutet werden als ein Ringen um Kontingenz oder Telos, um Handeln und um Struktur bzw. Institution.

Eine Antwort auf die Frage nach Politik angesichts von Kontingenz gibt Max Weber; Carl Schmitts Begriff des Politischen mit der viel zitierten Freund-Feind-Dezision wird in Gegnerschaft zu Weber betrachtet. Schmitt stellt nach Weber ein antikontingentes, antiliberales und antipluralistisches Politikverständnis vor. (Mit Hermann Heller und Hans Kelsen ließe sich zeigen, daß auch in der Zwischenkriegszeit mit ihren verrohten Konfliktformen anders gedacht

1 Dies ist eine normative Annahme, die jedoch empirisch haltbar sein dürfte. Empirische Analysen von Politik weisen erhebliche Restvarianzen auf, werden somit mit größerer Restvarianz eher schwächer determiniert. Diese statistische Kontingenz verweist durchaus – was weiter zu beweisen wäre – auf theoretische Kontingenz.

worden ist.) Schmitt betont als „politischen Mehrwert“ die überlegale Prämie auf den legalen Machtbesitz, dieses extreme Machtmittel soll gegen die Ausnahme wie den Bürgerkrieg eingesetzt werden.

Schließlich: Für Weber und Schmitt ist Politik als „Kampf“ bzw. „Entscheidung“ zutiefst mit Vorstellungen über Männlichkeit in einer kalten, schuld- und fehlerhaften, leidvollen, größtenteils auch irrationalen modernen Welt verflochten. Bilder der Moderne, Askese, Politik und Männlichkeit fließen ineinander. Ein Bild des unverdient leidenden und dennoch agierenden Mannes ist vor allem für Weber konstitutiv, wenn er über kontingente Politik nachdenkt. Die Politik erwächst einer Männlichkeit gegenüber einer unsicheren, unerbittlichen und auch diabolischen Welt. Diese Geschlechtsbestimmung prägt die Auffassung der Politik, d.h. vor allem das Politische, verbleibt aber ungeklärt, wengleich vor allem Weber viele Bilder bemüht, um diese Korrespondenz von Politik und Mann anzudeuten.

Laut Christian Meier entsteht das Politische bei den Griechen im Athen des 5. Jahrhunderts vor Christi.<sup>2</sup> Im Gegensatz zum Privaten, dem Haushalt und den Notwendigkeiten, aber auch zum Mythos bildet sich zwischen den Bürgern die gesellschaftliche Welt heraus. Es geht um die Teilhabe an der Polis, d.h. um die Gestaltung allgemeiner Aufgaben im begrenzten Gemeinwesen und zu einer bestimmten Zeit. Dieses irdische und soziale Verständnis von Politik geht im Mittelalter für lange Zeit wieder verloren. Die Erde wird zum Vorfeld des ewigen Lebens, das Reich Gottes ist das Ziel, in diesem Durchgang findet Politik im irdischen Jammertal keinen rechten Raum.

Eine oft gestellte Frage ist die nach Beginn und Sinn der Moderne, deren Politikverständnis wiederum von der Gestaltung der allgemeinen Ordnung und der bürgerchaftlichen Gemeingüter ausgeht. Zentral werden ebenfalls die Fragen nach dem Raum des

2 Christian Meier: Die Entstehung des Politischen bei den Griechen, Frankfurt 1980.

Einzelnen und der Gemeinschaft (liberaler Besitzindividualismus und Republik geben diesbezüglich unterschiedliche Antworten), nach der Relation von Abstraktion, Universalismus und Einzel- bzw. Sonderfällen sowie nach dem Verhältnis von Staat und Gesellschaft bzw. von Politik und Ökonomie. Moderne Politik wird auf das Diesseits der gesellschaftlichen Welt der Bürger bezogen; dazu gehören Vorstellungen, Regeln und Institutionen, die dem „guten Leben“ der Bürger und der „guten Regierung“ des Gemeinwesens, des Staates bzw. der Republik, verpflichtet sind. Über die Geltung dieser normativen Ziele gegenüber der kontingenten Offenheit und Jeweiligkeit kommt es zu Konflikten, die grundlegend in Politik angelegt sind. Staat und Gesellschaft treten auseinander, weil sich die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft (ebensowenig wie Individuum und Familie) nicht im Gleichgewicht befindet, vielmehr ist sie zerrissen (Hegel), dagegen wird Politik zum Schicksal, mindestens aber zum Notbehelf. Liberale Ansichten sind weniger politisch, begrenzen sich auf das Verhältnis der Individuen und zum Staat. Gegenüber der dynamischen, konfliktreichen Gesellschaft und den konkurrierenden, freien und besonderen Individuen im allgemeinen Verständnis der Bürger als freie und gleiche Menschen vertritt der Staat als bestimmende politische Institution die Statik mit einem Monopol für Gewalt (*power*) und Sanktion. Aus Gesellschaft und Bürgerschaft sollen rohe Gewalt (*violence*), Schutzlosigkeit, Angst, Selbstjustiz und Vertragslosigkeit durch staatlich verwaltete und verrechtlichte Rationalität gebannt werden.

Dieses moderne Denken und Handeln im Diesseits, jene vielfältige Entzauberung mit Wissenschaft<sup>3</sup> und Industrie sowie unter dem

3 Wissenschaft beseitigt Geheimnisse. Moderne Wissenschaft entzaubert die Welt und wird in der Zweiten Moderne selbst entzaubert. Nach der Geltung von Mythen, Tabus, Zauber und Religion wird die Welt durch Wissenschaft banal, alltäglich, bekannt und beherrschbar. Dies vergrößert den Raum von Kontingenz, beflügelt aber ebenfalls antimoderne Rigorismen, Fundamentalismen und Totalitarismen. Die Moderne

Primat der öffentlichen wie privaten Aufklärung soll in westeuropäischen Gesellschaften zu Beginn des 17. Jahrhunderts, verdichtet 1618 bzw. 1624 in Arbeiten von Descartes und Martin Opitz, maßgeblich geworden sein.<sup>4</sup> Am Anfang, heißt es jetzt, steht die takt-rhythmische Wahrnehmung der Zeit als quasi naturgegebene und somit allgemeingültige und abstrakte Form; diese gleichmäßige Bewegung im Takt findet ähnlich abstrakte Entsprechungen im Handlungszusammenhang markt- und geldwirtschaftlicher Beziehungen und im modernen wissenschaftlichen Denken. Wissenschaft, empirisch, analytisch und kausal, entsteht, um die für die Moderne grundlegenden Abstraktionen von der Substanz zu begründen und qua Erkenntnis bzw. Naturgesetz beherrschbar zu machen. Die Quellen, Ursachen und Prinzipien des „Volkswohlstandes“ gelten seit den englischen Klassikern der Nationalökonomie, seit dem frühen 18. Jahrhundert, wissenschaftlich als zugänglich. Die Staatstätigkeit erhält entsprechende Ratschläge (i.d.R. sich zurückzuhalten). Politik tritt neben die freien Bürger, deren Ökonomie den Reichtum des Volkes produziert, als Medium einer aufgeklärten Regelung sozialer Verhältnisse wird Politik (z.B. als ein „soziales Kaisertum“ gegenüber der „sozialen Frage“ und der „sozialen Bewegung“) jedoch weniger verstanden. Es dominiert Herrschaft gegenüber Integration, politische Reproduktion wird eher kurzfristig repressiv verstanden denn längerfristig. Der wichtigste politische Mehrwert liegt in der exekutiven Macht. Von Anfang an aber, folgt man der von Marshall beschriebenen Entwicklung,<sup>5</sup> gibt es einen politischen Überschuß, der seit dem 17. Jahrhundert vom Individuum über po-

und die Wissenschaft sind schwer auszuhalten und wecken Sehnsüchte nach einer neuen, künstlichen Einfachheit.

4 Eske Bockelmann: *Im Takt des Geldes*, Springe 2004.

5 Thomas H. Marshall: *Staatsbürgerrechte und soziale Klassen*, 1949, abgedr. in: ders.: *Bürgerrechte und soziale Klassen*, Frankfurt u.a. 1992, S. 33-94; vgl. Gerald Stourzh: *Wege zur Grundrechtsdemokratie*, Wien u.a. 1989, S. 335-361.

litische Freiheitsrechte am Ende des 19. Jahrhunderts auf soziale Bürgerrechte verweist. Der politischen und sozioökonomischen Dynamik eignet gegenüber den bürgerlichen Individuen und der kapitalistischen Gesellschaft bzw. der politischen Ökonomie die Tendenz, von politischer Freiheit und Selbstbestimmung zur Regelung der ungleichen Arbeits- und Güterordnung voranzuschreiten.<sup>6</sup>

Dies klingt nach einem Entwicklungs- und Bauplan, nach einem Telos mit Ziel und Sinn. Tatsächlich aber setzt mit dem modernen Denken und gerade mit moderner Politik eine radikale Ausdifferenzierung und Pluralisierung ein. Neben die Zuversicht, den Himmel (nach Gottes Tod und dem Ende des Priestertrugs) auf die Erde zu holen, neben beglückende Utopien, tritt die soziale Frage mit ihren vielen Bewegungen von Maschinensturm, Armut, Auswanderung, Revolution, Terror, Ausweisung zu Fürsorge oder in die Kommune. Das moderne Projekt an sich wird für sich sofort vielgestaltig, es ist umkämpft und eben kontingent, mehrdeutig, entscheidungsoffen. Es gibt ein breites Spektrum verschiedener moderner wie auf der Höhe moderner Probleme antimoderner Politiken zur sozialen, kulturellen und ökonomischen Dynamik. Dies läßt sich veranschaulichen mittels des Kontrasts der perspektivistischen Klarheit, die 1510 Raffaels Bild der Schule von Athen bestimmt, gegenüber der post-modernen Auflösung in Serien, Kürzel, Zitate und tastende Bemühung. Letzteres prägt 1960/61 Cy Twomblys erneute Sicht auf dieselbe Akademie.

Die Bestimmtheit des frühen 17. Jahrhunderts – es ist die scheinbare Klarheit am Anfang – einerseits mit dem Siegeszug des Klaviers bei der globalen Angleichung von Musik,<sup>7</sup> mit dem Weltmarkt, dem Anspruch auf irdisches Glück, den universellen und

6 Hermann Heller: Rechtsstaat oder Diktatur?, Tübingen 1930, abgedr. in: ders.: Gesammelte Schriften, 2. Bd., Leiden 1971, S. 443ff.

7 Dazu Christoph Braun: Max Webers „Musiksoziologie“, Laaber 1992.

unveräußerlichen Menschenrechten und einer von Raum und Zeit abstrahierenden Wissenschaft umfaßt andererseits auch Ausdifferenzierungen von Politik, Ökonomie und Kultur. Die abstrakte Klarheit des Aufstiegs aus selbst- und fremdverschuldeter Unmündigkeit schwindet, sofern nur ein substantieller Aufklärungsschritt unternommen wird. Gerade die Politik und das Politische öffnen sich allen Spielarten der modernen und/oder reaktionären Auseinandersetzung um Ziele und Unübersichtlichkeit. Mit der eigenständigen Qualifikation der Politik, gleich ob als Struktur oder Handlung bzw. übergreifender Sinn oder Sonderweg, setzt die strittige Ausgestaltung ein. Politik ist durch und durch kontingent, d.h. eine politische Lösung etc. kann per se und vor allem in ihrer Zeitlichkeit und Kontextanbindung immer auch ganz anders gedacht und gemacht werden. Analytisch und hermeneutisch dürfte es unmöglich sein, die Möglichkeiten der Perspektiven oder auch nur alle diesbezüglichen Diskurse aufzuspüren. Nie gibt es nur eine Festlegung, Politik muß deshalb deliberativ offen bleiben. Spätestens die folgende Generation sollte „es“ anders machen können. Politik ist leidvoll offen und unbestimmbar. Ihre Mittel, Gegenstände, Ansichten, Subjekte bzw. Akteure, ihre Themen wie Thematisierungen ändern sich zwischen den Generationen, aber auch zwischen Individuen, Geschlechtern, Gruppen, Kulturen und Klassen.

Der Antagonismus verfeindeter Klassen im Klassenkampf und/oder die Unterscheidung von Freund und Feind zur Beendigung von Bürgerkriegen sind unzureichende – weil inkontingente – Bemühungen, um die vielfältigen Grautöne kategorial von den Extrempunkten her zu verstehen. Dies ist eine Perspektive, die Kontingenz nicht zulassen will. Es sind Vereinfachungen, die sich gegen Liberalität, Pluralität und nicht-teleologische Offenheit wenden – Vereinfachung, die in der Gefahr der Totalisierung, Technokratie und der „Macher“ stehen. Dagegen lautet der Ausgang dieser

Skizze, Politik sei ein Kontingenzspiel nach Maßgabe allgemeiner Regeln, gleicher Chancen und freier Optionen. In diesem Sinne wird Kari Palonen gefolgt: „Weber ist der erste Denker, der die Kontingenz aus einem Restbegriff in ein zentrales operatives Instrument im Verständnis des Handelns im allgemeinen und der Politik im besonderen verwandelt hat. Damit hat er zugleich die Sehnsucht nach guter Ordnung verabschiedet und Politik als Kontingenzspiel an ihrer Stelle gesetzt.“<sup>8</sup>

Ausgehend von „Machiavellis Moment“ der besonderen Konfrontation von Zeit, Kontext, Instabilität bzw. Zufall und einer angestrebten Stabilität im Gegensatz zur obwaltenden Barbarei<sup>9</sup> öffnet diese Sicht auf Max Weber einen breiten Bogen kontingenter Politikvorstellungen vom Bemühen, Kontingenz durch Wissen, Kühnheit und eventuelle A-Moral zu begrenzen (Machiavelli) bis zum spielerischen Einbezug von Kontingenz in Politik (Weber). Durch die Gegenüberstellung von Handlung und Institution bzw. Ordnung sowie vor allem von Max Weber und Carl Schmitt soll um Verständnis für politische Kontingenz geworben werden.<sup>10</sup> Die besondere Pointe besteht darin, daß Weber diese Sicht auf Politik, Leid, Unklarheit und Handlungsoffenheit mit dem Typ eines asketischen, verbitterten Mannes und den Widrigkeiten einer zutiefst unfreundlichen Welt verbindet. Diese Verbindung erscheint ihm logisch zwingend, nur dieser bestimmte Mann kann dieser modernen Welt trotzen. Muß dies sein? Kann man der für Weber unausweichlichen männlich-kalten Falle entkommen? Dies wären Fragen u.a. an einen

8 Kari Palonen: Politik statt Ordnung: Figuren der Kontingenz bei Max Weber, in: Hans J. Lietzmann (Hg.): *Moderne Politik*, Opladen 2001, hier S. 9.

9 So John G.A. Pococks gleichnamige Studie (1975). Dazu Kari Palonen: *Das „Weberische Moment“*, Opladen 1998, hier bes. S. 9ff.

10 Keine Sichtweise ist frei von privater Vermittlung, zwei Frauen möchte ich erwähnen. Die Perspektive Weber – Schmitt und der maskuline Typ verdanke ich 2002 Gesprächen mit R.K. Über Kontingenz nachzudenken, beeinflusst sehr U.B. 2003/04, denn diese Beziehung war durch und durch kontingent.



radikalen und intelligenten Feminismus, der Webers ironischem Hinweis auf die „Politik einer klugen Frau, die ihren Mann zu lenken trachtet“,<sup>11</sup> nachgehen könnte. Möglicherweise könnte weibliche Politik Luthers ausweglosem Ernst auf dem Wormser Reichstag (1521) entgegen, so daß mehr Kontingenzspiel in einer radikaldemokratischen Politik (Fraser) läge.

Mit den durch und durch „wirren“ Ver- und Entmischungen jedweder „Dinge“ wie „Prozesse“ im Zeichen solcher „Driftings“ wie u.a. – alphabetisch geordnet – „Dekonstruktion“, „Differenz“, „Diskurs“, „Enttraditionalisierung“, „Globalisierung“ und „Post-Moderne“ erhalten Fragen nach Politik höchstes Gewicht.<sup>12</sup> Können die fließenden unübersichtlichen Änderungen solcher lieben, vertrauten Gewohnheiten wie derjenigen, die Welt nach den Grenzen der Staatsgebiete, -völker und -gewalten einzuteilen, politisch gestaltet werden? Wird Politik wichtiger? Ist sie für die Zustände der Entgrenzung zu deren Gestaltung und Regulierung neu zu erfinden? Oder: Dämmert das Ende der Politik angesichts einer über Globalisierung und den Weltmarkt vermittelten Alternativlosigkeit?<sup>13</sup> Welche Rolle spielen z.B. politische Akteure, „Machtmenschen“ und „Berufspolitiker“? Unterstellt dies insgeheim auch eine bestimmte männliche Sichtweise?

Solche Fragen tauchen auf, wenn ein erneuter „Funktionswandel der Politik“ und „Strukturwandel des Politischen“ konstatiert wird. In solchen Tagen der Unübersichtlichkeit und des Entscheidungsstressses bietet sich der Griff zu den Drogen „Geschichte“ und

11 Max Weber: Politik als Beruf, 1919; zit. n. ders.: Gesammelte politische Schriften, hg. von Johannes Winkelmann, Tübingen 1958, S. 493-548, vgl. S. 493 und zu Luther S. 547. Dazu Kari Palonen: Eine Lobrede für Politiker, Opladen 2002.

12 Zur Vielfalt vgl. Ulrich Beck, Christoph Lau (Hg.): Entgrenzung und Entscheidung, Frankfurt 2004.

13 Zur letztgenannten Position vgl. Albert Scharenberg, Oliver Schmidtke (Hg.): Das Ende der Politik?, Münster 2003; die Erfindung der Politik betont bes. Ulrich Beck in: Die Erfindung des Politischen, Frankfurt 1993. Allgemein zu Politik und dem Politischen und neuen Akzenten vgl. Ernst Vollrath: Was ist das Politische?, Würzburg 2003.

„Theorie“ an. Läßt sich so einiges entwirren und besser fassen? Ein solcher Weg soll gesucht werden. Einer Politik der Institutionen und Strukturen wird eine politische Handlungstheorie gegenübergestellt. Theorien des politischen Machtgebrauchs und der Gestaltung, z.B. der Beendigung von „Barbarei“ (Machiavelli) oder des Erhalts bedrohter freiheitlich-individueller Chancen (Max Weber), werden in den Vordergrund gestellt. Solche Theorien stehen im Zeichen von Kontingenz, sind offen, auch anders zu analysieren und zu entscheiden. Dezsion gehört zur kontingenten Politik, die ja nicht als Zwangsgrübelelei bzw. Nicht-Politik aufgefaßt wird. Wie hält der Politiker dies aus, oder wie reduziert man(n) Kontingenz und Unübersichtlichkeit? Welche psychischen und sachlichen Fähigkeiten braucht ein Politiker, der Widrigkeiten hinnimmt, ohne dies besonders zu legitimieren, der – so Weber – einfach feststellt, es war eben zu viel?

Die Entdeckung des Handelns für ein Ganzes, die Polis und Republik, nämlich für die Ordnung des Renaissance-Italiens, steht mit Machiavelli am Anfang moderner Politik. Machiavelli entwickelt ein Verständnis, daß bei Wahrnehmung der passenden Gelegenheit (*occasione*) mit dem Einsatz von Vernunft (*ragione*) und Fähigkeiten (*virtú*) das wankelmütige Glück (*fortuna*) besiegt werden kann. Kontingenz bleibt – bei aller Vernunft und Kraft – ein unbestimmter Zufall, auch wenn man seinen Verstand und die Fähigkeiten schult, kann man das Glück zwar nicht erzwingen, aber dessen Wahrscheinlichkeit vergrößert sich. Max Weber radikalisiert diese frühe Sichtweise über die Begriffe Chance, Möglichkeit und nicht-intentionale Handlungsfolgen zum Kontingenzspiel, zur offenen politischen Vermeidung von Nicht-Politik. Mit der Wende zur Institutionalisierung (Hobbes) der zunächst mit großen Männern verbundenen Politik tritt die Analyse von Handlungsbedingungen wie -möglichkeiten in den Hintergrund. Die großen Erzählungen der

Aufklärung und des philosophischen Idealismus zerbrechen die Handlungslehren, wobei Machiavelli irdische Bedingungen untersucht und politisches Handeln von Tugend und Moral trennt. Die teleologisch-aufklärerischen Ausblicke auf ein erfülltes Ende der menschlichen Gattungsgeschichte, z.B. durch Hegel und Marx/Engels, zeichnen differenzblinde Entwicklungslinien, die aus sich selbst wirken. Bestenfalls gibt es welthistorische Individuen wie Napoleon oder andere Helden,<sup>14</sup> die die Geschichte durch ihr Wirken sprunghaft nach vorn bringen. Oder es gibt rapide Wandlungen wie die bürgerliche Revolution, die weltumfassend einen Strukturschub herbeiführen. All diesen Zielgewißheiten ist gemeinsam, daß sie keinen Begriff der Politik entfalten. Die von Machiavelli zu Beginn der Moderne entdeckte Offenheit des politischen Handelns im Spektrum von „Glück“, „Können“ und „Notwendigkeit“ geht verloren.

Die erste, einfache Moderne widmet sich – so Ulrich Beck<sup>15</sup> – der „Rationalisierung der Tradition“ (die Folgen selbst sind noch kein Problem). Das Feld der Institution und des Sozial-/Staatsvertrags (Hobbes), der vernünftigen Prinzipien (Schiller, Hegel) und Strukturen (Marx) mit einer implizit treibenden Dynamik hin zur großen Transformation, zum Telos der Freiheit und zur Selbstbestimmung vernünftiger Weltbürger, wird nicht überschritten. Handeln verkümmert innerhalb der *opportunity structures*, füllt bestenfalls das *framing* des Telos aus, paßt sich somit ein in Struktur- und Zielbestimmung. Handeln und Politik bestimmen weder das Thema noch die Aufmerksamkeitshaltung. Der Übergang z.B. der Klasse an sich zur Klasse für sich bleibt bei Marx eine Episode,

14 Ein letzter Nachklang des Helden findet sich im Western: Josef Früchtl: Das unverschämte Ich. Eine Heldengeschichte der Moderne, Frankfurt 2004.

15 Ulrich Beck: Der Konflikt der zwei Modernen, in: ders.: Politik in der Risikogesellschaft, Frankfurt 1991, S. 180. Die „Rationalisierung der Rationalisierung“ ist das Thema der zweiten, reflexiven Modernisierung.

die in der kategorialen Analyse von Akkumulation, Kapital und Arbeit keinen Stellenwert hat. Dagegen verbindet Max Weber gerade die Asymmetrie schwergewichtiger korporativer Akteure gegenüber den Individuen mit einem politischen Handlungsauftrag und der männlichen Rolle des politischen Akteurs, der die schwache Position des Individuums gegenüber den Großstrukturen der Ökonomie und Rationalität zu vertreten hat.

Staat, Kapital, Proletariat, Bürgertum, Freiheit, Gleichheit und Vernunft sind Themen jener großen Erzählungen, die ohne Akteur und Aktion auskommen. Politik verbleibt in der Kohärenz von Telos, Struktur und Prinzipien, sie muß weder erfunden noch beschrieben werden, im Muster solcher Theorien wird sie noch nicht einmal vergessen. Machiavelli gerät in Vergessenheit oder wird als skrupelloser Machiavellist verteufelt. Einen „äußeren Staat“, „Not- und Verstandesstaat“ (Hegel) oder „Notstaat“ (Schiller) bzw. „unvollkommene Staat“ (Marx) avisieren solche Theorien nur am Rande,<sup>16</sup> womit der Raum politischer Handlung und Entscheidung ausgeblendet bleibt. Machiavelli dagegen lebt in einer Übergangszeit voller Turbulenz und malt die Handlungsregeln und -möglichkeiten politischer Akteure aus. *Il Principe* ist ein Buch, das empirisch dem Verhalten politischer Akteure nachspürt. Allgemein soll ja die Besonderheit der Renaissance in den Leistungen einzelner liegen, „die historische Entwicklung [soll] durch eine Reihe herausragender Talente“ angetrieben worden sein.<sup>17</sup>

In einer Phase religiöser Bürgerkriege mit dem noch nicht konstituierten staatlichen Gewaltmonopol setzt Hobbes auf den Staat als „sterblichen Gott“, auf den Leviathan, vor dem die Angst tanzt. Dieser Staat ist legitimer Feind der Todesangst und Rechtsgarant des Eigentums, er konzentriert durch einen Vertrag die Gewalt der

16 Vgl. § 183 von Hegels „Rechtsphilosophie“ (1821) - Ausg. Hamburg 1962.

17 Paul Johnson: Die Renaissance, Berlin 2002, S. 31; zu Machiavelli vgl. S. 56f.

Menschen als institutionelle Ordnungsmacht. Bodin beschreibt diese Souveränität, nach den Wirren des 30jährigen Krieges gründet Samuel von Pufendorf auf dem souveränen Staat die friedensstiftende zwischenstaatliche Rechtsordnung. Wiederum in einer Umbruchsphase konzipiert Marx das Zusammenspiel großer Strukturen und Wandlungsprozesse entlang immanenter Widersprüche, an denen sich kollektive Subjekte ausbilden (organisatorisch führt dies Stein Rokkans *cleavage*-Konzept weiter aus). Hinter solchen Perspektiven der Institutionen, Struktur und kollektiven Subjekte, d.h. hinter Bourgeoisie und Proletariat, Strukturkategorien wie Arbeit, Kapital und (Mehr-)Wert, übergeordneten Beziehungen wie Produktionsverhältnissen und Produktivkräften, wird Politik bzw. das Spiel von Struktur, Situation, Akteur und Handeln zum Ausfluß fixer Interessenkonstellationen. Eine Geschichte im Selbstlauf benötigt weder Handlung noch Interaktion und Kommunikation. Die Sachen und Eigendynamiken selbst werden bestimmend, stellen die Welt vom Kopf auf die Füße, bringen die Verhältnisse zum Tanzen. Politisches Handeln mit offenem Ausgang ist nicht vorgesehen: Die Geschichte läuft ab, per se wirkt die Formierung.

Erste skeptischere Erzählungen entdecken zwar Machthemnisse (Tocqueville) oder den Willen zur Macht (Nietzsche), nähern sich somit Max Webers Verständnis von Politik als Kampf um Macht an, aber auch diese Skeptiker kommen ohne Politik als besonderen Bereich für „Machtverteilungs-, Machterhaltungs- oder Machtverschiebungsinteressen“<sup>18</sup> aus.

Vor allem Nietzsche träumt vom neuen musisch-gebildeten, starken, egoistischen, selbstbewußten Menschen jenseits von Dekadenz und Mitleid. Nietzsches Skepsis in der Moderne artikuliert sich kulturell und psychologisch. Die a-politische Seite der Individualisierung und des postmodernen, nicht-politischen Pluralismus klingen

18 Weber: Politik als Beruf, a.a.O., S. 494.

bei Nietzsche an und verweisen auf eine andere, nicht politische Handlungsmöglichkeit. Gegenüber den Unübersichtlichkeiten der Moderne ist Politik eine Reaktionsform, Individualisierung, Kultur und Gruppenstil sind andere.<sup>19</sup> Erst wenn die Moderne politisch in Frage gestellt wird, kann Politik neu bzw. erneut entdeckt werden. Max Weber thematisiert vor dem Hintergrund der gefährdeten freien Person die Politik als Gegenmaßnahme. Seine radikale Weltlichkeit und Entzauberung werden ebenso wie die mit Politik verbundene Askese von Nietzsche angeregt. Weber reformuliert wichtige Erfahrungen Machiavellis, wenn er „gute Zwecke“ mit „gefährlichen Mitteln“ verknüpft und als naiv zurückweist, „daß aus Gutem nur Gutes, aus Bösem nur Böses kommen könne“.<sup>20</sup> Auch Webers Todsünden des Politikers Eitelkeit, Unsachlichkeit und Verantwortungslosigkeit lassen sich in einen Bezug zu Machiavelli stellen.

Politik ist nicht notwendig, wenn „die Dinge“ aus ihrem inneren Antrieb, einem Prinzip, zu ihrem Telos streben, wenn Strukturen (oder Systeme) den Akteuren letztlich die Handlungen bestenfalls „für sich“ belassen, „an sich“ aber den Gang „der Dinge“ determinieren. Große Erzählungen, je positiver sie als zwanghafte Heilsgeschichte vorgetragen werden, kennen bestenfalls das welthistorische Individuum als Inkorporation einer List der Vernunft, die so Entwicklungsräume im Atem der Geschichte und zu einem Ereignis zusammenzieht, aber politische Akteure spielen keine Rolle. Theoretisch eröffnen diese Erzählungen keine Pluralität der Handlungsspielräume, Möglichkeiten und Machtchancen. Ihnen fehlt eine tiefere (mit Max Weber einsetzende) Einsicht in die mögliche Ambivalenz und Disharmonie von Absicht und Übersicht, von Ziel und Folge bzw. von intendierter und/oder nicht beabsichtigter Intention

19 Zu Weber und Nietzsche vgl. Duncan Kelly: *The State of the Political*, Oxford 2003, S. 37ff.

20 Weber: *Politik als Beruf*, a.a.O., S. 540, 542.

und Neben- bzw. Folgewirkungen und -kosten; damit entbehren solche Theorien z.B. der Universalgeschichte (Schiller), des Staates als „Wirklichkeit der sittlichen Idee“ sowie der „Weltgeschichte“ als „Verwirklichung des allgemeinen Geistes“ (Hegel),<sup>21</sup> der Durchkaptalisierung und Weltrevolution (Marx) sowie des nicht politischen neuen Menschen (Nietzsche) eines theoretischen Raumes für soziale und politische Handlungen und Handelnde.

Wo Strukturen herrschen, Institutionen gelten, verschwindet Politik; Klassen und Individuen sind Getriebene, verhaftet im Gehäuse der Hörigkeit und der strukturellen, universellen und zielgerichteten Prozesse. Insbesondere der Einzelne im Mittelmaß und Alltag, zählt nichts, wenn schon sind Helden der Arbeit und andere Heroen gefragt. Diese Politikferne wird von Max Weber von 1905 bis 1919<sup>22</sup> aufgehoben. Die erste Rationalisierung der Moderne folgt strukturellen wie prinzipiellen Antrieben, sie findet auf Erden statt, wird aber noch zu wenig als das Werk bewußt und in Maßen offen und unsicher, entscheidungsorientierter und Folgen kalkulierender Menschen begriffen. „Do policies matter?“ Diese Frage der 1970er Politikwissenschaft stellt sich nicht.

Es gibt politische Theorien, die keine Handlungsmöglichkeiten, keine *Opportunity Structures* aufzeigen. Dies sind Theorien, die kein Zusammenspiel von Makro-Mikro, von Struktur-Individuum-Gruppe, von Bedingungen, Rahmen und Handlungen, Wahlmöglichkeiten (*Rational Choice*) kennen: Solche Theorien können sehr wohl Theorien der Politik sein (Hegel, Marx), es sind aber keine Theorien des Politischen, die Individuen wie Kollektive in das Risiko des Handelns in der Ambivalenz von Eigennutz und Gemeinwohl-

21 Hegel, a.a.O., Vorrede: S. 15 und §§ 257, 342.

22 Vgl. schon die nationalstaatlich orientierte Freiburger Antrittsvorlesung: Der Nationalstaat und die Volkswirtschaftspolitik, 1895.

orientierung sowie vor allem des Handelns in der Unsicherheit über die Risiken von Entscheidungen entlassen.

Theorien des politischen Handelns malen Bilder von Handlungsräumen und Akteuren im Widerstreit, allgemeiner: von Auseinandersetzung mit Strukturen, intentionalen Handlungen wie nicht-intendierten Folgekosten und anderen Akteuren mit der Absicht, sich selbst und Teilen der Gattung Mensch einen begrenzten Sinn, eben kein Telos, zu erschließen.<sup>23</sup> In dieser Konstellation haben Theorien von Politik mit vieldimensionalen Räumen, Chancen und Hemmnissen zu tun. Carl Schmitts Begriff des Politischen (1927, 1932, 1933) trägt dem einerseits Rechnung; alles kann politisch (politisiert) werden und löst dann elementare, tendenziell inzivilisierte, gewaltsame Konflikte aus. Andererseits wird diese beliebige Menge kaum zu fassender und zu kalkulierender Risiken von Schmitt zurückgenommen.<sup>24</sup> Mit seiner Kritik des Liberalismus und der politischen Ökonomie überschreitet Schmitt Max Weber.<sup>25</sup> Indem er Ökonomie und Technik als „Zentralgebiet“ bestimmt, muß Schmitts Politik der Technik einen Sinn zuweisen und die Freund-Feindgruppierungen im Bereich der Ökonomie vornehmen. Schmitts Begriff des Politischen beseitigt die grundlegend offene Entscheidungsproblematik, die Max Weber einem männlich-asketischen Habitus in der irdisch-menschlichen Unvollkommenheit der Moderne überantwortet. Ein „Hunger nach Ganzheit“ wird mit Schmitt verbunden, gemeint ist ein Syndrom gegen die Moderne mit Gottlosigkeit, Städten, Juden, Wertverlust und für Gemeinschaft, Volk und Reich.<sup>26</sup> Schmitt verknüpft diese Einstellung mit dem aus

23 Historisch-begrifflich vgl. Kari Palonen: Politik als Handlungsbegriff, Helsinki 1985.

24 Zu Schmitts „Begriff des Politischen“ sei auf einen Kommentar verwiesen: Reinhard Mehring (Hg.): Carl Schmitt. Der Begriff des Politischen, Berlin 2003.

25 Schmitts antiliberale und antiökonomische Wende gegen Weber betont Gary L. Ulmen: Politischer Mehrwert, Weinheim 1991.



Stärke totalen Staat, der die Freund-Feind-Unterscheidungen vornimmt, anders als der via Liberalismus und Pluralismus aus Schwäche totale, vergesellschaftete Staat.

Schmitt reduziert die politische Offenheit und Komplexität, indem er sie essentiell vom liberalen und pluralen *bargaining* und *muddling through* abspaltet und als das Entweder-Oder der Freund-Feind-Dezision in die Konsequenz von Leben oder Tod stellt. In dieser definitiven Entscheidung lösen sich Kontingenz und Entscheidungsstreß auf. Eine „zivilgesellschaftliche“ oder „regelgeleitete“ Einbettung der politischen Pluralität und Gegensätze faßt Schmitt nicht ins Auge, weil die existentielle Letztentscheidung solche Formelkompromisse und offenen Politiken nicht zuläßt. Weber reformuliert – nach Machiavelli – politische Kontingenz als offenes Macht- und Chancenspiel, Schmitt weicht zurück in das bipolare Konstrukt Freund oder Feind, das dem Hobbes'schen Pathos des allein regelnden Staats als der souveränen, antipluralistischen Ordnungsmacht über der Gesellschaft und den Einzelnen verpflichtet ist. Neben Hobbes schließt Schmitt auch an die antiplurale und antikomplexe Homogenität Rousseaus an.

Die Offenheit des Politischen reduziert sich vor diesem konstruierten Entscheidungspunkt Carl Schmitts (Freund = Leben, Feind = Tod),<sup>27</sup> den er über Hobbes und das Zeitalter der europäischen Bürgerkriege archetypisch legitimiert, zum Gegeneinander zweier Kollektive, der Freunde oder Feinde, tertium non datur, Differenzen sind auszumerzen, womit Schmitts Begriff des Politischen eine plurale Theorie der Politik und politischer Möglichkeiten und Unsi-

26 Peter Gay: Die Republik der Außenseiter, Frankfurt 1970; dazu Rolf Wakenhaus: Totalität als Anpassungskategorie, in: Alfons Söllner u.a. (Hg.): Totalitarismus, Berlin 1997, S. 77-104.

27 Im Glossarium findet sich 1947 die Gleichung: „Staat = Souveränität = Dezision = Beendigung des Bürgerkriegs innerhalb des eben dadurch erst entstehenden Staates“. Carl Schmitt: Glossarium, Berlin 1991, S. 3.

cherheiten erstickt. Insofern Schmitt zudem antiliberal ist, beraubt er selbst das Individuum seiner Freiheiten und Schutzrechte, diesbezüglich überschreitet er sogar Hobbes. Schmitt ist ein Antipode der Politik der Anerkennung, auf die Weber hinarbeitet, indem er an Ambiguität ansetzt, Entscheidungen im Kontingenzspiel fordert und dennoch Intrazeption nicht verteufelt. Weber verbindet Kontingenz und Politik mit der Askese verantwortungsbewußter und nicht eitler Führer und Helden. Solche Innerlichkeit und Handeln, Pluralität und Kontingenz sind Schmitt zuwider.<sup>28</sup> Schmitt nimmt Zuflucht zu handgreiflicher Direktheit, die der Kontingenz ihre Spitze nimmt. Als Katholik sind ihm ferner das protestantische Pathos Webers und Nietzsches Askese als Bausteine einer männlichen Politik im Spiel von Kontingenz fremd. Schmitt wird die „kalte Konsequenz“ der Lageberichte und des Ordnungsdenkens zugesprochen.<sup>29</sup>

Max Webers Anbindung der Politik an Macht entgeht dieser Bipolarität. Macht kennt eine Spannweite, Macht läßt sich in Grenzen regeln (ohne in Nur-Deliberation zu schwimmen), Macht steht jener „Polarnacht von eisiger Finsternis und Härte“<sup>30</sup> gegenüber, verfällt also keiner „mystische(n) Weltflucht“<sup>31</sup> in Form der Pseudoklarheit der Freund-Feind-Dezision. Die Komplexität der politi-

28 Das Bild des „coolen“ Dezisionisten Carl Schmitt – in kontingenten Situationen muß man entscheiden, wobei an der Entscheidung etwas analytisch Unauflösbares hängen bleibt – wird erschüttert durch peinliche, larmoyante und selbstgerechte Töne, die sich seit „Ex Captivitate Salus“ im „Glossarium“ der Jahre 1947 bis 1951 finden, vgl. auch Ernst Hüsmert (Hg.): Carl Schmitt Tagebücher. Oktober 1912 bis Februar 1915, Berlin 2003. Zu diesem Zusammenhang vgl. Teresa Orozco: Männlichkeitskonstruktionen in der Carl-Schmitt-Rezeption, in: *Das Argument* 45 (2003), Nr. 250, S. 234-252; Alfred Schöpf: Freund und Feind, in: *Psyche* 58 (2004), S. 516-532.

29 Ulrich K. Preuß in Rüdiger Voigt (Hg.): *Mythos Staat*, Baden-Baden 2001, S. 147. Hier setzt die neutrale, politisch breite Schmitt-Rezeption an. Vergessen wird Schmitts Antisemitismus (Raphael Gross: *Carl Schmitt und die Juden*, Frankfurt 2000), abstrahiert wird von seiner totalitären Anpassung. Schmitt unterstützt die Bedeutung von Politik zur Entscheidung in bipolar reduzierten Konstellationen. Vgl. Chantal Mouffe: *The Return of the Political*, London u.a. 1993.

30 Weber: *Politik als Beruf*, a.a.O., S. 547.

31 Ebd., S. 548.

schen Macht, wie Weber sie mit den Begriffen „Chance“ und „objektive Möglichkeit“ verbindet, läßt sich im Sinne Schmitts oder eines Spät-Hobbes' nicht auf Bürgerkrieg, Ausnahme und Freund oder Feind zuspitzen. Dafür oder dagegen: über beidem stehen der Zwischenraum und die Vermittlung. Politische Unsicherheit läßt sich nicht grundlegend reduzieren. Nach Weber muß man dies „männlich [...] und herb [...]“,<sup>32</sup> sachlich, ritterlich und würdevoll aushalten, ohne das „Opfer des Intellekts“ als den Rückfall in Religion oder Mythen bzw. in die Überhöhung von Opfergeschichten zu bringen. Ist man(n) schwach, geht es nicht mehr, was es durchaus gibt, dann – so Weber – muß man(n) eben aussteigen, um anderen Männern das Bohren im harten Brett der Politik zu überlassen.

Weber öffnet „Spielraum für ein genuin politisches Handeln und Entscheiden“, seine Betrachtungen von Politik (und Wissenschaft, der es um die Abschätzung von Nebenfolgen sowie das Kalkulieren und die Risikoabwägung von Handeln geht) kreisen um „den kontingenten Charakter des Politischen in einer entzauberten Welt“.<sup>33</sup> Aus diesem Wagnis in der Unsicherheit, Kälte und Vereinzelung flüchtet Schmitt in den „Fundamentalismus“ des strikten Gegensatzes von Freund oder Feind. Dies zerstört den Ort der Politik, indem die Konsequenz<sup>34</sup> verabsolutiert wird. Schmitt geißelt alle zivilen Zwischentöne, pluralen Schwebezustände und liberale Refugien als dilatorische Formelkompromisse, politische Romantik und/oder entscheidungsvergessene parlamentarische Diskussion, die letztlich der

32 Ebd., S. 537.

33 Lesenswert vgl. Klaus Lichtblau: Die Renaissance des Politischen, in: *Soziologische Revue* 23 (2000), S. 425-430, hier S. 429, vgl. bes. S. 429f.

34 Solche letzten Punkte auszuzeichnen, um aus ihnen das absolute Wissen des nunmehr inhaltsleeren bzw. allgemein-offenen Telos abzuleiten, ist die Logik der Schmitt'schen Lageberichte. Damit weisen sie vom absoluten Wissen um eine logische Folgerichtigkeit auf die absolute Freiheit der Entscheidung hin; Hegel verbindet mit dieser Freiheit den Terreur der jakobinisch-unbestechlich zugespitzten Diktatur Robespierres.

Letztentscheidung doch nicht ausweichen können.<sup>35</sup> (Dabei vergißt Schmitt noch die Zwangsgrübelnsucht, vor der auch Freud warnt.)

Max Weber ist – in der Folge Nietzsches (der kein Gegenaufklärer ist) – ein skeptischer Anhänger und moderner Kritiker der Moderne. Diese Kritik schlägt sich in seinen Bemerkungen zur Politik nieder, diesbezüglich folgt er nicht der Verbitterung und Weltflucht Nietzsches, die dessen Kritik der Moderne nicht in eine modernskeptische Theorie der Politik einmünden läßt. Weber holt Machiavelli ins Gedächtnis, wenn „Leidenschaft und kühles Augenmaß“ mit Politik verbunden werden.<sup>36</sup> Politik ist eine letzte Möglichkeit, um individuelle Räume der Freiheit zu verteidigen gegen die unumgängliche Entzauberung der Welt und gegen Rationalität und Bürokratie – Tendenzen, die Weber auf dem Vormarsch sieht, Tendenzen, gegen die er das Dennoch des politischen Handelns stellt. Anders als Tocqueville geht Weber (wie Nietzsche) vom Einzelnen aus.

Webers moderne Skepsis sieht die Welt anders verstrickt als Nietzsche. Insofern entwirft er einen politischen Beitrag und betont die Eigenständigkeit des Politischen durch Macht und Möglichkeit. Weber schafft damit den Raum eines modernen Politikverständnisses: Politik ist die Chance des Handelns, ist Wissenschaft und Praxis des Möglichkeitshandelns, d.h. der Entdeckung, Erforschung und Ausfüllung von *opportunity structures* und *frames* durch Handeln. Das Abschätzen von Folgen bestimmt die Qualität solcher Politik. Politisches Handeln kann Spielräume erhalten – bei aller Skepsis sogar öffnen – gegenüber der unumgänglichen Bürokratisierung und Rationalisierung im Gefolge der Moderne und ihrer permanenten Modernisierung.

35 Hegel läßt (gegen Kant) diese Perspektive des Naturzustandes für die Außenpolitik gelten (Rechtsphilosophie, § 333); Schmitt geht vom pluralistischen Staatszerfall im Inneren aus.

36 Weber: Politik als Beruf, a.a.O., S. 534; direkt zu Machiavelli vgl. S. 543.

Politik ist in diesem Sinne für Weber das Kind einer skeptischen Moderne, die – wie bei Nietzsche – in der Morgendämmerung einer Post-Moderne steht. Die politische Wende Webers ist als letzter, zögerlicher Versuch einer Freiheitserzählung für selbstbestimmte, aber gefährdete Individualität zu verstehen. In dieser Kritik und Bejahung der Moderne nimmt Politik einen zentralen Platz ein.

Weber verbindet zwangsläufig und fraglos diese Politik (und Wissenschaft) mit dem Ideal des an der Welt leidenden Mannes,<sup>37</sup> der um die Grenzen seines Handlungs- und Erklärungsvermögens weiß, diese Grenzen aber nicht mystisch durch gute Gesinnung überspringt, sondern sie verantwortlich selbstquälerisch, asketisch und einsam aushält und, so weit möglich, heroisch und einsam gestalten möchte. Die Psychologie des leidenschaftlichen, gleichwohl aber asketischen und intellektuell gebremsten Mannes ist wesentlicher Teil des Raumes für Politik. Dieser politische (und wissenschaftlich-analytische) Mann kennt Sinnfragen, stellt sie aber als unbeantwortbar zurück und konzentriert sich auf die zu erkennenden Folgen von Handeln. Selbstverständlich ist Weber, daß es Männer mit einer gebändigten Seele sind, die sich dieser Eiseskälte der Fragen, Anforderungen und den nur geringen Möglichkeiten verant-

37 Implizit dazu Guenther Roth: Max Webers deutsch-englische Familiengeschichte 1800-1950, Tübingen 2001, S. 539ff.; Klaus Lichtblau: Kulturkrise und Soziologie um die Jahrhundertwende, Frankfurt 1996, S. 280ff. Birgit Sauer (Die Asche des Souveräns, Frankfurt u.a. 2001) spricht die männliche Politik Webers an, von „Maskulinität“ als politischer Form ist die Rede. Weber (S. 70ff.) wird geprüft, ob er für „eine feministische Staatsanalyse brauchbar“ ist. Dabei vertritt er, so Sauer (S. 73), „das dichotome Geschlechtermuster“ und leitet „eine Modernisierung von Männerbeziehungen ein“ (S. 75), für feministische Kritik ist er nützlich, „unverblümt (stellt er) das maskulinistische Erbe zur Schau“ (S. 76). Das ist oberflächlich; Sauer geht auf Webers Beziehung vom politischen Handeln und Moderne nicht ein. Die mit Männlichkeit bzw. dem Machtmenschen als dem Machtmann verbundene Haltung und Handlungsfähigkeit wird von Sauer nicht gesehen. Das Abstrakte dieser Haltung (das Weber als männliches Vermögen verdinglicht) prüft Sauer nicht. Hier entgeht Sauer die kulturelle Vorgeschichte des asketisch-dezisionistischen Männlichkeitsideals bei Nietzsche, so daß auch diesbezüglich die politische Wende bei Weber zu wenig abstrakt betrachtet wird.

wortungsethisch und folgenbewußt stellen. Es wird gar nicht geprüft, wie sich Frauen verhalten, ob sie solchen Qualen zwischen großen Fragen und kleinen Entscheidungen von Natur aus ausweichen: Politik, politische Ethik, das Leiden am Handeln und an der Welt sind borniert und a priori männlich, bezeichnen für den Mann in der Welt das Leiden an der Politik als eine Aufgabe.

Leidenschaft, Augenmaß, Verantwortung, intellektuelles Vermögen zur Folgeabschätzung und psychologische Fähigkeiten wie die uneitle Nehmerqualität des Helden in der Kälte sind Eigenschaften, die ein Politiker aufweisen sollte; denn ihm stellt sich die Frage: „was für ein Mensch man sein muß, um seine Hand in die Speichen des Rades der Geschichte legen zu dürfen“.<sup>38</sup> Nur wer sich sicher ist, nicht zu zerbrechen, wenn die Welt seinen Ansichten widerspricht, sollte Politiker werden. Gute Absichten und ein edler Charakter reichen nicht aus. Vergleichsweise grob unterscheidet Weber zwei Handlungsmaximen, die Gesinnungs- und die Verantwortungsethik, und bezieht sie auf die Frage nach den Folgen von Handeln<sup>39</sup> und auf den Umgang mit der „ethische[n] Irrationalität der Welt“.<sup>40</sup> Verkürzt: Gesinnungsethiker fragen nicht nach den Folgen und sind der Irrationalität psychologisch und intellektuell nicht gewachsen.

Politik betreiben heißt – so Weber<sup>41</sup> – sich einzulassen „mit den diabolischen Mächten [...], die in jeder Gewalttätigkeit lauern.“ Dies kann nur von einem Mann, der sich auf Machbares begrenzt und offen ist für Unsicherheit, ausgehalten werden. Gefragt ist „die geschulte Rücksichtslosigkeit des Blickes in die Realitäten des Lebens, und die Fähigkeit, sie zu ertragen und ihnen innerlich gewachsen zu

38 Weber: Politik als Beruf, a.a.O., S. 533.

39 Ebd., S. 539.

40 Ebd., S. 451.

41 Ebd., S. 545.

sein.“<sup>42</sup> An dieser Offenheit und Unsicherheit „versagt“ Carl Schmitt. Die grundlegende Unübersichtlichkeit und streßhafte Entscheidungslage wird auf einen polaren Gegensatz reduziert, das Leid weicht der Dezsision über Leben und Tod. Der souveräne, antiplurale und antilibérale Staat wird als machtvolle („total starke“) Institution wiederbelebt, um den Offenheiten der Moderne und der Machtpolitik insbesondere zu entgehen. Die Dezsision überspielt die Kontingenz und beseitigt mit ihrer Letztkonsequenz des Todes die Offenheit der Politik, der Deliberation und der Freiheit auf Erden. Für Schmitt ist Gott eben nicht tot, Politik hat dem Antichrist machtvoll zu widerstehen.

Männlichkeit bei Carl Schmitt ist, wie seine Tagebuchnotizen und sein Glossar zeigen, „chauvinistisch“, selbstgerecht, eitel, larmoyant und weinerlich, sie taugt nicht als Ausweg und Haltung (für Webers Politik). Schmitt fällt hinter Weber (und Nietzsche) zurück und engt politisch den Raum der Politik wieder ein. Ambiguität und Kontingenz der Moderne sind es, vor denen er politisch dergestalt kapituliert, indem er „totalitär“ und/oder politisch-katholisch, immer aber autoritär-institutionell reagiert. Es sind die moderne Kontingenz und der Entscheidungsstreß, den das Politische Schmitts اسپaltet und als Feind verdinglicht. Schmitts Anerkennungskämpfe münden in Vernichtungskriege und Homogenisierung, eigentlich gibt es für seine Politik keine Anerkennung von Differenz, keine Koexistenz in geregelten, universellen, offenen Prozeduren. Habermas' Deliberation und Webers politischer Machtmensch sind diejenigen Öffnungen und Unübersichtlichkeiten, die Schmitt nicht aushalten will. Aus Schmitts Sicht des Politischen sind beides Konzepte der Institution (Habermas) oder des Akteurs (Weber), die seiner letzten Klarheit und Norm im Zeichen eines sterbenden Staates radikal gegenüberstehen. Schmitt ist und wird deshalb attraktiv, wann

42 Ebd., S. 546.

und wenn immer es („links“ wie „rechts“) um einen Schlußstrich gegen die neuen wie alten Unübersichtlichkeiten der modernen Welt und Politik geht. Seine Verdinglichung und Abspaltung der vielen Stör- und Restgrößen, des Unbekannten und Unsicheren als Feind, als Gegenprinzip und Antityp, macht die heterogene Welt wieder homogen, begreifbar und suggeriert jene Gestaltbarkeit einer absoluten Lösung der Beseitigung des Problems. Das Wagnis der Kontingenz wird zurückgewiesen. Schmitt gibt sich als „Macho“, versagt aber gegenüber den Erfordernissen der Moderne. Weber zeigt einen anderen, modernen, steinigen Weg auf.



**Pop-Stars: Provinz-Notabeln und Vor-Ort-  
Intellektuelle im Medienzeitalter – Zur  
sozialen Funktion engagierter Lieder**

Dietmar Hüser

Frankreich in den achtziger und neunziger Jahren bildet die Kulisse für den Auftritt französischer Rap-Musik auf der Bühne populärer wie politischer Kultur. Rap, eine Stilrichtung, die sich Ende der siebziger Jahre in New York herausgebildet hat, in den frühen achtziger Jahren Einzug in Frankreich hielt und dort zunehmend Eigenständigkeit gewann, entwickelte sich seit Beginn der neunziger Jahre zu einem jugendkulturellen Massenphänomen. Es verbindet rhythmische Musik mit gereimten Texten, typisch sind skandierte Sprechgesänge und Wortsalven. Rap reiht sich ein in die weite Welt des Hip-Hop, Sammelbegriff für unterschiedliche künstlerische Stilrichtungen der Straße, die sich um drei Pole gruppieren, einen tänzerischen, einen zeichnerischen und einen musikalisch-verbale. Eng verbunden, in Selbsteinschätzung und Fremdwahrnehmung, bleibt das textlastige Genre mit sozialen Brennpunkten vorstädtischer Großwohnanlagen, obschon das jugendliche Auditorium über das Ursprungsmilieu hinausweist, wohnräumlich wie nach gesellschaftlicher Lage. Anknüpfen kann Rap in Frankreich an eine lange Tradition zugleich poetischer, populärer und politischer Lieder, die bestehende Verhältnisse nicht bloß beklagen, sondern verändern wollen.<sup>1</sup>

Rapper erzählen Geschichten. Oftmals in der ersten Person vorgetragen, steckt das Präsentierte voller Andeutungen und Codes, die manchmal nur für Eingeweihte verständlich sind. Zugleich enthält es Mitteilungen und Speerspitzen, die sich an alle wenden. Angestrebt wird, in einen produktiven Dialog einzutreten und ein machtvolleres Medium zu etablieren, das milieuverhaftete wie -überschreitende Kommunikation ermöglicht und öffentliche Debat-

1 Vgl. zu Rap in Frankreich Hugues Bazin: *La culture hip-hop*, Paris 1995; Manuel Boucher: *Rap – Expression des lascars. Significations et enjeux du rap dans la société*, Paris 1999; Christian Béthune: *Le rap. Une esthétique hors la loi*, Paris 1999; Dietmar Hüser: *RAPublikanische Synthese. Eine französische Zeitgeschichte populärer Musik und politischer Kultur*, Köln 2004.

ten entfacht. Rap meint interaktives Straßentheater, steht für *call and response*, für Fragen und Antworten, die Bälle ins Rollen bringen, Kettenreaktionen auslösen, neue Fragen und neue Antworten nach sich ziehen. Zuhörer dürfen nicht still und stumm bleiben, sollen und müssen auf das Gesagte reagieren und sich positionieren. Häufig geht es um gesellschaftlich oder politisch Brisantes, einen Gesetzesentwurf zur Neufassung des Einbürgerungsrechtes oder massenmediale Selbstzensur gegenüber Rap-Stücken, die manche Geschichte vom Rande nicht ins Zentrum öffentlicher Aufmerksamkeit und Erörterung rücken läßt.<sup>2</sup>

Rap-Stars erfüllen soziale Funktionen innerhalb wie außerhalb der Banlieue, verstehen sich als Mittler durch Musik im Zentrum wie an der Peripherie. Dort wollen sie als Vor-Ort-Intellektuelle die *grandes causes* benennen, Bewußtsein schaffen, Scheinheiligkeiten des Establishments offenlegen, Gegenöffentlichkeit ausbilden, zur Kritikfähigkeit anregen. Rap soll Wege aus dem Teufelskreis Haß-Gewalt-Repression weisen, Hip-Hop-Werte als Erfolgsrezept anpreisen. Hilfe zur Selbsthilfe lautet die Losung: Akteure mit Ortskenntnis vermitteln Orientierung, versuchen andere dazu zu bewegen, Akteure des eigenen Schicksals und der eigenen Integration zu werden. Zugleich halten Rapper als „Provinz-Notabeln“ im Zentrum der Gesamtgesellschaft den Spiegel vor, legen die Kluft dar zwischen sozialer Realität und politischem Diskurs, schildern Konfliktzonen des „Systems“ – Xenophobie, Polizei, Justiz, Medien – samt Ursachen und Wirkungen. Allen Franzosen, besonders aber den Eliten des Landes gegenüber, verleihen sie denen eine Stimme, die bislang nicht die Mittel haben, zu sprechen, und die andere zu

2 Vgl. die Konzeptplatten „11'30 contre les lois racistes“, Cercle rouge, 1997; „16'30 contre la censure“, Cercle rouge, 1999; „Freestyle Censure Connexion – 30 rappers contre la censure“, Plug It Records, 1999.

hören fürchten. Dies spiegele den wahren Empörungscharakter wider und mache Hip-Hop zu einer mündigen Kunstform, heißt es.<sup>3</sup>

## Provinz-Notabeln

Rapper nehmen in Anspruch, Chronisten und Sprecher der *Cité* zu sein, Lehrer und Antreiber, Vorbilder an der Peripherie und Botschafter für das Zentrum. Manche Parallele läßt sich ziehen zum Idealtypus eines Provinz-*Député* um die Jahrhundertwende.<sup>4</sup> Gewiß, verglichen mit einem Protagonisten der Rap-Szene besitzt der Abgeordnete eine andere Form der Legitimation, als Sprachrohr zu fungieren, wird er doch vom Volk gewählt, genauer durch die wahlberechtigten männlichen Bürger in einem noch überwiegend ländlich geprägten Frankreich. Er agiert innerhalb des politischen Systems, bestimmt sich über die Politik im engeren Sinne, während der Rapper seine Rolle über das Politische definiert, sich außerhalb etablierter Strukturen einbringt. Doch sind gewisse Analogien aufschlußreich und sinnfällig, besonders was soziale Funktionen anbelangt, die sie im Herkunfts- wie im Ankunfts milieu des beruflichen Aufstiegs erfüllen.

Auch ein Provinz-Notabler im Pariser Parlament verstand sich als Vermittler, als Mentor und Mandatar, auch sein Status entsprang einem produktiven Spannungsverhältnis von Zentrum und Peripherie. Am Beginn des politischen Aufstiegs stand nicht die Ochsentour durch Partei-Instanzen, sondern lokales Engagement und Verwurzeltheit als dem Ankerpunkt seiner Legitimität.<sup>5</sup> Wie ein erfolgrei-

3 „Le rap [...] est la parole donnée à ceux qui jusqu'alors n'avaient pas trouvé de moyen de la prendre, ceux que certains ont peur d'entendre: là se trouve la vraie rébellion, celle qui fait du HIP-HOP une culture majeure.“ – Suprême NTM, Booklet-„Präambel“ zum Album „J'appuie sur la gâchette“, 1993.

4 Vgl. Pierre Guiral, Guy Thuillier: *La vie quotidienne des députés en France de 1871 à 1914*, Paris 1980, S. 47ff., 116ff. u. 195-203.

5 Vgl. Marc Abélès: *Jours tranquilles en 89. Ethnologie politique d'un département français*, Paris 1989, S. 353.

cher Rapper, der zunächst Notorietät im *Underground* zu gewinnen hat, mußte er vor Ort in die Lehre gehen. Maßgeblich war, sich nach und nach als ein Wortführer zu etablieren, über den Arrondissement- oder Generalrat ein Netzwerk von Kontakten aufzubauen, ein Bürgermeisteramt zu bekleiden, die damals fast unumgängliche Etappe auf dem *cursus honorum* zur Deputation nach Paris.

Formal waren die Abgeordneten Vertreter der ganzen Nation, der einen und unteilbaren Republik. Faktisch verkörperten sie daneben territoriale Zugehörigkeiten,<sup>6</sup> konkret die Einerwahlkreise, in denen die männlichen Bürger sie nach absolutem Mehrheitswahlrecht bestimmten. Nicht anders als bei Rappern, die zu Stars geworden sind, hingen Ansehen und Glaubwürdigkeit der Provinz-Notabeln, die sich nach Paris hochgearbeitet hatten, weiterhin von der lokalen Verankerung ab. Deren Pflege war ein Muß für jeden, der nicht seine Chancen auf eine Wiederwahl verspielen wollte. Beträchtliche Zeit opferten die Abgeordneten heimischen Wählern, die sich mit den verschiedensten Begehren an sie wandten. Tagtäglich waren Briefe zu beantworten, Fürsprachen einzulegen, Maßnahmen im Interesse und zum Vorteil der Schreibenden auf den Weg zu bringen: Hier ging es um Straßen und Schulen in Wahlkreiskommunen, dort um persönliche Anliegen, die Befreiung vom Militärdienst beispielsweise oder die Anstellung im Staatsdienst.<sup>7</sup>

Spätestens bei der wochenendlichen Rückkehr in den Heimatwahlkreis – weder samstags noch montags hielt die Kammer Plenarsitzungen ab – schlug die Stunde der Wahrheit. Nun galt es nachzuweisen, daß der potentielle Einfluß in Paris nicht auf Kosten provinzieller Bodenhaftung ging. In der Hauptstadt einer neben ande-

6 Dazu René Rémond: Les réformes électorales en France au XIX<sup>e</sup> et XX<sup>e</sup> siècles, in: Serge Noiret (Hg.): Political strategies and electoral reforms: Origins of voting systems in Europe, Baden-Baden 1990, S. 108-117, hier S. 111.

7 Dazu nun Christian Windler: „Une République des fiefs“? Lokalismus und Zentralismus in Frankreich, in: Francia 27/3 (2000), S. 119-134, hier S. 122f.

ren, durfte sich der Deputierte daheim als einflußreiche Respektperson fühlen, als erster Mann seines Arrondissement. Reden halten, Ausstellungen eröffnen, Bankette besuchen, Feste feiern, Märkte abklappern und Preise verleihen waren Tagesgeschäft, Ehre und Pflicht zugleich. Kein öffentlicher Auftritt, den die Menschen nicht kritisch beäugten. Schlicht und familiär mußte er sich geben, ansprechbar sein und vertraut mit dem, was die Leute bewegte, nicht zu abgehoben und überlegen daherkommen oder seinen Besitz zur Schau stellen.

Ganz selbstverständlich blieb der erste Wohnsitz im Wahlkreis, wie auch die nationalen Rap-Größen zumeist noch in der heimischen *Cité* leben. Daß immer wieder beteuert wird, trotz gewaltiger kommerzieller Erfolge „weiter bei den Eltern, weiter in seiner *Cité* in Creil“<sup>8</sup> im Departement Oise zu wohnen, veranschaulicht den Rechtfertigungsdruck, den das Herkunftsmilieu an der Peripherie ausübt.<sup>9</sup> Wer ihm den Rücken kehrt, wer seinen Lebens- und Schaffensmittelpunkt ins Zentrum verlagert, als Banlieue-Botschafter heute oder als Provinz-Parlamentarier vor einem Jahrhundert, verspielt rasch das über Jahre angehäuften Vertrauenskapital. Gemutmaßt wird in beiden Fällen ein unweigerlicher Verlust milieuverhafteter Inspiration und Authentizität, verurteilt der Verrat an der Sache und den Menschen, in deren Namen er ein musikalisches oder politisches Mandat, allemal eine soziale Verantwortung, innehat. Nur wer versteht, auf beiden Klavieren zu spielen, dem an der Peripherie und dem im Zentrum, winkte und winkt eine Karriere ohne Glaubwürdigkeitslücke. Gefordert waren Persönlichkeiten, die ihren

8 Vgl. K-Mel im Gespräch mit DJ Wish: L'Alliance contre-attaque, in: R.A.P. – Rimes Anticonformistes Positives (März 1999), Nr. 9, S. 16.

9 Zum Glaubwürdigkeitsverlust eines Mc Solaar oder Doc Gynéco bei Szene-Insidern vgl. Gérard Bar-David: Mc Solaar – Positive Black Seul, in: Groove (Januar 1997), Nr. 1, S. 66-69, hier S. 68; Marie-Dominique Lelièvre: Doc Gynéco – Le prince des lascars, in: Libération, 25.3.1998.

Mann hier wie dort standen, „Doppelmenschen“ eben, die – wie die breite Mehrheit der Deputierten und Senatoren der Dritten Republik – das erfolgreiche Austarieren zwischen Paris und Provinz als Schlüssel der politischen Karriere betrachteten.<sup>10</sup>

Von Ausnahmen abgesehen blieben republikanische Provinznotabeln um die Jahrhundertwende individualistischen Repräsentationsvorstellungen zutiefst verhaftet, wie sie Rousseau, später Sieyès, geprägt hatten. Ausdruck fanden sie im Argwohn gegenüber jeder Form intermediärer Organe, nicht zuletzt in einer profunden Aversion gegen straff geführte, bürokratisierte und disziplinierte Parteien.<sup>11</sup> In Rap und Hip-Hop äußern sie sich in ähnlich gelagerten Affekten, auch in der Skepsis, mit der kollektiven Formen gesellschaftlicher Integration begegnet wird, wie die Elterngeneration sie in den sechziger und siebziger Jahren vielfach erlebte. Die allumfassende Gegenkultur kommunistischer Massenorganisationen, die im Zeichen der Vollbeschäftigung parteipolitisch wie gewerkschaftlich als wirksame Sprachrohre der Arbeiterklasse fungierten, üben kaum mehr Anziehungskraft aus. Mit Nachdruck verweisen Rap und Hip-Hop auf die veränderten gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Koordinaten der achtziger und neunziger Jahre, als vielen selbst die „Chance“, ausgebeutet zu werden, verwehrt blieb, und deshalb auch die Gelegenheit, gemeinsam mit anderen Betroffenen und der Rückendeckung von Betriebsräten wie Arbeitnehmerzusammenschlüssen dagegen vorzugehen. Beruflicher Einstieg und sozialer Aufstieg, heißt es, seien heute keine Frage einer „kollektiven Revolution“, vielmehr das Ergebnis einer „individuellen Lebensgeschichte.“<sup>12</sup>

10 Vgl. Jocelyne George: Paris – Province. De la Révolution à la mondialisation, Paris 1998, S. 155f.

11 Dazu Pierre Lévêque: Histoire des forces politiques en France, Bd. 1: 1789-1880, Paris 1992, S. 353f.

12 Zum Begriffspaar *révolution collective* vs. *cheminement personnel* vgl. Rocca im Gespräch mit Philippe Roizès: La Cliqua – La preuve par trois, in: R.E.R. – Rap & Ragga (März 1999), Nr. 27, S. 34-37.

## Vor-Ort-Intellektuelle

Provinz-Notabeln einerseits, lassen sich engagierte Rap-Stars andererseits als Vor-Ort-Intellektuelle im Medienzeitalter beschreiben.<sup>13</sup> Ständig taucht der Begriff des *militant* auf,<sup>14</sup> permanent geht es um die *grandes causes à majuscules*: Gerechtigkeit, Menschenrechte, Nation, Republik. Dabei sehen sie sich nicht nur künstlerisch in dieser Rolle gefordert. Denn niemand glaubt mehr ernsthaft daran, kulturelle Praktiken, egal welcher Machart, könnten soziale oder politische Lösungen ersetzen und schlagartig die Welt verbessern. Selbst die poetischen Vorbilder wären schließlich daran gescheitert, selbst ein Jacques Prévert: „Wenn du einmal hörst, was er in diesem Text sagt und dann die jetzige Situation anschaut, so deckt sich das. [...] Ich mache Rap im Jahr 1999, und ich erkenne mich in diesem Text wieder, der vierzig Jahre alt ist und erzählt, wie damals Ausländer angesehen wurden, die zum Arbeiten nach Frankreich kamen. Die Situation ist immer noch die gleiche, und wir zahlen heute den Preis, daß wir dem Typen nicht zuzuhören wußten. Was ich nicht kapiere ist, daß es Typen gab, die über die Situation nachgedacht haben, die kluge Dinge dazu gesagt haben wie dieses Gedicht, und daß keiner sie gehört hat. Dieser Text, das ist eine verdammte Alarmglocke und offenbar piffen nur alle darauf, denn nichts hat sich ja geändert. Wieviele Jacques Prévert werden wir brauchen, bevor sich die Dinge verändern? Wieviele?“<sup>15</sup>

Häufig fühlen sich deshalb selbst die Protagonisten in die Pflicht genommen, soziale Regsamkeit nicht auf Benefizkonzerte zu be-

13 Zur Sozialfigur des Intellektuellen im „audio-visuellen Zeitalter“ vgl. Jean-François Sirinelli: *Intellectuel*, in: ders. (Hg.): *Dictionnaire historique de la vie politique française au XX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1995, S. 524-527, hier S. 526.

14 Vgl. z.B. Daddy Lord C., zit. nach Pier Lotty, David Keita: *L'univers des lascars – Aux grands mots les grands remèdes*, in: *Radikal – Le magazine du mouvement hip-hop* (März 1999), Nr. 28, S. 12-17, hier S. 16.

15 Faf Larage im Interview mit Fred Guilledoux: *Faf Larage – La ligne des seize maîtres*, in: *Groove*, Hors-série „Marseille“, Juli/August 1999, S. 66-69 (Übersetzung D.H.).



schränken, wo Grenzen zwischen Engagement und Eigenwerbung ohnehin verwischen. Möglichkeiten, bodenständiger und zupackender zu Werke zu gehen, bietet etwa der persönliche Einsatz für berufliche Ausbildungsangebote vor Ort, für Breakdance-, Graffiti- und Rap-Lehrgänge oder für andere lebenspraktische Aktivitäten. Denn selbst den Schreib-Ateliers dient das Hip-Hop-Prestige in vorstädtischen Großwohnanlagen als Köder: Rap als Anreiz für den Umgang mit Sprache, für verbesserte Ausdrucksfähigkeit und erhöhte Arbeitsmarktchancen unter benachteiligten Jugendlichen.<sup>16</sup> Andere setzen auf konkretes Mitarbeiten im Netzwerk lokaler Vereine und Interessengruppen, Zebda zum Beispiel, seit Jahr und Tag sozial- wie kulturpolitisch im linksalternativen Milieu der Toulouser Nordviertel aktiv, und dies mit gleichem Einsatz auch noch nach dem Massenerfolg.<sup>17</sup>

Die meisten Texter sind bestrebt, mit Wörtern als Waffen authentische Straßenliteratur vorzulegen. Wenn Rap auch Poesie ist, dann in diesem Sinne. Denn Wortschatz und Ausdrucksweise bereichern, Stil und Sprache vervollkommen, sind weder Anzeichen für einen Hang zu Schöngestei, noch sind sie Selbstzweck. Das Ziel permanenten Perfektionierens ist weniger ein ästhetisches als ein funktionales, besteht nicht primär darin, möglichst schöne Sätze und Reime zu produzieren, sondern möglichst gut verstanden zu werden von denen, die erreicht werden sollen. Besonders wichtig sind Aktualitätsbezüge. Nur wer sich am Zahn der Zeit bewegt, kommt seinen Chronistenpflichten angemessen nach, nutzt die

16 Die Sprache sei explodiert, die Jungen, die Schwarzen, die Araber, die Strolche, sie interessierten sich für Reim, Syntax und Etymologie, erläutert Lionel Fornini, Mitglied von Da Mayor, zit. nach Laurent Rigoulet: *Le hip-hop à bon port*, in: *Libération*, 26.1.1999: „La langue a explosé, les jeunes, les Noirs, les Arabes, les crapuleux, ils s'intéressent tous à la rime, à la syntaxe, à l'étymologie.“

17 Dazu Véronique Mortaigne: Zebda, groupe musical multiculturel, in: *Le Monde – Supplément „Toulouse“*, 10.3.1999; aufschlußreich die TV-Dokumentation „Zebda, acte II“, Yasmina Yahiaoui: *Saga-Cités*, France 3, 8.2.2000.

Chance, wahrgenommene Mißstände umgehend breitenwirksam aufzugreifen und zu kommentieren. Rap-Texte verfassen meint immer auch, mit hoher Dringlichkeit auf einen inneren Notstand zu reagieren. Nicht von ungefähr gelten Begriffe als „Vokalkugeln“ aus berufenem Munde. Wo es darum geht, diesen Durchschlagskraft zu verleihen zu entfachen, zählen elaborierte Wortspiele, diszipliniertes Schreiben und fortwährendes Feilen zum Alltagsgeschäft.

Auch das Geschichtenerzählen als solches, erst recht musikalisch untermalt und altersspezifisch ausgerichtet, kann ein Medium und Katalysator massenhafter Mobilisierung sein, gerade dort, wo Jugendliche in bester französischer Tradition politische Anliegen mit festiven Protestformen zu koppeln wissen.<sup>18</sup> Bei aller Skepsis gegenüber direkten politischen Einflußchancen der eigenen Stücke, wissen Rapper um deren potentielle Wirkung im angestammten Milieu und unter denen, für die sie stimmungsgewaltig das Wort ergreifen. Ganz wie organische Intellektuelle nach Gramsci sind sie dort Aufklärer und Lehrer, deren Botschaften auf offene Ohren treffen, vielleicht dem einzelnen mehr Selbstvertrauen, Willenskraft und Politikbewußtsein einhauchen: Vor-Ort-Intellektuelle eben. Daß individuelle Verhaltensänderungen eine hohe Dynamik entfalten, in kollektives Handeln und politischen Protest umschlagen, auf Wahrnehmungsweisen in Zivilgesellschaft und Politelite rückwirken können, läßt sich zumindest nicht ausschließen. Rap und Hip-Hop erwiesen sich damit als potentielle Agenten politischen und gesellschaftlichen Wandels, deren anerkannte Vertreter als zusätzlicher Idealtyp innerhalb einer „*élite des acteurs sociaux*“<sup>19</sup> mit hohem wohnräumlichen und sozialen Herkunftsbewußtsein, mit wortfüh-

18 Zur Demonstration als *mode de sociabilité* und *émotion populaire* vgl. Danielle Tartakowsky: *Les manifestations de rue en France 1918-1968*, Paris 1997, S. 796ff., 801f.

19 Zur „Elite sozialer Akteure“ vgl. Martine Barthélémy: *Le militantisme associatif*, in: Pascal Perrineau (Hg.): *L'engagement politique. Déclin ou mutation?*, Paris 1994, S. 87-114, hier S. 111.

render, meinungsbildender, sing- wie sinngebender Funktion auf der Basis geteilter Erfahrungen wie Zukunftsbilder zwischen Musiker und Zuhörer.<sup>20</sup>

Rap-Lieder verstehen sich über die Brandmarkung alltäglicher Problemlagen hinaus als handlungsorientierte politische Chansons. Damit erscheinen sie auf der einen Seite als eine autonome Ausdrucksmöglichkeit der Vorstadtjugend, akkumulierte Benachteiligungen kreativ zu kanalisieren und positiv zu wenden. Gleichzeitig bietet das Umfeld die Chance auf Notorietät, Sozialprestige und Erfolg, dient als Aufstiegs- und Integrationsstrategie weit über die eigene *Cité* hinaus. Bei aller Anhänglichkeit gegenüber dem Viertel und allen Bleibezwängen, die es ausübt, erweist sich Rap damit für viele als eines der wenigen denkbaren Mittel, der Banlieue und dem Ursprungsmilieu zu entfliehen.<sup>21</sup> Um solche Perspektiven zu eröffnen, bedarf es harter Arbeit und eisernem Willen, alle sind sich darüber einig: „Die Hoffnung liegt in dieser kämpferischen Grundhaltung: du willst, daß sich dein Leben ändert, also mußt du es selbst in die Hand nehmen. [...] Du kannst erreichen, was immer du dir vornimmst, nur mußt du dafür arbeiten.“<sup>22</sup>

Republikanismus läßt sich als Modell schrittweisen sozialen Aufstiegs à la Condorcet ohne Voluntarismus des Einzelnen kaum denken, als Modell sozialer Gerechtigkeit und staatsbürgerlicher Erziehung nicht ohne die obligatorische gebührenfreie und laizistische Volksschule à la Ferry.<sup>23</sup> Ähnlich untrennbar verknüpft sind Hip-

20 Angelehnt an die instruktiven Hinweise zum Akteursverständnis in sozialen Bewegungen bei Carol McClurg Mueller: Building social movement theory, in: Aldon D. Morris, Carol McClurg Mueller (Hg.): *Frontiers in social movement theory*, New Haven/London 1992, S. 3-25, hier S. 7.

21 Schon Georges Lapassade, Philippe Rousselot: *Le rap ou la fureur de dire*. Essai, 2. Aufl., Paris 1991, S. 109.

22 Doc K. von der Gruppe La Brigade, Interview von Arnaud Fraisse: *La Brigade – Soldats du Hip-Hop*, in: *Groove* (Juni 1999), Nr. 28, S. 34-40, hier S. 38f. (Übersetzung D.H.).

23 Vgl. Sudhir Hazareesingh: *Political traditions in modern France*, Oxford 1994, S. 83ff.; Yves Déloye: *Ecole et citoyenneté. L'individualisme républicain de Jules Ferry à*

Hop und Rap mit Erfolgsstreben, Selbstdisziplin und Erziehungsanspruch. Auch was erzieherisches Sendungsbewußtsein anbelangt, stehen sie republikanischen Idealen, wie sie sich verstärkt im Reformwerk seit den achtziger Jahren des 19. Jahrhunderts widerspiegeln, in nichts nach. Das gilt nicht weniger für den Stellenwert von Bildung überhaupt, sei sie nun klassisch schulvermittelt<sup>24</sup> oder angesichts schlechter persönlicher Erfahrungen mit den staatlichen Lehranstalten selbständig angeeignet.<sup>25</sup> Gerade weil es noch niemand aus Reihen der Vor-Ort-Intellektuellen zum Minister in Paris gebracht hat.<sup>26</sup>

## Musik-Politiker

Während in den Vereinigten Staaten andere Spielarten den aufklärerisch-kämpferischen im Laufe der achtziger und neunziger Jahre reichlich Wasser abgegraben haben und auch anderswo die gesellschaftskritischen Triebfedern im Zuge lokaler Aneignung globaler Musikströme mehr oder weniger auf der Strecke geblieben sind, stellt sich Frankreichs Rap-Szene weiterhin vergleichsweise engagiert und politisiert dar. Die Gretchenfrage, was Kunst in einem Ambiente des Elends bewirkt, ob sie über jede Demütigung hinwegtröstet oder aber Kraft zur Gegenwehr einflößt, findet eine klare Antwort. Kaum ein Künstler verzichtet darauf, als Vor-Ort-Intellektueller in sozialen Brennpunkten vorstädtischer Großwohnanlagen engagiert mit Musik-Petitionen zur Selbstaktivierung aufzurufen und

Vichy: controverses, Paris 1994, S. 139f.; Marc Sadoun: Le citoyen en République, in: Bertrand Badie, Pascal Perrineau (Hg.): Le citoyen. Mélanges offerts à Alain Lancelot, Paris 2000, S. 115-129, hier S. 121f.

24 Unter Bezugnahme auf Jules Ferry und das Schulgesetz von 1881 Jean-Pierre Thorn: Banlieue-Filmer, im Gespräch mit Magali Jauffret, Les utopies du mouvement hip-hop, in: L'Humanité, 12.3.1997.

25 Vgl. Aktivist: Nouvelle expérience (Le Flow – The Definitive Hip-Hop Compilation 1998).

26 Fingerzeig von Expression D., Interview von John Mitko: Expression D. – La roue tourne!, in: Radikal – Le magazine du mouvement hip-hop (Juni 1997), Nr. 11, S. 12.

als Provinz-Notabler in der nationalen Polit-Arena die Interessen der dort gesellschaftlich Zukurzgekommenen zu vertreten, deren Leiden und Anliegen zu artikulieren.

Generell meint Kultur etwas fundamental Demokratisches: als mitbestimmendes Element für politisches Verhalten zum Beispiel, im Fördern einer reflektierten Öffentlichkeit, im brisanten Aushandeln von Margen künstlerischer Freiheit oder auch im ewigen Kämpfen um Definitions- und Deutungsmacht auf dem Konfliktfeld „Kultur“.<sup>27</sup> Selbst Jugend- und Musikkulturen, denen es hier und da noch an diskursiver Gestalt mangelt, sind auch als politische Bekundungen einzuschätzen. Bis hin zu hedonistischen Lifestyle-Visio- nen und den „Wallfahrten“ erlebnishungriger Jugendlicher,<sup>28</sup> die sich damit verbinden, bergen solche Artikulations- und Aktionsfel- der unterschwellige Potentiale für Gesellschaftskritik, von ausdrück- lichen Spielarten wie Rap ganz zu schweigen. Sparten populärer Kultur speisen politische Diskurse, formen politische Sprache, bele- ben politische Symbole, stiften politische Bedeutung. Sie prägen die Art und Weise, wie Menschen die „Große Politik“ in „kleine“ Hori- zontausschnitte des eigenen Lebensalltags übersetzen, und struktu- rieren damit politische Teilhabe wie gesellschaftliche Kon- fliktaustragung.<sup>29</sup>

Letztlich steckt hinter einem ausdruckskräftigen Genre wie Rap nicht ein leidenschaftliches Ringen um gesellschaftliche Anerken- nung mittels Kultur. Auch um eine Eintrittspforte zu Politik schlechthin, wobei die Wahl der Mittel gerade deshalb auf Vokal- kugeln statt auf Parteipolitik oder ähnlich institutionalisierte Hand-

27 Vgl. Murray Edelman: *From art to politics. How artistic creations shape political con- ceptions*, Chicago/London 1995, S. 2f., 52ff., 143-146.

28 Begriff bei Horst W. Opaschowski: *Kathedralen des 21. Jahrhunderts. Erlebniswelten im Zeitalter der Eventkultur*, Hamburg 2000, S. 93.

29 Vgl. Richard M. Merelman: *Partial visions. Culture and politics in Britain, Canada and the United States*, Madison 1991, S. 8, 36f.

lungsformen fällt, weil andere als die Bühnenwege noch steiniger erscheinen oder schlicht verschlossen sind.<sup>30</sup> Eindrucksvoll belegt wird die soziale Funktion engagierter Lieder, und dies nicht nur für Debatten über die Integration von Jugendlichen aus Migrationskontexten, sondern zugleich für eine französische politische Kultur, die sich seit den achtziger Jahren einen akzeptablen Weg zu bahnen versucht zwischen dem unvermeidlichen Aufbruch der Tradition und den kultivierten Grenzen des Wandels. Zumindest gilt dies dann, wenn „Politische Kultur“ endlich Anerkennung findet als ein integratives Konzept, das es weniger allein vom Politischen als gleichberechtigt vom Kulturellen her aufzuschlüsseln gilt und das politische Handlungen als (populär-)kulturelle Praktiken und Erscheinungen als politikrelevante Akte in den Blick nimmt.<sup>31</sup>

30 Kultur als traditionell einziges Tor zu *mainstream politics* afro-amerikanischer Minderheiten in den Vereinigten Staaten betonen Glenn Jordan, Chris Weedon: *Cultural politics. Class, gender, race and the postmodern world*, Oxford 1995, S. 4ff.; Angela McRobbie: *In the culture society. Art, fashion and popular music*, London/New York 1999, S. 112f.

31 Ausführlicher dazu Hüser, a.a.O., S. 29-42.

## **Dabeisein und Dazugehören**

Heinz Bude

Ein wesentlicher Aspekt der weltgesellschaftlichen Prozesse, die man in den 90er Jahren unter den Begriff der Globalisierung gefasst hat,<sup>1</sup> besteht in dem Umstand, dass in unserer Gegenwartsgesellschaft immer mehr dabei sind als dazugehören. Damit ist nicht die Ansammlung von Personen auf einem Territorium gemeint, sondern eine unübersehbare Menge von zuschaltbaren, durchfahrenden und vernetzten Kommunikationspartnern, die über die funktional differenzierten Systeme der Weltgesellschaft in unsere „kleinen Lebenswelten“ (Benita Luckmann)<sup>2</sup> hineinspielen.<sup>3</sup> Wir erleben auf der einen Seite die Ausweitung von Bereichen kommunikativer Erreichbarkeit und interaktiver Rückwirkbarkeit durch den Tourismus, durch die Massenmedien oder durch das Internet, und wir konstatieren auf der anderen Seite, was sich in den neuartigen Tatbeständen des transnationalen Nationalismus,<sup>4</sup> des kulturalisierten Rassismus<sup>5</sup> und der wohlfahrtsstaatlichen Schließungen<sup>6</sup> zeigt, die Verengung von Zonen gefühlter Selbstähnlichkeit und empfundener Wesensgleichheit. Man kommt unablässig mit unbekanntem, unsichtbarem oder unbestimmtem Anderen in Kontakt und hält sich daher an denen fest, die man kennt, denen man vertraut und auf die man baut. Der Erweiterung der Horizonte steht also die Verschärfung der Differenzen entgegen. Viele sind da und werden berücksichtigt, aber nur wenige sollen beteiligt sein und dazugehören. Während die einen sich Prozeduren der Registrierung gefallen las-

1 S. etwa Ulrich Beck: *Was ist Globalisierung?*, Frankfurt/Main 1997.

2 Benita Luckmann: *The small life-worlds of modern man*, in: Thomas Luckmann (Hg.): *Phenomenology and Sociology*, Harmondsworth 1978, S. 275-290.

3 So schon Niklas Luhmann: *Die Weltgesellschaft*, in: ders.: *Soziologische Aufklärung*, Bd. 1, Opladen 1970.

4 Mary Kaldor: *Neue und alte Kriege*, Frankfurt/Main 2000.

5 Ulrich Bielefeld: *Nation und Gesellschaft. Selbstthematizierungen in Deutschland und Frankreich*, Hamburg 2003, S. 358ff.

6 Jürgen Mackert: *Kampf um Zugehörigkeit*, Opladen 1999.



sen müssen, um dabei sein zu können,<sup>7</sup> beanspruchen die anderen das Privileg des Erinnerns, um dazuzugehören.<sup>8</sup>

Aber vielleicht haben Gesellschaften immer schon solche Art von Grenzen gezogen: Die Barbaren, die nicht Griechisch sprechen, die Unreinen, von denen man sich fernhalten sollte, das Ungeziefer der Untermenschen, das man vernichten darf. Die Soziologie hat sich in letzter Zeit auf das Begriffspaar von Inklusion und Exklusion geeinigt, um diese am Ende mörderischen Verhältnisse der Vergemeinschaftung durch Ausschließung zu erfassen. Das Eigene definiert sich vom Fremden, das Zivilisierte vom Barbarischen und das Menschliche vom Unmenschlichen.<sup>9</sup>

Aber wie ist das heute bei uns? Die erregte Rede von der Exklusion bezieht sich auf die Gefahren, die von Restpopulationen ausgehen, die zurückschlagen, oder von solchen, an denen unsere hergebrachten sozialstaatlichen Mittel der Befriedung scheitern. Im ersten Fall sind die Terroristen eines fundamentalen Heilsverlangens gemeint, die als gefährliche Reste einer hegemonialen Verwestlichung ihr Unwesen treiben,<sup>10</sup> im zweiten zum Beispiel die entvölkerten und schrumpfenden Zonen Ostdeutschlands, die als problematische Reste einer dynamischen Deindustrialisierung die Ressourcen des Wohlfahrtsstaats erschöpfen.<sup>11</sup> Aber weil die Exklusion sich in diesen Fällen so dramatisch darstellt, liegt die Rationalisierung einer abwehrenden Inklusion sehr nahe. Anders verhält es sich um Reste der Gesellschaft, die man nur manchmal sieht, die aber immer präsent sind. Es soll daher der Blick gelenkt werden auf Menschen wie

7 Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main 1977.

8 Jan Assmann: Erinnern, um dazuzugehören, in: Kristin Platt, Mihran Dabag (Hg.): Generation und Gedächtnis, Opladen 1995, S. 51-75.

9 S. die Beiträge von Claus Offe und Niklas Luhmann in: Max Miller, Hans-Georg Soeffner (Hg.): Moderne oder Barbarei? Frankfurt/Main 1996.

10 Heinz Bude: Die Rache der „Überflüssigen“, in: Ronald Hitzler, Jo Reichertz (Hg.): Irritierte Ordnung. Die gesellschaftliche Verarbeitung von Terror, Konstanz 2003, S. 95-101.

11 Philipp Oswald (Hg.): Schrumpfende Städte, Ostfildern-Ruit 2004.

du und ich, die plötzlich dadurch auffallen, dass sie keinen Platz in unserer Welt haben, weshalb sich an unserer Welt auch nichts ändern würde, wenn sie einfach nicht mehr da wären.

Es handelt sich um eine im Alltag sich zeigende Paria, an der sich der Unterschied zwischen Anwesenheitsbestätigung und Anerkennungsverpflichtung beweist. Denn es besteht ein grundlegender Unterschied zwischen der Operierung nach einem Code kommunikativer Berücksichtigung und der zwischenmenschlichen Bezugnahme auf einen Anderen als einen Spiegel meiner selbst. Dieser Unterschied bricht im Augenblick einer Begegnung mit jemandem auf, der uns aufgrund seiner bloßen Anwesenheit, wie Jacques Derrida sagen würde, adressiert. Dann wird der anonyme und automatische Andere zu einem Mitmenschen, der uns stellt.

Die Exkludierten des Alltags bilden keine Gruppe unter einer Sozialkategorie oder mit einem Wir-Gefühl, also keine Versorgungsklassen mit konkurrierenden Anrechten,<sup>12</sup> auch keine „gefährlichen Klassen“ in den Randbezirken unserer Großstädte,<sup>13</sup> sondern eine Population ohne einen bestimmten sozialen Ursprung. Weil für sie ein Begriff fehlt, wollen wir uns dem Rest der Exkludierten phänomenologisch nähern. Wir wollen mithin nicht den Paradoxien von Begriffsbildungen nachgehen, sondern bestimmte Situationen erhellen, in denen die, die dabei sind, auffallen, und an uns die Frage stellen, ob sie dazugehören.

Die phänomenologische Forschung hat für den Phänomenbegriff drei konstitutive Merkmale herausgearbeitet:<sup>14</sup> Zuerst ist ein Phänomen dadurch charakterisiert, dass es uns trifft. Es handelt sich um

12 David Lockwood: Staatsbürgerliche Integration und Klassenbildung, in: Jürgen Mackert, Hans-Peter Müller (Hg.): *Citizenship – Soziologie der Staatsbürgerschaft*, Opladen 2000, S. 157-180.

13 Francois Dubet, Didier Lapeyronnie: *Im Aus der Vorstädte*, Stuttgart 1994.

14 S. Max Herzog, Carl F. Graumann (Hg.): *Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Sozialwissenschaften*, Heidelberg 1991.

eine bestimmte Art der Fatalität, der der Beobachter nicht ausweichen kann. Sodann verweist dieser Bruch in unserer Erfahrung auf eine Totalität eigener Art, die eine Differenz zwischen unserer Welt und der Welt des Anderen entstehen lässt. Schließlich enthält die Realisierung eines Phänomens einen bestimmten reflexiven Effekt. Im Blick auf den Anderen oder das Andere, der oder das uns als Phänomen begegnet, werden wir auf uns selbst verwiesen in der Frage, wie wir uns im Verhältnis zu dem Phänomen selbst bestimmen. Insofern wirft jede phänomenologische Begegnung die Frage nach der Verantwortung und der Verschuldung dem Anderen gegenüber auf. Wie stellen wir uns zu dem „Rest“ der Gesellschaft, auf den wir im Alltag treffen? Worin trifft uns die Andersheit dieses Anderen? Was sagen die, die einfach nur dabei sind, über die, die dazugehören wollen?

Fragen wir also, wo und wie wir diejenigen treffen, die uns als Rest der Gesellschaft deutlich werden und den Unterschied zwischen der bloßen Anwesenheit und der anerkannten Zugehörigkeit vor Augen führen. Es soll im Folgenden um Leute gehen, die einfach durch merkwürdiges Verhalten auffallen, die als wehrlose Opfer von Übergriffen erscheinen oder die dadurch aus unserer Welt fallen, dass sie nur noch Körper ohne Geist sind.

Das erste Phänomen betrifft die überflüssigen Kunden des „Bauhauses“. Die Angestellten dieser Tätigkeitszentren unserer Freizeitkultur kennen sie als Leute, die gerne am Ende des Verkaufstages auftauchen und dadurch auffallen, dass sie stundenlang die Angebote inspizieren, sich eingehend nach den Vor- und Nachteilen einzelner Waren erkundigen, oder Dinge kaufen, die sie nach zwei oder drei Tagen wieder zurückbringen. Es handelt sich vornehmlich um ältere Männer, die von ihrem Aussehen her keine Anzeichen von Exklusion tragen. Sie erscheinen im hellen Freizeitdress und erweisen sich im Bedarfsfall als durchaus hilfsbereit. Sie beweisen

sogar ihre Zahlungsfähigkeit, nur kaufen sie am Ende nichts. Sie fragen, vergleichen, beobachten, mischen sich ein, vollenden aber den Kaufakt nicht. Es ist die viele Zeit, die sie an den Tag legen, die sie von der normalen Kundschaft unterscheidet. Durch dieses merkwürdige Verhalten machen sie den Nicht-Ort des „Bauhauses“ zu ihrem Ort.<sup>15</sup> Offensichtlich gehört der periodische Besuch dieser Konsumwelt zum Bestand ihres alltäglichen Überlebens. Sie werden als „Menschen“ auffällig, weil sie als „Kunden“ nicht durchgehen.

Woher rührt die Bedrücktheit durch diese Simulanten des Konsums? Sie verhalten sich so, wie man sich in der Sphäre der Wirtschaft verhalten soll, sie sind zivilisiert, sogar rücksichtsvoll, aber sie passen auf merkwürdige Weise nicht mehr in unsere Welt. Man kann sie als die einsamen Männer der Arbeitsgesellschaft bezeichnen, die übriggeblieben sind von einer Welt, an die wir alle glauben sollen. Wen die Arbeit verlassen hat, der soll in Haus und Hof tätig werden. Das heimische Werkeln soll die Beschäftigung im Betrieb ersetzen. Aber die überflüssigen Kunden des „Bauhauses“ haben nichts mehr zu tun. Sie sind in Rente oder Frührente und fliehen die von den Frauen besorgten Beschäftigungen des Hauses. Sie suchen Beteiligung und hoffen auf Berücksichtigung. Was uns an ihnen berührt, ist die Tatsache, dass sie den Regeln unserer eigenen Welt folgen, die ihre Geltung längst eingebüßt haben.

Das zweite Beispiel handelt von einer Frau, die bestohlen wird, aber sich mit Händen und Füßen dagegen wehrt, dass die Polizei gerufen wird. Es handelt sich um keine der sichtbaren Illegalen, die sich als Straßenhändlerin oder Prostituierte durchschlagen, sondern um eine Frau mit gültigen Papieren und gepflegten Umgangsformen. Man hat gesehen, wie ihr die Tasche entrissen worden ist, und kann nicht verstehen, warum sie nicht die Polizei ruft, damit ihr

15 Zu den Metaphern von Ort und Nicht-Ort Marc Augé: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit, Frankfurt/Main 1994.

Recht geschieht. Sie entpuppt sich als Repräsentantin eines neuen Typs europäischer Migranten, die weder hier noch dort ihren Platz behaupten. Sie erzählt, in Polen ihre Heimat zu haben, obwohl sie die meiste Zeit ihres Alltags in Deutschland verbringt. Sie geht einer informell entlohnten Beschäftigung als Haushaltshilfe bei drei deutschen Familien aus akademischem Milieu mit jeweils drei Kindern nach. Sie ist in der Tat keine Migrantin, die ihr Herkunftsland verlassen will, sondern sie beharrt auf ihrem imaginären Aufenthalt zu Hause, obwohl ihr Lebensmittelpunkt in der Fremde ist. Sie bleibt allein, weil sie sich im permanenten Transit befindet. Die Migranten diesen Typs praktizieren nicht, wie ihre klassischen Vorgänger, ethnisches „community-building“, um dadurch Integration durch Segregation zu erreichen,<sup>16</sup> sondern sie verbleiben in ihrem Heimatland und verdingen sich im Ausland. Sie sind da nicht mehr richtig zu Hause und hier nicht richtig fremd. Deshalb fehlt ihnen der Rückhalt eines mafiösen Migrantennetzwerks ebenso wie das Vertrauen in die Rechtsinstitutionen der Aufenthaltsgesellschaft. Es ist diese Plurilokalität,<sup>17</sup> die sie zu wehrlosen Opfern macht, die auf ihr – wie Hannah Arendt klassisch formuliert hat – Recht, Rechte zu haben, verzichten.

Was haben wir mit denen zu tun? Diese Migranten ohne Migration stellen den Vorgriff auf eine Welt dar, die uns überall gepredigt wird. Sie sind die Nomaden der Transnationalität, die ihr Glück da suchen, wo es Chancen gibt, und sich nicht auf ihre Anrechte verlassen. Sie verhalten sich absolut modern und genau dadurch fallen sie aus unserer Welt.

Das dritte Beispiel eines Phänomens der Exklusion bezieht sich auf die Altersverwirrten, die nur noch als Körper anwesend sind,

16 So das Grundtheorem der Chicagoer Schule in der Soziologie.

17 Der Begriff stammt von Ludger Pries: Transnationale soziale Räume, in: Ulrich Beck (Hg.): Perspektiven der Weltgesellschaft, Frankfurt/Main 1998, S. 55-86.

aber mit ihrem Geist nicht mehr dazugehören. „Alzheimer“ ist hier die Metapher der Angst. Wohin hat sich Ronald Reagan zehn Jahre vor seinem Tod zurückgezogen? Mit einem letzten Fernsehauftritt hatte er sich von dieser Welt verabschiedet, um in eine Welt der kommunikativen Unerreichbarkeit einzugehen. Schon ist die beängstigende Nachricht von Plänen in den Niederlanden zu hören, dass der fortgeschrittene Zustand einer Alzheimer-Erkrankung ein legitimer Grund für aktive Sterbehilfe sein kann. Die Dissoziation von Körper und Geist scheint eine Extremform sozialer Exklusion darzustellen, die eliminatorische Reaktionen in bester Absicht heraufbeschwört. In den Senioren- und Siechenheimen unserer Gegenwartsgesellschaft sind diese Formen bloßen Daseins als institutioneller Alltag zu besichtigen: Unter den Geräuschen des laufenden Fernsehens essen, stieren und schlafen schreckhafte, erschöpfte und lebenshungrige alte Körper. Inwiefern gehören diese verwirrten Alten noch zu uns? Sie geben Geräusche von sich, aber wir verstehen sie nicht. Sie blicken uns an, aber wir können ihren Blick nicht fokussieren. Sie berühren uns, aber wir können ihre Gefühle nicht erwidern. Aber fernhalten können wir diese Anderen von uns selbst nicht. Altersverwirrtheit ist keine Krankheit, vor der wir uns nach dem Cholera- oder dem Pockenmodell schützen könnten, sondern ein normaler menschlicher Zustand hochbetagter Menschen. Die Dementen sind nur angekommen in einer Welt, die uns allen noch bevorsteht. Wir wünschen uns natürlich alle ein langes Leben ohne schwerwiegende Behinderungen und unerträgliche Schmerzen, aber vor allem einen plötzlichen und schnellen Tod. Trotz aller Optimierung des Alterns durch „anti-aging“-Kuren gibt es gegen das Alter keine Prävention. Die Frage von Verantwortung und Verschuldung folgt in diesem Fall einer Bedrohung für uns selbst: Die verwirrten hochbetagten Alten stellen eine möglichen Unmenschlichkeit unserer Menschlichkeit dar. Sie stellen uns einen Zustand bloßen Da-

seins ohne Zugehörigkeit in Aussicht. Und zwar nicht als vereinzelt Phänomen, sondern als berechenbare soziale Wahrscheinlichkeit.

Diese Verhältnisse des Lebens stellen den sozialwissenschaftlichen Intellektuellen vor ganz neue Herausforderungen. Nicht die Hoffnung auf eine Auferstehung der Natur, sondern der Friede mit der Endlichkeit des Lebens gäbe die Richtschnur für das Bedenken der normativen Probleme einer nicht mehr heilenden, sondern nur lindernden Medizin, einer helfenden, aber nicht verhelfenden Kunst des Sterbens und für die Pflege des „Menschenparks“ einer alternenden Gesellschaft. So kehrt in diesem Rest das Ganze wieder, dem wir nicht entgehen können.





**Aktionsfeld europäische Öffentlichkeit.  
Eine Skizze**

Robert Picht

## Persönliche Vorbemerkung

Ich hatte das Privileg, auf zwei Stufen meines Wirkens eng mit Hans Manfred Bock zusammenzuarbeiten. Beide lagen an Wendepunkten in der Veränderung der realen und der akademischen deutsch-französischen Beziehungen. Was wir gemeinsam taten, waren Schritte auf dem Weg, den dieser Beitrag skizziert. Sein Horizont führt über das deutsch-französische Verhältnis hinaus in die sich rasch entwickelnde erweiterte Europäische Union. Die folgenden Überlegungen sind deshalb nicht historisch, sondern prospektiv; sie suchen nach Kategorien und Handlungsorientierungen zur Selbstfindung Europas.

Hans Manfred Bock ist den anderen Weg gegangen, den der geduldigen historischen Analyse der geistigen und damit in besonderer Weise der politischen Beziehungen zwischen Frankreich und Deutschland im zwanzigsten Jahrhundert. Er offenbarte damit Kontinuitäten und Verflechtungen, die zeigen, wie fiktiv manche Periodisierungen und Einordnungen der offiziellen Nachkriegsgeschichte sind. Die Durchleuchtung von Geistesgeschichte im bilateralen Verhältnis zweier europäischer Kernländer erschließt dabei ähnliche Konstellationen und Problemlagen, wie sie sich auch heute auf europäischer Ebene stellen.

Ausgangspunkt war für uns beide die gemeinsame Erfahrung mit Versuchen aktiver Neuorientierung der gegenseitigen Wahrnehmung Deutschlands und Frankreichs. Ende der sechziger Jahre beteiligten wir uns als Pariser DAAD-Lektoren intensiv an der Wende der französischen Deutschlandstudien, die für die Germanistik mit dem Namen Pierre Bertaux verbunden ist, sich aber auch in anderen Studiengängen und Fächern insbesondere an den *Grandes Ecoles* entwickelte. Die französische Germanistik wollte ihre vor allem geistesgeschichtlich-mythologische Tradition überwinden und weiterhin führend an der Deutung der deutschen Dinge und an der Zusammenarbeit mit dem immer näher rückenden Partner Bundes-

republik Deutschland beteiligt sein. Die wirtschaftliche und politische Ausbildung der französischen Eliten musste ein breiteres Verständnis von Deutschland entwickeln als es technokratische Einengung oder auch der weithin von Germanisten beherrschte traditionelle Deutschunterricht vermochten.

Die Aufgabe, wie Deutschlandstudien in einem sich verflechtenden Europa zu gestalten seien, war also in einem präzisen Sinne interdisziplinär. Es galt Themen, Fragestellungen und Methoden miteinander zu verknüpfen, die von den traditionellen Disziplinen bestenfalls in einen vagen Kontext zum „Eigentlichen“ des Faches verbannt worden waren. Wir brachen in enger Zusammenarbeit mit französischen Kollegen auf, Deutschland neu zu entdecken und lernten dabei viel – sowohl über die Unterschiedlichkeit und historische Bedingtheit der jeweiligen Perspektiven als auch über unser eigenes Land, also über uns selbst.

Die enge Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock war dabei wegweisend. Politikwissenschaftliche Präzision, „linkes“ Ethos und ein sensibles, stets neugieriges Einfühlungsvermögen in ganz anders gelagerte „bildungsbürgerliche“ Milieus und Traditionen setzten Maßstäbe für die gemeinsame Arbeit an Lehrmaterialien für Lektoren und für einen durch die Zusammenarbeit mit dem DAAD wachsenden internationalen Kreis der *German Studies* Bewegung.<sup>1</sup>

Nach der Rückkehr nach Deutschland lag es in den frühen siebziger Jahren nahe, diese Erfahrungen auf die deutsche Beschäftigung mit Frankreich zu übertragen. Aber die Ausgangsvoraussetzungen waren anders. War die französische Germanistik auf ihre Weise immer auch politisch und historisch gewesen, hatte sich die deutsche Romanistik nach 1945 infolge schlimmer, von Bock historisch aufgearbeiteter Erfahrungen in den Elfenbeinturm einer sich

1 Am umfassendsten dokumentiert in Robert Picht (Hg.): Deutschlandstudien I und II, Deutscher Akademischer Austauschdienst 1978 und 1975.

rein geistesgeschichtlich gerierenden Linguistik und Literaturwissenschaft zurückgezogen. Die zeitgemäßen Bemühungen um deutsch-französische Versöhnung und Verständigung, die vor allem die Deutschen gerne als Freundschaft bezeichneten, liefen auf anderen, kaum akademischen Ebenen. Nur die Berliner Politikwissenschaft im Kreis um Gilbert Ziebura setzte sich systematisch mit den ebenfalls hochgradig mythologisierten deutsch-französischen Beziehungen auseinander.<sup>2</sup> Im Übrigen gab es an deutschen Hochschulen nur extrem zersplitterte monodisziplinäre Frankreichanalysen. Deutschland war auf die immer engere Verflechtung mit Frankreich noch weniger vorbereitet als Frankreich auf die mit Deutschland.

Es galt also, den Themenzusammenhang Frankreichstudien in Deutschland durch einen interdisziplinären Kooperationsverbund neu zu konstituieren. Unter maßgeblicher Beteiligung von Hans Manfred Bock bildete sich am Deutsch-Französischen Institut Ludwigsburg<sup>3</sup> der „Arbeitskreis sozialwissenschaftliche deutsche Frankreichforschung“, der seit 1987 das *Frankreich-Jahrbuch* herausgibt.<sup>4</sup> Bock selbst begründete an der Gesamthochschule (heute Universität) Kassel den dortigen Schwerpunkt für Frankreichstudien und deutsch-französische Beziehungen.

Die enge partnerschaftliche Zusammenarbeit und der freundschaftlich kritische Dialog über Bedeutung und Entwicklung deutsch-französischer Verflechtungen und Wechselbeziehungen ging in diesem Rahmen weiter. Über den unmittelbaren Anlass hinaus betraf er die ständige Reflektion über und das aktive Einwirken auf die Entwicklung deutsch-französischer Beziehungen in einer sich

- 2 Wegweisend hierfür Gilbert Ziebura: *Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Mythen und Realitäten*, 2. Aufl., Stuttgart 1997.
- 3 Zur Entwicklung des Instituts s. Hans Manfred Bock (Hg.): *Projekt deutsch-französische Verständigung. Die Rolle der Zivilgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg*, Opladen 1998.
- 4 Lothar Albertin u.a. (Hg.): *Frankreich-Jahrbuch*, Opladen seit 1987 jährlich.

immer enger verflechtenden Europäischen Union. Bock forderte neue Fragestellungen anhand von Begriffen wie „transnationale Verflechtung“ und „Zivilgesellschaft“. Als Dank und kleinen Beitrag hierzu die folgenden skizzenhaften europäischen Meditationen.

## Europäische Öffentlichkeit – ein virtueller Raum

Jeder Schritt zu mehr oder anderer Information und Interaktion zwischen Angehörigen verschiedener europäischer Länder schafft ein Stück europäische Öffentlichkeit: Chancen transnationaler Begegnung über die Grenzen hinaus und Veränderung des Horizontes, an dem sich Bewusstsein und Verhalten orientieren. Wachsende internationale und europäische Verflechtung bewirkt also einen „Strukturwandel der Öffentlichkeit“, dessen Tragweite jedoch bisher kaum wahrgenommen wird.

Dies ergibt sich aus der Komplexität noch ungewohnter Phänomene, die mit den Begriffen „Globalisierung“ und „Europäisierung“ höchst ungenau benannt, aber keineswegs beschrieben sind. Die Blindheit für die real bestehende Multidimensionalität europäischer Öffentlichkeit ist aber zum Teil auch dadurch bedingt, dass dieser Begriff weithin durch eine normativ denkende politische Philosophie und Politikwissenschaft besetzt ist.

Bis vor kurzem galt es als ausgemachtes Dogma, dass es eine „europäische Öffentlichkeit“ solange nicht geben kann, wie es weder einen normengerechten europäischen „Demos“ noch eine aus diesem Demos erwachsende originär europäische Demokratie gibt. Mangels eines hinreichend klaren staatsähnlichen und demokratischen Bezugsrahmens kann sich auch die auf einen solchen bezogene europäische Diskursrationalität nicht entfalten. Es gibt nicht das, was „Öffentlichkeit“ im emphatisch normativen Sinne ermöglichen könnte. Wie soll man also erfassen, was es den eigenen Grundannahmen nach in Europa, wie es heute ist, nicht geben kann?

Langsam allerdings versuchen Politikwissenschaftler wie Christine Landfried aus diesem dogmatischen Zirkel auszubrechen. In einem Diskussionsbeitrag *The emergence of a European public sphere*<sup>5</sup> zeigt sie, wie anlässlich der Debatten im Europäischen Verfassungskonvent sich in wichtigen nationalen Zeitungen eine Art der Berichterstattung entwickelte, die nicht mehr national zentriert, sondern europäisch orientiert war. Eine solche Europäisierung der nationalen Diskurse kann folgenreicher sein als die nur kümmerliche Entwicklung transnationaler europäischer Medien, die immer wieder an der Prädominanz nationaler Märkte und Wahrnehmungsmuster scheitert.

Aber auch Christine Landfried beharrt auf einem normativen, auf institutionalisierte europäische *policy*-bezogenen Ansatz: „For a continuous interactive process between the general publics and the political institutions it is important to have, on the one hand, general publics that are open to actors representing a great variety of ideas and interests and, on the other, European institutions in which decisions are prepared by democratic communication. Political actors in institutions will listen to the arguments coming from citizens in general publics like media, political parties or organisations of civil society only if the institutions possess democratic and communicative structures.“<sup>6</sup>

Ähnlich argumentiert auch Jürgen Habermas in seinem Plädoyer für eine europäische Verfassung.<sup>7</sup> Sein gemeinsam mit Jacques Derrida aus Anlass des Irak-Krieges veröffentlichter Aufruf europäi-

5 Christine Landfried: *The emergence of a European public sphere*, Paper presented at the Arena Workshop „One EU – Many Publics“, bisher unveröffentlicht. Der theoretische Grundansatz ausführlicher in Christine Landfried: *Das politische Europa. Differenz als Potential der Europäischen Union*, 2. Aufl., Baden-Baden 2004.

6 Landfried: *European public sphere*, a.a.O., S. 3.

7 Jürgen Habermas: *Why Europe needs a Constitution*, in: Erik Oddvar Eriksen, John Erik Fossum, Agustín José Menéndez (Hg.): *The Chartering of Europe*, Baden-Baden 2003, S. 266f.

scher Intellektueller,<sup>8</sup> der mit Artikeln ähnlich prominenter Autoren in *La Repubblica*, der *Neuen Züricher Zeitung*, der *Süddeutschen Zeitung*, in *El País* und *La Stampa* verbunden war, ist dagegen sehr viel direkter. Sein Appell spricht unmittelbar das an, was Christine Landfried als ein spezifisches „general public“ bezeichnet.<sup>9</sup> Europäische Identität soll aus europäischer Wertegemeinschaft in Abgrenzung von den USA entstehen. Angesichts der Zersplitterung der Europäischen Union gerade in dieser Frage und damit des Fehlens konkret greifbarer Ansprechpartner ging allerdings auch der Appell der Intellektuellen zumindest zunächst scheinbar ins Leere.

Auf einer anderen Ebene ist es symptomatisch, dass internationale angelsächsische Zeitungen wie *Financial Times* und *International Herald Tribune*, die auf global orientierte Zielgruppen ausgerichtet sind, mehr und einflussreicher über Brüsseler Vorgänge berichten als die Korrespondenten original europäischer Länder.

Bestätigt dies, dass es mangels befriedigend strukturierter europäischer Demokratie auch keine relevante europäische Öffentlichkeit gibt? Gerade der Irak-Krieg hat gezeigt, dass angesichts gemeinsamer internationaler Herausforderungen nationale Öffentlichkeiten Emotionen und Reaktionen entwickeln können, die in den verschiedenen europäischen Ländern ähnlich gelagert sind, auch wenn sie im Rahmen der Europäischen Union zu durchaus kontroversen Einstellungen führen. Die Haltungen Englands und Polens, Deutschlands und Frankreichs und der Wechsel in Spanien sind Teil einer europäischen Auseinandersetzung zwischen Regierungen und Nationen und innerhalb derselben unter teilweise dramatischer Beziehung auf das Ganze. Auch wenn es nur in noch schwacher Form eine *policy*-orientierte Handhabe für integrierte europäische Außen- und Sicherheitspolitik gibt, nimmt doch das Bewusstsein für

8 Jacques Derrida, Jürgen Habermas: Unsere Erneuerung, in: Die Zeit, 31.5.2003, S. 33.

9 Landfried: European public sphere, a.a.O., S. 9.

Interdependenz zu. Die Ukraine geht alle an, das Weltbild in den Köpfen verändert sich und hat Auswirkungen auf gesellschaftliches und politisches Verhalten.

Es empfiehlt sich deshalb, die Frage nach europäischer Öffentlichkeit aus der zu engen Bindung an normative und demokratietheoretische Fixierungen zu befreien. Geschichte lehrt, dass es Öffentlichkeit durchaus auch ohne klare demokratische Bezugspunkte geben kann. Dies gilt insbesondere für so multidimensionale Räume wie das sich ständig verändernde Europa.

Einen radikalen Angriff auf die an nationalstaatlichen Mustern orientierten Paradigmata gängiger Europaanalyse führt in diesem Sinne Ulrich Beck in einer ganzen Serie von neuen Publikationen.<sup>10</sup> Am drastischsten kritisiert er sein eigenes, für unsere Fragestellung wichtiges Fach, die Soziologie. Besonders auffällig ist das Versagen der Soziologie gegenüber Europa. Sie hat ihr Instrumentarium aus der Analyse nationaler Gesellschaften entwickelt, und da es in dieser Form zur Analyse der europäischen Gesellschaft wenig geeignet ist, zieht sie den Schluss, dass es offenbar überhaupt keine europäische Gesellschaft gibt, die der Rede wert ist. Die neuen Formen transnationaler Verflechtung können in Gewicht und Bedeutung nicht wahrgenommen werden: „Der methodologische Nationalismus der Sozialwissenschaften wird erstens historisch falsch, und zweitens blendet er die komplexen Wirklichkeiten und Interaktionsräume Europas aus. Mit einem Wort: Er ist und macht *europablind*.“<sup>11</sup>

Beck entwickelt ein neues Paradigma und analysiert Europa als „kosmopolitisches Empire“. Kosmopolitismus der kommunikativen

10 Ulrich Beck, Edgar Grande: Das kosmopolitische Europa, Frankfurt 2004; Ulrich Beck: Der kosmopolitische Blick oder: Krieg ist Frieden, Frankfurt 2004; Ulrich Beck und Christoph Lau: Entgrenzung und Entscheidung, Frankfurt 2004. Siehe dazu auch Robert Picht: Europa – ein kosmopolitisches Empire? Ulrich Becks reflexive Modernisierung schreitet voran, in: Merkur (2005), Nr. 669, S. 59ff.

11 Beck, Grande, a.a.O., S. 34.



Öffnung, des Annehmens von Interdependenzen in einer sich an den gemeinsamen Interessen orientierenden Einbeziehung des Fremden ist für Beck und Grande etwas anderes als Multikulturalismus oder postmoderne Unverbindlichkeit. Obwohl dieser europäische Kosmopolitismus „sich auf ein Gerüst von verbindenden und für alle verbindliche Normen“ stützen muss, „mit deren Hilfe ein Abgleiten in einen postmodernen Partikularismus verhindert werden soll“,<sup>12</sup> ist er doch nicht einfach universalistisch. Er sucht für die Beziehungen zwischen Individuen, Gruppen und Staaten das für Europa so entscheidende Sowohl-als-Auch. „Während Universalismus und Nationalismus (aber auch der vormoderne, essentialistische Partikularismus) auf dem Prinzip des Entweder-Oder basieren, beruht der Kosmopolitismus auf dem Prinzip des Sowohl-als-Auch. Das Fremde wird nicht als bedrohlich, desintegrierend, fragmentierend, sondern als bereichernd erfahren und bewertet.“<sup>13</sup>

Für ein Gebilde wie Europa ist ein solcher zugleich reflexiver und aktiver Umgang mit der Vielfalt der Kulturen, Traditionen und Interessen in der Verflechtung der Nationalstaaten lebenswichtig. Er schafft Vertrauenskapital. „Kosmopolitismus [...] heisst nicht Altruismus, nicht Idealismus, sondern Realismus, genauer: *reflektiertes Eigeninteresse von Transnationalstaaten*. Dieses kann wiederum als ein Beispiel für die *innere Kosmopolitisierung des Nationalen* gelesen werden.“<sup>14</sup>

Im Prozess der Integration verspricht ein solcher Kosmopolitismus für Europa wie für seine Nationen Machtgewinn, interaktive Zwänge und Kontrollen und, ganz entscheidend, transnationale Lernprozesse, in denen sich die gemeinsamen Interessen herauschälen. An einer Fülle von Beispielen zeigen Beck und Grande wie

12 Ebd., S. 28f.

13 Ebd., S. 27f.

14 Ebd., S. 130.

mächtig de facto das scheinbar institutionell so schwache Europa ist, Empire sui generis. Seine Ausstrahlung und Attraktivität beruhen in erheblichem Maße auf einer kulturelle Vielfalt umfassenden und nach außen offenen Wertegemeinschaft.

Auch Ulrich Beck setzt in seiner multiformen Europaanalyse auf konstitutionelle Elemente gemeinsamer Normen und Regeln. Diese sind aber mehr in den neuen Formen kultureller, sozusagen horizontaler Interaktion zwischen den europäischen Nationalgesellschaften zu suchen als in der Fixierung auf eindeutige europäische Institutionen. „Erstens werden die nationalen Besonderheiten nicht annulliert, sondern anerkannt; mehr noch, sie stiften europäische Identität. Zweitens aber setzt dieses Prinzip der Duldung und gegenseitigen Anerkennung nationaler Besonderheiten die Verständigung auf einen Grundbestand an gemeinsamen prozeduralen und substantiellen Normen voraus, durch den sichergestellt wird, dass die nationalen Eigenheiten ‚europaverträglich‘ sind.“<sup>15</sup>

Damit verändern sich in einer Fülle von Interaktionsprozessen diese Besonderheiten im europäischen Verbund und führen zu einer Vielzahl sich gegenseitig beeinflussender beabsichtigter und unbeabsichtigter Transformationen der europäischen Gesellschaften, also in ihrem Verbund zu einer komplexen europäischen Gesellschaft mit der ihr eigenen Form von multidimensionaler Öffentlichkeit.

Auch wenn es fraglich ist, inwieweit man – bei aller Zustimmung zu den Werten der Verständigungsbereitschaft und Solidarität – den Beck’schen Optimismus einer zweiten Aufklärung teilen kann, wird durch seinen radikalen Versuch, Europa neu zu denken, für unser Thema eines deutlich. Europäische Öffentlichkeit gibt es nicht einfach, sie entsteht immer dann, wenn Einzelne oder Gruppen bereit sind, über ihre Grenzen hinauszugehen und sich auf bisher anderes oder Fremdes einzulassen. Europäische Öffentlichkeit hat insofern

15 Ebd., S. 137.

einen ausgesprochen aktiven Charakter und vollzieht sich in einer Vielzahl von Interaktionen auf den unterschiedlichsten Ebenen. Sie ist in ihrer Entwicklung ein genutztes oder ungenutztes, aber ständig wachsendes Potential. Sie ist ihrem Wesen nach virtuell und muss überall dort gesucht werden, wo Europäer aufeinander treffen oder sich in der Begegnung mit außereuropäischen Partnern und Gegebenheiten ihrer vertrackten europäischen Identität bewusst werden. Ist dies neu?

### Lateinisches Mittelalter, *République des Lettres* und die Beziehungen zwischen Nationalstaaten – europäische Öffentlichkeit vor der EU

Es wäre zu einfach und würde den Begriff der europäischen Öffentlichkeit zur Bedeutungslosigkeit aufweichen, wenn man ihn einfach mit europäischer Kultur gleichsetzen wollte. Die Grundlagen von Öffentlichkeit, die schließlich auch von politischer Bedeutung sein können, entwickeln sich dann, wenn das entsteht, was Talcott Parsons einst als *shared meaning* bezeichnet hatte. Wenn sich dieses zu einem konsistenten *core system* verdichtet, sind die Voraussetzungen zu einer tragfähigen menschlichen Gemeinschaft geschaffen.

Dieses *shared meaning* gemeinsamer Orientierung bis hin zu Elementen von Wertegemeinschaft und geteilter Identität entsteht nicht nur durch direkt auf *policy* bezogenen Diskurs, sondern überall dort, wo durch Religion, Kultur, Austausch von Waren und Menschen, durch gemeinsame Erfahrung von Bedrohung und Interesse das entsteht, was die Angelsachsen mit einem weisen Begriff *common ground* nennen. *Shared meaning* ist also keineswegs abhängig von der Existenz eines gemeinsamen politischen, idealiter demokratischen Systems, sondern ist die Voraussetzung dafür, dass ein solches entstehen kann. Revolutionen sind kulturell, bevor sie politisch werden können. *Common ground* kann auch innerhalb

und zwischen Gesellschaften bestehen, die keineswegs im modernen Sinne demokratisch sind.

So gesehen beruht das, was wir heute unter europäischer Öffentlichkeit verstehen sollten, auf der langen Geschichte Europas in vernationaler Zeit. Aus der Sicht der *longue durée* bilden Europas Nationalstaaten und ihre gegenseitige Abschottung und erneute Öffnung eine relativ kurze Periode einer langen Entwicklung. Der Boden transnationaler Verständigung in Europa ist nicht der Nationalstaat mit seiner auf das Nationale hin stilisierten Geschichte. Er ist viel älter und enthält gemeinsame Elemente, auf die sich die nationalen Traditionen in unterschiedlicher Weise beziehen. Das alte Europa ist umfassender und stärker als es die nationalstaatliche Verengung des Horizonts wahrhaben will. Seine Spurenelemente sind auch dann wirksam, wenn sie halb vergessen sind, oder man es aus Unsicherheit und politischer Korrektheit nicht mehr wagt, sich auf die gemeinsame Geschichte zu berufen.

*Shared meaning* bedeutet keineswegs konforme Übereinstimmung. Die Geistesgeschichte Europas ist vielmehr eine Abfolge ständiger Infragestellung. Geistige, unternehmerische und politische Unruhe ist geradezu ein Kennzeichen europäischer Identität. Europa ist gewachsen durch seine Konflikte, die gerade auch im Eklat *shared meaning* als gemeinsame Erfahrung erzeugen. Wenn Europa zu einer gewissen Einheit zusammenfand, hatte diese immer einen geistigen Horizont.

In seinem Versuch, die Langzeitentwicklung Europas als ganze zu erfassen, macht Krzysztof Pomian diese dialektische Bewegung zwischen Einigung und Spaltung geradezu zum Bewegungsprinzip europäischer Geschichte: „Die Geschichte Europas ist die Geschichte seiner Grenzen. Und seiner Inhalte, die ihm durch Taten und Worte aufgezwungen wurden. Es ist auch die Geschichte derjenigen Kräfte, die – bewußt oder unbewußt – auf die Vereinigung

eines ursprünglich zerstückelten Raums hingearbeitet haben; wie auch derer, die in die Gegenrichtung wirkend, zerstörten, was jene geschaffen hatten. Es ist also eine Geschichte der Konflikte.“<sup>16</sup>

Für Pomian sind die Phasen europäischer Einigung primär kulturell, Perioden also, wo der gemeinsame Horizont europäischen Denkens und europäischer Spiritualität überwog. Pomian sieht die erste europäische Einheit im lateinischen Mittelalter mit seiner Erneuerung der Kultur der Eliten, die zugleich eine gemeinsame Rückkehr zu den Quellen des Glaubens ermöglichte.<sup>17</sup> Nach den Wirren der Reformation und der Religionskriege sieht er die zweite europäische Einigung in der *République des lettres*, jener Kommunikationsgemeinschaft der Intellektuellen und Höfe, die die Aufklärung vorantrieb.<sup>18</sup> Pomian lässt im 1990 geschriebenen Nachwort seines Buches offen, ob wir bereits tatsächlich eine dritte tragfähige Vereinigung Europas erreichen. „Welche Lektionen Europa zu lernen hat, ist klar: Sein schlimmster Feind ist der nationale, staatliche und ideologische Partikularismus, das heißt die selbstgewählte Autarkie oder der Hegemonialanspruch wie immer er gerechtfertigt werden mag.“<sup>19</sup>

Betrachtet man Europa in der Epoche der Nationalstaaten und ihrer gegenseitigen Beziehungen, sollte man bei aller Präzision in der Analyse bilateraler Wechselverhältnisse nicht aus dem Auge verlieren, dass gerade bei den Eliten und den Intellektuellen die Horizonte der früheren Vereinigungen Europas fortbestehen. Auch in Zeiten extremer Glaubensspaltung gab es immer einen gemeinsamen theologischen und philosophischen Bezugsrahmen, auf den sich die Auseinandersetzungen bezogen. Auch der schärfste Skeptizismus bezog sich auf das, was er in Frage stellte.

16 Krzysztof Pomian: Europa und seine Nationen, Berlin 1990, S. 7.

17 Ebd., S. 32ff.

18 Ebd., S. 51ff.

19 Ebd., S. 144.

Jede Geistesgeschichte Europas zeigt, dass der geistige Austausch selbst in Konstellationen schroffen politischen Konflikts weiterging. Die deutsch-französischen Beziehungen sind hierfür ein schönes Beispiel. Nicht ohne Grund war Kant der offizielle Philosoph der Dritten Republik und übersetzte George Mallarmé. Allerdings ist es irreführend, die Analyse solcher Wechselbeziehungen auf den bilateralen Austausch zwischen Nationen zu begrenzen. In allen Bibliotheken standen auch englische, russische und italienische Bücher. Griechisch, Latein und die Naturwissenschaften waren *common ground* des gebildeten Europa. Im kulturellen Austausch und in der intellektuellen Auseinandersetzung gab es auch in den Zeiten des Nationalstaats und nationalistischer Konfrontation eine europäische Öffentlichkeit der Eliten. Es gab, wie Karl Deutsch gezeigt hat, einen regen Austausch von Waren und Informationen.<sup>20</sup> Eng war die Kommunikation zwischen den Fürstenhäusern und Führungseliten der europäischen Staaten. Die Selbstzerstörung Europas im Ersten Weltkrieg konnte sie allerdings nicht verhindern.<sup>21</sup>

So waren „Deutsches“ und „Französisches“ jeweils Teil eines persönlichen, gesellschaftlichen und auch nationalen kulturellen Universums, aus dem die Aufmerksamkeit für bestimmte Themen und Aspekte ihren Sinn bezog. Der jeweils eigene Horizont konnte den ursprünglichen Sinngehalt der aus der anderen Kultur übernommenen Elemente erheblich verändern. Dies schuf unterschiedliche Rezeptions- und Verarbeitungsbedingungen für kulturelle Einflüsse, die eine der Ursachen für die bis heute so überraschende Ungleichzeitigkeit intellektueller Strömungen und Moden in den verschiedenen Ländern Europas bildet.

20 Karl W. Deutsch: *Transnational communications and the international system*, Berlin 1978.

21 Beeindruckend dargestellt in Barbara Tuchman: *Der stolze Turm: ein Porträt der Welt vor dem Ersten Weltkrieg 1890-1914*, München 1969 und dies.: *August 1914*, Bern 1964.

Paradoxerweise waren und sind es gerade die Bildungssysteme, die durch Kanonbildung, durch die Einübung bestimmter Denk- und Darstellungsformen und durch die, wie Pierre Bourdieu immer wieder gezeigt hat,<sup>22</sup> bildungsgesteuerte Reproduktion von sozialen Hierarchien, Prestigeformen und Beziehungssystemen die kulturelle Unterschiedlichkeit europäischer Nationen herausgebildet und verfestigt haben. Gerade die Bildungssysteme haben erhebliches dazu beigetragen, das Bild anderer Länder und die Einschätzung ihrer Kulturen zu verformen.<sup>23</sup> In nationalistischer Verkrampfung werden diese geradezu zu Vexierspiegeln, die einem im deformierten Fremden doch nur die Karikatur des angeblich Eigenen entgegenhalten.

Europäische Öffentlichkeit im Sinne der aktiven Interaktion zwischen Ländern und Kulturen hat es also immer selbst in der verzerrtesten Form gegeben. Wieweit sich daraus allerdings *shared meaning*, geschweige denn ein tragfähiges *core system* gemeinsamer Orientierungen ergeben konnte, muss jeweils genau im Systemzusammenhang des Weltbildes von Individuen und Gruppen untersucht werden. Auch heute im Europa gewollter kultureller Vielfalt ist das Kaleidoskop der Wechselspiegelungen zwischen Teilkulturen die unweigerlich komplexe Form europäischer Öffentlichkeit.

22 Am theoretisch und für den internationalen Vergleich prägnantesten in Pierre Bourdieu, Jean Claude Passeron: Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs, Stuttgart 1971.

23 Zur Anwendung dieser Fragestellung auf die französische Germanistik siehe Robert Picht: Französische Germanistikstudenten, in: Hannelore Gerstein: Stipendiaten aus Frankreich, DAAD-Forum 4, Bonn-Bad Godesberg 1974, S. 135ff.

## Gesellschaftliche und kulturelle Interaktionen im erweiterten Europa – auf dem Weg zur dritten Vereinigung?

Die Schaffung und Erweiterung der Europäischen Union im Kontext rascher Globalisierung hat zu einer früher undenkbaren Vermehrung der Informations- und Kontaktmöglichkeiten und des realen Austauschs zwischen europäischen Ländern geführt. Mit überraschender Geschwindigkeit gliedern sich die ehemals kommunistischen Länder Mittel- und Osteuropas in diesen Verbund ein. Verflechtung, Interdependenz und folgenreiche gegenseitige Bindungen wie der Euro haben eine Interessengemeinschaft geschaffen, deren Tragweite noch kaum begriffen wird. Aus der Wirtschaftsgemeinschaft ist auch dann eine Sozialgemeinschaft geworden, wenn unter dem Vorwand der Subsidiarität das Soziale weitgehend den Nationalstaaten vorbehalten bleiben soll.<sup>24</sup>

Aus der Fülle der Wechselbeziehungen entsteht also eine Vielfalt von Teilöffentlichkeiten, die sich intensiv mit spezifischen Aspekten europäischer Interdependenz beschäftigen und transnational miteinander kommunizieren. Auch kleine und mittlere Betriebe müssen lernen, europäisch und international zu agieren. Das Europa der Interessenverbände und Lobbyisten ist höchst lebendig und trägt erheblich zur nationalen und europäischen Meinungsbildung bei. Trotz aller Schwäche führen die europäischen Institutionen und insbesondere das Europäische Parlament zu intensiver Interaktion zwischen Politikern, Beamten und Experten aller Nationen. Europäische Institutionen sind vor allem anderen eine Schule, die Bewusstsein und Verhaltensformen aller Beteiligten verändert. Gle-

24 Siehe dazu Robert Picht: *Jenseits des Wohlfahrtsstaats: Brauchen wir einen europäischen Gesellschaftsvertrag? Sozialpolitische Dilemmata der Europäischen Union*, in: *Internationale Politik* 60 (2005), Nr. 2, S. 108-114.



ches gilt für Protestbewegungen, die über die Grenzen gehen müssen, um europäisch und global wirksam zu werden.<sup>25</sup>

Dieses Mosaik europäischer Teilöffentlichkeiten ist höchst disparat und in sich inkonsistenter und widersprüchlicher als traditionelle nationale Öffentlichkeiten, da es mangels institutioneller Kohärenz weniger zur permanenten Abgleichung der verschiedenen Perspektiven und Interessen nötigt als der nationale Verbund. Diese Inkohärenz wirkt aber auch auf die nationalen politischen Systeme zurück, die in erheblichem Ausmaß ihre Autonomie verloren haben und in ständig wachsendem Maß kaum begriffene europäische Entwicklungen widerspiegeln, als dass sie selbstständig zu agieren vermögen. Man könnte geradezu sagen, dass die auf Souveränität bezogenen nationalen Öffentlichkeiten immer mehr zur Fiktion werden. Auf nationaler wie auf europäischer Ebene verlangt das vertrackte Verhältnis zwischen meinungsorientierter Öffentlichkeit und europäisch verflochtener Realität unter sich rasch verändernden Verhältnissen eine kontinuierliche Anstrengung: die sich permanent erneuernde Aktion der Bewusstseinsbildung durch einen Grenzen und Institutionen übergreifenden Dialog.

Gleiches gilt auch dort, wo im Bildungswesen durch Programme wie ERASMUS für einen noch immer zu geringen Teil der Studenten Gelegenheit zur persönlichen Erfahrung mit mehreren europäischen Bildungssystemen gegeben wird. ERASMUS hat Europa mehr verändert als viele politische Deklarationen zur europäischen Identität. Evaluationen der Austauschprogramme zeigen aber auch, dass die Kenntnis der besuchten Länder und das Verständnis für die tieferen Dimensionen kultureller Unterschiede oft oberflächlich bleibt.<sup>26</sup> Veränderung der Denkmuster und die Fähigkeit zu interak-

25 S. hierzu beispielsweise die Studie von Eddy Fougier: *Altermondialisme, le nouveau mouvement d'émancipation?*, Paris 2004.

26 S. Ulrich Teichler: *Erasmus in the Socrates Programme: Findings of an Evaluation Study*, Bonn 2002.

tiver europäischer Öffentlichkeit entstehen erst dann, wenn die Vergleichsfähigkeit aktiviert und an konkreten gemeinsamen Projekten erprobt wird.

Die „Generation Erasmus“<sup>27</sup> hat zwar durch Erfahrung gelernt zwischen der *Europe réelle* und den Vexierbildern einer aus der Ferne gesehenen *Europe imaginaire* zu unterscheiden; sie ist aber oft nicht hinreichend geschult, um Perspektivenvielfalt und die ihr zugrunde liegenden kulturellen Paradigmata zu durchschauen und verhandelbar zu machen. Das Eigene vergleichend am Fremden zu messen und weiterentwickeln zu lernen, ist seit den Scholaren des Mittelalters, den Reisenden der Renaissance und den Philosophen der Aufklärung zentrales *Movens* europäischer Kultur. Die aktive Erschließung europäischer Öffentlichkeit ist wie eh und je ein Bildungsprojekt.

27 S. dazu Robert Picht: Generation Erasmus. Zum Europabild junger Europäer, in: Merkur (2004), Nr. 660, S. 306-315.

**Teil 2:**

**Der Intellektuelle und der Mandarin in seiner Zeit**



***Si Non Flectere Superos...***  
**Das Dilemma des Intellektuellen**  
**am Beispiel der 1968er-Bewegung**

Niels Beckenbach

## Parabel

Freud hat in dem Sinnspruch *Si non flectere superos Acheronta movebo* (kann ich die Götter nicht zwingen, überschreite ich den Acheron) eine Gefühlsspannung benannt, die in Tabubruch mündet. Verweigern die Götter den Dienst, erweisen sich die Idealbildungen als illusorisch, so sucht das gekränkte Selbst das Heil bei den Höllenkräften. Die tiefen Wünsche lösen dort, wo sie in der Realität auf unüberwindliche Grenzen stoßen, „infernalische“ Gefühle aus. Größenphantasien und Erzwingungswünsche, wie sie z.B. in politischen Utopien enthalten sein können, schlagen im Falle einer enttäuschenden Wirklichkeit um in ohnmächtige Wut, die wiederum ihre destruktiven Ventile sucht. Wenn wir den Intellektuellen in der politischen und ästhetischen Kultur Europas als eine Schlüsselfigur ansehen – Michael Winock spricht von dem 20. Jahrhundert als dem *Jahrhundert der Intellektuellen* – so gilt die hier angedeutete Dynamik des Höllensturzes für keine andere Sozialfigur der Moderne so sehr wie für ihn.

Allerdings ist der Intellektuelle auch ein Meister der Camouflage. Nach dem Scheitern der sozialistischen Utopie am Ende des 20. Jahrhunderts hat er an öffentlicher Glaubwürdigkeit und Überzeugungskraft verloren. Andere Auguren stehen bereit.

Ich will im vorliegenden Zusammenhang der Frage nachgehen, wieweit innerhalb der 1968er-Bewegung tatsächlich eine Grenzlinie zwischen emanzipatorischer Aufbruchsbewegung und dem „dunklen Kontinent“ des Macht- und Größenwahns erreicht und tendenziell überschritten wurde. Die Rolle der Intellektuellen in der 1968er-Bewegung und ebenso die Bedeutung dieser Bewegung für die politische Kultur der Bundesrepublik sind vielleicht auch aus diesem Grunde heute umstritten. Hatte sich in der bürgerschaftlichen Bewegung der achtziger Jahre zunächst ein positives Bild von

der damaligen Revolte durchgesetzt,<sup>1</sup> so lässt sich neuerdings ein Deutungswandel wahrnehmen. Es mehren sich die Anzeichen dafür, dass dabei die Generationen-Variable an Einfluss gewinnt. Die derzeitige Jugendgeneration steht beschäftigungsstrategisch gesehen *ante portas* und sie trifft derzeit auf eine Generation „im Sattel“, die noch lange nicht weichen will. Es sieht ganz danach aus, als ob der vormals existierende Sympathie-Konsens bezüglich der 1968er-Bewegung heute tendenziell nur noch für diejenigen gilt, die diese Bewegung vor etwa 30 Jahren initiiert und getragen haben. Die gesellschaftliche Basis der intellektuellen Kultur erscheint heute pluraler, weniger weltanschaulich gespalten und manichäisch, zugleich aber auch beliebiger. Die Plethora der medialen Bilder bietet für jeden das Programm seiner oder ihrer Wahl. Der intellektuelle Gegenwartsdiskurs ist „kaleidoskopisch“ zerstreut. *Talk show* und Feuilleton ersetzen heute die stringente Zeitdiagnose. Aber ohne die 1968er-Revolte wäre der bürgerschaftliche Wandel in den achtziger Jahren nicht denkbar gewesen. Deutschland hat in den letzten drei Jahrzehnten als politische Kultur die Dämonen der „Wagnerianischen“ Zerquältheit, des Selbstmitleids und der autoritären Folgebereitschaft in der Tendenz überwunden.

Eine angemessene Einschätzung der 1968er-Bewegung ist heute eher eine Frage des Wissens als eine Weltanschauungsfrage. Blickt man zurück auf die gesellschaftlichen Wandlungsprozesse nach dem Abschluss der Wiederaufbauphase in der Mitte der sechziger Jahre – die sozial-liberale Entspannungspolitik, die Aussöhnung mit dem westlichen Nachbarland Frankreich, die Pop-Revolution oder die Modernisierungen in Wirtschaft und Bildung –, so steht die 1968er-Revolte neben diesen Ereignissen als *ein* Element von Liberalisie-

1 S. etwa: Alain Touraine: Soziale Bewegungen: Spezialgebiet oder zentrales Problem soziologischer Analyse? in: Joachim Matthes (Hg.): Krise der Arbeitsgesellschaft? Verhandlungen des 21. Deutschen Soziologentages in Bamberg 1982, Frankfurt/M. u.a. 1983.

rung und Emanzipation. Die bürgerschaftliche Kultur der siebziger und achtziger Jahre, die Öffnung der mentalen Horizonte in Richtung Toleranz und Pluralisierung, die Neugierde gegenüber dem Nachbarlichen und eine tendenziell wachsende Einsicht in Schuld und Verstrickung – die „Fähigkeit zu Trauern“ – verweisen insofern auf komplexe Entwicklungspfade. Nur in zweierlei Hinsicht – nämlich bei der Überwindung des affirmativen Konsenses und der Schweigespirale über die jüngere Vergangenheit und die Verwicklung der Kriegsgeneration in die Verbrechen des NS-Regimes sowie bei der Kritik des amerikanischen Vietnam-Krieges hatte – und behält – die 1968er-Bewegung wider alle *reservations* der Nachgeborenen eine originär emanzipatorische Funktion. In der historischen Rückschau behalten nahezu immer die Skeptiker Recht. Aber ohne die leidenschaftlichen Wagnisse und die notwendigen Überspitzungen des Demokratisierungsprozesses nach 1966 wäre die Bundesrepublik heute nicht die lebbarere Gesellschaft, als die sie von den Nachbarn in Ost und West geschätzt wird.

Ich will im vorliegenden Zusammenhang schwerpunktmäßig einer anderen Frage nachgehen. Ebenso wichtig wie eine Wertung der 1968er-Ereignisse erscheint mir heute ein adäquates Verständnis für die mentalen Strukturen und Prozesse innerhalb der 1968er-Bewegung. Mich interessiert die Rolle des Intellektuellen als charismatischer „Akteur“ (Alain Touraine) in der politischen Kultur des „roten Jahrzehnts“ (Gerd Koenen). Auch diejenigen, die wie ich die 1968er-Bewegung als positives Schwellenphänomen für die politische Kultur der Bundesrepublik werten, müssen der Tatsache einer latenten Gewalt in dieser Bewegung Rechnung tragen. Was in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre als anti-autoritäre Revolte und als Aufbruch in ein freieres und selbstbestimmteres Leben begann, trug nicht einmal ein halbes Jahrzehnt später bereits die Merkmale des politischen Scheiterns: Fraktionierung und Dogmatismus, Dereali-



sierung und Größenwahn. Vor allem aber zog sich von der Brandstiftung der Gruppe um Andreas Baader und Gudrun Ensslin im April 1968 bis zu den suizidalen Aktionen in der Nacht vom 17./18. Oktober 1977 und von dort noch anderthalb Jahrzehnte weiter eine Spur der mörderischen Gewalt durch die Bundesrepublik, deren Ursachen und Begleitumstände m.E. nicht zu trennen sind von der 1968er-Bewegung. Hier liegt meine Fragestellung. Wie und wodurch konnte dieser Umschlag vom Aufbruch in die *destrudo* geschehen und welche Rolle weisen dabei die 1968er-Intellektuellen als legitimierte Sprecher der Bewegung auf? Ich beschränke mich im folgenden auf wenige zentrale Thesen.

## Der Intellektuelle als *marginal figure* der deutschen Nachkriegskultur

In der Parole des *sous les pavées, c'est la plage* aus dem französischen Mai von 1968 (damals von anonymer Hand auf eine Häuserwand geschrieben) ist das Rousseausche Ideal evoziert vom nicht-entfremdeten Subjekt, vom Menschen als Akteur in dem nachdrücklichen Sinn des Wortes. Als *sociabilité*<sup>2</sup> hatte Denis Diderot in der *Encyclopédie* eine Vision vom vergesellschafteten Menschen skizziert, charakterisiert durch die Befreiung von Herrschaft und die Entfaltung von Bildung und Gemeinsinn.<sup>3</sup> Diderot und d'Alembert hatten das von ihnen vorgelegte Werk bezeichnet als *Ouvrage d'une société des gens de lettres*.<sup>4</sup> Die Enzyklopädisten des 18. Jahrhunderts waren Vorläufer der Intellektuellen. In der Reaktualisie-

2 Art. *Société* und *socialité* in: Denis Diderot und Jean Le Rond d'Alembert (Hg.): *Encyclopédie ou Dictionnaire Raisonné des Sciences, des Arts et des Métiers*, Bd. VIII, Paris 1751, S. 250ff.

3 Ebd. Im Einzelnen definiert Diderot Sozialität durch die Eigenschaften von Wechselseitigkeit (Reziprozität), Universalität, Gemeinsinn und „relationale“ Gleichheit (Gleichheit der sozial Ähnlichen).

4 Ebd., S. I.

rung dieser aufklärerischen Motive unter *anti*-institutionellem Vorzeichen – gegen den Staatsapparat, gegen die Maschinerie von Verwaltung und Konsum, gegen den Kapitalismus und den Kolonialismus – wurde das Ideal der *socialité* in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre unter utopischem Vorzeichen wieder aufgenommen. Ausgehend von der Kritik des entfremdeten Menschen und der diesen Menschen prägenden gesellschaftlichen Verhältnisse sollte das gesellschaftliche Individuum aus seiner konsumtiven Erstarrung erweckt und durch Agitation und Aufklärung dem Zustand der Mündigkeit auf der Höhe der Zeit „zugeführt“ werden.

Allerdings lag, wie wir heute wissen, diesem menschenbildnerischen Projekt eine Mehrdeutigkeit zugrunde. Mit der Pflasterstrand-Allegorie wird einerseits der Zustand einer originären *sociabilité* evoziert, verborgen unter dem Beton des Bestehenden und freizulegen durch die zu entwickelnde alternative Praxis. Die Anthropologie des jungen Marx wirkte hier inspirierend. Herbert Marcuse zielte mit dem mythologischen Bild des *Orpheus* auf eine Synthese zwischen der Entwicklung industrieller Produktivkräfte und einer den neuen Bildungsschichten zugeschriebenen hedonistischen Moral.<sup>5</sup> Der Wandel von der *war generation* zu der 1968er-Generation erschien als aussichtsreich für diese Vision vom „allseitig“ entwickelten – in der französischen Diktion: vom „polyvalenten“ – Individuum der erwarteten Dienstleistungsgesellschaft. Blickt man andererseits auf die Situation des europäischen Intellektuellen in den fünfziger Jahren, so ergibt sich noch eine zweite Realitätsschicht. *Sous les pavées*, unterhalb dem dünnen Firnis der Nachkriegszivilisation „lauerten“ die Ungeheuer der Tiefe, den Ungeheuern in der Hobbesschen Bildersprache vergleichbar. Die Intellektuellen hatten sich auseinander zu setzen mit dem neuen *Leviathan* (Pierre

5 Herbert Marcuse: *Eros and Civilization. A Philosophical Enquiry into Freud*, New York 1955, S. 144ff.

Naville), der entstanden war durch die Deformation des Sozialismus unter Lenin und Stalin. Die Spaltung der Welt in zwei feindselig entfremdete Blöcke ließ das apokalyptische Szenario eines dritten Weltkrieges entstehen. Und der Konservatismus in der westlichen Führungsnation, den USA, ließ für visionäre Projekte jenseits der etablierten Konsumkultur nur wenig Raum. Im geteilten Deutschland dominierte ähnlich wie in den USA das Schwarz-Weiß-Denken des Kalten Krieges. Eine wirkliche Aufarbeitung der Vergangenheit hatte weder in der Bundesrepublik noch in der DDR stattgefunden.

Anders als in Frankreich, wo der Barrikadenbau im Mai 1968 die revolutionären Traditionen von 1789 und 1831, von 1848 und 1871 wieder wachrief und wo die Intellektuellen durch die Dreyfus-Affäre gegen Ende des 19. Jahrhunderts zu einer Säule des republikanischen Konsenses geworden waren, standen die Intellektuellen im geteilten Nachkriegs-Deutschland vor den Trümmern des „Zweiten dreißigjährigen Krieges“.<sup>6</sup> Eine durch Liberalität und Diskurskompetenz gekennzeichnete Öffentlichkeit wie im Falle Frankreichs hatte im Nachkriegs-Deutschland keine Tradition und sie blieb im Zwiespalt zwischen verdrängter Vergangenheit und wirtschaftlicher Tüchtigkeit sozusagen auf halbem Wege stecken. Die Wirtschaftsgesellschaft der Bundesrepublik hatte für utopische Entwürfe keine Zeit. Die Kulturanalysen von Jost Hermand<sup>7</sup> oder von Hermann Glaser<sup>8</sup> zeigen, dass die Intellektuellen in der Bundesrepublik in dem *common sense* der eher als „robust“ zu bezeichnenden Wirtschaftsmentalität ein schmales Inseldasein fristeten – an Rundfunkhäusern, im Feuilleton der großen Tageszeitungen oder in der politischen Publizistik. Die „außerparlamentarische Opposition“

6 Hans-Ulrich Wehler: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, 4. Bd., München 2003; s.a. ders.: Der zweite dreißigjährige Krieg, in: Der Spiegel 8/2004.

7 Jost Hermand: Kultur im Wiederaufbau. Die Bundesrepublik Deutschland 1945-1965, München 1986, S. 200ff.

8 Hermann Glaser: Deutsche Kultur 1945-2000, München u.a. 1997.

benötigte Idole. Die Anthropologie des jungen Marx, die hedonistischen Ideen Marcuses und der kritische Diskurs der „Frankfurter Schule“ erschienen als theoretische Fundamente der 1968er-Revolution geeignet. Aber sie allein konnten den charismatischen Zündfunken nicht liefern. Und hier kommt das Problem der Gewalt in den Blick. Ich diskutiere diesen Punkt zunächst anhand eines Vergleichs der Intellektuellen in der DDR und der Bundesrepublik.

### *Intellectuel* oder *Intelligentsia*

Zum 20. Jahrestag der Gründung der DDR im Oktober 1969 wurde im Staatsverlag Dietz ein Geschenkband herausgegeben, der dann in einem Festakt beim Staatsrat an die Staatsführung übergeben wurde. In diesem sorgfältig aufgemachten Band war zu lesen, dass in der DDR ein neues Zeitalter angebrochen sei.<sup>9</sup> Die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen sei für alle Zeiten beendet. Die Arbeiterklasse und ihre Lenkerin, die Partei, seien nun auf dem Weg, eine friedliche und glückliche Zukunft aufzubauen. Beim Lesen dieser Zeilen konnte man den Eindruck gewinnen, dass die Autoren dieser DDR-Festschrift ernsthaft davon überzeugt waren, dass das goldene Zeitalter des Sozialismus unmittelbar bevorstehe. Als ich nach dem Zusammenbruch der DDR Intellektuelle – die offizielle Berufsbezeichnung lautete „werk tätige Intelligenz“ – danach befragte,<sup>10</sup> wodurch diese wohl auch für die damalige Zeit bereits unrealistische Feststimmung begründet gewesen sein dürfte, schilderte mir mein Gesprächspartner – er gehörte einem von Manfred Lötsch geleiteten Forschungskollektiv über „Intelligenz und Arbeiterklasse“

9 Staatsrat der DDR (Hg.): Die Deutsche Demokratische Republik. Festgabe zum 20-jährigen Bestehen, Berlin 1969.

10 Es handelte sich dabei um Soziologen und Philosophen, die als Lehrende für das an allen Universitäten obligatorische Studienfach Marxismus-Leninismus tätig waren. Der im folgenden zitierte Gesprächspartner hatte eine Professur für marxistische Philosophie an der Technischen Hochschule in Ilmenau inne.

an – das intellektuelle Milieu, in dem er aufwuchs und in welchem er gleichsam „herangezüchtet“ wurde.

Als Kind „klassenfester“ Eltern sei er bereits im Alter von 12 Jahren in eine Elite-Institution gekommen und dort zum marxistischen Kader ausgebildet worden. Die „Zucht“ sei dort streng und die Anforderungen seien in jeder Hinsicht – fachlich, disziplinar und auch moralisch – extrem hoch gewesen. Stets habe man sich gegenüber den Lehrerinnen und Lehrern für seine „Privilegien“ gegenüber dem Rest der Bevölkerung rechtfertigen müssen. Kleinste Verstöße gegen die strengen Regeln seien unnachsichtig und häufig auch grausam bestraft worden. Als besonders belastend habe er den penetrant moralisierenden und anklagenden Ton der Lehrerschaft empfunden. Dahinter, soviel zeigte sich in den Gesprächen immer wieder, stand das „inquisitorische“ Misstrauen der Parteifunktionäre, dass die geforderte Linientreue sowieso nie erreicht werde. Ständig sei die Rede gewesen von der hohen Verpflichtung gegenüber dem Kollektiv und der Partei. Als nichtswürdig und verdammenswert habe die eigene Meinung gegolten, sofern diese auch nur ein Jota von der Parteilinie abwich. Vor allem aber wurde er wie auch die anderen Kandidaten der kommunistischen Elite mit einem durchdringenden Feinddenken „geimpft“ gegenüber allem, was sich jenseits der „Staatsgrenze West“ befand. Es war eine Erziehung zum Hass. Mehrere seiner Mitschüler hätten dem Druck nicht standgehalten. Es habe auch einen Selbstmord eines Beteiligten gegeben. Er selbst sei später als Hochschullehrer an der Peripherie im thüringischen Ilmenau vergleichsweise wenig überwacht worden. Doch immer dann, wenn die Veröffentlichungen der Forschungsgruppe unter Manfred Lötsch nicht der Parteilinie entsprochen hätte, habe die politische Reglementierung gegriffen. Dies sei etwa über die Papierzuteilung geschehen. Unliebsame Forschungsberichte, aufgelegt in minimaler Stückzahl, seien in der Regel in den Bildungsinstitu-

tionen der DDR versickert. Allerdings sei von Seiten der Forschungsgruppe eine wie auch immer geartete Kritik gegenüber dem Machtzentrum der Partei niemals geäußert worden.

Die sozialistische Disziplin – *perinde ad cadaver* – war tief verinnerlicht. Sie war zu einer „zweiten Haut“ angewachsen. Das Modell der sozialistischen *intelligentsia* hatte sich unter Lenin, Stalin und seinen Nachfolgern „entpuppt“ als ein Drachenhaupt der auf sich selbst zentrierten Macht, nach unten hin abgepuffert durch ideologische Indoktrination, durch engmaschige Überwachung und vor allem durch drakonische Abstrafung auch der geringsten Abweichung von der proklamierten Norm. Nicht alle von mir befragten DDR-Intellektuellen sind derart „spartanisch“ diszipliniert und indoktriniert worden wie der hier erwähnte Hochschullehrer. Ingenieure aus der Automobilproduktion in Eisenach berichteten mir von Inkompetenz und Verantwortungsdelegation nach oben bis in den Bereich des zuständigen Fachministeriums. Und dort habe man im Zweifel auf die Vereinbarungen innerhalb des Comecon und die Führungsautorität der Sowjetunion verwiesen. Die Bürgerrechtlerin Freya Klier empfand rückblickend die Atmosphäre in dem DDR-Regieinstitut, wo sie in den siebziger Jahren studierte, als vergleichsweise offen und liberal. Hinter vorgehaltener Hand wurde ihr souffliert, man brauche eben auch das unangepasste Denken. Ein ehemaliger Sicherheitsfachmann in den Leuna-Werken, der wegen „antisowjetischer Hetze“ mit dem für DDR-Verhältnisse exorbitant milden Urteil von neun Monaten Straflager davongekommen war, berichtet in einem Gespräch von einer fürsorglichen Warnung eines höher gestellten Schichtleiters an seine Adresse in einem Gespräch „unter vier Augen“. Ähnlich äußerte sich mir gegenüber der jüdische Kommunist Jürgen Kuczynski. Niemals, so sagte er mir in einem filmischen Dokument, habe er seine Meinung offen geäußert – außer in der eigenen Familie oder in der Situation „unter vier Au-

gen“. Aber in allen Fällen setzte die dreifache Autorität der Partei als moralische Oberhoheit, als Kontrollzentrum und – gegebenenfalls – als strafende Instanz jeder auch nur denkbaren Variante von eigenständigem Denken oder Handeln enge Grenzen. Die Angehörigen der „werktätigen Intelligenz“ in der DDR waren willfährige Dienstleister der Machtelite. Sie funktionierten – wie auch immer mit innerlichem Vorbehalt – als Teil des zentralistischen Räderwerks. Sie verbargen ihre Individualität so gut es ging in den Nischen des Systems.

Die Intellektuellen in der Bundesrepublik suchten nach dem Ende des konservativen Kompromisses gegen Ende der sechziger Jahre ihre Position irgendwo zwischen kritischem Diskurs und Avant-Garde. *Avant-Garde* bedeutet soviel wie die Vorhut einer Bewegung auf der Suche nach dem Neuen. Die Avant-Garde lebt von der Absetzung vom Massengeschmack. Der Unterschied zwischen Avant-Garde und intellektuellem Wiedertäufertum liegt in der Fähigkeit zur Symbolisierung. Die politische Avant-Garde in der Bundesrepublik war nicht der ideologische Überbau einer herrschenden Partei. Während der antiautoritären Phase gegen Ende der sechziger Jahre verbanden sich die Strömungen der Pop-Kultur, der Hippie- und Antikriegsbewegung und des Existentialismus mit den eher asketisch orientierten Theorie- und Schulungsbewegungen aus dem universitären Milieu zu einer offenen Protestbewegung. Im Innern der Bewegung herrschte gegen Ende 1968 eine „fröhliche Anarchie“. Allerdings war damit die Konfrontation zur Bevölkerungsmehrheit quasi vorprogrammiert. In der Bundesrepublik fehlte die Selbstverständlichkeit des kritischen Diskurses. In dem autoritären Konsens der Adenauer-Ära wurden abweichende Meinungen und Verhaltensweisen schnell mit den Stereotypen belegt, welche die Gründergeneration der Bundesrepublik aus der NS-Ära übernommen hatte.

Wo lag in der 1968er-Bewegung der Rubikon zwischen bürgerrechtlichem Diskurs, sozialistischer Utopie und subkulturell-selbstgeordneten Lebensformen auf der einen und dem *furor* der Hassgewalt auf der anderen Seite? Häufig wird diese Frage so gestellt, als habe im wesentlichen ein reaktives Verhalten der 1968er-Bewegung derart vorgelegen, dass auf die Übergriffe des Staatsapparates und die Hasstiraden der Springer-Zeitungen nur mit legitimer Gegengewalt zu begegnen sei. Eine solche Argumentation ist punktuell berechtigt, aber sie bleibt vordergründig und sie hat meistens eine entlastende Funktion. Ich möchte im vorliegenden Zusammenhang eine andere These entwickeln. Es lässt sich zeigen, dass die imaginären Strukturen in Argumentation und Programmatik der 1968er-Bewegung neben den emanzipatorischen Elementen bereits frühzeitig eine zweite Linie enthielten.

Die Avant-Garde innerhalb der Bewegung profilierte sich vor allem durch Radikalität. Dies bedeutete gesteigerte und immer wieder gesteigerte „Revolutionierung“ in Wort und Tat. Mit der Transformation der Kritik von den symbolischen Orten des Diskurses und der provokativen Inszenierung hinein in die reale Politik mutierte das 1968er-Projekt von der experimentellen Praxis zur Konfrontation. Jenseits der Linie einer fröhlichen Anarchie lag das ebenso faszinierende wie unvertraute Terrain des Kampfes um die politische Macht. Und in dieser Aura blühten alsbald die Phantasmen. Die russische *intelligentsia* um Lenin und Trotzki hatte diese Linie überschritten durch Propagierung des militärischen Aufstands. Lenin hatte den Avant-Garde Begriff von der Kunst auf die Politik übertragen. Die von ihm und seinen Mitstreitern gegründete „Partei neuen Typs“ konstituierte sich als politischer Orden – allumfassend und unfehlbar für die Anhänger, tödlich für „Klassenfeinde“ und Dissidenten. Die Partei-Intellektuellen in der DDR oder die Anhänger von DKP und SEW bzw. deren Ableger in der Friedensbewe-



gung waren bis zum 9.11.1989 eingeschworen auf die Führungsrolle der kommunistischen Partei unter Führung der Sowjetunion. Hier, in dem von den Sprechern der 1968er-Bewegung eher erahnten als wirklich durchschauten Übergang von der utopischen Rhetorik zur „Tat-Logik“, lag nach meiner Vermutung nachweisbar die Scheidelinie, der *Acheron* zwischen dem *intellectuel* nach französischem Vorbild und der *Intelligentsia* des kommunistischen Typs. Die Sprecher der 1968er-Bewegung haben mit dem *furor* dieser Tat-Gewalt leichtfertig gespielt. Die Gruppe um Andreas Baader, Gudrun Ensslin und Ulrike Meinhof hat mit diesem Tat-Phantasma Ernst gemacht und den Acheron der Gewalt überschritten.

## Der Marsch in die Destruktion

Von Gramsci<sup>11</sup> stammt die These, dass der Intellektuelle „organisch“ mit dem jeweiligen sozialen Substrat verbunden sei, dem er durch Herkunft oder berufliche Tätigkeit angehört. Die Intellektuellen seien die Träger und Gestalter des Denkens und des Vorstellens innerhalb des jeweiligen Sektors von gesellschaftlicher Reproduktion – Produktion und Werbung, Medien und Unterhaltung, Verbände und Politik. Je nach vorherrschender Tendenz („Hegemonialität“) seien dabei eher system-stabilisierende oder kritisch-verändernde Praxen möglich. Gramsci vertritt hier eine Gegenposition zu der Lehre von Karl Mannheim von der „freischwebenden“ Intelligenz und in einem gewissen Sinn auch gegenüber der „Seismographen“-These von Lenin.

Bezogen auf die Akteure der 1968er-Bewegung drückt die Theorie Gramscis die damalige Wunschhaltung aus. Mannheims These von der „freischwebenden“, also sozial ungebundenen Intelligenz dagegen eignet sich präzise zur Charakterisierung der damaligen

11 Antonio Gramsci: Gefängnishefte 1, Berlin 1991, S. 387.

Situation. Ich möchte dies in aller Kürze am Modellfall Berlin exemplifizieren. Die Intellektuellen in der 1968er-Bewegung „schwebten“ als eine mit der Bevölkerung nicht verbundene und von den Machträgern in Parteien und Verbänden mit Misstrauen und Aversion beobachtete Gruppierung gleichsam über den politischen Stimmungen in der Stadt. Sie erschienen den Berlinern als die Gruppe, die nach dem Ende des Kalten Krieges nun eine neue Ära des Bürgerkrieges anzufachen begann. Die Mentalität der Berliner war geprägt durch zwei Jahrzehnte der leidvollen Erfahrung mit dem kommunistischen Regime in der die Stadt „umzingelnden“ DDR. Hinzu kommt die mentale Last einer verdrängten und verleugneten Gewalt-Erbschaft aus der Zeit des NS-Regimes, deren Implikationen durch Alexander und Margarete Mitscherlich transparent gemacht worden sind. War es möglich, dass sich die *Unfähigkeit zu trauern* auch auf die Sprecher der Protestbewegung übertragen hatte? Hatten sich in den Werten der 1968er-Akteure untergründige Motive von Rache, Vergeltung und Opfer eingeschlichen? Und noch weitergehend: War es vorstellbar, dass die latente Gewaltsamkeit der Kriegsgeneration wie ein maligner Infekt in die Bewegung „übersprang“ als Gewaltpotential unter antiimperialistischem Vorzeichen?

Die hier angerissenen Fragen lassen sich im Zusammenhang dieses kurzen Essays nicht zureichend beantworten. Ich möchte im vorliegenden Zusammenhang verschiedene Quellen und unterschiedliche Linien in der Debatte über mögliche Potentiale von destruktiver Gewalt im 1968er-Projekt unterscheiden. Ich bediene mich dabei einer „systemischen“ Argumentation. Es geht darum, wieweit ein übergeordnetes politisch-kulturelles System externe Anstöße, seien diese nun diskursiver oder protestativ-provokativer Art, aufnehmen und in produktiver Weise, z.B. durch Binnendifferenzierung oder durch kulturelle „Codierung“, als Erweiterung des mentalen

Raumes und der kulturellen Überlieferung zu wenden vermag oder ob diese Impulse kontrastiv abgedrängt werden im Sinne von Tabuisierung oder Kriminalisierung mit der Konsequenz einer Rigidisierung oder „Versteinerung“ des übergeordneten Systems. In der Gegenrichtung betrachtet stellt sich die komplementäre Frage, wieweit – und falls ja, um welchen Preis – die Protest-Kultur das Spannungsverhältnis zwischen Identitätsbehauptung und emanzipativer Einwirkung auf das umgebende System aufrecht erhalten kann oder nicht. Eine „dissimilative“ Lösung bzw. eine tendenzielle Autarkie der Oppositionskultur bedeutet in diesem Sinne eine Tendenz der Dissoziation mit dem Effekt, dass aus dem Binnenkreis der „Verschworenen“ entweder ein gewaltsamer Umsturz der umgebenden Ordnung versucht bzw. wie im Falle der russischen Revolution von 1917 herbeigeführt wird oder dass die Gruppe an der nach innen durchschlagenden *destrudo* zerbrechen muss.

Wendet man diese Modellbetrachtung an auf die damalige Wirklichkeit, so zeigt sich in der West-Ost-Differenzierung wiederum die Unterschiedlichkeit von kultureller Geltung, die ich oben bereits anhand der Unterscheidung von *intellectuel* und *Intelligentsia* andeutete. Im Falle der französischen Entwicklung hatte sich durch den langen historischen Vorlauf einer tendenziell „dissentierenden“ Gruppe eine Meinungsführerschaft herausgebildet, deren kritischer, aber durchaus nicht destruktiver Geist z.B. auch in den künstlerischen Avant-Garden der zwanziger und dreißiger Jahren wieder auflebte. Der Deutschland-Beobachter Pierre Viénot hat in den zwanziger Jahren die Situation in der Weimarer Republik mit dem Terminus *incertitudes allemandes* umschrieben.<sup>12</sup> Viénot meinte damit eine Tendenz zu mentaler Ortlosigkeit und Desorientierung, hin und her schwankend zwischen Harmonie- und Verge-

12 Pierre Viénot: Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur. Neu herausgegeben und eingeleitet von Hans Manfred Bock, Bonn 1999.

meinschaftungs-Sehnsucht, Selbstmitleid und Modernitätsangst, zwischen Ressentiment und Erlösungshoffnung. *Sous les pavées*, gut verborgen unterhalb der zivilisatorisch eingeübten Verhaltensmuster im geteilten Nachkriegsdeutschland könnte sich, so lautet die hypothetische Überlegung, ein Moment dieser kollektiven „Unruhe“ erhalten haben, welches durch die Avant-Garden der 1968er-Bewegung wieder aktiviert wurde.

Die Hassreligion der Nationalsozialisten war möglich, sie wurde bis zu einem gewissen Sinne sogar herausgefordert durch eine erwartungsvolle Stimmung innerhalb der deutschen Bevölkerung gegen die Moderne, gegen den Westen und gegen die Juden als dem vermeintlichen Sündenbock für die „Übel“ der Zivilisation. Dagegen speiste sich der kommunistische *Leviathan* aus einem weit verbreiteten Ressentiment gegen die Individualisierung, dem die Partei und die von ihr gelenkten Führungsorgane ein grausames Regime zumaßen. Aus den Wirren der Nachkriegsordnung hatte sich noch eine dritte Gewaltströmung entwickelt. Mit den Volkserhebungen in der nach-kolonialen Weltordnung nach dem Ende des 2. Weltkrieges erschienen die nationalen Befreiungsbewegungen in Afrika, Asien und Lateinamerika in einem leuchtenden Licht. Die Vision einer befreiten Gesellschaft schien durch die emanzipatorischen Zielsetzungen legitimiert zu sein. Durch die Protestaktionen war bei den Medien und den jugendlichen Anhängern gleichermaßen ein hohes Maß an öffentlicher Aufmerksamkeit sichergestellt. Aber das politische Charisma, die ideologischen Leitbilder und der „ideale“ Fluchtpunkt der Bewegung und ihrer Avant-Garde bedurfte einer Idolisierung. Keine soziale Bewegung kann ohne ein utopisches Motiv die Massen ergreifen.

Und genau diese Funktion erfüllte der Revolutionsmythos. Mit ihm ließen sich die drei Desiderate – die Avant-Garde-Funktion der Führung, die charismatische Bindung der Bewegung nach innen

und der ideologische Angriffsschwung nach außen – legitimieren. Die protestative Bewegung, mit den aus der amerikanischen *free speech*-Bewegung übernommenen Parolen zunächst bürgerrechtlich orientiert, gewann mit dem Paradigma von der antikolonialen Revolution ein Charisma, welches die politische Klasse erschreckte und in den Medien für Aufmerksamkeit gegenüber den 1968ern sorgte. Soweit waren die Bedingungen gegeben für eine Form von Avantgardismus, wo ähnlich wie in der Kunst des beginnenden 20. Jahrhunderts eine Idee die andere „gejagt“ hatte bis schließlich ein allgemeiner *ennui* und die in der modernen Gesellschaft konstitutive Kommerzialisierung zu einer „Nivellierung“ des vorher Unerhörten geführt hatte. Aber es kam diesmal anders. Zwei Ursachen können angeführt werden dafür, dass sich aus einer Bewegung des bürgerchaftlichen Aufbruchs eine Spirale der Leidenschaften und der Gewalt mit einer am Ende bürgerkriegsartigen Zuspitzung entwickelte. So bewegte sich die politische Kultur der Bundesrepublik – zunächst unter konservativem Vorzeichen und dann mehr und mehr einvernehmlich zwischen den demokratischen Parteien – westwärts im Sinne einer Ausdehnung individueller Freiheitsrechte und Gestaltungsoptionen. Hierzu kontrastiv „wanderte“ das politische Denken innerhalb der 1968er-Bewegungen in dem Maße ostwärts, wie die Aktionsbasis der Bewegung verbreitert und programmatisch vertieft wurde. So standen sich „Entideologisierung“ und „Re-Ideologisierung“ diametral gegenüber. Die ansteigende Binnen-Solidarität innerhalb der 1968er-Bewegung hatte den politischen Preis einer wachsenden Fundamentalspannung gegenüber der umgebenden Kultur der Mehrheitsbevölkerung.

Eine Verschärfung dieser Systemspannung resultierte noch daraus, dass es um die Chancen für diskursive Muster der Auseinandersetzung zwischen Protestkultur und Bevölkerungsmehrheit denk-

bar schlecht bestellt war. Helmut Schelsky und seine Mitarbeiter<sup>13</sup> hatten in ihren Untersuchungen über Sozialstruktur und Mentalität der westdeutschen Bevölkerung in den fünfziger Jahren eine Tendenz zur Nivellierung auf kleinbürgerlicher Basis ermittelt. Andere Autoren wie etwa Erich Kuby, Friedrich Sieburg oder Carl G. Schmidt-Freytag ergänzten diesen Befund mit der These, dass sich die Mehrheit der Bevölkerung in der Bundesrepublik an einen eng auf wirtschaftliche Fragen begrenzten Konsens klammerte und jeglichen geistigen Höhenflügen offen ablehnend gegenüberstand. Je mehr sich die zunächst reformerisch oder antiautoritär ausgerichtete 1968er-Bewegung unter dem Einfluss der Vietnam-Kampagnen in Richtung einer anti-imperialistischen Avant-Garde radikalisierte, umso mehr verhärteten sich die Fronten. Der Zwang zur Avant-Garde innerhalb der 1968er, die fehlende Tradition im Umgang mit Konflikt und Dissens innerhalb der Öffentlichkeit (die allerdings in diesen Jahren auf eine harte Probe gestellt wurde) und die Spirale des politischen Aktionismus wuchsen sich speziell in der Front-Stadt Berlin aus zu einer politischen Aufladung mit verhängnisvollen Konsequenzen. Hier lebte eine ausreichend große Zahl von Schul- und Studienabbrechern, Wehrdienstverweigerern und jugendlichen Trebegängern, sensibilisiert für die politische Szene, gleichzeitig im Gefühlserleben mobilisiert und intellektuell desorganisiert – *incertitudes berlinoises* in der Epoche der so faszinierenden aber auch so anomie-geladenen „Sechziger“.<sup>14</sup> In keiner Stadt der Bundesrepublik war innerhalb der Bevölkerung die Aversion gegen den Kommunismus derart scharf und kompromisslos ausgeprägt wie in West-Berlin.

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, wieso der Revolutionsmythos gewissermaßen „nach hinten“ zünden musste. Die ab-

13 Helmut Schelsky: Wandlungen in der deutschen Familie der Gegenwart, Tübingen 1967.

14 Möglicherweise liegt hier ein Moment der Kontinuität etwa im Vergleich zur Zeit der Weimarer Republik. S. Lionel Richard (Hg.): Berlin 1919-1933. Gigantisme, crise sociale et avant-garde: l'incarnation extrême de la modernité, Paris 1993.

strakte und dezisionistische Vision Dutschkes und Krahls von der bewaffneten Guerilla in den urbanen Zentren des „imperialistischen“ Westens lieferte eine Art von Bühne für die politische Inszenierung. An der Spitze der 1968er-Bewegung formierte sich ein imaginäres Tribunal, flankiert durch agitatorische Rhetorik und öffentlich in Szene gesetzt durch Straßendemonstrationen und Kongresse, durch Flugschriften, politische Büchertische und illegale Plakataktionen. Es war eine Szenerie, die an die revolutionären Bankette aus der Zeit der Französischen Revolution erinnerte. So entstand in relativ kurzer Zeit eine Gegenöffentlichkeit, die den utopischen Traum von einer befreiten Gesellschaft schlagartig in den Bereich des scheinbar Möglichen rückte. Es existierten prinzipiell drei verschiedene Möglichkeiten, dieses Projekt einer alternativen Kultur in die Wirklichkeit umzusetzen: Das westeuropäische Modell der *intellectuels*, der *Californian dream* einer locker mit der „Stamm“-Gesellschaft verbundenen Hippie-Lebenswelt im Sinne Marcuses sowie das Stellvertreter-Modell des revolutionären Partisanen, der vom Untergrund her den Kampf führt gegen die „Besatzer“. Es war Jean-Paul Sartre, der das Partisanenmodell auf die Wirklichkeit des antikolonialen Kriegs übertrug und dieses damit auch für die Protestszene „hoffähig“ machte.<sup>15</sup> Sartre beschwört in diesem Zusammenhang im Rückgriff auf Engels und Fanon die Gewalt als „Geburtshelferin der Geschichte“.<sup>16</sup>

Die Wortführer der 1968er-Bewegung hatten Fanons Brandrede gegen den „kolonialisierten“ Menschen gelesen. Sie rezipierten bereits in den Jahren 1966 und 1967 die Protestaktionen gegen den Vietnam-Krieg nicht mehr in einem bürgerrechtlichen Horizont, sondern als Fanal einer weltweit gedachten „Einkreisung“ der Me-

15 S. dazu sein Vorwort in Frantz Fanon: Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt/M. 1966 (frz. Erstausgabe 1961).

16 Ebd., S. 12

tropolen des Westens durch ein „externes“ Proletariat, als dessen Vorkämpfer wiederum imaginäre Idealgestalten wie Che Guevara, Mao Tse Tung oder Ho Chi Minh identifiziert wurden. Stand der erste bundesweite (von mehr als 2000 Teilnehmern besuchte) Anti-Vietnam-Kongress in Frankfurt/M. im Sommer 1966 noch im Zeichen eines kritischen Diskurses, so hatte sich ein gutes Jahr später die Situation völlig verändert.<sup>17</sup> Unter dem Diktum, dass die Masse der Bevölkerung einem hermetisch abgedichteten System der Manipulation unterläge, wurde nun von den beiden charismatischen Sprechern Rudi Dutschke (Berlin) und Hans Jürgen Krahl (Frankfurt/Main) die Vision einer Stadt-Guerilla vorgetragen.<sup>18</sup> Der internationale Vietnam-Kongress am 17./18. Februar 1968 stand ganz im Zeichen der Idee von der „antikolonialen Guerilla“.<sup>19</sup>

Dennoch wäre es verkürzt, wollte man die revolutionäre Imago-logie einfach für die Sache selbst nehmen. Tief unter der Metropolen-Gesellschaft und im permanenten Kampf gegen die manipulativ abgedichtete Verblendungsmaschinerie sollte durch das Fanal der „Tat“ der Geist des revolutionären Aufbruchs angefacht, durch die weniger integrierten Gruppen (Jugendliche, Außenseiter, Intellektuelle) aufgegriffen und anschließend daran in eine autonome Lebenspraxis umgesetzt werden. Dutschke, Krahl und ihre Gefolgsleute im SDS verstanden sich als Kultur-Revolutionäre und nicht etwa im Leninschen Sinn als Stoßtrupp einer militärisch operierenden Umsturzbewegung. Andere Akteure aus dem antiautoritären Lager wie Dieter Kunzelmann gingen einen Schritt weiter. Sie suchten im Anschluss an ein Sommer-Camp in der Nähe von Bam-

17 S. dazu Siegward Lönnendonker, Bernd Rabehl, Jochen Stadt: Die antiautoritäre Revolte, Bd. 1, Köln 2002, S. 380ff.

18 Ich danke Siegward Lönnendonker für die Überlassung des Redemanuskripts aus der Frankfurter Studentenzeitung diskus Heft 1/2, Februar 1980.

19 SDS Westberlin und Internationales Nachrichten- und Forschungsinstitut (INFI) (Hg.): Der Kampf des vietnamesischen Volkes und die Globalstrategie des Imperialismus, Berlin 1968. Ich danke Siegward Lönnendonker für die Überlassung des Textes.



berg ein militärisches Lager der *Al Fatah*-Guerilla in Jordanien.<sup>20</sup> Später hat Dieter Kunzelmann selbstkritisch eingestanden, dass seine Verhaftung ihn davor bewahrte, dem damals grassierenden Sog der Gewalt nachzugeben, den er anders als seine Mitstreiter in der „Kommune I“ in voller Überzeugung zu bahnen mitgeholfen hatte.

Es ist von heute her nicht präzise zu beurteilen, ob ein Rudi Dutschke ohne die verheerenden Folgen des Attentats wirklich in den revolutionären Untergrund gegangen wäre. Aus meiner persönlichen Kenntnis neige ich dazu, diese Frage zu verneinen. Aber seine Sprache lässt auch die gegenteilige Schlussfolgerung zu. Die Formel von der Stadtguerilla, einmal in die Welt gesetzt, entwickelte ihre destruktive Eigendynamik. Das Randgruppenmilieu, die relativ niedrige Schwelle der Gewalt in der „Frontstadt“ Berlin und die innere Unruhe der Bewegung stifteten eine Gewalt-Latenz. Wie ein Magnet zog das Berliner Randgruppen-Milieu gegen Ende der sechziger Jahre einen Typus von anomischen Jugendlichen an. Ähnlich wie die Vaganten im Mittelalter waren sie unwillig zur Eingliederung in den Reproduktionsprozess;<sup>21</sup> gleichermaßen aber nicht bereit – oder nicht in der Lage – zu jener symbolischen Distanz gegenüber dem Bestehenden, die den Intellektuellen oder den Künstler ausmacht. Die Randgruppen der 1968er-Bewegung bewegten sich auf dem schmalen Grat zwischen imaginärer Revolutions-Szenerie und physisch-moralischer Verwahrlosung. Es bedurfte jetzt nur noch der „Verschwörung“ einer Gruppe von Individuen, bereit, den „Ballast“ der theoretischen Beschäftigung abzuwerfen, jedem Bemühen um eine treffende empirische Analyse der gegebenen Situation eine Absage zu erteilen; schließlich aber – und dies ist ent-

20 Dieter Kunzelmann: *Leisten Sie keinen Widerstand. Bilder aus meinem Leben*, Berlin 2002, S. 119ff.

21 S. dazu Michael „Bommi“ Baumann: *Wie alles begann*, Berlin 1974, S. 18.

scheidend – entschlossen zum Zerbrechen des zivilisatorischen Tabus: Bereit zum Mord im Namen der „guten Sache“.

Die Sprecher der 1968er-Bewegung in Berlin oder in Frankfurt/Main waren nicht in einer ursächlichen Bedeutung die Urheber des „bewaffneten Kampfes“. Aber das anti-imperialistische Pathos war mehrdeutig und es erwies sich missbrauchbar für solche Individuen und Gruppen, die in Ermangelung einer intellektuellen Kultur ihren Hass auf das „System“ lebten und den destruktiven *furor* in die Tat umsetzten. Ulrike Meinhof, als streitbare Journalistin Teil der 1968er-Bewegung, zerschneidet die intellektuellen und auch die persönlichen Bindungen mit dem Sprung in den terroristischen Untergrund. Andreas Baader hat niemals auch nur einen Funken Sympathie – oder einen Funken Verständnis – besessen für die sensible Übergangzone zwischen Diskurs und Phantasma auf der einen und Fanatismus auf der anderen Seite. Baader hat mit einem zynischem Lachen den Weg in den Untergang eingeschlagen. Er war letztlich kein *homo politicus*. Er verkörperte den nihilistischen Geist schlechthin. Gudrun Ensslin und Jan Carl Raspe, die ihre persönliche Utopie verloren hatten, ließen sich, jeder auf seine Weise, verführen und identifizierten sich mit Baaders brutalem Charisma. Immer wieder höre ich von Personen im Umkreis der ehemaligen RAF bzw. der Bewegung 2. Juni, wie sehr innerhalb dieser Gruppierungen die „unheimliche Konsequenz“ von Andreas Baader bewundert und als Führungseigenschaft anerkannt wurde. In dem zu Ende gedachten Nihilismus der RAF verkörperten Andreas Baader und seine Mitverschworenen zugleich das antipodische Element der Utopie von 1968.

Jeder von uns Ehemaligen trägt ein Stück Mitverantwortung an dieser destruktiven Infektion einer im Ansatz emanzipatorischen Idee. Es gehört zu den Paradoxien meiner Generation, dass dieses

Verschwimmen der Gegensätze innerhalb der damaligen Bewegung bis heute nicht vollständig aufgeklärt ist.



**Botho Strauß als Kritiker seiner Generation:  
Zur intellektuellen Auseinandersetzung mit der  
nationalen Identität in der Bundesrepublik  
Deutschland der 1990er Jahre**

Carla Albrecht

Anlässlich des 60. Geburtstags von Botho Strauß am 2. Dezember 2004 charakterisierten Freunde und Kritiker den Dramatiker und Schriftsteller in den überregionalen Zeitungen übereinstimmend als „Seher“<sup>1</sup> und „Seismograph“,<sup>2</sup> als „übergenuhinschauenden Beobachter“,<sup>3</sup> ja mehr noch: als „Beobachter von gesellschaftlichen Fluktuationen, Wandlungen und Stagnationen, die bis ins Nervliche des Menschen hineinwirken.“<sup>4</sup> Botho Strauß beschreibe mit Feingefühl die Psyche des Menschen in der modernen Gesellschaft, welche erschüttert ist von persönlichen Niederlagen und zwischenmenschlichen Enttäuschungen, aber auch beeinflusst von gesellschaftlichen und nicht zuletzt politischen Ereignissen. Im Vordergrund seiner Theaterstücke, Romane und Essays stehe zwar die Psychologie des Individuums, nichtsdestotrotz wirke Strauß immer auch als Gesellschaftskritiker. Diesem Umstand ist es denn auch zuzurechnen, daß Botho Strauß in der deutschen Öffentlichkeit als Autor gilt, der gelegentlich gern ein „öffentliches Ärgernis“ ist, „nie in Gesellschaft geht, aber dauernd in Gesellschaft wirkt, keine öffentlichen Reden hält, aber dauernd öffentlich spricht, keine Premieren besucht, aber jede seiner Premieren zum großen, lange zuvor umrauten Ereignis werden läßt, der keine Literaturpreise entgegennimmt, aber alle wichtigen Literaturpreise erhalten hat, überall dabei ist, ohne dabei-zusein.“<sup>5</sup>

Entsprechend dieser Beschreibung nimmt Botho Strauß in exemplarischer Form die Funktion des Intellektuellen ein, verstanden als eine Person, die – kraft ihrer auf dem Gebiet der Literatur,

1 Gerhard Stadelmaier: Zum Sechzigsten. Botho Strauß – Orpheus in der Bundesrepublik, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 2.12.2004, S. 35.

2 Das schönere Nichtmehr. Auf wilder Jagd: Botho Strauß aktiviert das Präteritum-Gen, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 27.03.2004, S. 44.

3 Thomas Steinfeld: Fortschritt ist Wiederholung. Wiederholung ist Fortschritt. Verächter hat dieser Mann genug, dabei besitzt er eine große Zukunft: Eine Huldigung an Botho Strauß, in: Süddeutsche Zeitung, 2.12.2004.

4 Luc Bondy: Alle Jahreszeiten an einem Tag, in: Die Zeit, Nr. 49, 2004.

5 Stadelmaier, a.a.O.

Kunst oder Wissenschaft erworbenen Reputation – kritisch und öffentlich interveniert und gehört wird.<sup>6</sup> Obwohl Botho Strauß die Öffentlichkeit und ebenso die politische Intervention als solche scheut, hat er öffentlich interveniert und zu gesellschaftlichen Entwicklungen nicht nur mit seinem Werk, sondern auch punktuell mit Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln Stellung genommen.

Außerordentlich öffentlichkeitswirksam hat sich Botho Strauß mit der Veröffentlichung seines Artikels *Der anschwellende Bocksgesang* im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* im Februar 1993 zu Wort gemeldet. In diesem hat Strauß insbesondere die von der „Nachkriegs-Intelligenz“ maßgeblich geformte und dominierende links-liberale (politische) Kultur der Bundesrepublik diagnostiziert und die negative nationale Identität der Deutschen kritisiert. Aus dem *Anschwellenden Bocksgesang* wurde eine lange und in den Feuilletons der überregionalen Zeitungen heftig geführte *Bocksgesang*-Debatte:<sup>7</sup> Sein Artikel hatte zunächst Empörung und Verständnislosigkeit ausgelöst. Als bald wurden Vorwürfe erhoben, die Botho Strauß in Faschismusverdacht brachten. Man sah in seinem

6 Hans Manfred Bock: Zur historischen Intellektuellen-Forschung, in: Lendemains 17 (1992), Nr. 66, S. 16-26; ders.: Intellektuelle, in: Fremde Freunde, Deutsche und Franzosen vor dem 21. Jahrhundert, München u.a. 1997, S. 72-78; François Beilecke: „Der Intellektuelle ist tot, es lebe der Intellektuelle!“ Anmerkungen zur neueren französischen Intellektuellenforschung, in: Vorgänge (2001), Nr. 156, S. 41-49; Jean-François Sirinelli, Pascal Ory: Les intellectuels en France, de l’Affaire Dreyfus à nos jours, Paris 1986.

7 In den letzten Jahren ist die Bocksgesang-Debatte Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. S. insbesondere Nadja Thomas: „Der Aufstand gegen die sekundäre Welt“ – Botho Strauß und die „Konservative Revolution“, Würzburg 2004; Günter Sautter: Politische Entropie: Denken zwischen Mauerfall und dem 11. September 2001 (Botho Strauß, Hans Magnus Enzensberger, Martin Walser, Peter Sloterdijk), Paderborn 2002; Oliver Essenberg: Kulturpessimismus und Elitebewußtsein. Zu Texten von Peter Handke, Heiner Müller und Botho Strauß, Marburg 2004; Michael Wiesberg: Botho Strauß. Dichter der Gegen-Aufklärung, Dresden 2002; Stefan Willer: Botho Strauß zur Einführung, Hamburg 2000; Martin Tauss: Rhetorik des Rechten. Botho Strauß’ konservative Kulturkritik im „Anschwellenden Bocksgesang“, Diplomarbeit, Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Universität Wien 1999, einsehbar unter der Internetadresse: [http://www.univie.ac.at/Germanistik/texte/wiss\\_arbeiten/tauss.rtf](http://www.univie.ac.at/Germanistik/texte/wiss_arbeiten/tauss.rtf), zuletzt eingesehen am 22.12.2004.

Artikel eine rechte Gefahr und interpretierte ihn als Angriff auf die Demokratie. Man bezeichnete ihn als „Konservativen Revolutionär“ in der Tradition eines Oswald Spengler oder als „fundamentalistischen Ästheteten“ in der Art von Stefan George.<sup>8</sup> Das Bild, das man bislang von Botho Strauß hatte, schien nicht mehr mit dem Autor des *Anschwellenden Bocksgesangs* überein zu stimmen. Als sachbezogener und zeitgenössischer Kritiker wurde er in dieser Zeit von den wenigsten Lesern wahrgenommen, vielmehr wurde ihm „das Etikett ‚umstritten‘“ angelegt.<sup>9</sup>

Die Veröffentlichung des *Anschwellenden Bocksgesangs* gilt daher unter Kritikern als Wendepunkt im Leben und Wirken des Botho Strauß. Weniger war es jedoch eine thematische Wende – wie auch die Literaturwissenschaftler im Zuge einer kritischen und zum Teil nun stark verurteilenden Neuinterpretation des Strauß'schen Werkes feststellten –, die er vollzogen hatte. Neu war vielmehr die direkte Form seiner Intervention, in welcher er erstens das Kernthema intellektueller Auseinandersetzung in Deutschland, nämlich die Frage nationaler Identität, berührte und sich zweitens in der Funktion des Intellektuellen als Kritiker der „Nachkriegs-Intelligenz“ betätigte. Botho Strauß wurde erst mit dem *Anschwellenden Bocksgesang* zur exemplarischen Intellektuellenfigur. Unter diesem Gesichtspunkt soll im folgenden die Biographie Botho Strauß' gelesen und insbesondere seine Auseinandersetzung mit der deutschen Identität in seinem Werk herausgearbeitet werden. Anhand seines Wirkens können darüber hinaus einige soziologische Rahmenbedingungen der intellektuellen Auseinandersetzung in der Bundesrepublik aufgezeigt werden. Die Koordinaten dieses intellektuellensoziologischen Feldes haben sich mit dem *Anschwellenden Bocksgesang*

8 Siehe zu diesen intellektuellensoziologischen Strömungen Stefan Breuer: *Anatomie der Konservativen Revolution*, Darmstadt 1993; ders.: *Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus*, Darmstadt 1996.

9 Stadelmaier, a.a.O.



sang, so die These, die im dritten Teil belegt werden soll, grundsätzlich gewandelt.

## Vom Theaterkritiker zu einem der angesehensten deutschen Dramaturgen

Botho Strauß begann seine Karriere in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren als linker, revolutionärer Theaterkritiker für die *Stuttgarter Zeitung* und vor allem für *Theater heute*. 1968 waren die ersten Beiträge des damals 24jährigen Botho Strauß, wie dies für einen Studenten der Germanistik, Soziologie und Theatergeschichte in seiner Generation nichts ungewöhnliches war, von dem Wirken Theodor W. Adornos stark geprägt.<sup>10</sup> Sie zeichneten sich durch ihre essayistische Form sowie ihre theoretische Fundierung aus und brachten Strauß erste öffentliche Anerkennung. Botho Strauß war damit in der Theaterwelt aufgenommen.

Aus dem Kreis um die Zeitschrift *Theater heute* gelang Strauß 1970 der Sprung von der theoretischen in die praktische Theaterwelt. Als Peter Stein die künstlerische Leitung an der Berliner Schaubühne am Halleschen Ufer übernahm, wurde Botho Strauß dort Dramaturg und arbeitete mit bedeutenden Schauspielern wie Bruno Ganz, Jutta Lampe und Otto Sander zusammen. Die Berliner Schaubühne erfuhr in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit sehr bald starke Beachtung und Botho Strauß wurde als junger und hochbegabter Dramaturg gefeiert. 1972 verfaßte er sein erstes, eigens für diese Bühne geschriebenes Theaterstück: *Die Hypochonder*. Es folgte *Bekannte Gesichter, gemischte Gefühle* im Jahre 1974.

Botho Strauß richtete seinen Blick auf die seelische Verfassung des Menschen und belegte von dort aus den Einfluß der modernen Gesellschaftsverhältnisse auf das Individuum. Die *Trilogie des Wie-*

<sup>10</sup> Stadelmaier, a.a.O.

*dersehens*, Botho Strauß' drittes Theaterstück aus dem Jahre 1976, seine viel beachtete Erzählung *Die Widmung* (1977), der Roman *Rumor* und seine Erzählungen *Paare und Passanten* (1981) gehen diesen Weg der psychologischen Studien weiter. In ihnen beschreibt Strauß das Scheitern der Kommunikation und der Beziehungen, die Flüchtigkeit der Begegnung, die Geschwindigkeit des Lebens und die unerfüllte Glücksuche. Auf die Spitze werden diese Studien im Theaterstück *Kalldewey Farce* (1981) getrieben, in dem Strauß zeitgemäß die Frage der Intimität unter anderem in den Raum der psychoanalytischen Gruppentherapie verlegt.

Indem Botho Strauß sich auf das Private konzentrierte, grenzte er sich deutlich von jener Literaturbewegung der 1960er und 1970er Jahre ab, die gesellschaftskritische und politisch orientierte Prosatexte, Gedichte, Theaterstücke, Hör- und Fernsehspiele verfaßte, welche auf historische Dokumente und wissenschaftliche oder selbst erhobene Fakten zurückgriffen. Botho Strauß entschied sich somit gegen diese Literatur des politischen Aktionismus, zu der u.a. Peter Weiss' Theaterstück über die Auschwitz-Prozesse *Die Ermittlung* oder Erika Runge's *Bottroper Protokolle* sowie Günter Wallraff's *Der Aufmacher* oder *Ganz unten* zählen. Denn indem sich diese Autoren in möglichst objektiver Form mit den aktuellen und vergangenen Mißständen der Gesellschaft beschäftigten, blendeten sie nicht nur die für Strauß so bedeutsame subjektive Perspektive des Individuums aus, sondern vernachlässigten bewußt den für alle Gesellschaftsmitglieder grundsätzlich zur Verfügung stehenden nationalen Identifikationskontext. Botho Strauß hingegen geht es um eine Literatur, die sich genau zwischen diesen beiden Polen bewegt, wobei in den 1970er Jahren der Aspekt des Privaten überwog und Strauß diese Perspektive in seinen seit den 1980er Jahre verfaßten Werken immer häufiger mit dem Thema der deutschen Identität verbunden hat. Eine thematische Verbindung, die die Literaturtheorie rückwir-

kend mit den Schlagworten „Neue Innerlichkeit“, „Neue Subjektivität“ und „Neuer Konservatismus“ belegen sollte.<sup>11</sup>

In diesem Zeitraum und mit den genannten Werken avancierte Botho Strauß zu einem hoch angesehenen Dramaturgen und Schriftsteller der Bundesrepublik und wurde mit einer Reihe von Literaturpreisen ausgezeichnet: 1977 erhielt er die Fördergabe des Baden-Württembergischen Schiller-Preises, 1981 den Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, 1982 den Mühlheimer Dramatikerpreis und 1987 den Jean-Paul-Preis des Bayrischen Kultusministeriums. 1989 schließlich erhielt Strauß den Georg-Büchner-Preis der Deutschen Akademie für Dichtung und Sprache. Die Akademie erkannte folglich Strauß' künstlerisches Wirken an und bestätigte dies öffentlich durch die Vergabe der höchstmöglichen Literaturauszeichnung der Bundesrepublik.

## Botho Strauß und seine Auseinandersetzung mit der nationalen Identität der Deutschen

Die Protagonisten der Strauß'schen Werke sind laut Luc Bondy „Menschen, die, geboren nach zwei Kriegen, aus Resten (Ruinen, Gerettetem und Wunden), aus einer Art Zwischenlandhumus gemacht sind.“<sup>12</sup> Diese Aussage spiegelt nicht zuletzt auch die Position Strauß' in der Bundesrepublik wider und läßt die grundlegenden autobiographischen Beweggründe seines Schaffens klarer hervortreten. Eindringlich läßt sich die Auslegung Luc Bondys, der viele Stücke Strauß' uraufgeführt hat, in Strauß' 1984 erschienenem Roman *Der junge Mann* nachvollziehen. In der darin enthaltenen Erzählung *Die Terrasse* beschreibt Strauß den Tod des letzten Königs von Babylonien Belsazar derart, daß ein Vergleich mit Hitler und

11 Bengt Algot Sorensen: Geschichte der deutschen Literatur, Band II: Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, München 1997, S. 390f.

12 Bondy, a.a.O.

dem Zusammenbruch des Dritten Reiches unausweichlich ist. Nach dem Tod des Königs wird dieser für sein Volk, die „berauschte Gemeinde“, plötzlich als „Mörder“ und „Unheilstifter“ erkennbar. Durch den Zusammenbruch ihrer bisherigen Wertmaßstäbe sind die Überlebenden und Nachkommen der Geschichte beraubt, sind „benommen“ und weiterhin von dem „Tod [des Königs, C.A.] umschlungen“.<sup>13</sup> Eine Gruppe von etwa sieben Gleichaltrigen, „nach dem Krieg Geborene alle“ trifft sich immer wieder auf der Terrasse, auf die die Menschen nach dem Tod des Königs ehemals geströmt waren, dem Ort des Ursprungs der „jüngeren“ Geschichte. Sie versuchen zu erzählen und der Zeit zu gedenken und werden sich gewahr, daß es keinem Deutschen gelingen könne, „sich endlich aus der deutschen Betäubung zu lösen und jenen Bannkreis zu durchbrechen, innerhalb dessen das zerfallende Böse über Generationen hin die Gemüter bestrahlte.“<sup>14</sup>

Die Menschen aus „Zwischenlandhumus“ scheinen für Botho Strauß in einem Dilemma zu stecken: Die nach dem Krieg Geborenen verfügen einerseits über keine persönlichen Erinnerungen an den 2. Weltkrieg und die NS-Verbrechen. Als sie geboren wurden, waren die Würfel schon gefallen. Andererseits wollen sie den Verbrechen doch gedenken, nicht zuletzt auch, um zu verstehen und um die eigene Identität zu klären. In diesem Sinne erscheint die deutsche Identität in Strauß' Werk immer als etwas Dunkles, Undurchdringbares und Betäubendes. Die Auseinandersetzung mit der deutschen Identität, der Versuch, sie zu verstehen und zu klären, durchzieht, wenn auch nicht immer in einer direkten Form, das gesamte Werk Botho Strauß' – und dies bereits lange vor 1993.

Botho Strauß setzte sich in seinen Werken auf einer zweiten Ebene mit der deutschen Identität auseinander. Strauß' Interesse gilt

13 Botho Strauß: *Der junge Mann*, 5. Aufl., München 2003, S. 177, 181.

14 Ebd., S. 182.

auf einer ganz konkreten und gegenwartsbezogenen Ebene der deutschen Einheit und im besonderen zwei Fragestellungen: Einerseits derjenigen nach dem Einfluß der 40 Jahre währenden Existenz von zwei Teilen Deutschlands auf die Identität der Deutschen und andererseits derjenigen, ob sich nach dem 9. November 1989 eine Annäherung zwischen Ost- und Westdeutschen vollzieht. Letztere Frage beantwortet Strauß schließlich negativ. So beschreibt Botho Strauß in seinen Werken das Nebeneinander, den Versuch und letztendlich das Scheitern des Miteinanders von Ost und West. Die Fremdheit zwischen den beiden Teilen Deutschlands greift er mehrfach auf und sie findet ihre Analogie in Strauß' fortwährendem Thema der Beschreibung der Ferne zwischen den Menschen in der modernen Gesellschaft. Das Scheitern von Kommunikation findet sich in Strauß' Werken auf individueller wie auch auf kollektiver Ebene.

Bereits 1988 läßt Botho Strauß in seinem Theaterstück *Besucher* einen Mann auftreten, der mit großen Erwartungen als Schauspieler aus der DDR in den Westen gekommen ist, dort an den Gegebenheiten scheitert und sich schließlich im Alkohol verliert. In einem anderen Theaterstück thematisiert Strauß ganz konkret das Ereignis des Falls der Mauer. *Schlußchor* aus dem Jahre 1991 erzählt einzelne Geschichten in drei Akten. Jeweils tritt unerwartet eine Person auf, die „Deutschland“ ruft und den Bezug zur deutschen Geschichte erahnen läßt. Erst im letzten Akt wird der Bezug zum 9. November 1989 deutlich. Der Rufer spricht: „Deutschland! Das ist Geschichte, sage ich, hier und heute, sage ich, Valmy, sage ich, Goethe! Und diesmal sind wir dabei gewesen. Die Grenzen sind geöffnet! Die Mauer bricht! der Osten ... der Osten ist frei!“ Das Theaterstück von Strauß stellt trotz dieser enthusiastischen Ausrufe den Fall der Mauer nicht als Triumph dar: vielmehr treffen sich die Protagonisten eher zufällig als gewollt in einem Berliner Lokal, wo

sie von dem Fall der Mauer hören, darüber hinaus hindert das Ereignis sie teilweise nicht daran, sich weiterhin mit der eigenen Biographie zu quälen.

Der lange Weg zur deutschen Einheit ist in dieser Perspektive nicht durch den Akt einer eigenen Entscheidung des deutschen Volkes vollbracht worden. Aus der Sicht Botho Strauß' ist die Deutsche Einheit, wie er in seinem sich eng an Homers Odyssee anlehenden Theaterstück *Ithaka* andeutet, von oben beschlossen worden. Pallas Athene befiehlt hier am Ende des Stückes den Frieden und verkündet: „Da nun wiedervereint ist das Paar, tritt durch sie beide die heilige Ordnung wieder in Kraft.“<sup>15</sup> In *Ithaka* bleibt noch offen, ob die Wiedervereinigung als geglückt oder mißglückt betrachtet werden kann. Die Fremdheit zwischen Ost und West jedoch, so analysiert Strauß in seinen Werken weiterhin, bleibt auch nach der Deutschen Einheit bestehen. Die Strauß'schen Protagonisten behalten sowohl in Ost als auch in West ihre alten Ansichten und verhindern so die wechselseitige Annäherung. Und so resümiert Strauß in einem weiteren Essay, den er im Jahr 2000 veröffentlicht: „Diese Deutschen haben sich Rücken an Rücken vereinigt.“<sup>16</sup>

Die Deutsche Einheit schien für Botho Strauß vor dem Hintergrund seiner Auseinandersetzung mit der deutschen nationalen Identität mit Erwartungen verbunden gewesen zu sein. Seiner Ansicht nach ist, so kann geschlossen werden, eine Klärung der Vergangenheit, die Anknüpfung an die positiven Elemente der deutschen Kultur und damit eine positivere gegenwärtige Deutung der nationalen Identität ausgeblieben. Diese Bedingungen und der äußere Anlaß, eine Welle von fremdenfeindlichen Übergriffen auf Asylbewerber Anfang der 1990er Jahre, dürften Botho Strauß we-

15 Botho Strauß: *Ithaka*, in: ders.: Theaterstücke 1993-1999, München 2000, S. 103.

16 Botho Strauß: Wollt Ihr das totale Engineering?, in: *Die Zeit*, Nr. 52, 2000.

sentlich veranlaßt haben, „im Banne des Vorgefühls“<sup>17</sup> kritisch zu intervenieren und den *Anschwellenden Bocksgesang* 1993 zu publizieren. Der zeitliche Kontext vermag mitunter auch die Heftigkeit der Strauß'schen Intervention zu erklären. Anfang der 1990er Jahre schien für Strauß die politische und gesellschaftliche Situation ein für ihn unerträgliches Ausmaß angenommen zu haben. Nicht mehr die wechselseitige Fremdheit der Menschen und ihre Suche nach einem Mindestmaß an einem Miteinander, sondern die Unmöglichkeit des Zusammenlebens trat deutlich hervor.

Aus der einstigen glücklosen Suche des Miteinanders wurde der Verlust des *Gleichgewichts* in der Bundesrepublik, und die Ursachen suchte Strauß im *Anschwellenden Bocksgesang*, ähnlich wie in früheren Werken, auf vielfältigen Ebenen: In der Massengesellschaft, im Infotainment, in der mangelnden autoritären Erziehung, im egoistischen Heidentum und in der politisierten Gesellschaft. Die Hauptursache aber identifizierte Botho Strauß nun gerade heraus im „verklemmten deutschen Selbsthaß“, der von der Nachkriegs-Intelligenz, im wesentlichen von der 68er-Generation geformt worden sei. So kritisiert er: „Nach Dezennien der kulturellen Gesamtveranstaltung Jugendlichkeit findet man nun vor eine ziemlich aufgezehrte Substanz von Jugend, die letzte Progenitur der Nachkriegszeit, deren Überlieferungs- und Stimmungsgeschichte eine der Negation und des Vaterhasses ist, häßliche Frucht aus der Vereinigung eines verordneten mit einem libertären bis psychopathischen Antifaschismus.“<sup>18</sup> Die Nichtthematisierung der eigenen nationalen Identität und ihren Ersatz durch einen allzu „aufgeklärten Liberalismus“, so kritisiert Strauß im *Anschwellenden Bocksgesang*, erreiche nun ihre Grenzen. Derzeitige und zukünftige Konflikte, die nach dem

17 Botho Strauß: *Anschwellender Bocksgesang*, Nachdruck in: Heimo Schwilk, Ulrich Schacht (Hg.): *Die selbstbewußte Nation*, Berlin 1994, S. 36.

18 Ebd., S. 26.

Zusammenbruch der Weltordnung jenseits der rationalen Maßstäbe lägen, könne Deutschland vor diesem Hintergrund nicht mehr bewältigen.

### Das intellektuellensoziologische Feld der Bundesrepublik nach dem *Anschwellenden Bocksgesang*

Botho Strauß' Aussagen im *Anschwellenden Bocksgesang* fielen in eine Zeit, die Debatten geradezu herausforderte: Das Ende des Kalten Krieges markierte den Zerfall der bipolaren Weltordnung. Die freie Marktwirtschaft stellte sich als der Gewinner dar, aber vermochte keine neue Orientierung zu geben, und die Überwindung der deutschen Teilung gab Anlaß, die bisherige nationale Identität der Deutschen zu hinterfragen. Genau dies unternahm Strauß mit seinem *Anschwellenden Bocksgesang*. Darüber hinaus jedoch provozierte er, indem er sich unmittelbar gegen die 68er-Generation wandte und seinen Artikel provokativ in dem Band *Die selbstbewußte Nation* veröffentlichte, d.h. in einem Buch, das dezidiert rechte Autoren versammelt. Botho Strauß ging damit einen schmalen Grad zwischen einer offensiven Opposition gegenüber seiner eigenen Generation und dem Risiko, rechtsextremen Akteuren eine argumentative Vorlage zu liefern. Einmal mehr entschied sich Botho Strauß dafür, einen Weg zu gehen, der abseits der Hauptströmung verlief.

Wie schmal der Grad war, auf dem er sich befand, bekam Strauß bereits durch die Reaktionen auf seinen *Spiegel*-Essay zu spüren. Die Publikation des *Anschwellenden Bocksgesangs* führte zu einer harschen Kritik an Botho Strauß in den deutschen Feuilletons, in der er von der überwiegenden Mehrheit der Autoren als gefährlich rechts eingeordnet wurde. Anfang 1994 schließlich lebte die Debatte erneut auf, als Botho Strauß dem Abdruck des *An-*



*schwellenden Bocksgesang* im Sammelband *Die selbstbewußte Nation* zustimmte und sich damit unmittelbar in den Zusammenhang neurechten Denkens brachte. Ignatz Bubis veranlaßte dies zur Behauptung, der *Anschwellende Bocksgesang* sei ein Phänomen des intellektuellen Rechtsradikalismus. Aufgrund heftiger Kritik milderte er in einem späteren Interview seine Behauptung ab und differenzierte, daß Botho Strauß zu der intellektuellen Gesellschaft gehöre, auf die sich aktive Rechtsradikale beriefen. Botho Strauß kommentierte die Debatte später selbst mit der Kritik, daß „Rede und Gegenrede“ in der Bundesrepublik nicht mehr möglich sei und kritisierte damit erneut die „konformistische Gesellschaft“, wie er es bereits in seinem *Anschwellenden Bocksgesang* formulierte.<sup>19</sup> Dieser Strauß'schen Kritik zum Trotz: die *Bocksgesang*-Debatte spaltete das intellektuellensoziologische Feld und ermöglichte erst außerhalb der wissenschaftlichen Auseinandersetzung die so deutliche Formulierung, daß Identitäten konstruiert und Konstruktionen hinterfragt werden können. Strauß formulierte erstmals als angesehener deutscher Schriftsteller seinen offenen Widerspruch zu den durch Konsens getragenen Konventionen des deutschen Umgangs mit der NS-Vergangenheit. Er stellte dabei mit seinem Artikel nicht die NS-Vergangenheit infrage, sondern kritisierte in diesem Kontext den Einfluß seiner eigenen Generation auf die deutsche Gesellschaft.

Welches Ausmaß an spaltender Wirkung der *Spiegel*-Beitrag annahm, zeigte sich auch im offenen Bruch zwischen Botho Strauß und den Kreisen um *Theater heute*. Ein privater Briefwechsel zwischen der Redaktion und Strauß wurde gegen den Willen des letzteren in der Zeitschrift *Theater heute* veröffentlicht und sinngemäß mit den Worten kommentiert: Botho Strauß säße im „braunen Sumpf“ und man müsse warten, ob er sich aus diesem auch wieder

19 Botho Strauß: Postscriptum, in: *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt. Bemerkungen zu einer Ästhetik der Anwesenheit*, München u.a. 1999.

selbst emporziehe. Einstweilen und bis dahin gelte es, von ihm Abschied zu nehmen. In diesem Sinne publizierten weitere Intellektuelle aus dem Umfeld der Zeitschrift offene Briefe zum „Abschied von Botho Strauß“ und nahmen Abstand von seinem rechts verordneten Gedankengut.<sup>20</sup>

Mit dem *Anschwellenden Bocksgesang* durchbrach Botho Strauß' eine Grenze, die kein Intellektueller der Bundesrepublik bisher gewagt hatte so deutlich zu überschreiten. Er bereitete damit, wie im Rückblick erkennbar wird, den Weg für weitere in den 1990er Jahren öffentlich geführte Diskussionen. Ebenfalls im Nachrichtenmagazin *Der Spiegel* erschien noch im selben Jahr der Artikel *Ausblicke auf den Bürgerkrieg* von Hans Magnus Enzensberger, in dem dieser die Ablösung der bipolaren Weltordnung durch die Neue Weltunordnung als Bürgerkrieg deutet. Laut Enzensberger werde diese Gefahr nicht nur im ehemaligen Jugoslawien, sondern auch in unserem Alltag durch Individualismus und durch den Verlust von Grenzen genährt. Zum Ende des Jahrzehnts schließlich verfaßte Martin Walser 1998 die Rede *Erfahrungen beim Verfassen einer Sonntagsrede* anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels trat für die Neubewertung der nationalsozialistischen Vergangenheit als Staatsräson ein. Und schließlich hielt Peter Sloterdijk 1999 einen Vortrag mit dem Titel *Regeln für den Menschenpark*, in dem er Fragen zwischen Ethik und Genetik und zwischen Humanismus und Massengesellschaft aufwarf.<sup>21</sup>

Es ist nicht verwunderlich, daß sich in den 1990er Jahren ausgerechnet diejenigen Autoren wieder zu Wort meldeten, die ähnlich wie Strauß schon zu einem früheren Zeitpunkt in ihren Werken nach Orientierungsmaßstäben gesucht hatten. Bereits 1978 sprach Hans Magnus Enzensberger in dem Essay *Zwei Randbemerkungen*

20 Wiesberg, a.a.O., S. 13.

21 Zur ideengeschichtlichen Analyse dieser Texte vgl. Sautter, a.a.O.

zum *Weltuntergang* von Orientierungslosigkeit und Unsicherheit; 1983 thematisierte der Philosoph Peter Sloterdijk in seiner *Kritik der zynischen Vernunft* die Desorientierung in Folge der Über-Aufklärung. Auch Martin Walser war bereits vor der Wende für seine Beschäftigung mit der nationalen Identität der Deutschen bekannt. Diese Autoren verbindet ihr Interesse für kollektive Identitäten und deren Einfluß auf die individuelle Identität bzw. die private Biographie, ebenso ihr Unbehagen mit Phänomenen der modernen Gesellschaft. Die 1990er Jahre haben diesen Intellektuellen Deutungsmacht verliehen, da ihre Themen deutlich ins Zentrum des öffentlichen Interesses gerückt sind.

Im heutigen Rückblick werden die einstigen Wogen, die der *Bocksgesang* aufgeworfen hatte, als geglättet wahrgenommen. Die damaligen Reaktionen auf den Artikel von Strauß werden als Zumutungen beschrieben, die Botho Strauß arg zugesetzt hatten und die in ihrer Heftigkeit aus heutiger Sicht nicht mehr verstanden werden können.<sup>22</sup> Die Debatten der 1990er Jahre, aber auch die veränderte innenpolitische Situation durch den Regierungswechsel 1998 und nicht zuletzt die Veränderungen in der Weltpolitik, ausgelöst durch den 11. September 2001, haben zu dieser neuen Sicht in der Bewertung der Strauß'schen Intervention beigetragen. Die Koordinaten der intellektuellen Auseinandersetzung in der Bundesrepublik haben sich mit dem *Anschwellenden Bocksgesang* verändert. Botho Strauß hat mit seiner Intervention erstmals die Themen nationale Identität und NS-Vergangenheit im Zusammenhang mit einer Kritik an der 1968er Generation formuliert. Darüber hinaus hat Strauß nachhaltig den Weg für Themen in der deutschen Öffentlichkeit bereitet, die bis dahin als Tabu galten: dazu können Themen ge-

22 Bruno Ganz: Ein Stück Welt wird sichtbar. Die Schauspieler Jutta Lampe und Bruno Ganz zum 60. Geburtstag von Botho Strauß, in: Die Welt, 2.12.2004.

zählt werden wie die nationale Identität oder das nationale Interesse, aber auch der Ruf nach einer neuen Elite oder die Diskussion über die Integration von Einwanderern in die Bundesrepublik.

Die starke öffentliche Reaktion, die Botho Strauß mit seinem *Anschwellenden Bocksgesang* seinerzeit auslöste, zeigt einmal mehr die enge Verbindung zwischen intellektueller Intervention und nationaler Identität in der Bundesrepublik. Intellektuelle in der Bundesrepublik haben sich für die Aufklärung der NS-Verbrechen engagiert und den Umgang mit der NS-Vergangenheit geprägt. Botho Strauß' wesentliches Anliegen scheint es zu sein, Deutschland als positive Konnotation in Erinnerung zu rufen und als positives Element der individuellen Identität verfügbar zu machen. Er setzt den Mythos gegen die moderne Gesellschaft und mahnt provokativ den Verlust von deutscher Kultur an. In *Beginnlosigkeit* schreibt er: „Jemand hat gesagt: das Volk ist das Höchste und das Niedrigste. Das mag in einem geschichtlichen, mehr noch in einem mythischen Sinn zutreffend sein. Heute aber bildet das Volk der Deutschen keinen geheimen Schatz in der Seele des einzelnen mehr, aus dem er Kraft schöpfen könnte. Es ist nicht mehr als ein launiger, bequemer Mehrheits-Potentat. Ein Auslöscher jeder, aber auch jeder ideellen Kraft. Er spricht nur noch aus Faulheit deutsch, die meisten seiner Regungen und Interessen sind besser auf amerikanisch auszudrücken. Der Widerstand gegen die moderne Gesellschaft ist zuletzt kein Widerstand gegen das Kollektiv, sondern gegen einen Mangel an kollektiver Substanz.“<sup>23</sup>

Die Erinnerung spielt für Botho Strauß in diesem Kontext eine herausragende Rolle: „Braucht man aber nicht die Erinnerung zur Gesundheit des ganzen Organismus, wie man auch im Schlaf den Traum nötig braucht? Lebt man nicht auch, um die Erinnerung ste-

23 Botho Strauß: *Beginnlosigkeit*, München 1992, S. 122.

tig zu ergänzen?“<sup>24</sup> läßt er in *Paare, Passanten* fragen. In diesem Sinne sucht Strauß, wie er dies in seinem *Bocksgesang* formuliert hat, „das Rechte des gegenrevolutionären Typus von Novalis bis Rudolf Borchardt“<sup>25</sup> und den „Wiederanschluß an die lange Zeit“.<sup>26</sup> In der Funktion des Intellektuellen hat Botho Strauß auch die von ihm geforderte Aufgabe des Erinnerns oder der Mehrung von Erinnerung übernommen. Der *Bocksgesang* und die Kritik, die der Text in der Öffentlichkeit hervorrief, ist als Intellektuellendebatte aus dem jüngeren Gedächtnis der Bundesrepublik nicht mehr fortzudenken.

24 Botho Strauß: *Paare, Passanten*, München 1984, S. 179.

25 Strauß: *Postscriptum*, a.a.O.

26 Strauß: *Anschwellender Bocksgesang*, a.a.O., S. 25.



**Die Behauptung der Steuerungs-  
idee.  
Zu Renate Mayntz und Fritz Scharpf**

Detlef Sack

Der Preis ist Niklas Luhmann gewidmet. Und dieser ist zumindest eines unverdächtig: politischer Steuerung und politischer Wissenschaft Relevanz zuzusprechen. Dementsprechend äußert einer der Geehrten seine Verwunderung: Sie seien nicht als „Luhmannianer“ bekannt, ja „wir zählen nicht einmal zum weiteren Feld sozialwissenschaftlicher Systemtheoretiker.“<sup>1</sup> Im weiteren Verlauf der Rede behaupten die Geehrten ihre Position: Sie haben bei ihren „empirischen und theoretischen Arbeiten immer vorausgesetzt, dass eine im Sinne ihrer Ziele erfolgreiche Einwirkung der Politik auf gesellschaftliche Strukturen und Prozesse zwar schwierig, aber nicht grundsätzlich ausgeschlossen und unter bestimmten Bedingungen durchaus möglich ist.“<sup>2</sup> Gleichwohl sollte man nicht einem einfachen Verständnis von Steuerung folgen, sondern sich an der Metapher einer „Segelregatta“ orientieren, „bei der unterschiedlich ausgerüstete Boote mit unsicherem Kompaß und bei wechselnden Wind- und Wetterlagen einen ungefähren Kurs zu halten versuchen.“<sup>3</sup> Die beiden gehen ein Stück weiter: Gegenüber der Schließung gesellschaftlicher Teilsysteme Luhmannscher Diktion betonen sie mit Blick auf Globalisierungsprozesse, dass gerade durch die Kommunikation zwischen den Teilsystemen der Wirtschaftswissenschaften und Politik eine „Politik der Liberalisierung, Deregulierung und Privatisierung“<sup>4</sup> durchgesetzt wurde. Der Paradigmenwechsel zum Neoliberalismus hatte „unmittelbaren Einfluß auf die Situationsdeutung im politischen System.“<sup>5</sup>

Luhmann hat die wechselseitige Beeinflussung selbstreferentieller gesellschaftlicher Teilsysteme durch explizite Kommunikation (nicht

- 1 Renate Mayntz, Fritz Scharpf: Politische Steuerung – Heute? Festvortrag anlässlich der Verleihung des Bielefelder Wissenschaftspreises, 2.12.2004, Bielefeld, in: [http://www.mpi-fg-koeln.mpg.de/ak/doks/Festvortrag\\_Scharpf\\_Mayntz.pdf](http://www.mpi-fg-koeln.mpg.de/ak/doks/Festvortrag_Scharpf_Mayntz.pdf), S. 1.
- 2 Ebd., S. 2.
- 3 Ebd., S. 9.
- 4 Ebd., S. 14.
- 5 Ebd., S. 13.



durch Irritationen!) bestritten. Damit ist eine allgemeine Normenallokation unmöglich. Diese aber hat wiederum die Politikwissenschaft – das ist ihre verbliebene Eigentümlichkeit innerhalb der Sozialwissenschaften – zum Gegenstand erkoren. Allein um sich als Disziplin zu erhalten, muss sie sich gegen den generellen systemtheoretischen Angriff wehren. Die Namen Renate Mayntz und Fritz Scharpf stehen für eine der differenzierteren Varianten, an der Eigentümlichkeit der Politikwissenschaften festzuhalten. Sie haben das Prinzip der Steuerungsfähigkeit von Politik und öffentlicher Verwaltung jedoch nicht allein für die Disziplin behauptet. Es ist ihnen im außergewöhnlichen Maße gelungen, ihren Ansatz auch innerhalb der Disziplin zu verankern.

Für die Durchsetzung ihrer spezifischen Lesart und Forschungsperspektive einer aufgeklärten Regierungslehre war neben ihrer Behauptung des Gegenstandes der Politikwissenschaft im (fach-)öffentlichen Diskurs zum einen eine spezifische Wissenschaftspolitik dienlich, d.h. die Bildung von Netzwerken und die Mobilisierung von Ressourcen durch Politikberatung wie Institutsgründung. Zum anderen passten R. Mayntz und F. Scharpf ihre Grundgedanken an die historisch-spezifischen institutionellen Strukturprinzipien an: Im Planungsoptimismus der späten 1960er Jahre und der sozialliberalen Koalition ging es um die „planende Demokratie“.<sup>6</sup> Nach dem Scheitern von planender Politik und den Verfassungsänderungen zu Gemeinschaftsaufgaben und Steuerverteilung zwischen Bund und Ländern 1969 trat das Thema der „Politikverflechtung“ im Verbundföderalismus auf die wissenschaftliche Tagesordnung.<sup>7</sup> Diese Gedanke wurde in der folgenden Dekade – nun vergegenwärtigen wir das Ende der „Eurosklerosis“ der 1970er Jahre und den Weg

6 Fritz Scharpf: Planung als politischer Prozeß. Aufsätze zur Theorie der planenden Demokratie, Frankfurt/Main 1973.

7 Vgl. Fritz Scharpf, Bernd Reissert, Fritz Schnabel: Politikverflechtung. Theorie und Empirie des kooperativen Föderalismus in der Bundesrepublik, Kronberg/Taunus 1976.

der Delors-Kommission zur Einheitlichen Europäischen Akte 1986 – auf die Entscheidungsfindung in der Europäischen Gemeinschaft übertragen.<sup>8</sup> Dann die deutsche Einheit: Sie ist nicht gedacht worden, ihr Verlauf – beispielsweise die Transformation des Wissenschaftssystems – wurde anders prognostiziert, R. Mayntz beschrieb die „historische Überraschung“.<sup>9</sup> In den späten 1990er Jahren der „Denationalisierung“ und einhergehender Entgrenzungen deklinierte F. Scharpf Steuerungsprinzipien für diejenigen Aufgabenfelder, in denen standortbezogene Regulierungen und klassische Redistributionen obsolet geworden sind.<sup>10</sup> Als dann in der ersten Hälfte der laufenden Dekade zumindest die legitimatorische Basis kruder neoliberaler Konkurrenzbeziehungen schwand und unter dem Begriff der Governance Kooperation und Netzwerkbildung als Steuerungsprinzipien diskutiert wurde, resümierte R. Mayntz die Grenzen der Debatte.<sup>11</sup>

R. Mayntz und F. Scharpf reagierten auf Zeitfragen. Zu keinem Zeitpunkt ihrer wissenschaftlichen Vita seit den späten 1960er Jahren frönten sie eines tumben Steuerungsoptimismus, der ihnen von Kritikern mitunter unterstellt wird. Reflexiv verfestigten sie Schritt um Schritt eine empirisch-analytische, institutionalistische und pragmatische Perspektive. Sie fungierten und fungieren sowohl – und vor allem – als sozialwissenschaftliche Expert/innen, aber auch – deutlich eingeschränkter – als öffentliche Intellektuelle. Nur sind sie

8 Vgl. Fritz Scharpf: Die Politikverflechtungs-Falle. Europäische Integration und deutscher Föderalismus im Vergleich, in: Politische Vierteljahresschrift 26 (1985), Nr. 4, S. 323-356.

9 Renate Mayntz: Historische Überraschungen und das Erklärungspotential der Sozialwissenschaft, in: Heidelberger Universitätsreden (Hg.): Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg, Bd. 9, Heidelberg 1995.

10 Vgl. Fritz Scharpf: Die Problemlösungsfähigkeit der Mehrebenenpolitik in Europa, in: Beate Kohler-Koch (Hg.): Regieren in entgrenzten Räumen, Politische Vierteljahresschrift, Sonderheft, Opladen u.a. 1998, S. 121-144.

11 Vgl. Renate Mayntz: Governance im modernen Staat, in: Arthur Benz (Hg.): Governance – Regieren in komplexen Regelsystemen. Eine Einführung, Wiesbaden 2004, S. 65-76.

dann – der Schluss könnte angesichts des Alters der beiden ja nahe liegen – keinesfalls Intellektuelle der 1968er Generation, sondern eher Mandarine der Finanzverfassungsreform des Mai 1969.

## Momente der Geltung

Dementsprechend unterscheiden sich die Relevanzzuschreibungen in Einführungen und Überblicken der Politikwissenschaft. Generell wird R. Mayntz, die sich selbst im „Fächerspagat“<sup>12</sup> verortet, aufgrund ihrer soziologischen Orientierung entsprechend weniger häufig aufgeführt. In Herfried Münklers *Grundkurs Politikwissenschaft* findet sich nur F. Scharpf mit vier Nennungen im Personenregister.<sup>13</sup> In Jürgen Hartmanns *Geschichte der Politikwissenschaft* ist F. Scharpf sechsmal gelistet, Renate Mayntz wiederum nicht.<sup>14</sup> In Wilhelm Bleeks *Geschichte der Politikwissenschaft* werden F. Scharpf sechsmal, nun auch R. Mayntz viermal genannt.<sup>15</sup> Im Personenregister des *New Handbook of Political Science* bringen es F. Scharpf (vierzehn) und R. Mayntz (zwei) auf insgesamt sechzehn Nennungen, besonders diskutiert wird Scharpfs Beitrag zur Institutionenanalyse.<sup>16</sup> In Arno Waschkuhns *Grundlegung der Politikwissenschaft* dann sind R. Mayntz nur einmal und Fritz Scharpf zweimal genannt.<sup>17</sup> In diesem Fall aber an durchaus prominenter Stelle: Im

12 Renate Mayntz: Eine sozialwissenschaftliche Karriere im Fächerspagat, in: Karl-Martin Bolte, Friedhelm Neidhard (Hg.): *Soziologie als Beruf. Erinnerungen westdeutscher Hochschulprofessoren der Nachkriegsgeneration*, Baden-Baden 1998, S. 285-293.

13 Vgl. Herfried Münkler (Hg.): *Politikwissenschaft. Ein Grundkurs*, Reinbek 2003, S. 729.

14 Vgl. Jürgen Hartmann: *Geschichte der Politikwissenschaft. Grundzüge der Fachentwicklung in den USA und in Europa*, Opladen 2003, S. 295ff.

15 Vgl. Wilhelm Bleek: *Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland*, München 2001, S. 529f.

16 Vgl. Robert E. Goodin, Hans-Dieter Klingemann (Hg.): *A New Handbook of Political Science*, Oxford 1996, S. 157ff. Zum Vergleich: Claus Offe wird dreizehnmal, Max Kaase neunmal und Wolfgang Streeck dreimal im entsprechenden Personenregister gelistet; ebd., S. 829-845.

17 Vgl. Arno Waschkuhn: *Grundlegung der Politikwissenschaft. Zur Theorie und Praxis einer kritisch-reflexiven Orientierungswissenschaft*, München 2002, S. 494f.

Kapitel über „Moderne sozialwissenschaftliche Konzeptionen“ sind dem „Akteurzentrierten Institutionalismus“ – direkt nach der Darstellung von Luhmanns Systemtheorie – fünf Seiten gewidmet.<sup>18</sup>

Die Wertschätzung ist nicht durchgängig. Wer R. Mayntz und F. Scharpf für ausschlaggebende Politikwissenschaftler/innen und in diesem Rahmen für interessante Intellektuelle hält, muss zumindest drei Voraussetzungen mitbringen: eine eher empirisch-analytische Orientierung, ein Interesse an Steuerung und Institutionen sowie eine Akzeptanz pragmatischer Denkweisen als intellektuelle Beschäftigung.

### Wissenschaftsbiografische Ähnlichkeiten

Die Bedeutung der beiden ist aufs Engste mit einer steuerungstheoretischen Perspektive verbunden, welche – trotz aller systemischen Restriktionen – behauptet, dass Steuerungsversuche und die Gestaltung von Institutionen einen Unterschied machen. Die falsche Grammatik verweist auf die gemeinsame wissenschaftliche Sozialisation, die maßgeblichen Erfahrungen an US-amerikanischen Universitäten. Im Rückblick ist es nicht ungewöhnlich, die Namen Mayntz und Scharpf in einem Atemzug zu nennen. Die eingangs erwähnte Ehrung verdeutlicht das. Es ist aber durchaus auch erklärungsbedürftig, schließlich kommen die beiden aus unterschiedlichen Jahrgängen – R. Mayntz (geb. 1929) und F. Scharpf (geb. 1935) –, auch sind ihre Forschungsthemen durchaus unterschiedlich: Sie widmet sich der sozialwissenschaftlichen Makrotheorie, der vergleichenden Gesellschafts- und Politikforschung, der Organisations- und Verwaltungssoziologie sowie der sozialwissenschaftlichen Technikforschung; er der Föderalismus- und Europaforschung, der Spieltheorie, der vergleichenden Analyse der Wohlfahrtsstaaten sowie den

18 Vgl. ebd., S. 116-120.

Organisationsproblemen in Ministerialverwaltungen. Diese Nennungen kommen gleichermaßen umfassend wie dürr daher, markieren aber zunächst keine Ähnlichkeiten.

Es handelt sich jedoch nicht um Differenzen, sondern um Arbeitsteilung. Ausgangspunkt der sozialen Konvention, Mayntz und Scharpf in einem Atemzug zu nennen, ist sicherlich die gemeinsame Zeit als Gründungsdirektor/innen am Max-Planck-Institut für Gesellschaftsforschung (MPIfG). Was aber verbindet die beiden Personen darüber hinaus? Wofür stehen sie innerhalb der deutschen Politikwissenschaft?

In ihrer Biografie sticht – nach dem Studium in Deutschland – die prägende wissenschaftliche Sozialisation an renommierten Universitäten in den Vereinigten Staaten und die enge Bezugnahme auf die entsprechende Forschung hervor, in der Organisationssoziologie bei R. Mayntz, in der Verwaltungs- und Rechtswissenschaft bei F. Scharpf. Beide sehen sich als Grenzgänger/innen zwischen den Disziplinen: R. Mayntz versteht sich explizit als Sozialwissenschaftlerin, das Studium der Soziologie an der Freien Universität Berlin bezeichnet sie „eher als biographischen Zufall“.<sup>19</sup> Eine entsprechende Selbstdarstellung titelt sie als „Karriere im Fächerspagnet“.<sup>20</sup> Sie sieht sich – beispielhaft – sowohl den Verbänden der Soziologie wie denen der Politikwissenschaft verbunden. F. Scharpf studierte Recht und Politik in Tübingen und Freiburg, absolvierte das Zweite Staatsexamen, promovierte bei Arnold Bergstraesser und Horst Ehmke,<sup>21</sup> lehrte Verfassungsrecht, um sich dann explizit der Politikwissenschaft, später der politischen Ökonomie zuzuwenden.

19 Mayntz: Eine sozialwissenschaftliche Karriere, a.a.O., S. 287.

20 Ebd., S. 286.

21 Beide waren ihrerseits Grenzgänger zwischen Wissenschaft und Politik: Horst Ehmke als späterer Kanzleramtsminister unter Willy Brandt, Arnold Bergstraesser als Mitbegründer der „Stiftung Wissenschaft und Politik“; Winand Gellner: Ideenagenturen für Politik und Öffentlichkeit. Think Tanks in den USA und in Deutschland, Opladen 1995, S. 169f.

Beide haben vor ihrer Zeit am Max-Planck-Institut namhafte Professuren inne gehabt. An R. Mayntz' Zeit als Ordinarius für Soziologie an der Freien Universität Berlin (1965-1971) schlossen sich Lehrtätigkeiten an der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer (1971-1973) und an der Universität zu Köln (1973-1985) an. F. Scharpf baute als Professor seit 1968 an der neu gegründeten Universität Konstanz einen sozialwissenschaftlich-orientierten verwaltungswissenschaftlichen Studiengang auf. Er war dann von 1973-1984 als Direktor am Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung tätig;<sup>22</sup> schloss dieser Zeit dann aber eine zweijährige Periode als Forschungsprofessor an.

Hier zeigt sich die nächste Gemeinsamkeit, die R. Mayntz in aller wünschenswerten Klarheit äußert: „Mein zentrales Interesse galt immer der Forschung. [...] Insofern bestand zwischen meiner Lehr- und meiner Forschungstätigkeit als Hochschullehrer primär eine Beziehung der Konkurrenz um die knappe Ressource Zeit.“<sup>23</sup> Diese Forschungsorientierung kann für beide genauer beschrieben werden, insbesondere in Abgrenzung zu dem gemeinhin dominierenden Bild der kritischen 1968er Intellektuellen. Beide verfolgten empirische Forschungsprogramme, die sich – nicht ohne normative Bestimmungen, hier akzentuierte sich F. Scharpf mit seiner Demokratietheorie jedoch kenntlicher – im Meadschen Sinne auch als pragmatisch verstanden, d.h. als problemlösungsorientiert. Mit dieser Auffassung gingen – hier liegt die weitere inhaltliche Schnittstelle – die Beforschung administrativer Organisationen ebenso einher wie politikberatende Tätigkeiten. Diese wurden in weithin bekannten Forschungsverbänden durchgeführt. Gemeinsame Kooperationen in

22 Das 1969 gegründete WZB wurde nicht zuletzt durch die tätige Mithilfe von Horst Ehmke bis Mitte der 1970er Jahre zu einem „Parade Think Tank der sozialliberalen Planungseuphorie“; Gellner: Ideenagenturen, a.a.O., S. 189. Kurskorrekturen am WZB wurden 1983 vom nunmehrigen Berliner CDU-Senat in die Wege geleitet; ebd.

23 Mayntz: Eine sozialwissenschaftliche Karriere, a.a.O., S. 288.

weit größeren Forschungsverbänden erfolgten in der Projektgruppe Regierungs- und Verwaltungsreform (1966-1975), dann ab 1976 in einem Verbund zur Implementationsforschung und später in einem Verbund zur sozialwissenschaftlichen Technikforschung.<sup>24</sup>

Dazu kommt in beiden Fällen eine ausgesprochen aktive Mitarbeit in den wissenschaftlichen Gremien – seien es beispielsweise das *Executive Committee* des *ECPR* (1972-1976), die DFG-Senatskommission für empirische Sozialforschung (1975-1980) oder das Research Council am Europäischen Hochschulinstitut Florenz (1995-2000) bei F. Scharpf, seien es der Deutsche Bildungsrat (1966-1970) und der Senat der DFG (1974-1980) bei R. Mayntz – und den Boards renommierter sozialwissenschaftlicher Fachzeitschriften. In der Beteiligung an wissenschaftlicher Gremienarbeit, insbesondere mit dem Schwerpunkt der – für Sozialwissenschaftler/innen seinerzeit nicht üblichen – Verbundforschung wird die spezifische Netzwerkarbeit deutlich, die – neben den Ressourcen aus den politikberatenden Forschungen – maßgeblich zur Erklärung der Geltung des steuerungstheoretischen Ansatzes beiträgt.

## Die Projektgruppe Regierungs- und Verwaltungsreform

Eingangs habe ich vorgeschlagen, R. Mayntz und F. Scharpf als Verteidiger/innen einer Disziplin zu verstehen; die beiden wiederum sind mit dieser gewachsen. Erinnern wir uns an die – zumindest quantitative – Expansion der deutschen Politikwissenschaft seit den späten 1960er Jahren. Wie ist diese zu erklären? Zunächst sehen wir eine allgemeine Ausweitung von Wissenschaftseinrichtungen. Zu denken ist kursorisch an das bildungspolitische Reformprogramm der sozialliberalen Koalition, die artikulierten Ansprüche jener er-

24 Vgl. ebd., S. 289.

sten Kohorte von Kindern und Jugendlichen aus Arbeiterfamilien, die historisch erstmalig einen Reallohnanstieg zu verzeichnen hatten, der Druck zu technologischen Innovationen in deutschen Unternehmen und schließlich die Interessen der Länder, durch die Gemeinschaftsaufgaben zum Hochschulbau auch schnöde Strukturpolitik zu realisieren. Warum aber Politikwissenschaft? Dies mag zum einen mit der Artikulationsfähigkeit einer Protestgeneration der 1968er zusammenhängen, die einen neuen, auch politisch aufgeklärten, kritischen Bildungsbegriff reklamierten – kritische Bildung um ihrer selbst oder um der gesellschaftlichen Veränderung willen, oder um in die Schulen zu gehen. Zum anderen war die Idee der politischen Planung und der Reformierung der trägen Ministerialbürokratien der Adenauer-Ära insofern ein bestimmender Faktor, als dass sie mit der zumindest deklamatorischen Nachfrage nach sozialwissenschaftlich aufgeklärter Politikberatung seitens öffentlicher Einrichtungen verbunden war. Die Expansion der Disziplin – von 1965 über 1975 bis 1985 stieg die Zahl westdeutscher Professoren der Politikwissenschaft von 51 über 133 auf 278 an<sup>25</sup> – erklärt sich mithin nicht allein aus der Artikulation der 1968er Generation,<sup>26</sup> sondern auch aus einem sozialwissenschaftlich orientierten Planungsoptimismus dieser Jahre. R. Mayntz und F. Scharpf standen und stehen als besonders hervorgehobene Personen für eine Politikwissenschaft, die nicht auf den Protest gegen Notstandverfassung, Vietnam-Krieg und gegen autoritäre Strukturen reagiert, auch nicht auf die Entspannungspolitik, sondern auf die Finanzverfassungsre-

25 Vgl. Cord Arendes, Hubertus Buchstein: Politikwissenschaft als Universitätslaufbahn. Eine Kollektivbiographie politikwissenschaftlicher Hochschullehrer/-innen in Deutschland 1949-1999, in: Politische Vierteljahresschrift 45 (2004), Nr. 1, S. 9-31.

26 Interessanterweise sieht sich R. Mayntz selber als Teil einer „Kohorte“, nicht einer wie auch immer gearteten 68er Generation; vgl. dies.: Eine sozialwissenschaftliche Karriere, a.a.O., S. 293.



form des Mai 1969, die zu einem Ausbau der Hochschulen ebenso führte wie zu einer Expansion des kooperativen Föderalismus.

Der Aufstieg sozialwissenschaftlicher Politikberatung, politikwissenschaftlicher Verwaltungsforschung und schließlich – im Besonderen – des Ansatzes des akteurzentrierten Institutionalismus ist schlechterdings nicht erklärbar ohne den Bezug auf diesen historischen Kontext des Planungsoptimismus und der Verwissenschaftlichung von Politik der späten 1960er und frühen 1970er Jahre in der damaligen BRD.<sup>27</sup> (Nicht nur) für unsere Protagonist/innen war die Tätigkeit der Projektgruppe Regierungs- und Verwaltungsreform (1966-1975) maßgeblich. Deren Spezifikum war nun nicht die generelle Beratung hinsichtlich bestimmter materieller Sachprobleme, sondern – angelegt an der Schnittstelle zwischen Verwaltungs- und Sozialwissenschaften – die generelle Analyse und Reform der allgemeinen Organisation ministerieller Tätigkeit, d.h. die gesamte Bundesregierung und -verwaltung sollte reformiert werden. W. Süß hat Struktur, Arbeit und Wirkung der Projektgruppe und ihrer Vorläufer dargestellt.<sup>28</sup> Dreierlei Expertengruppen haben deren Tätigkeit geprägt: Zum einen Beratungsinstitute, die – wie Kienbaum Consultants und McKinsey & Co – auf das pragmatische Organisationsmanagement und -restrukturierung spezialisiert waren. Rund 20 Rechts-, Wirtschafts- und Politikwissenschaftler – unter ihnen z.B. Roman Herzog – haben Gutachten zu Einzelaspekten der Reform vorgelegt. Schließlich arbeitete eine Gruppe von Sozialwissenschaftler/innen – unter ihnen z.B. Heiner Flohr und Klaus Lompe – in der Projektgruppe, aus der ab Ende 1969 eine kleinere Gruppe – bestehend aus F. Scharpf, R. Mayntz und Frieder Naschold – hervorging,

27 Vgl. Bleek: a.a.O., S. 384, 394.

28 Vgl. Winfried Süß: „Rationale Politik“ durch sozialwissenschaftliche Beratung? Die Projektgruppe Regierungs- und Verwaltungsreform 1966-1975, in: Stefan Frisch, Winfried Rudloff (Hg): Experten und Politik. Wissenschaftliche Politikberatung in geschichtlicher Perspektive, Berlin 2004, S. 329-348.

die die Projektgruppe bei ihrer Arbeit berieten und, so W. Süß, „eine Art informellen Beirat“ bildeten.<sup>29</sup>

Die Wirkungen dieser Politikberatung hat W. Süß eher skeptisch eingeschätzt, Hindernisse waren die Logik politischer Koalitionsbildungen und -absprachen, sprachliche Differenzen zwischen Wissenschaftler/innen und Ministerialbeamten sowie schließlich die mangelnde politische Außenwirkung von Verwaltungsreformen. Diese mobilisieren nur dann öffentlich, wenn sie unterbleiben; ihre eigentliche Realisierung ist kaum ein wahlbestimmendes Thema. Bereits im März 1971 erfahren die Mitglieder der Projektgruppe, dass sie politisch nicht mehr besonders unterstützt werden, das Interesse an ihrer Tätigkeit war perdu.<sup>30</sup>

W. Süß zitiert R. Mayntz und F. Scharpf nun mit den Worten vom „schalen Geschmack einer enttäuschten Hoffnung“,<sup>31</sup> und er vermutet, dass die weiteren steuerungstheoretischen Konzepte diese eher enttäuschenden Erfahrungen widerspiegeln.<sup>32</sup> Nun haben aber unsere Protagonisten bereits in dem zitierten Vorwort im unmittelbar folgenden Satz von einem „realen Kern“ gesprochen und hingewiesen auf „die Bereitschaft der politisch-administrativen Praxis, Ergebnisse der Wissenschaft in den eigenen Entscheidungen zu verarbeiten und sogar für die Verbesserung der Entscheidungsstrukturen wissenschaftlichen Rat zu suchen.“<sup>33</sup> Zudem verweist R. Mayntz rund 25 Jahre später auf einen anderen Nutzen ihrer politikberatenden Tätigkeit: Deren Grenzen „haben mich nicht besonders frustriert. Der Wissensgewinn, durch den ich durch die offizielle Beratungsfunktion privilegiert Zugang erhielt, schien mir ein ausreichen-

29 Ebd., S. 340.

30 Vgl. ebd., S. 345.

31 Ebd.

32 Vgl. ebd., S. 348, Fußnote 90.

33 Renate Mayntz, Fritz Scharpf (Hg.): Planungsorganisation. Die Diskussion um die Reform von Regierung und Verwaltung des Bundes, München 1973, S. 7.

der Grund, um mich auf die – höchst zeitraubende – Nebentätigkeit einzulassen.“<sup>34</sup>

Ambivalenzen sind durchaus erkennbar. Aber W. Süß wechselt in seiner Betrachtung der Wirkungsweise – und das ist für meine These relevant – die Perspektive: Vielleicht hatte sozialwissenschaftliche Beratung keine Auswirkungen auf Politik, dafür aber auf die Politikwissenschaft? Die Antwort fällt eindeutig aus. Er verweist auf die Umfrage, die Christine Landfried im Frühjahr 1986 unter Mitgliedern der Deutschen Vereinigung für Politische Wissenschaft und der Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft durchführte.<sup>35</sup> Auf die Frage: „Wer zählt zu den wichtigsten Vertretern der Politikwissenschaft, wenn man ihre Bedeutung in der Politikberatung betrachtet?“, werden weit vor allen anderen F. Scharpf (81) und T. Ellwein (78) genannt, Karl Kaiser folgt mit 31 Nennungen, Renate Mayntz (als Nicht-Politologin!) weist 25 auf.<sup>36</sup> Nun sind Bedeutung in der Politikberatung und in der Politikwissenschaft nicht deckungsgleich, besonders normativ-ontologisch und kritisch-dialektische Politikwissenschaftler/innen, beispielsweise aus der Marburger Abendroth-Schule, verfolgten eine gänzliche andere disziplinäre Ausrichtung. Oben wurde aber bereits auf eine andere „Relevanzmessung“ verwiesen.

Mit Blick auf die Wirkungen innerhalb der Politikwissenschaft ist der „schale Geschmack enttäuschter Hoffnungen“ doch erheblich zu relativieren, denn die Politikberatung im damaligen Planungsoptimismus trug nicht unerheblich zur Karriere und Prominenz unserer Protagonist/innen bei. Ad personam: Mit dem Namen Horst Ehmke ist der damalige Planungsanspruch verbunden, durch die

34 Mayntz: Eine sozialwissenschaftliche Karriere, a.a.O., S. 291.

35 N=203 Politologen, Arendes/Buchstein zählen für 1985 278 Politolog/innen.

36 Vgl. Christine Landfried: Politikwissenschaft und Politikberatung, in: Klaus von Beyme (Hg.): Politikwissenschaft in der Bundesrepublik Deutschland. Entwicklungsprobleme einer Disziplin, Opladen 1986, S. 104f.

innere Reorganisation von Regierungsapparat und Verwaltung „Kabinett und Kanzler in die Lage zu versetzen, sich frühzeitig mit dem Gesamtprogramm und mit den Grundsatzfragen großer Vorhaben zu beschäftigen, statt nur zum Schluß die zwischen den Ressorts noch offenen Streitfragen zu entscheiden.“<sup>37</sup> Die Planung scheitert an den „Ressortseparatisten“,<sup>38</sup> die Politikberatung findet keine ausführlichere Erwähnung, die Namen Ellwein, Naschold, Mayntz und Scharpf sind im Personenregister seiner Biografie nicht gelistet. Das ist im Falle F. Scharpfs besonders erstaunlich, insofern dieser ein Schüler des früheren Staatsrechtslehrers aus Freiburg ist und H. Ehmke seinerseits den – noch nicht habilitierten – Scharpf in einem Schreiben ausdrücklich für denjenigen Lehrstuhl empfahl, den er 1968 antrat.<sup>39</sup> Scharpf nutzte seine Chance und baute dort einen Studiengang auf. Auch diese Anekdote macht eines deutlich: Politikberatung und wissenschaftliche Steuerungstheorien scheinen in der Rückblende für die politischen Akteure irrelevant, nicht jedoch für die Wissenschaftler/innen, deren Karrieremuster auf die Gelegenheiten und Ressourcen reagieren, die durch staatliche Nachfrage geschaffen werden.

## Das Institut

Die Bedeutung von R. Mayntz und F. Scharpf sowie die Geltung ihres Ansatzes sind sodann nicht erklärbar ohne die Gründung eines eigenen Forschungsinstituts. Die Erforschung der Geschichte des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung (MPIfG) steht aus.<sup>40</sup> Nachdem 1984 das Max-Planck-Institut für Sozialforschung

37 Horst Ehmke: *Mittendrin. Von der Großen Koalition zur Deutschen Einheit*, Berlin 1994, S. 114f.

38 Ebd., S. 116.

39 Vgl. Süß, a.a.O., Fußnoten 3 und 16.

40 Im Sachregister seiner *Geschichte der Politikwissenschaft in Deutschland* listet W. Bleek zwar die Marburger Schule, die Kasseler Gesamthochschule und die Universität

geschlossen worden war, wurde 1985 in Köln das MPIfG errichtet, Gründungsdirektorin war Renate Mayntz, ein Jahr später wurde Fritz Scharpf Ko-Direktor. Zielsetzung des Instituts war „langfristig ausgerichtete, anwendungsoffene sozialwissenschaftliche Grundlagenforschung“, die durchaus auch „Wissen für die Politik“ zur Verfügung stellen sollte. Entwickelt wurde das „Instrumentarium des akteurzentrierten Institutionalismus“. Einem ersten Forschungsprogramm, in dem Design und Optik der steuerungstheoretischen Perspektive entwickelt wurden und das auf „staatsnahe Sektoren“ fokussiert wurde, folgte ab 1996 ein zweites, das stärker auf die international vergleichende Analyse von Regulierungssystemen, auf Mehrebenenregieren und auf Globalisierungsprozesse abzielte. Das MPIfG wies im Jahr 2000 einen von der Max-Planck-Gesellschaft finanzierten Haushalt von 6,5 Mio. DM auf, zusätzliche Finanzquellen erlaubten, dass im gleichen Jahr 36 Wissenschaftler/innen tätig waren. Am MPIfG wird keine Auftragsforschung betrieben, es geht um Grundlagenforschung. „Wer stellt die Forschungsfragen?“ Auf diese selbst gestellte – und für die hiesige Beschreibung der Rolle von R. Mayntz und F. Scharpf bedeutsame – Frage ist die Antwort eindeutig: Die Definition liegt bei den Direktoren, die „bei der Auswahl und Verwirklichung ihrer Forschungsvorhaben frei und unabhängig“<sup>41</sup> sind. Damit ist zunächst einmal die institutionell starke Stellung der Direktor/innen markiert, die – durchaus in wechselseitiger Kommunikation – maßgeblichen Einfluss auf die Studien von über 30 Sozialwissenschaftler/innen haben.

In einem weiteren Schritt wäre hinsichtlich der Wirkungsgeschichte des MPIfG zu fragen, wie diese Wissenschaftler/innen in ihren weiteren Karrierewegen den steuerungstheoretischen Ansatz

Konstanz, nicht aber das Institut auf. Seine entsprechenden Informationen stammen dann auch weitgehend von der Internetseite des Instituts; vgl. ders., a.a.O., S. 398.

41 [www.mpi-fg-koeln.mpg.de](http://www.mpi-fg-koeln.mpg.de), 22.12.2004.

weiter verbreiten. Auch hier steht meines Wissens die empirische Netzwerkanalyse aus. Der lediglich kursorische Überblick über den Verbleib von langjährigen wissenschaftlichen Mitarbeiter/innen zeigt eine gewisse Konzentration der Aktivitäten (Studium, Dissertation/Habilitation, Professuren) im Dreieck MPIfG, Universität Konstanz und Fernuniversität Hagen, aber auf keinen Fall eine entsprechende Begrenzung. Langjährige MPIfG-Mitarbeiter/innen besetzen auch Lehrstühle in München, Berlin, Bremen, Osnabrück etc. Diese ersten Hinweise zu institutioneller Verfestigung und zu Vernetzungspraktiken innerhalb der deutschen Politikwissenschaften können somit ein weiteres Argument plausibilisieren: Innerhalb der Disziplin haben sich R. Mayntz und F. Scharpf mit dem MPIfG eine institutionelle Bastion der aufgeklärten Regierungslehre geschaffen, durch die sie ihren Geltungsanspruch untermauern, ihre Konzeptualisierungen zu einer „Schule“ entwickeln und von ihnen sozialisierte Wissenschaftler/innen platzieren.

## Das Streitgespräch

Die Behauptung des Ansatzes innerhalb der Disziplin ging wiederum mit deren Behauptung gegen grundsätzliche Irrelevanz-erklärungen seitens der Soziologie einher. In geradezu idealtypischer Weise wurde der Stellenwert der Politikwissenschaft und darin insbesondere der Stellenwert der Steuerungstheorie im Rahmen eines Streitgespräches zwischen N. Luhmann und Fritz Scharpf auf dem DVPW-Kongress im September 1988 verteidigt. Die „historische Überraschung“ (Mayntz 1995) des Jahres 1989 stand noch aus, die „alte“ Bundesrepublik richtete sich allmählich für den Europäischen Binnenmarkt ein, Globalisierungsthemen dräuten.

Luhmann verdeutlichte, dass Handlungstheorie – „sie mag im einzelnen noch so ‚scharfsinnig‘[!] entwickelt werden“<sup>42</sup> – nicht zur Theorie gesellschaftlicher oder politischer Steuerung beitragen kann.<sup>43</sup> Scharpf widersprach ihm vehement, und zwar – das ist das Entscheidende für die Behauptung der Politikwissenschaft als eigener Disziplin – nicht durch Deskription und nicht durch eine herrschaftskritische Begründung, sondern durch eine akteurzentrierte, steuerungstheoretische Argumentation. Luhmann wird unterstellt, Akteurstheorien als „nicht satisfaktionfähig“ für die „Fundierung einer universellen Gesellschaftstheorie“ zu erachten.<sup>44</sup> Scharpf betont – spieltheoretisch angeleitet – die Relevanz von Konstellationen kollektiver und korporativer Akteure. Er stellt die „multilinguale Kommunikationskompetenz“ von Organisationen und Individuen gegen die „systematische Überschätzung der wechselseitigen Intransparenz der Teilsysteme.“<sup>45</sup> Er zieht die Luhmannschen Steuerungsüberlegungen der fehlenden Komplexität. Er pointiert, dass es keinen Grund gäbe, Steuerungsschwierigkeiten „als theoretische Unmöglichkeit zu stilisieren“. Zwar seien Steuerungschancen nicht gesichert, aber „es gibt keinen theoretischen Grund, die Möglichkeit einer absichtsvollen und im Sinne der eigenen Ziele erfolgreichen Intervention [...] von vornherein auszuschließen.“ Damit ist es dann gerettet gegen den systemtheoretischen Angriff: das „Geschäft der institutionalistischen Politikwissenschaft.“<sup>46</sup> F. Scharpf hat sich in die Bresche geworfen, Luhmann ist abgewehrt, das entscheidende Bataillon wurde vom Kölner MPIfG gestellt, der Kongress geht weiter.

42 Niklas Luhmann: Politische Steuerung. Ein Diskussionsbeitrag, in: Politische Vierteljahresschrift 30 (1989), Nr.1, S. 8.

43 Ebd.

44 Fritz Scharpf: Politische Steuerung und Politische Institutionen, in: Politische Vierteljahresschrift 30 (1989), Nr. 1, S. 13.

45 Ebd., S. 15.

46 Ebd., S. 14.

## Die Forschungsheuristik

Der Reigen akteurs- und institutionalistisch orientierter politikwissenschaftlicher Studien aus dem MPIfG setzt sich in folgenden Jahre fort, die Publikationen sind Legion, die deutsche Optik findet ihre Entsprechung in dem Aufschwung neo-institutionalistischer Ansätze in der internationalen politikwissenschaftlichen Diskussion. 1995 – die Emeritierung von Renate Mayntz im Jahr 1997 deutet sich an – erscheint jener Sammelband, der nach zehnjähriger Forschungstätigkeit am Institut durchaus als eine Zwischenbilanz gelesen werden kann und auch entsprechend rezipiert wird. Als zentrale Gemeinsamkeiten der Studien des MPIfG werden von R. Mayntz und F. Scharpf die „Steuerung und Selbstorganisation in staatsnahen Sektoren“ dar-, vor allem aber wird der Ansatz des „akteurzentrierten Institutionalismus“ vorgestellt. In diesem werden Institutionen erklärende, jedoch keine determinierenden Wirkungen zugesprochen; die Konstellationen von und Interaktionen zwischen korporativen Akteuren rücken in den Vordergrund. Das ausdifferenzierte Forschungsdesign wird von beiden Autoren als „komplexes analytisches Raster“ beschrieben. Dementsprechend befassen sich die einzelnen Studien mit jeweils einzelnen Aspekten. Die konzeptionelle Klammer liefern die beiden Direktor/innen. Sie bleiben bescheiden: Der akteurzentrierte Institutionalismus bietet „kein Erklärungsmodell, sondern bestenfalls eine Forschungsheuristik, indem er die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf bestimmte Aspekte der Wirklichkeit lenkt.“<sup>47</sup> Ja, mehr noch, das Forschungsdesign, das aufgrund der Integration institutionalistischer und handlungstheoretischer Ansätze überkomplex zu werden droht, ließe sich letztlich als „analytische Hierarchisierung“ verstehen, der „institutionelle Ansatz

47 Renate Mayntz, Fritz Scharpf: Der Ansatz des akteurzentrierten Institutionalismus, in: Renate Mayntz, Fritz Scharpf: Gesellschaftliche Selbstregulung und politische Steuerung, Frankfurt/Main 1995, S. 39.



[reduziert] den Informationsbedarf für befriedigende Erklärungen erheblich.“<sup>48</sup> Wenn Institutionen nicht hinreichende Erklärungen liefern, dann müsse man sich den Interaktionskonstellationen und Handlungen zuwenden.

Man gewinnt den Eindruck eines analytischen Werkzeugkastens aufgeklärter Regierungslehre, die eine gewisse Ambivalenz offenbart. Der Behauptung handlungstheoretischer Konzepte gegen die systemtheoretische Perspektive Luhmanns wird nun ein zwar konzeptionell komplexes, aber im Theorieanspruch doch bescheidenes Design beigelegt. Der Vergewisserung folgt mithin die Bescheidung: die fast schon lehrbuchartige Summierung von Faktoren, die Steuerungsversuche und -wirkungen erklären; mithin geht es um eine schnöde Forschungspragmatik.

## Die Reichweite

Diese Pragmatik, die institutionalistische Orientierung des Forschungsansatzes und die politikberatende Tätigkeit seiner Vertreter/innen haben das Argument begründet, dass sich im Umfeld des MPIfG eine unkritische Forschung etabliert hat. Durchaus findet man mitunter mechanistisch anmutende und langweilig zu lesende Studien braver Adepten, welche dieses Argument stützen. Es erscheint mir aber zu kurz gegriffen: Gerade in den Momenten der Bescheidung wird deutlich, dass sich R. Mayntz und F. Scharpf stets als reflexive Vertreter/innen eines Steuerungsansatzes erwiesen haben. Sie waren – das wurde z.B. bereits in den planungstheoretischen Arbeiten zu Beginn der 1970er Jahre deutlich – eines tumben Steuerungsoptimismus stets abhold. In besonderer Weise hat R. Mayntz in den letzten Jahren über die Reichweite des eingeschlagenen Forschungsweges fachöffentlich nachgedacht. Im erneuten Um-

48 Ebd., S. 66.

schwung der Terminologie – nun heißt es nicht mehr Planung oder Steuerung, sondern zeitgemäß Governance – wurde der Problemlösungsbias der gewählten pragmatischen Forschungsperspektive thematisiert. So wie R. Mayntz sich als Weberianische Forscherin verortete,<sup>49</sup> so weist sie nun wiederholt auf die spezifischen Auslassungen jener Perspektive hin, die sie jahrelang vertreten hat: Sie bemängelt, dass der Maßstab der Untersuchung von Steuerung „die Problemlösungsfähigkeit der gefundenen Entscheidungen bzw. Lösungen gewesen“ sei. Damit werde nur ein Aspekt der Wirklichkeit erfasst. Das „machtpolitische Kalkül“, und dass es in der Politik „oft in erster Linie um Gewinn und Erhalt politischer Macht“<sup>50</sup> gehe, werde in dem steuerungstheoretischen Paradigma nicht erfasst. Die späte Bescheidenheit nach der Emeritierung? In der Eindeutigkeit vielleicht, aber nicht, wenn im Rückblick die reflexive Differenziertheit des Forschungsansatzes betrachtet wird, der maßgeblich von R. Mayntz und F. Scharpf entwickelt wurde. Diese haben die Reichweite und Auslassungen seit Ende der 1960er Jahre stets eigenständig thematisiert.

## Zwei Intellektuelle?

Wenn man also erklären möchte, warum R. Mayntz und F. Scharpf als sozialwissenschaftliche Experten aufgeklärter Regierungslehre zu ihrem Status innerhalb der Politikwissenschaft der („alten“) Bundesrepublik gelangt sind, dann sind zwei Momente der Behauptung hervorzuheben: Einerseits die Abwehr des systemtheoretischen Angriff Luhmannscher Perspektive und die Betonung einer aufgeklärten Steuerungsperspektive, die einer allgemeinen Normenallokation durch spezifische Institutionen Geltung zuspricht. Damit haben sie prominent den Charakter einer Disziplin verteidigt, dieser zugleich

49 Vgl. Mayntz: Eine sozialwissenschaftliche Karriere, a.a.O.

50 Mayntz: Governance im modernen Staat, a.a.O., S. 75.

jedoch ihren spezifischen Stempel aufgedrückt: Ihre steuerungstheoretische und pragmatische Lesart von politischer Analyse ist gegenüber beispielsweise marxistisch-herrschaftskritischen zu einer dominanten innerhalb der Disziplin geworden. 1968 formulierte Jörg Kammler in einer Einführung in die Politikwissenschaft beispielhaft die Sichtweise der Marburger Abendroth-Schule. Diese markierte einen zweiten – im Ausgang der ökonomistisch-konservativen Periode der alten BRD durchaus relevanten – Strang der Politikwissenschaft, der mit der Zeit – besonders seit den späten 1980er Jahren – letztlich an Bedeutung einbüßte. Mit Bezug auf die Kritische Theorie Max Horkheimers pointierte J. Kammler die Aufgabe der Politikwissenschaft als „die Analyse der Bedingungen politischer Macht, ihrer konkreten Erscheinungsformen und der in ihnen wirksamen Entwicklungstendenzen. [...] Als kritisch-praktische Wissenschaft von den politischen Strukturen und Prozessen der Gesellschaft gewinnt politische Wissenschaft ihr Selbstverständnis und die Einheit ihres Gegenstandes im Bezug auf Gesellschaft als historisch sich entwickelnde Totalität, in der Herrschaftsstrukturen, Bewußtseinsformen und Strukturen gesellschaftlicher Reproduktion nicht beziehungslos nebeneinanderstehen, sondern als Ausdrucksformen menschlicher Praxis notwendig zusammenhängen und sich im historischen Prozeß bedingen.“<sup>51</sup>

Darum war es Renate Mayntz und Fritz Scharpf nicht zu tun. Sie thematisierten nicht die herrschaftsförmig organisierte „Totalität“ von Gesellschaft, sondern spezifische Ausschnitte. Sie wollten anderes – nicht zuletzt aufgrund ihrer positiven wissenschaftlichen Sozialisation in den USA –, und es ist ihnen gelungen, ihren Ansatz innerhalb der Disziplin zu einem dominanten zu entwickeln. Diese Position ist durch spezifische Formen der Ressourcenmobilisierung

51 Jörg Kammler: Gegenstand und Methode der politischen Wissenschaft, in: Wolfgang Abendroth, Kurt Lenk: Einführung in die politische Wissenschaft, Bern 1968, S. 9-11.

und Institutionalisierung erarbeitet worden. Das Geschäft der Politikberatung hat die Autoren mit internen Informationen administrativer und politischer Prozesse ebenso versorgt wie mit Forschungsmitteln, die es erlaubt haben, junge Politikwissenschaftler/innen einzustellen und zu sozialisieren. Schließlich steht zu vermuten, dass die Entstehung des MPIfG ohne die Kontakte der Gründungsdirektorin nicht möglich gewesen wäre. Die Forschung in Projektverbänden und die Tätigkeit in wissenschaftlichen Gremien taten ein Übriges. Prägend war mithin ein stetes, umfassendes wie kluges Netzwerkmanagement, das empirischen Studien und theoretischen Überlegungen zu Beachtung verhalf.

Gleichwohl erklären organisatorische Ressourcenmobilisierung und Institutionalisierung, gute Empirie, die ständige Thematisierung zeitgeschichtlicher institutioneller Strukturprinzipien und die theoretische Behauptung der disziplinären Eigentümlichkeit nur teilweise die Geltung unserer beiden Protagonist/innen. Hinzu kommt ein Moment der Bescheidenheit, das Ausdruck dauernder intellektueller Beschäftigung, aber zugleich der begrenzten Rolle als Intellektuelle ist. Der Pathos des großen sozialwissenschaftlichen Entwurfes war ihnen fremd. In der steten Aktualisierung ihres Konzeptes über die begrifflichen Stufen der Planung, Steuerung, Koordination und Governance haben sie nicht nur unterschiedliche Kohorten von Politikwissenschaftler/innen und an Beratung interessierten Pragmatiker/innen in den Verwaltungen mit entsprechenden Überlegungen konfrontiert, sondern ständig die Begrenzungen von Steuerung und der Rationalität von Interventionen thematisiert. Damit blieben sie disziplinär stets anschlussfähig, sie genossen und genießen fachöffentlich hohe Wertschätzung, aber es fehlte ihnen das Moment der öffentlichen Behauptung. Nun werden Intellektuelle der Finanzverfassungsreform vom Mai 1969 qua Thema nur begrenzt nachgefragt. Die verschlungenen Pfade beispielsweise des (nicht blockier-

ten!) Föderalismus ziehen nur dann mediales Interesse auf sich, wenn in Presse und Fernsehen „Politiker-Bashing“ betrieben werden kann. R. Mayntz und F. Scharpf haben sich aber ihrerseits auch in einer öffentlichen Rolle stets selbst begrenzt. Sie sind nicht mit jenen empirisch ungedeckten Aussagen, mit jenen „großen Würfeln“ und zeitgeschichtlichen Interventionen an die Öffentlichkeit gegangen, die zugleich ermunternd wie „windig“ daherkommen. Sie blieben im guten Sinne solide, herausfordernd, kritisierbar und anregend. Bei aller Unterschiedlichkeit der wissenschaftlichen Sozialisation, theoretischen Verortung und Forschungspraxis: In diesen Momenten scheint mir eine zentrale Ähnlichkeit zu dem mit dieser Festschrift geehrten Wissenschaftler zu liegen.



## Anne Heurgon-Desjardins und die Dekaden von Cerisy<sup>1</sup>

Nicole Racine

- 1 Der vorliegende Text (Übersetzung von F.B. und K.M.) beruht in Teilen und mit einigen Erweiterungen auf meinem Vortrag *Porträt von Anne Heurgon-Desjardins*, den ich anlässlich der Dekade SIECLE im August 2002 vorbereitet habe; s. S.I.E.C.L.E. Colloque de Cerisy. 100 ans de rencontres intellectuelles de Pontigny à Cerisy. Paris (Collection Inventaires de l'IMEC) 2005. Die im vorliegenden Beitrag zitierten unveröffentlichten Briefe und Dokumente sind dem Archiv der Dekaden von Cerisy entnommen, die Catherine Peyrou und Edith Heurgon dem *Institut Mémoires de l'édition contemporaine (IMEC)* in der Abbaye d'Ardenne überlassen haben.

Wollte man Anne Heurgon-Desjardins mit einer Frau aus dem französischen Geistesleben vergleichen, so würde man selbstverständlich an die Gastgeberin eines Salons denken. Aber das Vorbild, an dem sie sich orientierte, waren nicht die aristokratischen Gesellschaftsformen vergangener Jahrhunderte, sondern dasjenige, das Vater Paul Desjardins ihr über das Beispiel der Dekaden von Pontigny vermacht hatte. Sie blieb dem Prinzip dieser Treffen treu: Es ging darum, die aufgeschlossenen Geistesgrößen der Zeit an einem abgelegenen Ort zusammenzubringen, um die Konfrontation der Ideen in einer freien Diskussionsatmosphäre zu begünstigen.<sup>2</sup> Sie behielt den abwechselnden Turnus von literarischen, philosophisch-künstlerischen und ökonomisch-sozialen Dekaden bei. Allerdings war „Anne Heurgon-Desjardins eine zu eigenständige Persönlichkeit, um als bloße Nachlaßverwalterin zu agieren“,<sup>3</sup> wie Maurice de Gandillac bei der Darstellung ihres entscheidenden Beitrags zum Erfolg der Dekaden von Cerisy geschrieben hat. Sie wurde zur Initiatorin einer intellektuellen Unternehmung, der sie sich mit Energie und Ehrgeiz widmete, nämlich die am Modell von Pontigny orientierten Dekaden im Schloß von Cerisy-la-Salle, die sie im Alter von 53 Jahren wieder aufnahm, nachdem sie dafür in der Abtei von Royaumont von 1947 bis 1951 einen „Probelauf“ gemacht hatte.

Zunächst werde ich die in Pontigny entstandenen literarischen Freundschaften darlegen, die Anne Heurgon-Desjardins' Persön-

2 Anne Heurgon-Desjardins (Hg.): Paul Desjardins et les décades de Pontigny. Etudes, témoignages et documents inédits. Préface d'André Maurois, Paris 1964. Es sei auch auf zwei jüngere, qualitativ hochwertige Studien hingewiesen: François Chaubet: Paul Desjardins et les décades de Pontigny, Villeneuve d'Ascq 1999; François Beilecke: Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellenassoziation 1892-1939, Frankfurt/Main 2003.

3 Maurice de Gandillac: Anne Heurgon-Desjardins, in: Encyclopaedia Universalis; ders.: Anne Heurgon-Desjardins 1899-1977, in: Bulletin des amis d'André Gide, Nr. 36. In *Le siècle traversé. Souvenirs de neuf décennies* (Paris 1998, S. 168) beschreibt Maurice de Gandillac den Anteil, den Anne und Jacques Heurgon an den Diskussionen von Pontigny hatten.



lichkeit, Lebensideal und ihre Vorstellungen von geistigem Austausch geformt haben. Anschließend werde ich sie als eine repräsentative Persönlichkeit des Jahrhunderts porträtieren, wobei ich zunächst ihre Rolle in Cerisy von den frühen fünfziger bis zu den späten sechziger Jahren darstellen werde, um mich dann den politischen Dekaden zuzuwenden, die ihr persönliches Engagement besonders deutlich hervortreten lassen.

## Die literarischen Freundschaften von Anne Heurgon-Desjardins

Bereits von Kindesbeinen an war Anne Heurgon-Desjardins daran gewöhnt, mit den Autoren der *Nouvelle Revue Française (NRF)* zu verkehren, die sie als Familienmitglieder empfand und deren Nähe sie stets gesucht hat. Es war ihr ein Herzenswunsch, den Geist der *NRF*-Gruppe weiterzugeben, der in ihren Augen stets das Ideal einer offenen und liberalen literarischen Gruppe verkörperte. Wie man den Aufzeichnungen, die sie gegen Ende ihres Lebens verfaßt hat, entnehmen kann, stellte sie dieses Ideal den „ständigen Verdrängungskämpfen [entgegen], die danach in den surrealistischen Gruppen, den Gruppen der Zeitschriften ‚Tel Quel‘ und ‚Change‘ existierten.“<sup>4</sup>

Zu ihren ältesten Freunden und Briefpartnern gehörten Charles Du Bos (sie kommt immer wieder auf den „Zwist“ von 1929 zu sprechen, der durch die Veröffentlichung des *Dialogue avec André Gide* ausgelöst worden war) und André Maurois. Weitere mit Pontigny verbundene Schriftsteller, die in Heurgon-Desjardins' Leben gegenwärtig blieben, waren André Gide, Roger Martin du Gard und François Mauriac, die jedoch nicht immer in der von Anne Heurgon-Desjardins gewünschten Weise ihre Freundschaft erwidert-

4 Anne Heurgon-Desjardins: Notes pour mes Mémoires 1971, Privatarchiv Cerisy.

ten. Ihre Verehrung für Gide stammte aus der Zeit der Kriegsjahre in Algier, wo Jacques Heurgon als Hochschulprofessor tätig war und wo das Ehepaar ihn für siebzehn Monate, von Juni 1943 bis April 1945, beherbergte. Anne Heurgon-Desjardins empfing regelmäßig bei sich die Freunde, die Gide besuchen kamen, darunter Jean Amrouche und Antoine de Saint-Exupéry.<sup>5</sup> Bei zahlreichen Gelegenheiten hat sie die Qualitäten Gides, sein Interesse an Menschen, seine Großzügigkeit erwähnt.<sup>6</sup> Sie hat ihm jedoch vorgeworfen, sich wie ein Chamäleon an seine Umwelt angepaßt zu haben. Dementsprechend führte sie seinen Gaullismus auf den Einfluß von Jean Amrouche, seinen Skeptizismus auf den Einfluß der Petite Dame, Madame Van Rysselberghe, und ihres Umfeldes zurück. Aufgrund dieser Nähe aus der Zeit in Algier gelangte sie zu der Überzeugung, daß der wahre Gide derjenige gewesen sei, den sie bei sich zu Hause erlebt hatte und der somit den schlechten Einflüssen des *Vaneau* entzogen gewesen war.<sup>7</sup> Sie wußte jedoch, daß es den äußeren Umständen zu verdanken war, daß sie in der Nähe von Gide leben dürfte.<sup>8</sup> In den *Entretiens avec André Gide* spricht sie von ihrer Rückkehr zur Religion, die sie auf den indirekten Einfluß des Schriftstellers zurückführt. Erzogen im Geist eines vom christlichen Spiritualismus geprägten Humanismus, getauft, aber nicht praktizierend, war es ihr 1948 außerordentlich wichtig, den Schriftsteller darüber zu informieren, bat ihn jedoch („mit Blick auf

5 Max-Pol Fouchet, Gründer der Zeitschrift *Fontaine*, hat die Anziehungskraft bestätigt, die die Anwesenheit Gides dem Haushalt der Heurgons verlieh. Eine bissige Darstellung des Schriftstellers hat er in seinem Beitrag für die Ausgabe *Gide à Alger* des *Magazine littéraire* (Mai 1967) geliefert.

6 Anne Heurgon-Desjardins: Introduction „Gide à Alger“, in: Marcel Arland, Jean Mouton (Hg.): *Entretiens sur André Gide*, Paris u.a. 1967, S. 1-12.

7 *Vaneau* ist der feststehende Begriff für die Pariser Wohnung André Gides in der Rue Vaneau, wo sich wichtige Persönlichkeiten aus dem NRF-Kreis regelmäßig trafen.

8 Anne Heurgon-Desjardins: *Grandeur et misère de Charles Du Bos. Le dialogue avec André Gide*, in: Georges Poulet, Michèle Leleu, Jean Mouton (Hg.): *Permanence de Charles Du Bos*, Paris 1976, S. 221.

die Spötteleien des *Vaneau*), ihren Brief zu verbrennen – einem Wunsch, dem er auch nachgekommen ist. Später löste sie sich wieder von der religiösen Praxis, verlor jedoch nie das Interesse an religiösen Problemstellungen, und es ist ihr zu verdanken, daß Geistliche wie Jean Daniélou, Stanislas Breton und Michel de Certeau in Cerisy anzutreffen waren.

Nach dem Tod André Gides hat sie mit Empörung auf das Porträt reagiert, daß Roger Martin du Gard in *A la recherche d'André Gide* gezeichnet hat.<sup>9</sup> Sie blieb stets in enger Verbindung mit den Schriftstellern, die sie geliebt hatte, indem sie die Briefe von Gide, Roger Martin du Gard und Mauriac wiederlas und sich mit Leidenschaft in die erschienenen Briefwechsel von *NRF*-Autoren vertiefte, vor allem in den Briefwechsel Gide-Claudé und in die *Journaux* von Charles Du Bos. Im Briefwechsel mit Ernst Robert Curtius, der ihre erzählerischen Fähigkeiten, ihre Treue zu den Freunden von Pontigny und die von ihr geplante Studie über Charles Du Bos wertschätzte, ist oft von den Ehemaligen von Pontigny die Rede.<sup>10</sup>

Ihr war bewußt, daß ihr Leben „eine Schnittstelle zwischen Vergangenheit und Zukunft bildete, hinter ihr die verschwundene Generation, vor ihr die kommende.“<sup>11</sup> Sie fühlte sich für die Weitergabe der von ihr gelebten Geschichte verantwortlich, einer Geschichte von Freunden und Freundschaften, die auch ein Kapitel der französischen Literaturgeschichte darstellte.<sup>12</sup> Bei ihren Vorbereitungen für eine Dekade zu Ehren André Gides im Jahre 1964 litt sie unter dem relativen Desinteresse, das Gide und seinen *NRF*-

9 Anne Heurgon-Desjardins, unveröffentlichtes Manuskript über Roger Martin du Gard, Archiv Cerisy.

10 Briefe von Ernst Robert Curtius an Anne Heurgon-Desjardins, 27. April 1948, 28. Februar 1950, Archiv Cerisy. In den Cerisy-Archiven befinden sich die Kopien des Briefwechsels zwischen Curtius und Anne Heurgon-Desjardins. Die Originale hat die Familie der *Bibliothèque littéraire Jacques Doucet* in Paris überlassen.

11 Anne Heurgon-Desjardins: *Mémoires* IV, 29. Januar 1956, Archiv Cerisy.

12 Anne Heurgon-Desjardins an Jean Delay, 06.01.1964, „André Gide“-Dekade, IMEC-Archiv.

Freunden entgegengebracht wurde. Sie war hocherfreut über die Teilnahme eines jungen Hochschulforschers, Claude Martin, und schlug eine Dekade über die jungen Autoren des *nouveau roman* vor.

Obwohl sie so gut über die Schriftsteller, die sie kannte, zu erzählen wußte,<sup>13</sup> konnte sie sich nie ihren Traum erfüllen, selbst eine echte Schriftstellerin zu werden. Sie arbeitete an ihren Memoiren und sammelte Notizen für die Abfassung eines Romans, in welchem sich einer der Erzählstränge um ihre gescheiterte Ehe mit Jacques Heurgon drehen sollte.

Als große Leserin hielt sie sich stets über die neuesten zeitgenössischen Romane auf dem Laufenden, sehr zum Erstaunen ihres Freundes Curtius, der sich über ihre Jugend im Geiste freute.<sup>14</sup>

Als Lyrikliebhaberin<sup>15</sup> begrüßte sie es, wenn in Cerisy Dekaden veranstaltet wurden, bei denen lebende Dichter wie Raymond Queneau oder Giuseppe Ungaretti im Mittelpunkt standen. Der Erfolg des *nouveau roman*<sup>16</sup> hingegen irritierte sie, da sie selbst die klassische Form des Romans bevorzugte. Nichtsdestominder vertraute sie 1963 (auf Empfehlung von Roland Barthes, dessen Originalität sie erkannte) den jungen Autoren und Theoretikern von *Tel Quel*, Philippe Sollers und Marcelin Pleynet, die Gestaltung einer Dekade zum Thema *Une nouvelle littérature* an. Sie lehnte allerdings die literarischen Exkommunizierungen und die Exklusivitätsansprüche von *Tel Quel* ab, wie sie es Marcelin Pleynet auch mitgeteilt hat.<sup>17</sup> 1966 stimmte sie einer Dekade über den Surrealismus so-

13 Siehe z.B. Anne Heurgon-Desjardins: *Les décades de Pontigny et de Cerisy: de Gide à Queneau*, in: *L'art des confins, Mélanges Gandillac*, Paris 1985.

14 Ernst Robert Curtius an Anne Heurgon-Desjardins, 1949.

15 Anne Heurgon-Desjardins an Jean Tardieu, Royaumont, Briefwechsel 1951, IMEC-Archiv.

16 Anne Heurgon-Desjardins an Nathalie Sarraute, 19.05.1963, „Une nouvelle littérature“-Dekade, IMEC-Archiv.

17 Brief von Anne Heurgon-Desjardins an Marcelin Pleynet, 06.08.1963, „Une nouvelle littérature“-Dekade, IMEC-Archiv.

wie einer weiteren über die *Tendances actuelles de la critique* zu, an der sich viele Schriftsteller und Hochschulprofessoren beteiligten.

## Die Dekaden

Nachdem Anne Heurgon-Desjardins sich entschieden hatte, die Dekaden in Royaumont (1947-1952) wiederaufleben zu lassen, wandte sie sich zunächst an die älteren Freunde von Pontigny, d.h. Jean Schlumberger und Marcel Arland, sowie an die jüngeren, u.a. an Maurice de Gandillac, Raymond Aron, Vladimir Jankélévitch und Jacques Madaule. 1952 wagte sie den Sprung und eröffnete den *Centre culturel* von Cerisy, gründete den Verein der Freunde von Cerisy-Pontigny, der bis 1964 von Marcel Arland und seitdem von Maurice de Gandillac geleitet wird. Bereits 1948 versuchte sie, allerdings erfolglos, Ernst Robert Curtius zu den ersten Dekaden einzuladen, da er in ihren Augen die deutsch-französische Tradition von Pontigny verkörperte.<sup>18</sup> Dieser lobte zwar das Engagement seiner Freundin, machte sich jedoch gleichzeitig Sorgen um sie:<sup>19</sup> „Wie viele Sorgen und wie viele Dinge haben Sie sich da bloß aufgebürdet!“ Und irritiert fragte er sie: „Sind die ‚Freundschaften‘ von Pontigny erneuerbar?“<sup>20</sup>

Anne Heurgon-Desjardins' Briefwechsel belegt, daß sie sich bei der Organisation der Dekaden stark engagiert hat. Ihre Briefe (von denen sie stets eine Durchschrift behielt) zeigen die Energie, die Herzenswärme, gelegentlich aber auch die Schärfe in ihrem Umgang mit Menschen, aber auch ihre Konzeption des geistigen Austauschs: „Ich lege darauf Wert, daß sich jeder in Cerisy zu Hause fühlt, daß die Vertreter der verschiedenen Länder, Religionen und

18 Brief von Curtius an Anne Heurgon-Desjardins, 27.04.1948.

19 Anne Heurgon-Desjardins an Pater Avril, 27.03.1955, „La Résistance a-t-elle encore un rôle à jouer?“-Dekade, 1955, IMEC-Archiv.

20 Brief von Curtius an Anne Heurgon-Desjardins, [06.06.] und 12.08.1952.

Philosophien einander kennen und schätzen lernen, was durch das enge Zusammenleben erleichtert wird.“<sup>21</sup>

Aus ihren Erfahrungen in Pontigny hatte sie gelernt, daß die „Diskussionen zwischen kultivierten Geistern“ das eigentlich interessante waren, daß die Anzahl der Vorträge nicht zu groß sein durfte und daß die Diskussionsthemen sich auf natürliche Weise ergeben sollten.<sup>22</sup>

Mit dem wachsenden Erfolg der Dekaden entwickelte sich deren Finanzierung zunehmend zu einer Belastung für Anne Heurgon-Desjardins. Sie scheute keine Mühen, um regelmäßige Zuschüsse von den Kulturabteilungen in den Ministerien zu erhalten. Malraux, der zu den Ehemaligen von Pontigny gehörte, dort auch Mitglied des Verwaltungsrates gewesen war und in der V. Republik das ihm angetragene Amt des Kulturministers angenommen hatte, lehnte zwar stets Einladungen nach Cerisy ab, bewies jedoch seine Treue, indem er das *Centre culturel* finanziell unterstützte. In den Archiven von Cerisy findet man Belege für die zahlreichen Anfragen Anne Heurgon-Desjardins' an Gaëtan Picon, Leiter des Ministerialkabinetts von Malraux, sowie an Basdevant, der die Kulturabteilung im Außenministerium leitete. Nicht nur zu Malraux, sondern auch zu anderen gaullistischen Persönlichkeiten – so zu Robert Bordaz und Louis Joxe, die sie im Rahmen ihrer Möglichkeiten unterstützt haben – hat sie stets gute Beziehungen unterhalten.

Anne Heurgon-Desjardins hat eine entscheidende Rolle bei der Themenauswahl für die Dekaden sowie bei der Benennung des jeweiligen Dekaden-Verantwortlichen gespielt. So verpflichtete sie Jacques Madaule für die Dekaden über Israel (1954-1955), Maurice de Gandillac für die philosophischen Dekaden und Raymond Aron

21 Anne Heurgon-Desjardins an Pater Avril, a.a.O.

22 Anne Heurgon-Desjardins an Professor Reinhard Kuhn, 18.08.1964, „André Gide“-Dekade, IMEC-Archiv.

für die historischen Dekaden, von denen die über Arnold Toynbee (*L'Histoire et ses interprétations*, 1958) besonders hervorzuheben ist. Auch gelang es ihr, jüngere Schriftsteller für die Leitung der literarischen Dekaden zu gewinnen, u.a. Francis Ponge, Jean Lescure, Gaëtan Picon, Jean Follain, Georges-Emmanuel Clancier (die beiden letztgenannten leiteten 1960 die Queneau-Dekade) und André Pieyre de Mandiargues, der 1960 für die Ungaretti-Dekade verantwortlich war. Dank ihrer geistigen Offenheit war es ihr möglich, der Durchführung von Dekaden zuzustimmen, die sich mit ihr wenig vertrauten Themen beschäftigten, so mit der Psychoanalyse oder mit den Naturwissenschaften. Zudem stand sie gesellschaftlichen Fragestellungen aufgeschlossen gegenüber (*Avenir du planning familial en France*, 1961).

Unterstützt von Jean Ricardou wurde ihre Tochter Edith, die sich für die Probleme der Avantgarde und der disziplinären Öffnung der Sozialwissenschaften interessierte, arbeitsteilig in die organisatorische Arbeit eingebunden; Anne Heurgon-Desjardins dagegen befaßte sich mehr mit den Fragen, die das Erbe Pontignys berührten. So leitete sie 1959 persönlich die Dekade *Souvenirs de Pontigny*, die anlässlich des hundertsten Geburtstags ihres Vaters Paul Desjardins veranstaltet wurde. Und von ihr stammte auch die Idee, den Autoren der *Nouvelle Revue Française* mehrere Dekaden zu widmen – darunter Paul Valéry (1965), Charles Du Bos (1972), Jacques Rivière (1974) –, wobei ihr die Dekade über André Gide (1964) besonders am Herzen lag und zu einem großen Erfolg wurde. Selbst gegen Ende ihres Lebens, also zu einer Zeit, in der sie bereits die Verantwortung an ihre Töchter übergeben hatte, schlug sie Themen vor, u.a. eine Dekade über Solschenizyn (1972) sowie eine Georges Lerminier und seiner Tochter anvertraute Dekade

über Ionesco (1974), und sie regte eine Dekade über Gabriel Marcel als Philosophen an.<sup>23</sup>

Als sie Anfang der 70er Jahre auf 20 Jahre Begegnungsarbeit zurückblicken konnte und über ihre Nachfolge nachdachte, erläuterte sie Edith ihre Philosophie: „Ich würde sagen, daß – wie alle regelmäßigen Teilnehmer es auch bestätigen – der einzigartige Erfolg des Cerisy-Milieus der Zusammenarbeit überaus verschiedener Menschen und der von mir eingebrachten Leidenschaft und meinem Sinn für Menschen zu verdanken ist [...]. Wie ich es Dir geschrieben habe, denke ich, daß die Heranführung neuer Kräfte günstig wäre, insbesondere durch die Einbindung junger Persönlichkeiten in die Organisation von Kolloquien, die einerseits auf deren Interessen zugeschnitten wären und sich andererseits auf die Erfahrungen der Älteren beziehen würden. Einschränkende Festlegungen sollten so weit wie möglich ausgeschlossen werden, und es sollte möglichst keinen Anlaß dazu geben, daß man mit Cerisy bricht, wie man etwa mit ‚Tel Quel‘ bricht.“<sup>24</sup> Gelegentlich war sie erschüttert von der „theoretischen Unnachgiebigkeit“ und der intellektuellen Heftigkeit, welche die Debatten der siebziger Jahre kennzeichneten.<sup>25</sup> Oft zitierte sie Saint-Exupéry, den sie aus ihrer Zeit in Algier kannte und der gesagt hatte, daß man darauf hinarbeiten müsse, „die Menschen zu einen.“

23 Anne Heurgon-Desjardins an Edith Heurgon, 29.09.1972, Archiv Edith Heurgon.

24 Anne Heurgon-Desjardins an Edith Heurgon, 26.11.1971, Archiv Edith Heurgon.

25 Françoise Gaillard, in: En souvenir d'Anne Heurgon-Desjardins. Texte présenté à l'Assemblée générale de l'Association des Amis de Pontigny-Cerisy, à l'Ecole normale supérieure, le 20 février 1978.



## Die politisch und historisch ausgerichteten Dekaden

„Ich habe von meiner Familie die Schwäche geerbt, durch ein leidenschaftliches Interesse an Politik viel Zeit zu verlieren.“<sup>26</sup> Diesen Satz hat sie in vielen Briefen wiederholt. Gemäß der Familientradition stand sie einer gemäßigten, humanistischen und nicht-kommunistischen Linken nahe, die in sozialen Fragen reformorientiert war und den Europagedanken befürwortete. Sie selbst konnte einer sozialistischen Linken zugeordnet werden, der auch viele Christen angehörten.

Sie schlug mehrere Themen für politisch-soziale Dekaden vor und bemühte sich gleichzeitig darum, daß diese nicht zum Ausbruch von Konflikten führten. 1955 plante sie, eine Dekade zu dem von ihr bewunderten Pierre Mendès France zu veranstalten, verzichtete aber nach dem Sturz der Regierung Mendès France auf dieses Vorhaben, da sie befürchtete, daß die Diskussionen zu kontrovers verlaufen könnten. Aus dem gleichen Grund fragte sie sich, ob die von Daniel Mayer vorgeschlagene Dekade zum Thema *Peut-on encore se grouper autour de l'idée de Résistance?*<sup>27</sup> wirklich angebracht sei. Sie gab später jedoch zu, daß ihr Zögern unberechtigt gewesen war und blieb in enger Verbindung mit dem Sozialisten Daniel Mayer, dem Linksgaullisten Alban Vistel und dem *Parti Socialiste* nahestehenden Historiker Henri Michel, die diese Dekade gemeinsam organisiert hatten.<sup>28</sup> Auch anderen politisch ausgerichteten Dekaden schenkte sie größte Aufmerksamkeit. Sie unterstützte die Idee für zwei Kolloquien über Israel, die der ihr nahestehende Jacques Madaule, seit 1948 Präsident der Organisation *Amitiés*

26 Anne Heurgon-Desjardins an Jean d'Ormesson, 01.05.1969, Briefwechsel 1969, IMEC-Archiv.

27 Anne Heurgon-Desjardins an Jean-Marie Soutou, [Mai 1955], „La Résistance a-t-elle encore un rôle à jouer?“-Dekade, IMEC-Archiv.

28 Anne Heurgon-Desjardins an Daniel Mayer, 31.05.1955, „La Résistance a-t-elle encore un rôle à jouer?“-Dekade, IMEC-Archiv.

*judéo-chrétiennes*, im Sommer 1954 (*L'Etat d'Israël, son rôle et sa mission*) und im Sommer 1955 (*La mission historique d'Israël*) veranstaltet hatte. In dieser Zeit freundete sie sich auch mit Léon und Germaine Poliakov an.

In der Geschichte von Cerisy stellt jedoch insbesondere die philosophische Dekade im Sommer 1955 ein einschneidendes und umstrittenes Ereignis dar. Dominique Janicaud hat den Stellenwert dieser Dekade für die französische Rezeption des Heideggerschen Denkens gut nachgezeichnet.<sup>29</sup> Hier soll es darum gehen, die Gründe zu ermitteln, die Anne Heurgon-Desjardins dazu brachten, mit Begeisterung den Vorschlag von Jean Beaufret aufzugreifen, Heidegger zur philosophischen Dekade des Sommers 1955 einzuladen. Diese Dekade (27. August bis 4. September 1955) wurde zu einem Erfolg für die Initiatorin der neubelebten Dekaden: für Jean-Paul Aron war dies eine „Meisterleistung“, die er in seinem Buch *Les Modernes* mit ironischem Unterton beschrieben hat.<sup>30</sup> Die mit *Qu'est-ce que la Philosophie?* betitelte Dekade erschien einigen Zeitgenossen aufgrund der Teilnahme von Heidegger als bedenklich. Eine Reihe von Cerisy-Freunden verwiesen beunruhigt auf das Problem hin, daß der Philosoph 1933 das Nazi-Regime unterstützt hatte. Durch Zufall wollte es, daß zudem im gleichen Sommer (Juli 1955) die Dekade zur *Résistance*-Thematik vorgesehen war. Daniel Mayer war einer der ersten, der seinem Unbehagen Ausdruck verlieh: „Aufgrund des angegebenen Titels ist nicht klar erkennbar, ob Heidegger kommen wird oder nicht. Diesbezüglich möchte ich Ihnen meine Verwirrung nicht verheimlichen.“<sup>31</sup> Zu diesem Zeitpunkt (25. Juni 1955) stellte Daniel Mayer zwar seine Teilnahme an der Juli-Dekade zur *Résistance*-Thematik nicht in Frage, aber er stellte

29 Dominique Janicaud: *Heidegger en France*, Paris 2001.

30 Jean-Paul Aron: *Les Modernes*, Paris 1984, S. 99ff.

31 Daniel Mayer an Anne Heurgon-Desjardins, 25.06.1955, „La Résistance a-t-elle encore un rôle à jouer?“-Dekade, IMEC-Archiv.

unmißverständlich klar: „Die Empfindungen Ihrer engsten Freunde können Ihnen nicht völlig gleichgültig sein. Dabei ist es offensichtlich, daß die Teilnahme von Heidegger eine große Zahl französischer Patrioten schockiert, darunter nicht nur ehemalige Widerstandskämpfer.“<sup>32</sup> Als Vladimir Jankélévitch erfuhr, daß Heidegger tatsächlich in Cerisy anwesend war, sandte er am 29. August 1955, also zwei Tage nach der Eröffnung der Dekade, einen Brief an Anne Heurgon-Desjardins, in dem er seinen Austritt aus dem Verein der Freunde von Pontigny-Cerisy mitteilte. Er schrieb ihr, daß er bis zur letzten Minute auf eine Absage des Eingeladenen selbst gewartet hätte, um einer schmerzvollen Entscheidung doch noch entgehen zu können; gleichzeitig erwähnte er „seine Verbundenheit mit den vielen gemeinsamen und unauslöschlichen Erinnerungen aus unserer Jugendzeit“ und versicherte ihr, daß er „dem Geist von Pontigny unverändert treu bleibe.“<sup>33</sup>

Es scheint, daß diese feindseligen Reaktionen Anne Heurgon-Desjardins vor allem deswegen überraschten und verärgerten, weil sie dieser Tagung zugestimmt hatte, um die in Pontigny gepflegte Tradition deutsch-französischer Begegnungen neu zu beleben: „Mehr als jemals zuvor stellt dies für mich die Möglichkeit dar, meine Verbindungen mit Deutschland wieder aufzunehmen.“<sup>34</sup> Sie selbst stützte sich auf das von Beaufret und Axelos erstellte Dossier, um den von ihr als „ignorante Verleumdungen“ bezeichneten Angriffen entgegenzutreten. Nach dieser Dekade erhielt sie eine Vielzahl von Briefen, die sie darin bestärkten, daß es richtig gewesen

32 Ebd.

33 Vladimir Jankélévitch an Anne Heurgon-Desjardins, 29.08.1955, „Qu'est-ce que la philosophie? Autour de Martin Heidegger“-Dekade, IMEC-Archiv. S. die Antwort der Gastgeberin vom darauffolgenden Tag, 30.08.1955, ebd.

34 Anne Heurgon-Desjardins an Jacques Madaule, o.J. [1955], „La Mission historique d'Israël“-Dekade, IMEC-Archiv. Bei dieser Gelegenheit kritisiert sie die Rolle bestimmter Persönlichkeiten in der französischen Besatzungszone, so die des Germanisten Pierre Grappin, und bezieht sich dabei auf „die besten Deutschen“ wie Curtius, ebd.

war, an dieser Veranstaltung festzuhalten, und sie war Gabriel Marcel dankbar dafür, daß er das Schlußwort zu dieser Dekade gesprochen hatte. Diejenigen indessen, die wie Vladimir Jankélévitch, Daniel Mayer oder Alexandre Koyré ihre Ablehnung zum Ausdruck gebracht hatten, fielen bei ihr in Mißgunst.<sup>35</sup>

Die Kritik berührte nicht nur ihren Stolz als Organisatorin, sie stellte auch ihre Vorstellungen über die Beziehungen mit Deutschland und ihre moralischen Überzeugungen in Frage. Bereits zu Beginn der Heidegger-Affäre Ende Mai 1955 versicherte sie Daniel Mayer, daß sie stets den Antisemitismus abgelehnt habe.<sup>36</sup> Dementsprechend betroffen war sie von dem Brief, den ihr Jean Cassou, der als Teilnehmer an den Israel-Dekaden bisher nicht aktiv an der Debatte teilgenommen hatte, 1956 zusandte. Er schrieb ihr, daß nach Auschwitz „solche Worte wie ‚Vergessen‘, ‚Verzeihen‘, ‚Annäherung‘ usw. als absolut sinnentleert erschienen.“<sup>37</sup> Als Antwort auf diesen Brief hat sie vermutlich ein Schreiben verfaßt, in welchem sie sich dagegen verwahrte, von der Tragödie der nationalsozialistischen Verfolgungen unbeeindruckt zu sein.<sup>38</sup> Die Begegnung mit Martin Heidegger verstand sie als einen Beitrag zur Bekämpfung des Hasses. Zur Untermauerung dieser Sichtweise berief sie sich erneut auf Gabriel Marcel, der den Wunsch geäußert hatte, daß diese Begegnung das gegenseitige Verständnis der Jugend beider Länder befördern möge.

35 „Liebe Freundin, aufgrund unserer bereits langjährigen Freundschaft und aufgrund meiner noch älteren Verbundenheit mit Pontigny erlaube ich mir Ihnen mitzuteilen, wie sehr es mich schmerzt hat, als ich erfuhr, daß ein Nazi – ich spreche von Martin Heidegger – nach Cerisy eingeladen und dort empfangen worden ist.“ Alexandre Koyré an Anne Heurgon-Desjardins, o.J. [1955], IMEC-Archiv.

36 Anne Heurgon-Desjardins an Daniel Mayer, 31.05.1955, „La Résistance a-t-elle encore un rôle à jouer?“-Dekade, IMEC-Archiv.

37 Jean Cassou an Anne Heurgon-Desjardins, 01.02.[1956], „Qu'est-ce que la Philosophie?“-Dekade, IMEC-Archiv.

38 Originalkopie eines maschinengeschriebenen Briefes von Anne Heurgon-Desjardins, o.J. und ohne Anschriftsangaben, IMEC-Archiv.

## Die Politik, De Gaulle, Algerien und der Mai 1968

Bei der Auswahl der Themen für die Dekaden sowie deren Leitung vertraute Anne Heurgon-Desjardins zumeist solchen Persönlichkeiten, die ihrer Meinung nach kompetenter waren als sie selbst. Dagegen hielt sie mit ihren politischen Überzeugungen nicht hinter dem Berg und verteidigte sie mit der ihr eigenen Leidenschaft. Ihre Überzeugungen hatten nicht unbedingt Einfluß auf den Ablauf der Dekaden, aber sie sollen im Rahmen eines Porträts der Cerisy-Initiatorin, deren ganze Persönlichkeit sowohl in ihrer Begeisterungsfähigkeit als auch in ihren Abneigungen zum Ausdruck kam, nicht verschwiegen werden. Dieser Rückblick auf die Politik muß mit den Kriegsjahren in Algier beginnen, wo sie als Gegnerin des Vichy-Regimes und als Befürworterin der angelsächsischen Alliierten eine klar antigauillistische Haltung entwickelte und der autoritären Persönlichkeit des General de Gaulles mit Antipathie begegnete. Hatte ihr alter Freund André Maurois,<sup>39</sup> der 1943 in Algier eingetroffen war, und Antoine de Saint-Exupéry, den sie bewunderte und immer empfing, wenn er André Gide besuchte, sie in ihrer antigauillistischen Haltung beeinflußt? In ihrem näheren Umfeld waren nur André Gide und Jean Amrouche gauillistisch eingestellt. In der IV. und dann in der V. Republik teilte sie selbstverständlich den Antigauillismus, der in den linksgerichteten Intellektuellenmilieus sowie in den Parteien und Verbänden und dann in der antikolonialistischen Linken dominierte. In den Reihen der letzteren war auch ihr Sohn engagiert. Obwohl sie im Unterschied zu Jacques Heurgon niemals ein französisches Algerien befürwortet hat, unterhielt sie trotz ihres Antigauillismus' gute Beziehungen mit Alfred Fabre-Luce, einem treuen Pontigny-Anhänger. Gleichzeitig war sie der Meinung,

39 André Maurois: *Mémoires*, Paris 1970, S. 367.

daß de Gaulle „als einziger eine Lösung der (seit 1942 unausweichlichen) Algerienkrise herbeiführen konnte.“<sup>40</sup>

Im Mai 1968 verfolgte sie leidenschaftlich das politische Geschehen. Mit ihren Kindern begeisterte sie sich für den Elan der studentischen Protestbewegung und stimmte ganz mit ihrem Sohn Marc überein, der als Sekretär des *Parti socialiste unifié* auch für die studentische Abteilung dieser Partei verantwortlich war. Raymond Arons Kritik an der Ideologie linksradikaler Gruppierungen, die er in seinem Buch *La Révolution introuvable*<sup>41</sup> formuliert hatte, beunruhigte sie. Seit der Dekade über Arnold Toynbee im Jahre 1958, deren Erfolg maßgeblich Raymond Aron zu verdanken war, hatte dieser sich von Cerisy distanziert, zum einen wegen seiner zahlreichen universitären Verpflichtungen, zum anderen aus ideologischen Beweggründen. Seine Kritik revolutionärer Mythen sowie seine Überlegungen zum Totalitarismus hatten ihn im Milieu der französischen Intelligentsia isoliert, die vom Fortschrittsdenken geprägt war. Man kann behaupten, daß er bei den Treffen von Cerisy nicht mehr die freiheitliche Atmosphäre vorfand, die in seinen Augen Pontigny ausgezeichnet hatte. Seine Haltung hatte ihm in der Phase des Algerienkonflikts zwar noch eine Zeitlang die Sympathie der linksintellektuellen Milieus eingebracht, doch es ist bekannt, daß bestimmte Kreise der *ENS*-Elite und einige Intellektuelle ihn regelrecht verfemten.<sup>42</sup> Nach den 68er-Revolten scheint Anne Heurgon-Desjardins sich nicht ganz mit Raymond Arons Feindseligkeit gegenüber der 68er-Bewegung abgefunden zu haben. Zwar stand man in Cerisy den Studentenprotesten allgemein wohlgesonnen gegen-

40 Anne Heurgon-Desjardins an Alfred Fabre-Luce, 05.01.1963, IMEC-Archiv.

41 Raymond Aron: *La Révolution introuvable, réflexions sur la révolution de mai* (en réponse à des questions posées par Alain Duhamel), Paris 1968.

42 Dies veranschaulicht ein Brief von François Wahl an Anne Heurgon-Desjardins, 31.01.1967, den er anlässlich der Vorbereitungen für die Dekade zum „Centenaire du ‚Capital‘“ geschrieben hat, IMEC-Archiv.

über, was sich durch die Teilnahme von Professoren aus Nanterre, u.a. von Alain Touraine, und von Akteuren der Studentenbewegung belegen läßt. Allerdings wurde diese Haltung nicht von allen Cerisy-Anhängern geteilt; einige aus diesem Kreis, darunter der Slawist Georges Nivat (zukünftiger Veranstalter der Solschenizyn-Dekade im Jahr 1973) brachten ihre kritische Haltung deutlich zum Ausdruck, was jedoch keine nennenswerte Reaktion zur Folge hatte.<sup>43</sup> Dennoch unternahm Anne Heurgon-Desjardins auf Anregung von Jeanne Hersch – einer Raymond Aron nahestehenden Philosophin, die vier Jahre zuvor eine Dekade über *Le Temps* veranstaltet hatte – im Herbst 1968 den Versuch, Raymond Aron als Teilnehmer an der September-Dekade über *Les Droits de l'homme* zu gewinnen. Der Brief, den sie ihm zu diesem Zwecke zusandte, wurde von Raymond Aron aufgrund einer Anspielung auf einen privaten Unglücksfall als ungeschickt und grob empfunden und veranlaßte ihn zum sofortigen Austritt aus dem Verein der Freunde von Pontigny-Cerisy. Einige Monate später, 1969, versuchte Anne Heurgon-Desjardins nochmals, mit ihm Kontakt aufzunehmen, jedoch vergeblich.<sup>44</sup>

## Der Algerienkrieg

Anne Heurgon-Desjardins' Interesse für Politik trat bei keinem Ereignis so deutlich zutage wie beim Algerienkrieg. Auf Wunsch von Jean Amrouche lud sie 1956 den von der Polizei gesuchten algerischen Schriftsteller Kateb Yacine ein, der gerade an seinem Buch *Nedjma* schrieb. Im Zusammenhang mit ihrem Engagement gegen die Folter trat sie dem Komitee *Maurice Audin* bei, benannt nach einem Mathematiker, der 1957 von Fallschirmspringereinhei-

43 Georges Nivat an Anne Heurgon-Desjardins, Briefwechsel 1969, IMEC-Archiv.

44 Anne Heurgon-Desjardins an Raymond Aron, 13.09.1968, 01.05.1969, Archiv des Centre de recherches politiques Raymond Aron in der EHESS.

ten festgenommen, gefoltert und als vermißt gemeldet wurde.<sup>45</sup> Der junge Algerier Djamel Amrani – älterer Bruder von Malika Boumendjel, Gattin des Anwalts Ali Boumendjel, der im Februar 1957 von Fallschirmspringern festgenommen wurde und seitdem nicht wieder aufgetaucht ist – wurde auf Empfehlung von Germaine Tillion über ein Jahr lang von Anne Heurgon-Desjardins in ihrer Pariser Wohnung (rue de Boulainvilliers) beherbergt und moralisch unterstützt. Es ist der Gastfreundschaft von Anne Heurgon-Desjardins zu verdanken, daß der junge Djamel Amrani wieder ein normales Leben führen und mit 22 Jahren gemeinsam mit Edith sein Abitur im Schuljahr 1957-58 ablegen konnte. 1960 veröffentlichte er bei den *Éditions de Minuit* unter dem Titel *Le Témoin* ein kleines Buch, in welchem er von der ergreifenden Geschichte seiner Familie und von seinem ermordeten Vater erzählt, der Kriegsveteran gewesen war und die französische Staatsbürgerschaft angenommen hatte. Djamel Amrani wurde Grundschullehrer in der Nähe von Paris und kehrte über Marokko nach Algerien zurück, als beide Länder ihre Unabhängigkeit erlangt hatten. „Ich möchte Ihnen sagen, daß es Menschen wie Sie sind, die die Größe Ihres Landes ausmachen. Wir werden selbst nach unserer nationalen Befreiung weiterhin Freunde bleiben“, schrieb der damals in Marokko tätige Grundschullehrer in seiner Neujahrskarte von 1961 an Anne Heurgon-Desjardins.<sup>46</sup> 1958, also mitten im Algerienkrieg, übertrug sie ihrem Sohn Marc, damals Gymnasiallehrer für Geschichte, die Verantwortung für eine Dekade über die Entkolonialisierung. 1959 plante sie eine Dekade über den Islam, die unter der Leitung von Jacques Berque und der Ehrenpräsidentschaft von Louis Massignon stehen sollte. Sie ließ diese Idee jedoch fallen, weil sie befürchtete,

45 Briefwechsel 1961, IMEC-Archiv.

46 Djamel Amrani an Anne Heurgon-Desjardins, 01.01.1961, Briefwechsel 1961, IMEC-Archiv.



daß diese Dekade zu heftige Auseinandersetzungen hervorrufen könnte. Sie blieb damit ihrer Konzeption des geistigen Austauschs treu, für die sie stets eingetreten war.

Am Ende ihres Lebens war sie von der enormen Belastung erschöpft, die die Organisation der Dekaden für sie bedeutet hatte. Nachdem sie die Restaurierung des Schlosses zum Abschluß gebracht und die Verantwortung an ihre Töchter übergeben hatte, verfiel sie in Depressionen und Angstzustände. Daß sie sich im Spätsommer 1977 das Leben nahm, deutet darauf hin, wie sehr sie sich für ihr Lebenswerk verausgabt hatte. Dennoch ist es ihr gelungen, die Pontigny-Tradition fortzusetzen und zu erneuern, indem sie Geselligkeitsriten der Treffen zeitgemäß umformte, indem sie auf das Prinzip der Nichtveröffentlichung der Debatten verzichtete und indem sie die Dekaden für andere, z.B. naturwissenschaftliche und zukunftsorientierte Disziplinen öffnete. Die Dekaden von Cerisy unterlagen gelegentlich auch den Moden des Zeitgeistes, blieben jedoch stets dem Gedanken der Pluralität verpflichtet, auch im Verlauf solcher Dekaden, die Anlaß zur Kritik gaben und heute noch geben. Es bleibt die Frage, ob Anne Heurgon-Desjardins nur eine gute Gastgeberin war, die – wie es einige ihrer Zeitgenossen sahen – ein großartiges Erbe fruchtbar fortgeführt hatte.<sup>47</sup> Sollte man nicht vielmehr anerkennen, daß sie zu einer Zeit, in der die Anwesenheit von Frauen im kulturellen Bereich kaum wahrgenommen wurde, in mutiger Weise ein Projekt geleitet hat, das im Laufe der Jahre – und vielleicht gegen ihren Willen – zu einem Ort universitärer Legitimation geworden ist, aber auch zu einem internationalen Kulturzentrum, in welchem die Erprobung von neuen Ideen und das Nachdenken über gesellschaftliche Probleme koexistieren?

47 Francis Ponge, in: *En souvenir d'Anne Heurgon-Desjardins*, a.a.O.



**Lucien Lévy-Bruhl (1857-1939)<sup>1</sup>**

Pascale Gruson

1 Übersetzung von F.B. und K.M.

Im Jahre 1890 veröffentlichte Lucien Lévy-Bruhl sein Buch *L'Allemagne depuis Leibniz. Essai sur le développement de la conscience nationale en Allemagne, 1700-1848*.<sup>2</sup> Das Werk ist dem Gesamtzusammenhang von Forschungen zuzurechnen, in dem sich französische Hochschulprofessoren – u.a. Renan, Taine, Boutroux, Lavissee, Durkheim<sup>3</sup> – kurz nach 1870 mit dem politischen Deutschland zu befassen begannen, diesem a priori unfaßbaren und dennoch existierenden Deutschland. Derartige (Pionier-)Arbeiten häuften sich um die Jahrhundertwende. Auf der Grundlage dieser vornehmlich ideen-, mentalitäts- und institutionenhistorischen Studien sind bis zum Zweiten Weltkrieg viele weitere Arbeiten entstanden. Die meisten unter ihnen haben dabei versucht, auf „objektive Weise“ die kulturellen Unterschiede zu begründen, die Frankreich in einen Gegensatz zu Deutschland bringen konnten.

Als Lucien Lévy-Bruhl sein Buch veröffentlichte, war er noch ein junger und brillanter Philosophielehrer für die *khâgne* am Pariser Gymnasium *Louis le Grand*. Auf Bitten von Emile Boutmy<sup>4</sup> hatte er

- 2 Vgl. Lucien Lévy-Bruhl: *L'Allemagne depuis Leibniz. Essai sur le développement de la conscience nationale en Allemagne, 1700-1848*, Paris 1890.
- 3 Ernest Renan (1823-1892) und Hyppolite Taine (1828-1893) hatten nach 1870 die Aufmerksamkeit der Franzosen auf die Leistungsfähigkeit deutscher Universitäten gelenkt. Beide Historiker gingen davon aus, daß hier die eigentlichen Gründe für den politischen und militärischen Erfolg Deutschlands lagen. Sie betonten die dringende Notwendigkeit einer Reform der französischen Universität. Emile Boutroux (1845-1921) hat zahlreiche Arbeiten über die deutsche Philosophie veröffentlicht. Als Professor an der *Ecole Normale Supérieure* (u.a. von Lucien Lévy-Bruhl, Henri Bergson und Jean Jaurès) und danach an der Sorbonne hat er wesentlich zur Formulierung des Problems der Beziehung zwischen positiven Wissenschaften und Philosophie beigetragen. Der Historiker Ernest Lavissee (1842-1922) hat zahlreiche Artikel über das zeitgenössische Deutschland geschrieben. Er zählte auch zu den bedeutenden Reformern des französischen Hochschulwesens zu Beginn der Dritten Republik. Emile Durkheim (1858-1917) hat die Soziologie als universitäre Disziplin in Frankreich begründet und gehörte zu den engagiertesten Universitätsreformern. Er hat einen Überblick über die Entwicklungen in der deutschen Philosophie verfaßt.
- 4 Emile Boutmy (1835-1906) hat 1872 die *Ecole libre des Sciences politiques* in Paris gegründet. Aufgrund seines Interesses an den bereits von Lucien Lévy-Bruhl veröffentlichten Artikeln hat er ihm die finanziellen Mittel für eine Studienreise nach Deutschland bereitgestellt.

gerade eine Lehrveranstaltung zum Thema seiner Publikation an der *Ecole libre des Sciences politiques* abgehalten. Das Buch war nicht seine erste Arbeit über Deutschland, über das er bereits einige Artikel verfaßt hatte. Später veröffentlichte er noch eine Vielzahl weiterer Beiträge, unter anderem über Hegel und Jacobi, sowie eine Denkschrift über den Ersten Weltkrieg<sup>5</sup> (die viel ausgewogener als viele ähnliche Schriften seiner französischen Universitätskollegen ausfiel). Die darin entwickelten Ansichten sind überaus charakteristisch für die Fragestellungen der damaligen Zeit. Es ging darum zu verstehen, wie das lange Zeit geteilte, dabei vielfältige und geistig herausragende, zur Gesamtschau aber unfähige Deutschland zu der politischen Nation geworden ist, die unter der Führung – der Fuchtel – Preußens nunmehr Frankreich gegenüberstand. Stellte diese Situation eine Hoffnung oder, im Gegenteil, eine Bedrohung dar? Die Überlegungen hierzu stützten sich vor allem auf die Ideengeschichte: Ohne die Weiterentwicklung einer intellektuellen Debatte, in der seit Leibniz die Philosophie und die Literatur einen entscheidenden Platz einnahmen, wären die Deutschen niemals in der Lage gewesen, Gemeinsamkeiten zu finden und sich politisch zu einen.

Das Buch beginnt also mit der Darstellung von Leibniz' Bemühungen, seine Mitbürger für ein Projekt der politischen Einheit Deutschlands zu mobilisieren – ein zunächst vergebliches Unterfangen, das jedoch aufgrund der vorgestellten Argumente über ein hohes Durchsetzungspotential verfügte. Es endet mit der Darlegung der Hoffnungen, die mit den Revolutionen von 1848 verbunden waren sowie deren möglicher Bedeutung für die gegenwärtige Situation. Diese einzuschätzen hält der Autor jedoch für recht schwierig.

5 S. die Werkbibliographie von Lucien Lévy-Bruhl, die von Dominique Merlié für die Phase 1881-1939 erstellt worden ist, in: *Revue philosophique de la France et de l'Etranger* (1989), Nr. 4. Dieses Heft ist anlässlich seines 50. Todestages in Gänze Lévy-Bruhl gewidmet worden.

Warum wird Leibniz an den Anfang dieser Überlegungen gestellt? Die Antwort auf diese Frage ist insofern bezeichnend, als daß sie recht „französisch“ und am Nationalinteresse ausgerichtet ist. In der Tat bestand zu Leibniz' Lebzeiten das vormals glanzvolle Heilige Römische Reich deutscher Nation nur noch aus einer Ansammlung kleiner zerstörter Fürstentümer. Der Dreißigjährige Krieg stellte somit die Vollendung der desaströsen Konsequenzen desjenigen Ereignisses dar, das laut Lévy-Bruhl den eigentlichen Auslöser für den Untergang und die wachsende politische Schwächung Deutschlands darstellte, nämlich die lutherische Reformation. Diese bekenntnishafteste Feststellung ist vor allem deshalb emphatischer Natur, weil sie sich beim Nachweis und Beleg für ihre Gültigkeit lediglich auf das verwendete Vokabular stützt: „Es war zunächst die Reformation, die die moralische Einheit Deutschlands zerbrochen hatte: es waren vor allem die aus der Reformation hervorgegangenen Kriege, die dieses Land in die Verarmung, die Depression, ja fast in die Barbarei trieben. Der Niedergang war schnell, beständig, fürchterlich. Nicht nur, daß die Bevölkerung ein Viertel, ein Sechstel, ein Zehntel dessen betrug, was sie gewesen war; auch die Industrie war zugrunde gerichtet, der Handel auf das strikt Notwendigste begrenzt; die Sitten des Volkes waren grob, brutal und zynisch, die des Adels lasterhaft.“<sup>6</sup> Die Argumentation wird durch Anachronismen verstärkt (so durch die Auswahl von zeitgenössisch geprägten Beispielen, in diesem Fall die in der Dritten Republik eingeleiteten Reformen der Grund- und Hochschulen): „Auf dem Lande gab es keine Grundschulausbildung mehr, da auch der Klerus nicht in der Lage war, den Mangel an Lehrern auszugleichen. Die stark heruntergekommenen und wenig besuchten Universitäten litten unter enormen Mißständen und die ‚Bestialität‘ der Studierenden paarte sich mit der Mittelmäßigkeit und der Kleinkrämerei der Lehren-

6 Lévy-Bruhl: *L'Allemagne depuis Leibniz*, a.a.O., S. 7.

den.“<sup>7</sup> Die Kritik an einer Veränderung der deutschen Sprache, die zu ihrer Verarmung beigetragen hätte – eine Kritik, die in der Folgezeit von den französischen Germanisten weitgehend übernommen wurde und die darin eine der verheerenden Folgen von Luthers Bibelübersetzung sahen – erfolgt schonungslos (und ohne den hierfür in der Tat schwierigen Beweis zu erbringen): „Die deutsche Sprache wurde nur vom Volk und vom Hauspersonal verwendet: die Gelehrten schrieben in Latein, die gehobenen Klassen sprachen nur französisch. [...] Dieser politische und ökonomische, vor allem aber geistige und moralische Niedergang barg das Risiko eines Verschwindens des Nationalbewußtseins. [...] Der orthodoxe Klerus kümmerte sich sehr wenig um das Volk [...]. Die Predigten spiegelten in selbstverständlicher Weise die Grobschlächtigkeit der Gläubigen und der Priester wider.“<sup>8</sup>

Durch die Wahl dieser Perspektive, die offenbar keinerlei Analyse der Reformation selbst und ihrer theologischen Zielsetzung zur Voraussetzung hatte, wird ein großer rhetorischer Effekt erzielt: Wie ist es möglich, aus einer dem Fortschritt derart abträglichen Situation herauszukommen? Lévy-Bruhl zieht hier alle Register. Aus dem Durcheinander der Reformation sei eine Spaltung der deutschsprachigen Länder hervorgegangen, welche sie faktisch jedweder Möglichkeit zur sozialen Weiterentwicklung beraube. Da es keine Johanna von Orléans gegeben habe, um das Heilige Römische Reich oder einfach nur das Nationalbewußtsein wiederherzustellen, wurden diese schwachen und zerstückelten Kleinstaaten folglich vollständig abhängig von ihren Nachbarn, denen sie allzu leicht zum Opfer fielen. Wie konnte man aus diesem vom Autor suggerierten Abgrund herauskommen? Natürlich konnten von Lévy-Bruhl in diesem Zusammenhang weder Melanchton noch das Augsburger

7 Ebd., S. 7.

8 Ebd., S. 30f.

Bekenntnis erwähnt werden, die beide zu eng mit der lutheranischen Bewegung verbunden waren. In diesem unheilvollen Kontext schien ihm allein die pietistische Bewegung eine Ausnahme und damit einen Hoffnungsschimmer darzustellen. Die Bemühungen von Spener stellten sicherlich einen ersten Schritt zur Wiederherstellung der Ordnung dar, da sie der Festigung hierarchischer Beziehungen den Weg bereiteten, in diesem Fall durch die Rückeroberung der klerikalen Autorität gegenüber den Gläubigen. Trotz einiger sinnvoller Verbesserungen, u.a. auch im Bereich der Bildung, reichte dies als Grundlage allerdings nicht aus, um entscheidende Neuerungen anzustoßen. Erst später traten Persönlichkeiten in Erscheinung, denen Lévy-Bruhl zufolge größere Aufmerksamkeit gebührte. Leibniz zählte hierbei zu den wichtigsten unter ihnen.

Das Interesse, das Lévy-Bruhl Leibniz entgegenbrachte, war zu tiefst pädagogisch begründet. In der Tat hatte der Philosoph, der französisch sprach, aus seiner Bewunderung für Frankreich und für Ludwig XIV. niemals einen Hehl gemacht. Er wurde gelegentlich sogar als Berater des Königs angesehen. Einige waren sogar versucht, ihn eher auf die Seite Frankreichs als auf die Seite Deutschlands zu stellen. Analysiert man jedoch die Ratschläge, die Leibniz dem Herrscher gab, fällt deutlich auf, daß diese darauf abzielten, diesen von seinen Plänen zur Eroberung der deutschen Fürstentümer abzubringen. Tatsächlich war es so, daß Leibniz aufgrund seiner Bewunderung für die Staatskonzeption von Ludwig XIV. die Schwächen Deutschlands erkannt hatte und deren politische Schicksalhaftigkeit ablehnte. Von diesem Zeitpunkt an ging es ihm neben vielen anderen Aufgaben darum, das Nationalbewußtsein seiner Landsleute zu wecken. Er wurde nicht wirklich gehört. Aber weil er die Situation richtig erfaßt hatte, gelang es ihm in bemerkenswerter Weise, diejenigen Gedankengänge anzustoßen, die das Fundament für die Veränderung und die politische Zukunft Deutschlands legten.



Das Kernstück des Essays bildet die Analyse der Schriften solcher Autoren – Philosophen und Schriftsteller – die laut Lévy-Bruhl maßgeblich zur Herausbildung eines echten deutschen Nationalbewußtseins beigetragen haben. Allerdings bleibt das erreichte Gleichgewicht, wie es sich nach dem Scheitern der Revolutionen von 1848 und der Vereinigung durch Preußen abzeichnete, in den Augen des Autors zerbrechlich. Entsprechen die Inhalte des deutschen Nationalbewußtseins den gleichen Tugenden, dem gleichen Anspruch auf Universalität, wie sie dem französischen Nationalbewußtsein in seiner republikanischen Ausrichtung innewohnen? Aufgrund der Rolle, die Preußen spielte, sei Wachsamkeit angeraten, da jederzeit das Risiko fragwürdiger Entscheidungen, wenn nicht gar der Rückkehr ins Chaos bestünde: „So hat Preußen von dem Werk profitiert, das von dieser Generation von Schriftstellern, Denkern und Philosophen vollbracht wurde, deren Gedankengänge wir nachvollzogen haben. Hat es vielleicht zu sehr davon profitiert? Im neuen Deutschland, das es nach seinen Vorstellungen geformt hat, ist es ihm bloß gelungen, die Patrioten der ersten Stunde sowie deren – in Wirklichkeit etwas unfreiwilligen – Vorläufer und Mitstreiter als mehr oder minder begeisterte, gefügte oder resignierte Handlanger zu instrumentalisieren. Aber vielleicht hält ihnen die Zukunft eine aktivere Rolle bereit? Alles weist darauf hin, daß die innere Entwicklung Deutschlands nicht abgeschlossen ist und daß das Werk, das kurzzeitig abgeschlossen erschien, nur andauern kann, indem es sich wandelt.“<sup>9</sup>

Die von Lévy-Bruhl behandelten Themen (mit zahlreichen bibliographischen Belegen zum Bereich Philosophie, aber mit viel zu wenigen und mehr als ungesicherten Quellenangaben zum Zeitalter

9 Ebd., S. 490.

der Reformation)<sup>10</sup> entsprachen denen, die die französische Germanistik – eine Disziplin, die sich damals innerhalb des modernisierten Hochschulwesens zu formieren begann – bevorzugte und die sie bis zum Zweiten Weltkrieg in verschiedenen Bereichen ununterbrochen weiterentwickelte. Die allgemeine Akzeptanz der hier vertretenen Thesen war ohne Zweifel der Grund dafür, daß die Gründerväter der modernen Germanistik im heutigen Sinne – insbes. Charles Andler, Henri Lichtenberger, Ernest Tonnelat, Edmond Vermeil<sup>11</sup> – sich weitgehend an ihnen orientiert haben, um die grundlegenden Orientierungen dieses im Aufbau befindlichen Wissensgebiets zu untermauern. Sie haben sich vor allem ihrer bedient, um ihre zivilisationstheoretischen Hypothesen zu begründen, die es – nach ihrer Ansicht auf objektive Weise – ermöglichten, wesentliche Unterschiede zwischen Deutschland und Frankreich zu ermitteln. Diese auf der Mentalitäts- und Ideengeschichte beruhenden Hypothesen dienten der französischen Germanistik lange Zeit als „wissenschaftliche“ Legitimation und als Kompetenzausweis zur Ausbildung von Führungseliten. Die Gewißheiten, die diese Hypothesen zu generieren vermochten, waren der Grund dafür, daß diesem pluridisziplinären Wissensgebiet eine Wächter-Rolle zugewiesen wurde (derzufolge die Germanistik aufmerksam die potentiellen Gefahren beobachten sollte, die von Deutschland, einem als politisch unreif eingeschätzten Land, ausgingen.)

10 Die einzigen zitierten Werke zur langen Geschichte Deutschlands sind das von Karl Biedermann: *Deutschland im XVIII. Jahrhundert* (o.O. und o.J., vermutlich 1857) sowie das von Johannes Huber: *Das Verhältnis der deutschen Philosophie zur nationalen Erhebung*, Berlin 1871.

11 Charles Andler (1866-1933) gründete die moderne Germanistik und entwickelte sie zu einem pluridisziplinären Wissensgebiet. Henri Lichtenberger (1869-1941) verfaßte zahlreiche Studien zur Ideengeschichte sowie zu wirtschaftlichen Transformationsprozessen in Deutschland. Ernest Tonnelat (1877-1948) war Spezialist der deutschen Sprache vor und nach Luther. Edmond Vermeil (1878-1964) hat, neben anderen Schwerpunkten, sehr viel über die Auswirkungen der Reformation in Deutschland gearbeitet.

Aber Lévy-Bruhl war niemals ein Germanist im engeren Sinne. Vielmehr wird sein Name mit verschiedenen, sich überschneidenden Disziplinen in Zusammenhang gebracht.<sup>12</sup> Doch selbst bei einem oberflächlichen Blick auf seine vielfältigen Tätigkeiten tritt deutlich hervor, daß er den Entwicklungen in der französischen Germanistik stets Aufmerksamkeit geschenkt hat und ohne zu zögern tatkräftig an Projekten mitgearbeitet hat, wenn Andler oder Lichtenberger ihn darum baten. Die Ausstrahlung dieses bedeutenden Hochschulprofessors, den viele Zeitgenossen als unauffällige Persönlichkeit beschrieben, die sich jedoch durch eine starke Innerlichkeit und einen sehr britischen Humor auszeichnete, war sehr groß. Und er war ein Mensch, der anderen sehr viel Aufmerksamkeit entgegenbrachte.

### Die vielfältigen Arbeitsgebiete von Lucien Lévy-Bruhl

Die bekanntesten Fachgebiete, die Lucien Lévy-Bruhl vertreten hat, sind natürlich die Ethnologie und die Anthropologie. In diesen sehr nah beieinander liegenden Bereichen gilt sein Werk als klassische Standardliteratur, die häufig zitiert wird. Dabei hat der Autor von *La morale et la science des mœurs* (1903), *Fonctions mentales dans les Sociétés inférieures* (1910), *La mentalité primitive* (1922) sowie von *L'expérience mystique et les symboles chez les primitifs* (1938)<sup>13</sup> de facto die Ethnologie von der Anthropologie losgelöst, um sie als ein eigenständiges Gebiet zur Erforschung der von ihm als „primitiv“ bezeichneten Gesellschaften (im Gegensatz zu den entwickelten

12 Vgl. Merlié, a.a.O. Und auch Michel Espagne, der in Lévy-Bruhl den Vordenker des Konzepts der Kulturräume sieht, das in der heutigen Forschung bewußt den Begriff *civilisation* ersetzt hat. Michel Espagne: Lucien Lévy-Bruhl et les études germaniques, in: Peter Schöttler, Patrice Veit (Hg.): Plurales Deutschland – Allemagne plurielle. Festschrift für Etienne François – Mélanges Etienne François, Göttingen 2000, S. 258-267.

13 Ab 1903 sind alle Bücher von Lévy-Bruhl beim Pariser Verlag Alcan erschienen. Sie wurden alle sehr zügig ins Deutsche, Englische, gelegentlich ins Spanische übersetzt.

westlichen Gesellschaften) zu konstituieren. In diesem Gebiet hatte er nachweislich eine Vielzahl von Schülern. Marcel Mauss gehörte hierbei zu den ersten und wurde schnell zu seinem überschäumenden alter ego.<sup>14</sup> Danach folgten viele andere, darunter Georges Devereux, Denise Paulme, André Leroi-Gourhan, Ignace Meyerson und natürlich Claude Lévi-Strauss. Alle haben in meisterlicher Weise die Pionierarbeiten ihres Lehrers in zukunftssträchtigen Forschungsgebieten fortgesetzt – so in der Ethnopsychiatrie, der Ethnographie, der Psychologie, der Urgeschichte, der strukturellen Anthropologie. Es ist bemerkenswert, daß Lévy-Bruhl jedem von ihnen nicht Gewißheiten, sondern wichtige Fragestellungen vermittelte, die gleichzeitig Forschungspisten darstellten. Durch sie alle gelangte die französische Schule der Ethnologie international zu großem wissenschaftlichen Einfluß.

Allerdings traten im Verlauf der ethnologischen Arbeiten von Lévy-Bruhl, die auf die Begründung der Disziplin als positive Wissenschaft abzielten und zur Klassifizierung verschiedenster Gesellschaften auf der Basis klarer und endgültiger Kriterien befähigen sollten, zunehmend Schwierigkeiten auf. So hatte er zunächst angenommen, daß sich primitive Gesellschaften aufgrund ihrer anders gearteten Denkweisen fundamental von entwickelten Gesellschaften unterscheiden. Aber die ausgewählten Kriterien, vor allem diejenigen, die er auf das logische Prinzip der Widerspruchsfreiheit zurückführte (die Anerkennung dieses Prinzips galt als Bedingung für die Herausbildung der Wissenschaften und der damit verbundenen Fortschritte) erlaubten es ihm nicht, sein Projekt zu beenden. Benutzte er dieses Prinzip in wirklich angemessener Weise? Wendete er es nicht gelegentlich außerhalb seines Anwendungsbereiches an?

14 Marcel Mauss (1872-1950) war der Neffe Emil Durkheims, der ihn zu seinem geistigen Erben machen wollte. Aber Mauss blieb unabhängig und wurde zum heute wohlbekanntesten großen Ethnologen, u.a. als Autor des *Essai sur le Don*.

Häufig war es ihm nahezu unmöglich, einige Merkmale der von ihm als primitiv bezeichneten Gesellschaften zu erklären, obwohl diese regelmäßig beobachtet werden konnten. Außerdem gelang es ihm nicht immer, den erhofften Beweis für die absolute Unterschiedlichkeit von sogenannten primitiven und entwickelten Gesellschaften zu finden. Er hörte nie auf, diesen Beweis zu suchen, weil dieser die von ihm (gegen Durkheim) vertretene These bestätigen sollte, wonach primitive Gesellschaften sich niemals gemäß den Normen westlicher Gesellschaften entwickeln könnten. Diese Tatsache hätte für ihn kein Werturteil dargestellt. Sie hätte einfach dazu beigetragen, die Komplexität des Sozialen besser zu erfassen. Aber er mußte sich häufig den Tatsachen beugen: die Beobachtung dämpfte seine Hoffnungen. Konnten – entgegen allen Erwartungen – prälogisches Denken und logisches Denken nebeneinander existieren? Bisher als gewiß geltende Ergebnisse generierten nunmehr neue Fragen, die er durch die erneute Durchsicht und die Erweiterung seiner Informationsquellen zu beantworten versuchte. Die meisten dieser Fragen waren aufgrund der zu allgemeinen Form, in der er sie gestellt hatte, wohl unlösbar. Hierauf hat er in seinem letzten Werk, den *Carnets*,<sup>15</sup> die einige Jahre nach seinem Tod auf Initiative von Maurice Leenhardt veröffentlicht wurden, schmerzlich hingewiesen. Seinen Schülern fiel folglich die Aufgabe zu, sein Pionierwerk weiterzuentwickeln, das sich durch zahlreiche Beschreibungen und Informationen auszeichnete.<sup>16</sup>

Der Inhalt von mentalen Dispositionen bildete eine der Variablen, die es dem Ethnologen erlaubten, die von ihm beobachteten Gesellschaften zu klassifizieren. Allerdings hielten diese Variablen nur schwer dem strengen Prinzip der Widerspruchsfreiheit stand.

15 Lucien Lévy-Bruhl: *Carnets*, Paris 1947.

16 Claude Lévi-Strauss hat dies, wie zu erwarten, in meisterhafter Weise getan. Vgl. u.a. die Buchtitel *L'anthropologie structurale*, *La pensée sauvage* usw.

Entwicklungsgeschichtlich konnten westliche Gesellschaften beispielsweise ein vorlogisches Stadium durchlaufen haben. Aber wie sollte man dies genau erfassen? Auf jeden Fall handelte es sich hierbei um ein Untersuchungsfeld, dem Lévy-Bruhl zwingend seine Aufmerksamkeit schenken mußte.

Besonders aufschlußreich sind daher die Beziehungen, die er zu den Gründern der *Annales*-Schule aufgebaut hat. Diese Historiker betrachteten Lévy-Bruhl als entscheidenden Impulsgeber für ihre Studien über die „lange Dauer in der Geschichte“, die in einem engen Zusammenhang mit jenen Beharrungskräften steht, die von der Mentalitätsgeschichte herausgearbeitet werden können.

1929 hat übrigens Lucien Febvre, der gerade mit Marc Bloch die Gründung der Zeitschrift *Annales* vorbereitete, Lévy-Bruhl darum gebeten, dem wissenschaftlichen Beirat dieses Periodikums beizutreten (er scheint jedoch an keiner Sitzung dieses Gremiums teilgenommen zu haben). Betrachtet man darüber hinaus die Arbeiten von Febvre über Luther,<sup>17</sup> so wird die Ähnlichkeit ihrer Herangehensweise augenfällig. Die starken Akzentsetzungen des Lehrers können in den Ausführungen des Historikers über die Reformation in Deutschland wiedergefunden werden, die dieser als Katastrophe für das politische Deutschland einschätzte. Dies belegte er mit nur wenig mehr bibliographischen Angaben als sein Lehrer, abgesehen von denen, die sich auf die Nietzscheanischen Tiraden gegen das Luthertum bezogen.

Eine weitere bemerkenswerte Tätigkeit Lévy-Bruhls stellte sein Engagement an der Spitze der *Revue philosophique de la France et de l'Étranger* dar, die 1876 von Théodule Ribot<sup>18</sup> gegründet worden

17 Lucien Febvre: *Un destin, Martin Luther*, Straßburg 1927.

18 Der Philosoph Théodule Ribot (1839-1916) war Professor am *Collège de France*. Er setzte sich dafür ein, die Psychologie zu einer experimentellen Wissenschaft zu machen, um das Problem der Person auf rein objektiven Kausalverkettungen begründen zu können. Die von ihm gegründete *Revue philosophique de la France et de l'Étran-*

war. Kurz nach dessen Tod übernahm er im Jahre 1917 die Leitung der Zeitschrift. Obwohl man von ihm erwartete, daß er die dezidiert positivistische Orientierung der Zeitschrift weiterverfolgen würde, gelang es ihm, aus dieser Zeitschrift ein Forum für ernstzunehmende philosophische Debatten zu machen, in der auch die Unge-  
 wißheiten des Positivismus thematisiert wurden. Ein Blick in die reichhaltigen Inhaltsverzeichnisse offenbart eine beeindruckende Themenvielfalt, in der aktuellen Arbeiten, und hier insbesondere jenen Freuds, große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ebenso beeindruckend ist das breite Spektrum, aus dem die zahlreichen Autoren stammen. Lévy-Bruhl hat vor allem solche Persönlichkeiten zu Wort kommen lassen, die nicht in das französische Universitäts-  
 system gelangen konnten, sei es, weil sie als Emigranten nicht über die in Frankreich notwendigen Diplome zur Ausübung einer Lehr-  
 tätigkeit verfügten, sei es, weil sie die wissenschaftlichen Einstel-  
 lungskriterien vermeintlich nicht erfüllten und von der Universität ferngehalten wurden. Obwohl er mit ihren Ansichten nicht immer einverstanden war, erkannte ihre Bedeutung an. So veröffentlichte er in den dreißiger Jahren Texte von Léon Chestov, Alexandre Koyré, Rachel Bernaloff, Jean Wahl, Benjamin Fondane und vielen anderen bemerkenswerten Persönlichkeiten, die ihm zu der Einsicht verhalfen, daß das Prinzip der logischen Widerspruchsfreiheit nicht notwendigerweise ein Werkzeug zur Identifizierung von Gesellschaf-  
 ten darstellte. Sie haben sein Verständnis dafür geschärft, daß das Ziel der Philosophie und der sich von ihr losgelösten Sozialwissen-

*ger* hat zahlreiche Beiträge zum Fortschritt der experimentellen Wissenschaften, u.a. in der Biologie, der Psychologie und der Sprachwissenschaft, veröffentlicht. Xavier Léon initiierte ein wissenschaftliches Streitgespräch mit Ribot, indem er die *Revue de Métaphysique et Morale* gründete und regelmäßig Autoren wie Bergson zu Wort kommen ließ. Nachdem Lévy-Bruhl die Nachfolge Ribots angetreten hatte, veröffentlichte er weiterhin Artikel über Fortschritte in der Wissenschaft, räumte aber Beiträgen zur Phänomenologie und zu den damit verbundenen Debatten großen Platz in der Zeitschrift ein.

schaften nicht zwangsläufig im Erarbeiten unmöglicher Klarheiten besteht, sondern vielmehr im Erkennen von Widersprüchen. Sie haben ihm geholfen zu verstehen, daß soziale Probleme nicht immer auf Kausalzusammenhänge zurückzuführen sind, daß das Wissen nicht immer Wissenschaft ist...<sup>19</sup> Alle haben in herzlicher Weise auf die freundschaftlichen Beziehungen hingewiesen, die Lévy-Bruhl mit ihnen unterhielt. Bei seiner Tätigkeit als Redaktionsleiter ist es dieser Persönlichkeit gelungen, den Blick auf die Alterität zu richten, welches vor allem für eine dynamische Entwicklung der Forschung von großem Nutzen war. Denn der bemerkenswerte Aufschwung der Philosophie und der Sozialwissenschaften, der nach dem Zweiten Weltkrieg an französischen Universitäten zu beobachten war, ist vor allem denjenigen zu verdanken, die bei Lévy-Bruhl ein offenes Ohr gefunden hatten und die durch ihn öffentlich zu Worte kamen.

Lévy-Bruhl hat seine universitären Aktivitäten auch in nicht-akademischen Kreisen zur Geltung gebracht. Seit den Anfängen der Dritten Republik hatte sich der junge Student an der *Ecole Normale Supérieure (ENS)* gemeinsam mit seinem Freund Jean Jaurès für den Sozialismus begeistert. Er blieb Jaurès stets in enger und treuer Freundschaft verbunden, was einige seiner Kollegen durchaus irritierte.<sup>20</sup> Denn diese sprachen Jaurès jeglichen wissenschaftlichen

19 So schreibt Benjamin Fondane in Form einer Grabrede in den *Cahiers du Sud*: „Lévy-Bruhl hat uns verlassen. Die Tagespresse hat weitgehend die wichtigsten Ereignisse in seinem Leben hervorgehoben [...]. Aber es ist möglich, daß die Zukunft Überraschungen für uns bereithält. Es ist möglich, daß der höchste Ruhmestitel von Lévy-Bruhl – ich spreche von seinen Studien über die mentalen Funktionen der primitiven Völker – eines Tages, [...] entgegen den Vorstellungen des Autors selbst, zum Ausgangspunkt für eine philosophische Unternehmung wird, die weder mit dem Denken von Comte, noch mit dem rationalistischen Humanismus und noch mit der Durkheim-Schule etwas gemeinsam hat.“ In: *Cahiers du Sud* XVIII (1939), S. 603.

20 In einem Brief vom 04.11.1916 schreibt Durkheim an seinen Neffen Marcel Mauss: „Der Nachruf auf Jaurès im Jahrbuch der *Ecole (Normale Supérieure)* wurde von LB verfaßt. Ich habe ihn gerade erhalten und gelesen. Er ist erstaunlich trocken, mager, wenn auch lang geworden [...]. Das Thema war schwierig, aber schön. Er wollte in



Sachverstand ab, da er sich aufgrund seiner Entscheidung, Politiker zu werden, von ihrer Sache abgewandt hatte. Ungeachtet seiner zahlreichen Arbeiten zur Philosophie und zur Ideengeschichte (u.a. zum deutschen Sozialismus) war er in ihren Augen kein Wissenschaftler mehr. Aber Lévy-Bruhl blieb davon unbeeindruckt. Aufgrund seines geringen Interesses für wirtschaftliche Fachfragen reagierte er ohne Zweifel weniger empfänglich als Jaurès auf jene Probleme, die sich aus der rasanten industriellen Dynamik für die europäischen Nationen ergaben. Zweifelsohne schenkte er den gemeinsamen Problemen, die sich zwei jungen Industrienationen wie damals Deutschland und Frankreich gleichermaßen stellten, weniger Aufmerksamkeit. Und er war auch nicht im politischen Kampf erprobt. Allerdings teilte er mit Jaurès eine Vielzahl grundlegender Überzeugungen. So war es ganz selbstverständlich, daß er bei der Gründung der sozialistischen Zeitung *L'Humanité* an der Seite von Jaurès stand.<sup>21</sup> Innerhalb der sozialistischen Bewegung war er auch eng mit Albert Thomas befreundet, dessen Lehrer er am Gymnasium *Louis le Grand* gewesen war – eine Freundschaft, die soweit ging, daß er während des Ersten Weltkriegs sogar Albert Thomas' Mitarbeiter im Rüstungsministerium wurde.

Seine ausgesprochene Nähe zum Sozialismus brachte ihn 1925 auf Anfrage des damaligen Kolonialministers Edouard Daladier<sup>22</sup> dazu, gemeinsam mit Marcel Mauss und dem Arzt Paul Rivet die Leitung des gerade gegründeten Instituts für Ethnologie an der Pariser Universität zu übernehmen. Der Ethnologe Lévy-Bruhl verfolgte bereits seit längerer Zeit aufmerksam die französische Kolonialpoli-

Jaurès einen Denker wiederfinden, der niemals existiert hat, und er hat mir nichts Neues über den Menschen beigebracht.“ In: Emile Durkheim: *Lettres à Marcel Mauss*, hg. von Philippe Besnard und Marcel Fournier, Paris 1998, S. 521.

21 Lucien Lévy-Bruhl hat auch in materieller Hinsicht diese Zeitung stark unterstützt. Aufgrund seiner Heirat mit Alice Bruhl gelangte er in der Tat zu relativem Wohlstand.

22 Edouard Daladier (1884-1970), berühmter Abgeordneter, Minister und Mitglied der Radikalsozialisten in der Dritten Republik.

tik, die seiner Meinung nach aber langfristig ausgerichtet sein mußte. Der Kolonialpolitik mußten die hierfür notwendigen Mittel bereitgestellt werden, zu denen ein sicherer Umgang mit dem Objekt gehörte, d.h. wissenschaftliche Kenntnisse über die Kulturen und Denkweisen der jeweiligen kolonialisierten Gesellschaften.

Zunächst war es der Wunsch der Kolonialverwaltung gewesen, die Kolonialgebiete in die französische Gesellschaft zu assimilieren, um deren Entwicklung zu fördern. Hierbei wurden jedoch oft absurde Entscheidungen getroffen (z.B. wurde Schülern im Senegal oder in Dahomey ein Geschichtsunterricht aufgezwungen, der mit dem Kapitel „Unsere Vorfahren, die Gallier“ begann). Auf der Grundlage einer etwas offeneren politischen Sichtweise gründete dann einer der Gouverneure von Französisch-Westafrika 1913 ein seiner Verwaltung unterstehendes Institut für Ethnographie. In dieser Einrichtung sollten Informationen zusammengetragen werden, die anstelle der als schwierig betrachteten Assimilation der Kolonien zumindest eine gute Assoziierung derselben an Frankreich ermöglichen sollte. Der akademischen Freiheit waren an diesem Institut (das später zur *Ecole de formation des administrateurs coloniaux* wurde) freilich Grenzen gesetzt. Das universitäre Umfeld des Instituts für Ethnologie bot in dieser Hinsicht bessere Garantien für ein gesichertes wissenschaftliches Arbeiten. Auch in dieser Leitungsposition stellte Lévy-Bruhl erneut seine intellektuelle Offenheit und sein Interesse an Fragen der Alterität unter Beweis.

Lucien Lévy-Bruhl war selbstverständlich auch in der Dreyfus-Affäre sehr engagiert. Dies galt ebenso für die Krise des Modernismus. Aufgrund seines Interesses sowohl für die Bibelexegese als auch für eine kritische Kirchengeschichte brachte er den Opfern dieser Krise viel Aufmerksamkeit entgegen. Weiterhin bemühte er sich, die Rahmenbedingungen für eine fruchtbare Debatte zu schaffen. In der Tat war er einerseits bestrebt, denjenigen praktisch zu helfen,

die sich als Vertreter modernistischer Thesen in einer prekären beruflichen Situation befanden. Andererseits weigerte er sich niemals, solchen Studenten zuzuhören, die einer mehr spiritualistischen Ideenwelt anhängen (insbesondere Etienne Gilson und Jacques Maritain), mit ihnen zu diskutieren und ihnen geduldig seine eigenen kartesischen Argumente vorzutragen. Er nahm auch an den Diskussionsveranstaltungen der 1905 von Paul Desjardins (der zum gleichen Abschlußjahrgang der *ENS* wie Lévy-Bruhl gehörte) gegründeten *Union pour la Vérité* teil. Folglich war es naheliegend, daß er an den Dekaden von Pontigny beteiligt war (dort traf er Germanisten wie Henri Lichtenberger und Félix Bertaux; Philosophen, die weniger positivistisch als er selbst eingestellt waren – Nicolas Berdiaeff, Léon Chestov, Gabriel Marcel – und fast alle bedeutenden Intellektuellen dieser Zeit). Viele von ihnen wurden auf seinen Wunsch hin aktive Mitarbeiter der *Revue philosophique*.

Schließlich sollte am Ende dieser langen Aufzählung auf keinen Fall vergessen werden, daß Lévy-Bruhl als unermüdlicher Botschafter der *Alliance française*<sup>23</sup> weltweit tätig war. Er gründete zahlreiche Büros, vor allem in Lateinamerika, und bemühte sich darum, die vielen, in der ganzen Welt verteilten Zweigstellen zu besuchen. Ab 1907 wurde er regelmäßig an die Harvard-Universität eingeladen und gehörte zu denjenigen, die nach dem Ersten Weltkrieg zur Entstehung fruchtbarer Hochschulbeziehungen (insbesondere in der Germanistik und in der Soziologie) zwischen Frankreich und den USA beitrugen. Als Mitglied der Rockefeller-Stiftung sorgte er in den dreißiger Jahren (und durch die Vermittlung von Célestin

23 Die *Alliance française* ist eine 1883 gegründete Vereinigung zur Verbreitung der französischen Sprache und Kultur, die von Paul Cambon geleitet wurde. Die Büros dieser Vereinigung sind heute in mehr als 90 Ländern vertreten. Ihre Funktion und ihre Angebote sind mit denen der Goethe-Institute vergleichbar.

Bouglé,<sup>24</sup> damals Direktor der *ENS*) dafür, daß französische Studenten ein Auslandsstipendium für die USA erhalten konnten (zu ihnen gehörte u.a. Claude Lévi-Strauss).

Bei solch vielen Verantwortlichkeiten und unterschiedlichen Aktivitäten fällt es schwer, auch nur ein Gebiet besonders hervorzuheben, und sei es nur das der Ethnologie, in welchem der größte Teil seiner Buchpublikationen angesiedelt ist. War er nicht auch Soziologe? Viele Vertreter dieser Disziplin, darunter so unterschiedliche Persönlichkeiten wie Georges Gurvitch,<sup>25</sup> Jean Cazeneuve<sup>26</sup> und vor allem Pierre Bourdieu,<sup>27</sup> haben ihn stets als Soziologen angesehen. Allgemein kann festgestellt werden, daß er einen engen und großen Freundeskreis hatte und dieser den Ausgangspunkt für einen intensiven Gedankenaustausch darstellte. Man könnte noch seine Beziehungen zu Henri Bergson (seinem Studienfreund an der *ENS*) nennen, der sich zwar in angrenzenden Forschungsgebieten engagiert hat, aber eine ganz andere Herangehensweise wählte.<sup>28</sup> Man müßte auch seine herzlichen Kontakte mit einer Vielzahl ehemaliger Schüler in den *ENS*-Vorbereitungsklassen des Gymnasiums *Louis le*

24 Célestin Bouglé (1870-1940), Absolvent der *Ecole normale supérieure* und *agrégé de philosophie*, übernahm 1920 den Lehrstuhl für *Histoire de l'Economie sociale* an der Sorbonne und war von 1927-1940 Direktor der *Ecole normale supérieure*, wo er das *Centre de Documentation Sociale* gründete. Dieses Zentrum wurde finanziell unterstützt durch die Rockefeller-Stiftung, die in der Zwischenkriegszeit vielen französischen Elite-Studenten einen Studienaufenthalt in den USA ermöglichte. Bouglé stand in engem, aber auch von kritischer Distanz geprägtem Kontakt zum Milieu um den französischen Soziologen Emile Durkheim. Er hat zahlreiche soziologische und moralphilosophische Schriften veröffentlicht sowie das Gesamtwerk von Proudhon herausgegeben.

25 Georges Gurvitch hat 1957 in einem ersten Sonderheft der *Revue philosophique* zu Ehren von Lévy-Bruhl, das anlässlich seines 100. Geburtstags erschienen ist, einen Artikel geschrieben.

26 Jean Cazeneuve war der Nachfolger von Georges Gurvitch auf dem Lehrstuhl für Soziologie an der Sorbonne. Er ist der Autor der bisher einzigen Biographie über Lévy-Bruhl. Jean Cazeneuve: *Lucien Lévy-Bruhl, sa vie, son œuvre, avec un exposé de sa philosophie*, Paris 1963.

27 Vgl. Pierre Bourdieu: *Travail et travailleurs en Algérie*, Paris 1962.

28 Henri Bergson (1859-1941). Man denke an eines der Hauptwerke des großen Philosophen: *Les deux sources de la Morale et de la Religion*, Paris 1933.

*Grand* ansprechen, so mit dem bereits erwähnten Albert Thomas, mit Elie Halévy, François Simiand, Paul Mantoux. In den *khâgne*-Kursen dieser Schule ließ er sie an seiner Begeisterung für neue Entdeckungen teilhaben (viele haben sich an seine Lektürezusammenfassungen des *Rameau d'Or* erinnert).<sup>29</sup> Er hat sie später an vielen seiner Aktivitäten beteiligen wollen. Man müßte schließlich auch auf die Freundschaften eingehen, die er gegen Ende seines Lebens schloß, u.a. mit Emmanuel Levinas.<sup>30</sup>

Was stellt aber nun die Kohärenz eines derart vielfältigen, an Begegnungen und Freundschaften reichen und für andere kaum denkbaren Lebenswegs dar – eines publizistisch höchst fruchtbaren Lebenswegs, der zudem von vielen Ehrungen gesäumt war (er wurde als Nachfolger von Victor Delbos 1917 zum Mitglied der *Académie des Sciences morales* gewählt)?

## Der rote Faden eines bemerkenswerten Lebens

Lévy-Bruhl, der Germanist hätte werden können und schließlich aufgrund seines großen Interesses für die Soziologie Durkheims Ethnologe wurde, hat sich laut eigenem Bekunden vor allem als Philosoph und Logiker verstanden. Sein hauptsächliches Anliegen war die Erarbeitung kohärenter Argumentationsmuster sowie objektiver Wissensbestände innerhalb der gerade entstehenden modernen Universität. Der eigensinnige, mehr idealistische als realistische Positivist wurde auf dieser Grundlage – und auf Kosten seiner Seelen-

29 Zu deutsch *Der Goldene Zweig*; Das 1890 veröffentlichte Buch des englischen Ethnologen James George Frazer stellte für Lévy-Bruhl eine Offenbarung dar. Er hat sich in seinen späteren Werken stets darauf bezogen.

30 Der Philosoph und Husserl-Spezialist Emmanuel Levinas (1905-1995) wurde in Litauen geboren. Er absolvierte sein Studium in Straßburg und in den dreißiger Jahren in Paris, wo er Brunschvicg, Bergson und Lévy-Bruhl begegnete. Seine wichtigsten Arbeiten befassen sich mit Fragen der Ethik, die sich aus der Begegnung mit dem Anderen in seiner ganzen Unterschiedlichkeit. Nach 1968 war Levinas Professor an der Sorbonne. Er hat zahlreiche Veranstaltungen über den Talmudismus angeboten.

ruhe – im engeren Rahmen seiner akademischen Tätigkeiten zu einer Schlüsselfigur der Universitätsreformen, die zu Beginn der Dritten Republik in Frankreich in Angriff genommen wurden. Wie anderen, ebenfalls philosophisch ausgebildeten Reformern dieser Zeit war es auch für ihn selbstverständlich, an mehreren Fronten gleichzeitig zu agieren und schlichtend in Debatten einzugreifen. Wie für diese Reformer entsprang auch für ihn die eingeleitete Hochschulreform einem Fortschrittsdenken, dessen Objektivität den Weg zum Universellen eröffnete und vorzeichnete. Die grundsätzliche Richtung dieses Entwicklungsprozesses hatte ihm das Werk von Auguste Comte vermittelt. Doch was ihn unmittelbar geprägt hatte, war das Wissenschaftsverständnis von Descartes, der die Physik, indem er sie von der Metaphysik löste, zu einem rein wissenschaftlichen Forschungsbereich, d.h. zu einer vollkommen objektiven Wissenschaft gemacht hatte. Er selbst wollte in dieser Richtung weiterarbeiten und strebte die Abspaltung weiterer Wissenschaften von der Metaphysik an, insbesondere der Sozialwissenschaften (der Soziologie, der Psychologie, der Geschichte), denen er die Mittel für eine wirkliche Objektivität zur Verfügung stellen wollte. Eine derartige Objektivität sollte es dann ermöglichen, klare Verhaltensrichtlinien auf der Grundlage unveräußerlicher Werte und Normen zu definieren. Sie sollte auch dazu befähigen, jedes soziale Problem auf objektive Prinzipien zurückzuführen, d.h. auch solche Probleme, mit denen sich u.a. die Germanisten befaßten.

Lucien Lévy-Bruhl kam 1857 in Paris zur Welt und wuchs in einer einfachen Handwerkerfamilie lothringischen Ursprungs auf. Er war ein brillanter Gymnasiast und bestand 1876 als zweitbester den Wettbewerb zum Eintritt in die *ENS*. Er bereitete sich in der Klasse von Emile Boutroux auf die Abschlußprüfung in Philosophie vor und beendete sein Studium 1879 als Jahrgangsbester. Er und seine Studienkameraden, darunter Salomon Reinach, Gustave Lanson,

Paul Desjardins, Henri Bergson, Camille Jullian, Jean Jaurès, Emil Durkheim, traten in das akademische Berufsleben zu einer Zeit ein, die von großem intellektuellen Aufruhr und weitreichenden institutionellen Veränderungen geprägt war, insbesondere im Bereich der Hochschullehre, in dem sie selbst tätig wurden.

Tatsache ist, daß sich die Lehre an den französischen Universitäten im Unterschied zu Deutschland und England bis zum Zweiten Kaiserreich kaum weiterentwickelt hatte. Im Ersten Kaiserreich und danach in der restaurierten Monarchie unterlag sie einer engen Kontrolle, die lange durch das Innenministerium selbst ausgeübt wurde. Offenbar befürchtete man, daß ein zu freier und zu kritischer Gebrauch von Wissen eine destabilisierende Wirkung auf das herrschende System haben könnte. Alle Hebel der Hochschulbildung, die Prüfungsinhalte eingeschlossen, wurden in jeder Hinsicht stärker vom Staat als von den Universitäten kontrolliert. Das Hochschulsystem selbst setzte sich dabei aus den im wesentlichen wissenschaftlich orientierten (und folglich für Objektivität empfänglichen) *Grandes Ecoles* und der *Université de France* zusammen, wobei letztere die Fakultäten für Recht, Medizin, Geistes- und Naturwissenschaften umfaßte. Zu den Aufgaben der Universität zählte die Durchführung von Wettbewerben, die (durch die *agrégation* und die Promotion) den Zugang zum Lehrberuf an Gymnasien und Eliteschulen ermöglichten, nicht jedoch die inhaltliche Gestaltung dieser *concours*. Nach dem Krieg von 1870 konnte diese Situation, die im Hinblick auf die Qualität der Lehrerausbildung seit langem als äußerst fragwürdig angesehen wurde, nicht länger aufrechterhalten werden. Die wiedergeborene französische Republik setzte sich zum Ziel, die Nation nach deutschem Vorbild mit echten Universitäten auszustatten und diese auf eine noch besser abgesicherte Grundlage zu stellen. Diese Aufgabe wurde von den Hochschulvertretern selbst in die Hand genommen, insbesondere von Philosophen und Histo-

rikern, deren Disziplinen gerade einem tiefgreifenden Wandel unterworfen waren. Erklärtes Ziel bei der Neugestaltung der Hochschullehre war es, die Gebiete der objektiven Wissenschaften verstärkt zu berücksichtigen, u.a. die Soziologie und Psychologie. Die vorangegangene Generation reformorientierter Philosophen, zu der Auguste Comte, Théodule Ribot, Emile Boutroux und Charles Renouvier gehörten, hatten bereits die für dieses Projekt notwendigen Ideen und Pläne entwickelt. Am Ende des 19. Jahrhunderts war die Universität der französischen Republik schon in der Lage, sich als moderne Einrichtung zu präsentieren, die ihre Bildungsangebote diversifiziert sowie den Rahmen ihrer Autonomie abgesteckt hatte und mit deutschen Universitäten im wissenschaftlichen Austausch stand. Und sie war in der Lage, ihre Fähigkeit (und ihren Willen) zur Herausarbeitung wahrhaft universeller Werte unter Beweis zu stellen.

Diese Universitätsreform sowie die dadurch ermöglichte Neuausrichtung der Forschung in den geisteswissenschaftlichen Fakultäten ist in entscheidender Weise mit der Person Emil Durkheim verbunden.<sup>31</sup> Indem Durkheim den *fait social* definierte, stellte er die begrifflichen Mittel zur Verfügung, mit denen ein gegebenes soziales Ensemble identifiziert werden konnte: Dies umfaßte die systematische Erfassung der Funktionsweise und der Entwicklungsmöglichkeiten eines Ensembles, seiner Institutionen und deren Rolle im Integrationsprozeß, d.h. (die Erfassung) der Bedingungen für deren normative Wirksamkeit usw. Derartige Annahmen eröffneten die Möglichkeit, kohärente Ensembles zu identifizieren, sie zu klassifizieren, sie voneinander zu unterscheiden und die ihnen innewoh-

31 Unter den vielen Fachkenntnissen Durkheims ist vor allem sein herausragendes Wissen über die Geschichte der Bildungssysteme in Frankreich und im benachbarten Ausland zu nennen. Besondere Bedeutung maß er der sozialen Integrationsfähigkeit von Bildungssystemen bei. Vgl. Emile Durkheim: *L'évolution pédagogique*, Paris 1938. Es handelt sich um den Text einer Vorlesung, die er 1904 an der Sorbonne gehalten hat.



nenden Schwierigkeiten zu erfassen. Ethnologen, Historiker und Germanisten haben diese Annahmen vielfach verwendet. Und wenn sich auch ihre jeweiligen Untersuchungsfelder deutlich voneinander unterschieden, bezogen sich doch alle auf das zentrale Konzept der Zivilisation, um Unterschiede herauszuarbeiten, um Vergleichsmöglichkeiten herzustellen und als wesentlich betrachtete Probleme zu erkennen.

Dieser unvollkommene Überblick über die im französischen Bildungssystem eingetretenen Veränderungen sollte verdeutlichen, daß der wissenschaftliche Fortschritt in den Augen der Hochschulreformer notwendigerweise mit dem Projekt verbunden war, die wesentlichen Faktoren gesellschaftlicher Entwicklung in einer perfekten und logisch begründeten Klarheit darlegen zu können. Daher war es auch völlig legitim, daß ein Historiker, ein Philosoph und ein Ethnologe die Ansichten eines Germanisten bestätigten und umkehrt. Dies stellte sogar eine Verpflichtung dar.

Lucien Lévy-Bruhls Lebensweg stand jedenfalls ganz im Zeichen dieser Logik. Die soziologischen Annahmen Durkheims bildeten die Grundlage dafür, daß er Ethnologe wurde und gleichzeitig Philosoph blieb. Anders formuliert: Es war sein Wunsch, ausgehend von den ihm zur Verfügung stehenden Informationen (Reiseberichte, Erfahrungsberichte über den Kolonialisierungsprozeß oder aber die Berichte Edouard Chavannes' über den faszinierenden chinesischen Kontinent) die Vielfalt vergangener und zeitgenössischer Gesellschaften systematisch zu ergründen. War diese konstatierte Vielfalt das Ergebnis eines gemeinsamen, nur zeitlich verschobenen Entwicklungsprozesses, oder war sie der Beleg für naturgegebene Unterschiede? Die erste Antwort, die er darauf gab, war kaum nuanciert und stimmte nicht mit den theoretischen Positionen Durkheims überein: die primitiven Gesellschaften stellten im Verhältnis zu den westlichen Gesellschaften das radikal Andere dar.

Lévy-Bruhl hoffte, diese These durch unwiderlegbare Kausalitäten belegen zu können, stieß aber in seiner Forschung auf viele Hindernisse. Er bemühte sich stets, diese zu überwinden, indem er sein Lektürepensum erhöhte und aufmerksam jene Forschungen in Frankreich und im Ausland verfolgte, die ihn voranbringen konnten. Er mußte sich der Erkenntnis beugen, daß sein ursprüngliches Ziel unerreichbar war, und er überantwortete ohne Einschränkung dieses vielfältige und -gestaltige Feld der universitären Forschung. Das Konzept der Alterität wurde hierdurch bereichert.

Die Schwierigkeiten, denen Lévy-Bruhl bei seiner ideen- und mentalitätshistorisch begründeten Suche nach logisch-kausalen Klassifizierungskriterien im Bereich der Ethnologie begegnete, stellten sich ebenfalls den französischen Germanisten in ihrem Gebiet, das sie einheitlich gestalten wollten. Der von ihnen verwendete zivilisationstheoretische Ansatz war natürlich besonders brüchig. Unterschied sich Deutschland wirklich so sehr von Frankreich? Stellte die Erforschung von zivilisatorischen Unterschieden ein wirklich essentielles Thema dar? Zwar haben diese Wissenschaftler ähnlich wie Lévy-Bruhl niemals aufgehört, ihre Untersuchungen fortzusetzen und haben auf diese Weise zur Konstituierung großer Wissensbestände beigetragen. Doch trotz dieses nicht zu leugnenden Reichtums der zusammengetragenen Informationen haben sie, zumindest bis zum Zweiten Weltkrieg, bei der Interpretation ihrer Ergebnisse weit weniger Offenheit bewiesen als ihr Lehrer bei seiner Annäherung an das Phänomen der Alterität.

## **Arnold Zweig: Krieg, Demokratie, Zionismus**

Jens Flemming

Der Jude als Typ ist dem Deutschen noch immer eine Märchenfigur, und wie die märchendichtende Phantasie des Volkes heute zur Schauerromaniade degradiert ist, ist auch er eine Figur des Schauerromans geworden, wie ‚der Freimaurer‘ der katholischen und ‚der Jesuit‘ der protestantischen Volksphantasie: unbekannt, abgesondert, geheimnisvoll und schnell verdächtig. Das klingt nach Mittelalter? Wir leben mitten in ihm, seitdem der große Krieg das bisschen Neuzeit, das wir der Aufklärung verdanken, mit dem Ärmel der Uniform weggewischt hat. (Arnold Zweig: Die Summe, in: Jüdische Rundschau, Nr. 97 vom 20.11.1923)

Er habe „an der sogenannten Kunstwartdebatte nicht einmal lesend teilgenommen, weder aus Trägheit noch aus Ostentation.“ Denn schließlich wisse er um die Aussichtslosigkeit, „Nichtjuden jüdische Probleme auch nur begreiflich zu machen“, solange das Judentum zur „Selbstbesinnung“ noch nicht wirklich vorgestoßen sei. Das waren 1913 die Worte eines jungen, empfänglichen und aufstrebenden Mannes: damals noch Student der Philologie, der sich – dem elterlichen Bedürfnis nach Sicherheit entsprechend – auf das höhere Lehramt vorbereitete, tatsächlich aber kein ‚Brotgelehrter‘, sondern ein ambitionierter Schriftsteller, der sich im literarischen Betrieb mit lyrischen, erzählerischen, essayistischen und dramatischen Produktionen schon einen gewissen Respekt verschafft hatte. Er kam aus relativ kleinen Verhältnissen, Sohn einer Handwerkerfamilie im Schlesischen, Jahrgang 1887, ein Angehöriger der postemanzipatorischen Generation, die vom atemberaubenden Aufstieg der Väter und Vorväter in die Bürgerlichkeit profitierte, gleichwohl oder gerade deshalb unter gesellschaftlichen Ressentiments und verweigerter Anerkennung litt, auf der Suche nach Identität neue Pfade absteckte und zu beschreiten sich anschickte. Das Thema, das er auf wenigen Seiten abhandelte, war kein Geringeres als das „Problem des jüdischen Dichters in Deutschland“, ein Beitrag in einer soeben gegründeten Zeitschrift, die sich *Freistatt* nannte, nach eigenem Be-

kunden ein Forum für die „Verinnerlichung und die Stärkung der westlichen Jüdischkeit“, eine weitere Stimme im Chor jener, die in der Epoche um 1900 gegen Assimilation als Königsweg opponierten, für Besinnung auf spezifisch jüdische Werte und Traditionen warben.<sup>1</sup>

Gleichgültig, ob unser Autor Arnold Zweig, und von ihm ist hier die Rede, im *Kunstwart* geblättert hatte oder nicht: Kaum anzunehmen ist, daß die vielen Erörterungen, die um die Rolle der Juden in Kultur, Politik, Handel und Wandel kreisten, spurlos an ihm vorübergerauscht sind. Im März 1912 hatte Moritz Goldstein, ein promovierter Germanist und Kritiker, die Gefilde der deutsch-jüdischen Dichtkunst einer kritischen Musterung unterzogen, dabei einen Satz zu schreiben gewagt, der für Aufregung, ja für Empörung sorgte: „Wir Juden verwalten den geistigen Besitz eines Volkes, das uns die Berechtigung und die Fähigkeit dazu abspricht.“<sup>2</sup> 1907 hatte der Arzt Julius Moses Repräsentanten des gebildeten Bürgertums nach ihrer Meinung zur *Lösung der Judenfrage* gefragt,<sup>3</sup> einige Jahre später erschien eine Sammlung von Äußerungen über *Judentaufen*,<sup>4</sup> 1911 sorgten Werner Sombarts weit ausgreifende Thesen über die „Juden und das Wirtschaftsleben“ für Aufmerksamkeit, ein Gegenentwurf zu der von Max Weber gestifteten Verbindung von „protestantischer Ethik“ und „Geist des Kapitalismus“, dem kurz darauf ein schmales Bändchen mit dem verheißungsvol-

1 Arnold Zweig: Zum Problem des jüdischen Dichters in Deutschland, in: Die Freistatt. Alljüdische Revue 1 (1913/14), S. 375-381, hier S. 381. Zur Biographie vgl. u.a. Wilhelm von Sternburg: Arnold Zweig, Meisenheim 1990. Zum Selbstverständnis der Zeitschrift vgl. das Editorial im ersten Heft: Zum Programm der Freistatt, S. 3ff., Zitat auf S. 5.

2 Moritz Goldstein: Deutsch-jüdischer Parnaß, in: Der Kunstwart 25/II, S. 281-294, Zitat S. 283, neu, auch mit der sich anschließenden Debatte ediert in: Menora 13 (2002). Ebenfalls 1912 veröffentlichte Goldstein eine der Thematik des Kunstwart-Aufsatzes kongruente Schrift: Begriff und Programm einer jüdischen Nationalliteratur, Berlin 1912.

3 Julius Moses: Die Lösung der Judenfrage. Eine Rundfrage, Berlin-Leipzig 1907.

4 Judentaufen, München 1912 (es äußerten sich u.a. Werner Sombart, Frank Wedekind, Heinrich Mann, Friedrich Naumann, Richard Dehmel).

len Titel *Die Zukunft der Juden* nachgeschoben wurde.<sup>5</sup> 1904 hatte Arthur Ruppin eine „sozialwissenschaftliche Studie“ publiziert, deren Tenor bereits die Überschrift des ersten Kapitels verriet: „Die Assimilation als ständige Bedrohung der Judenheit in der Diaspora.“<sup>6</sup> Parallel zur zweiten, gründlich überarbeiteten Auflage kam 1911 eine „volkswirtschaftliche“ Analyse des Mediziners Felix A. Theilhaber auf den Markt, der – mit detaillierten Statistiken unterfüttert – den *Untergang der deutschen Juden* an die Wand malte. „Keine Kulturrasse“, erschreckte er seine Leser, stehe „so deutlich vor dem Verfall“ wie „die jüdische in Deutschland“: eine Konsequenz aus den Anforderungen und Auswüchsen des modernen Lebens, aus Glaubensflucht, Mischehen und künstlicher Geburtenbeschränkung.<sup>7</sup> Allenthalben also schlugen dem aufmerksamen Zeitgenossen die Wogen einer Diskussion entgegen, in denen Juden sich ihres Charakters, ihrer Herkunft zu vergewissern, das Gespräch, auch die Kontroverse nach innen und nach außen suchten.

Ein Intellektueller wie Arnold Zweig jedenfalls konnte sich dem schwerlich entziehen, steckte vielmehr mitten drin im Pro und Contra der Argumente, beteiligte sich 1913 an einem „Sammelbuch“,<sup>8</sup> mit dem der „Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba“ in Prag dem Zionismus eine „neue Wendung“ geben wollte: „Aus einer Partei mit einem politisch-wirtschaftlichen Ziel, das auf die Lösung der gegenwärtigen Not der jüdischen Massen in Osteuropa gerichtet

5 Werner Sombart: *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, Leipzig 1911. Vgl. als Reaktion darauf Julius Guttmann, der bei Sombart in Breslau studiert hatte: *Die Juden und das Wirtschaftsleben*, in: *Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik* 36 (1913), S. 149-212 sowie Felix Rachfahl: *Das Judentum und die Genesis des modernen Kapitalismus*, in: *Preußische Jahrbücher* 147 (1912), S. 13-86. Vgl. ferner Werner Sombart: *Die Zukunft der Juden*, Leipzig 1912.

6 Arthur Ruppin: *Die Juden der Gegenwart. Eine sozialwissenschaftliche Studie*, 2. Aufl., Köln u.a. 1911 (1. Aufl. 1904), S. 3.

7 Felix A. Theilhaber: *Der Untergang der deutschen Juden. Eine volkswirtschaftliche Studie*, München 1911, S. 3.

8 Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag (Hg.): *Vom Judentum. Ein Sammelbuch*, Leipzig 1913 (1914 bereits in 4. Aufl.).

war“, erinnerte sich einer der Beteiligten, „wurde eine geistige Bewegung, die sich in den Prozeß der jüdischen Geschichte und in das Bett der allgemeinen Kulturentwicklung einstellte.“<sup>9</sup> Zweigs Aufsatz darin war der „Demokratie“ und der „Seele des Juden“ gewidmet, zwei, wie er zu wissen wähnte, gegensätzliche Pole. Die Demokratie, und das meinte die liberale Demokratie, die Garantin des Rechtsstaats, der Emanzipation und der Bürgerrechte, die Demokratie mithin „verkehre im Juden das Wertgefühl“, entfremde ihn seiner Herkunft, seiner Tradition, beeinträchtige das Heute ebenso wie das Morgen. So leugne sie zum Beispiel die „zutiefst im Wesen begründete Verschiedenheit von Mann und Weib“, gefährde damit Substanz und „Dauer des Volks“, die Frau beginne sich zu organisieren, verlange „Einfluß, Mitbestimmung“, werde ein „politischer Faktor“, strebe fort vom „häuslichen Leben“. Man „lasse sie“, prognostiziert der Autor, „die primitiven Triebe durch Intellektualisierung und falsche Bildung geschwächt, mit Erziehungstheorien und -zwecken beladen, die ernsthafteste Zeit der Jugend ihrer Kinder überwachen, man entferne sie, sowie diese Kinder erwachsener sind, von ihnen durch irgendeinen Beruf: und die Widerstandskraft der Juden, die lediglich auf der Betreuung des jungen Nachwuchses durch die Mutter beruht, nimmt ab wie ein Wasser, dessen Quelle abgegraben wird.“ Kurzum – die Demokratie lege „ihre zerfasern- den Hände an die letzte Wurzel der Judenheit“, minimiere die Familie, indem sie, befangen in der Doktrin des Individualismus, das „verantwortungslose Recht der Kinder auf sich selbst“ verkünde. Gewiß, als politische Bewegung sei sie „weder zu hemmen noch zu brechen“, man müsse sie aber „überwinden“, müsse auf ihrer „Plattform“ den Frauen zubilligen, was ihnen der Zionismus „in sicherem Instinkt“ sofort gewährt habe, freie Betätigung nämlich, die „alte

9 Hans Kohn: Martin Buber. Sein Werk und seine Zeit. Ein Versuch über Religion und Politik, Hellerau 1930, S. 148f.

unveränderliche Rangordnung“ aber wiederherstellen, „auf deren oberster Stufe das unsterbliche Symbol der Mutter mit dem Kinde“ throne.

Von kulturpessimistischen, zivilisationskritischen Topoi ist der Essay auch sonst bevölkert: Gemeinschaft steht gegen Gesellschaft, den „jüdischen Geist“ überwältige die Epoche mit der verführerischen Aussicht, „das Leichte für das Schwere“, das „Moderne für das Ewige, das Surrogat für die Echtheit, das Ventil für den rechten Ausweg“ zu nehmen. Auf diese Weise jedoch „vergeude“ er sich, statt sich zu „bewahren“, vergesse „das Eigene“, um einer „unechten Menschheit unecht zu dienen.“ Die einzige Alternative, die Zweig gelten lässt, ist die von Martin Buber entworfene Perspektive: Umkehr, Erneuerung, lauten die Schlagworte, „wesentlich werden“, nicht mehr „Jude aufs Geradewohl“ sein, sondern Jude aus Überzeugung werden. Sich selber ruft er zum „Vorposten“ aus, überzeugt, daß dereinst „aus den vielen das Volk“ werde: nicht im messianischen Sinne „am Ende der Zeit, sondern in der Zeit.“<sup>10</sup> Das war geschrieben an die Adresse der assimilierten Glaubengenossen, erklärte die Hoffnungen und Erwartungen des 19. Jahrhunderts für Illusion und Irrtum, setzte die Demokratie gleich mit ‚Entjudung‘, mit dem Verlust des Eigenen und der Adaption des Fremden. Für „die Idee des liberalen Menschen“,<sup>11</sup> für die Ideale des Liberalismus und der bürgerlichen Demokratie war in diesem Gebäude kein Platz; Zweig hat sie nie, auch nicht in der Weimarer Republik, verfochten, sie blieben seinem Denken und Empfinden fremd, was freilich nicht ausschloß, daß er in seinen Romanen einige ihrer Vertreter mit Achtung und dichterischer Imagination gestaltet hat: den alten Osann, den jüdischen Kriegsgerichtsrat Posnanski, den Bankier

10 Arnold Zweig: Die Demokratie und die Seele des Juden, in: Verein jüdischer Hochschüler Bar Kochba in Prag (Hg.): Vom Judentum. Ein Sammelbuch, Leipzig 1913, S. 210-235, hier – in der Reihenfolge der Zitate: S. 225, 222ff., 225, 231ff. und 235.

11 Zweig: Zum Problem des jüdischen Dichters, a.a.O., S. 381.



Markus Wahl, aber die eigentliche, wiewohl nicht immer vorbehaltlose Sympathie ging woanders hin: zur Generation der jungen kulturell avancierten Zionisten, zu den Juden Osteuropas, dann mehr und mehr zu den Sozialisten, nicht zu denen, die im Schoß der SPD verharrten, sondern zu denen, die ihr, gewitzt durch die Lehren des Krieges, in kühler Distanz begegneten.

Der Krieg veränderte, fast möchte man sagen: alles. Er war eine tiefe, später immer wieder und stets von neuem diskutierte und ausgedeutete Zäsur. Die Erfahrungen, die er dem Schriftsteller aufdrängte, die Einsichten, die er erzwang, prägten die weitere Existenz und bestimmten das dichterische Werk, ließen Zweig bis zum Schluß, auch nach 1948, der Rückkehr aus dem Exil, nicht mehr los, und es war kein Zufall, daß er mit diesem seinen Lebensthema, der Verarbeitung, Vergegenwärtigung und Ablösung des Kriegserlebnisses seit Mitte der 20er Jahre seinen Ruhm als einer der großen jüdisch-deutschen Romanautoren begründete. Zunächst aber hatte der Krieg ihn, den feinsinnigen Ästhet, wie andere Intellektuelle auch, in den Bann geschlagen, mit einem rauschhaften Beglückungs- und Erweckungserlebnis überwältigt. Ende August 1914 schwärmte er von der „Pracht und Macht der Gegenwart“, dem „Zwang der Zeit“, der persönliche Unbill gefaßt und heiter ertragen lasse. Mit einem „wahrhaft heißen Glück“ habe er, gleichsam „über Nacht“, aus „einem Volke ichsüchtiger Krämer und patriotisch-politischer Phrasendrescher das große tüchtige deutsche Volk erwachsen“ sehen: „Der fette Bürger, unser Antagonist, lernt plötzlich wieder sich einordnen, opfern, echt fühlen – er verliert seine moralische Hässlichkeit, er wird schön!“ Ein „jauchzendes, tollkühnes Entzücken“ vibriere in ihm, die „klare ungeheuer geniale Kälte der Kantischen Intuition und das Feuer Beethovenscher Allegretti und Scherzi“ präge das Tun der Generäle wie das des gemeinen Man-

nes. Geradezu „überfallen“ habe ihn die Aussicht auf eine Herkunft und Konfession überwölbende, in gegenseitigem Respekt verankerte „Kulturgemeinschaft“ zwischen Juden und Deutschen: „Ich nehme meinen leidenschaftlichen Anteil an unseres Deutschlands Geschick als Jude“, schreibt er einer Freundin, „auf meine mir eingeborene jüdische Art mache ich die deutsche Sache zu meiner Sache; ich höre nicht auf, Jude zu sein, sondern ich bin es immer mehr, je wilder ich mich freue, je tiefer ich empfinde, je heftiger ich nach Aktivität dränge.“<sup>12</sup>

Vom Kriegsdienst, zu dem freiwillig sich zu melden er erwogen hatte, wurde er wegen einer Sehschwäche zurückgestellt. Stattdessen publizierte er im Münchener Albert Langen Verlag ein schmales Heftchen mit rasch gefertigten Erzählungen, darunter „Die Bestie“, ein blutrünstiges Stück, das die Ermordung deutscher Soldaten durch einen belgischen Bauern schildert.<sup>13</sup> 1915 doch zu den Fahnen gerufen, verbrachte er die folgenden Jahre als „Schipper“, als Bausoldat an der Front, dann in den Büros der Etappe, in der Presseabteilung von Ober-Ost. Er gehe, notiert er 1915, als Jude in den Krieg, „bejahe Deutschland“, ohne die „Flecken“, die dem deutschen Charakter anhafteten, darüber zu vergessen: „Aber dieser Krieg ist ein Geschick und eine Naturerscheinung, sinnvoll-sinnlos, schrecklich und erhaben, er macht die Gegenwart wieder edel und lebenswert.“<sup>14</sup> Der idealistische Überschwang hielt der Realität allerdings nicht lange stand, schon bald stellte sich Ernüchterung ein, verflogen die Euphorien des Beginns: „Man raubt uns raffiniert jede freie Minute“, berichtet er im April 1917 von der Westfront, „wir

12 Arnold Zweig an Helene Weyl, 27.8.1914, in: Ilse Lange (Hg.): Arnold Zweig. Beatrice Zweig. Helene Weyl. Komm her wir lieben Dich. Briefe einer ungewöhnlichen Freundschaft zu dritt, Berlin 1996, S. 77f.

13 Arnold Zweig: Die Bestie. Erzählungen (Langens Kriegsbücher. Geschichten aus Deutschlands Kämpfen 1914, Drittes Bändchen), München 1914.

14 Zweig an Weyl, 31.5.1915, in: Lange, a.a.O., S. 102.

leben wie Rekruten in den Pausen“; die für den November 1916 in den Regimentern anberaumte „Juden­zählung“, von den Betroffenen als „infame Diskriminierung“ gewertet,<sup>15</sup> baute antisemitische Resentiments nicht ab, sondern auf, verlieh ihnen neue Schwungkraft, war ein Abgesang auf Burgfrieden und konfessionelle Eintracht. Zweig war darüber hell empört, verfaßte für die *Schaubühne* ein „Bild“, keinen „Essay“, vielmehr eine Novelle, in welcher der Protagonist einen Zählappell der gefallenen Juden träumt. Wenn es in der Armee keinen Antisemitismus gäbe, „die unerträgliche ‚Dienstpflicht‘ wäre fast leicht“, vertraut er dem bewunderten Martin Buber an, so aber fühle er sich als „Zivilgefangene[r] und staatenlose[r] Ausländer.“<sup>16</sup> Er sei „ausgelaugt“, klagt er, „fast verzweifelt“, nach „28 Monaten“ Einsatz, unterbrochen nur von 14 Tagen Urlaub, am Ende seiner Kraft. Die Hoffnungen richteten sich zunehmend intensiver auf ein Überspringen der russischen Revolution. Das „ganze Heer, von der hintersten Etappe bis zum vordersten Graben“, diagnostizierte er, sei „von den giftigsten und niedrigsten moralischen Fäulnisstoffen durchseucht“, er selber, den man aus seinem „bis dahin reinen und zurückgezogenen Leben in diese Kloake gezerrt“ habe, werde „eines Tages mit einem vielleicht ruchlosen und unerhörten Buche die Wahrheit gestalten.“<sup>17</sup>

Er habe „voluminöse Werke, wilde Werke, große ausgeformte schicksalhaltende Werke im Schädel“, kündigt er im April 1919 an: „Ich will dichten! Romane und Tragödien sollen erstehen. Alles, was ich bis jetzt gemacht habe, ist eine Vorhalle gewesen.“<sup>18</sup> Bis dahin allerdings sollte es dauern. Zweig war reizbar, depressiv. Als er

15 Egmont Zechlin und Hans-Joachim Bieber: Die deutsche Politik und die Juden im Ersten Weltkrieg, Göttingen 1969, S. 532.

16 Zweig an Martin Buber, 15.2.1917, in: Wenzel, a.a.O., S. 74. Der Text der Novelle („Juden­zählung vor Verdun“) ebd., S. 555-557.

17 Zweig an Agnes Hesse, 23.8.1917, in: Wenzel, a.a.O., S. 78.

18 Zweig an Helene Weyl, 19.4.1919, in: Lange, a.a.O., S. 150.

die Uniform wieder gegen den Anzug getauscht hatte, zeigte sich, daß der Weg in die zivile Existenz als Schriftsteller sich nicht würde bruchlos bewältigen lassen, der Krieg arbeitete weiter, „wühlte und brodelte, stieß und schrillte.“<sup>19</sup> Erst mit Hilfe einer psychoanalytischen Behandlung gewann er um die Mitte der 20er Jahre seine schöpferischen Kräfte zurück. Klar aber war, daß ein Dasein als gesellschaftlich abstinentes „Kulturwesen“<sup>20</sup> in den Bahnen der Vorkriegsepoche nicht gut möglich sein, daß nicht mehr die ästhetische, sondern die politische Erziehung des Menschengeschlechts im Vordergrund stehen würde, daß man die Politik nicht allein denen überantworten dürfe, die einen Beruf daraus machten, den Parteifunktionären und Parlamentariern. Seinen Ausdruck fand diese Perspektive zunächst in breit gefächerten publizistischen Aktivitäten. Zweig lieferte Beiträge für die *Weltbühne*, für Martin Bubers *Jude*, für Sammelbände. Anfang 1919 räsionierte er in einer Broschüre der „Zentrale für Heimatdienst“, die den „Geist der neuen Volksgemeinschaft“ ausrief, über die Rolle des Theaters, ein Versuch, die Richtung künftiger Arbeiten zu bestimmen. Die Bühne könne, nein müsse die „allgemeine Erkenntnis“ befördern, wie „übermäßig der wilhelminische Deutsche“ aus seiner Mentalität heraus mit der „Verursachung des Krieges“ belastet sei. Nur so werde man wieder Anschluß gewinnen an die „Werte und Ideen der klassischen und romantischen Zeit.“ In scharfen Formulierungen geißelt Zweig das Bürgertum, das, als militärisch die Dinge gut standen, nach Annexionen geschrien, jeder „Vergewaltigung, Ausbeutung und diplomatischen Lüge“ zugejubelt habe und sich nun nicht herausre-

19 So die Formulierungen Lenore Bertins, der Frau von Werner Bertin, dem alter ego Zweigs, im Epilog von: *Erziehung vor Verdun*, Amsterdam 1935, S. 624.

20 Zweig an Helene Weyl, 19.4.1919, in: Lange, a.a.O., S. 149. Zweig hat der Vorkriegsepoche im Exil ein merkwürdig nostalgisches, anrührendes Werk gewidmet, ein, wie er im Nachwort (S. 221) sagt, „historisches Dokument“: *Versunkene Tage*. Roman aus dem Jahre 1908, Amsterdam 1938.

den dürfe, belogen worden zu sein. Gewiß, so Zweig, es ist belogen worden, aber nicht gegen seinen Willen: „Es hat den gewalttätigen Frieden von Brest und Bukarest gebilligt und war mit jedem Mißbrauch lebendiger Ideale (Selbstbestimmungsrecht der Völker) zu verschleierte[n] Gewaltzwecken herzlich einverstanden, und es denunziert als Vaterlandsfeind noch heute jeden, der an seine Schuld zu rühren wagt und sein Schuldbekenntnis fordert, als Ententisten und wirklichkeitsfremden Ideologen.“ Die „deutsche Wiedergeburt“ – das sei die „Aufgabe der deutschen Dichter und Künstler“, als Maxime habe dabei zu gelten: „Selbstgericht der Nation, Einkehr, Umkehr und Erneuerung des deutschen Wesens.“<sup>21</sup>

Dahinter verbarg sich eine an Martin Buber angelehnte Philosophie, die das Heil nicht von kollektiven Mächten und strukturellem Wandel erwartete, sondern von der individuellen Fähigkeit der Menschen zur Einsicht und ihrer Bereitschaft, entsprechend zu handeln. Die Arbeit des Schriftstellers, hob Zweig 1934 in einem programmatischen Aufsatz für Klaus Manns *Sammlung* hervor, sei „kathartisch, lösend, abführend“, insofern sittigend und zivilisierend. Zu ihrer Funktion gehöre, heißt es in Anlehnung an Sigmund Freud, dem intellektuellen Leitstern der späten 20er und der 30er Jahre, „das Verdrängte zu sagen, das Träge aufzustacheln, das Gewissen zu schärfen“, das „Unterbewusste ins Helle“ zu heben.<sup>22</sup> Das war über alle Brüche hinweg die Konstante, das Muster in Zweigs Denken, war der Schlüssel zur Interpretation eines vielgestaltigen, weitgefächerten Schaffens. Das Thema, das ihn umtrieb, war das von Schuld und Sühne, war der Versuch, nicht nur der Gesellschaft auf

21 Arnold Zweig: Das Theater im Volkstaate, in: Der Geist der neuen Volksgemeinschaft. Eine Denkschrift für das deutsche Volk, hg. von der Reichszentrale für Heimatdienst, Berlin 1919, S. 127-139, hier S. 136-139. Vgl. auch mit zum Teil wörtlich wiederholten Formulierungen Zweigs Essay: Epoche und Theater, in: Max Krell (Hg.): Das deutsche Theater der Gegenwart, München u.a. 1923, S. 13-24.

22 Arnold Zweig: Der Krieg und der Schriftsteller, in: Die Sammlung 1 (1934), S. 621-628, hier S. 626.

die Spur zu kommen, sondern auch und zuvorderst sich selbst. Kein Zufall war es daher, daß die Schlüsselfigur seines Romanzyklus über den *Großen Krieg der Weißen Männer*,<sup>23</sup> der junge, vom Leben noch nicht gebeutelte Werner Bertin stark autobiographische Züge trägt. In ihm vergegenwärtigt Zweig das eigene Schicksal, nicht eins zu eins, aber doch im Kern, jeweils eingebettet in eine umfassende Rekonstruktion der gesellschaftlichen Kräfteverhältnisse. Mit einer langen und schmerzhaften Aventure büßt Bertin seine schuldhaften Verstrickungen, die anfängliche Begeisterung für den Krieg, als frisch gebackener Rekrut die Vergewaltigung und Schwängerung seiner Freundin und späteren Frau Lenore, ein Symbol für die Verbiegung der Männer durch Militär und Militarismus, sodann die Abneigung gegen die Ostfront, gespeist aus dem Wunsch, nicht den dortigen Glaubensgenossen, den nicht assimilierten, westlichen Augen unangenehmen Juden begegnen zu müssen. Der Krieg ist ein unerbittlicher Erzieher, der Kriegsroman zugleich ein Zeitroman, der den Lesern einen Spiegel vorhält. Schon das erste Stück aus dem vierbändigen, in einem Produktionsprozeß von zehn Jahren gefertigten Epos, der *Streit um den Sergeanten Grischa*, vorabgedruckt in der *Frankfurter Zeitung*, war ein unerwarteter Erfolg, katapultierte den Autor im literarischen Betrieb auf die vorderen Stühle, bezeugte den Prozeß der Selbstreflexion und Politisierung, den Zweig durchlaufen hatte, stieß bei Freund und Feind auf mächtige Resonanz, wurde auf der Linken gelobt und auf der Rechten angerempelt, war der Auftakt eines Großprojekts, das Zweig am Ende als „Schattenriß des Weltkriegs“ charakterisierte, „seiner mora-

23 Arnold Zweig: *Der Streit um den Sergeanten Grischa*, Potsdam 1928; *Junge Frau von 1914*, Berlin 1931; *Erziehung vor Verdun*, Amsterdam 1935; *Einsetzung eines Königs*, Amsterdam 1937. Zur Interpretation des Grischa-Romans immer noch wegweisend Hans-Harald Müller: *Der Krieg und die Schriftsteller. Der Kriegsroman der Weimarer Republik*, Stuttgart 1986, S. 104-186 sowie für das Gesamtwerk bis 1948 David R. Midgley: *Arnold Zweig. Zu Werk und Wandlung 1927-1948*, Königstein/Ts. 1980.

lischen Bewegungsketten und seiner Folgen“, deren eine nicht zuletzt der Aufstieg und das Regime des Nationalsozialismus war.<sup>24</sup>

Er sei, schrieb er im Juli 1913, an eine begehrte, aber erotisch nicht erreichte Freundin, mit leidenschaftlichem „Glück“ ein Jude, ein solcher zumal, den man „unter den Führern der jüdischen Neugeburt“ beginne „hinzuzuzählen“.<sup>25</sup> Gemeint war damit nicht zuletzt Martin Buber, das andächtig verehrte Vorbild der frühen Jahre, dem er sich ein paar Monate zuvor brieflich vorgestellt hatte. Er habe es bis dahin, heißt es da, nicht gewagt mit leeren Händen, „gewissermaßen“ aus dem literarischen „Nichtsein“ daherzukommen, aber er wolle ihm, Buber, doch sagen, daß er durch dessen Bücher „mit der ganzen Intensität geistiger Erlebnisse den jüdischen Problemen zugeworfen“ worden sei, „nachdem der hoffnungslos verfraste Ton der Zionisten wie der anderen Parteien, das grenzenlos widerliche Zanken um Personen und alle jene Erörterungen, die von den wesentlichen Sachen so fern wie möglich“ gewesen seien, ihn „ganz in allgemein künstlerische und geistige Sphären gejagt“ hätten.<sup>26</sup> Seine Position präziserte er dann in seinem erwähnten Beitrag für den Sammelband, den 1913 die Prager Studentenvereinigung Bar Kochba veranstaltete. 1925 gefragt, welche Bedeutung das Jüdische in seinem „Wesen und Schaffen“ habe, antwortete Zweig in dem für ihn typischen Modus pathetischer Überbietungen. Er denke in deutscher Sprache, sei „durchädert“ von „deutschem Element“, unterhalb dieser „hell beleuchteten apollinischen Schicht“ aber „durchwalte“ ihn das Jüdische: „grandios und entstellt, dionysisch tief und mit der vollen Realität und auch Gewöhnlichkeit des

24 Arnold Zweig: *Einsetzung eines Königs*, Amsterdam 1937, S. 547.

25 Zweig an Helene Joseph, die später verheiratete Weyl, 7.7.1913, in: Lange, a.a.O., S. 55.

26 Zweig an Buber, 16.12.1913, in: Wenzel, a.a.O., S. 47.

Wirklichen, ein Reichtum der Beheimatung, eine Zugehörigkeit zum mediterranen Klima und zum nordischen.“<sup>27</sup>

Der Krieg spielte auch in diesem Feld die Rolle eines Katalysators, Verstärkers, konfrontierte Zweig mit dem osteuropäischen Judentum, mit autochthonen jüdischen Gemeinschaften, traditioneller Frömmigkeit und Gelehrsamkeit. Eine Frucht dieser Erfahrungen war 1920 der Essay *Das ostjüdische Antlitz*, ein Hymnus ebenso wie das 1925 publizierte *Neue Kanaan*,<sup>28</sup> ein, wie er sagt, „Buch der Sehnsucht“, ein „Selbstgespräch zu Bildern“, das mehr aus der „Seele und dem Geiste“ denn aus „Welt und Sättigung der Sinne“ entspringe. Es ist, um ein Wort der Literaturwissenschaftlerin Sigrid Thielking zu bemühen, eine „poetische Hoffungslandschaft“,<sup>29</sup> es ist Palästina, nicht ein reales, vielmehr ein imaginiertes, das viel über den Autor verrät, über seine Träume, Projektionen, Bedürfnisse, wenig indes über das Land, das er besingt. Die Einwanderung dort ist ihm „Mediterranisierung“ des Juden, ist die Rückkehr zu den topographischen und kulturellen Ursprüngen, ist ein Weg in die Freiheit. Gemeint ist damit nicht so sehr die politische, eher schon die „Freiheit vom Gesetz“, von der Thoragläubigkeit der Orthodoxie, „Freiheit vom Staat und der Gesellschaft“, nicht zuletzt Befreiung von den eigenen sexuellen Hemmungen, Anerkennung des Eros als einer alle Bezirke des Seins durchdringenden „Macht“. Der „Protest des Leibes gegen den überzüchteten Kopf“ ist die eine Seite der Medaille, die andere ein antikapitalistisches Geflecht umfassender Hilfe in den Bahnen eines genossenschaftlichen, kleinräumigen Sozialismus, in dem durch „tätige Selbstüberwindung die

27 Arnold Zweig: *Das Jüdische in meinem Wesen und Schaffen*, in: ders.: *Jüdischer Ausdruckswille. Publizistik aus vier Jahrzehnten*, Berlin 1991, S. 21f.

28 Arnold Zweig: *Das Neue Kanaan (1925)*, in: ders.: *Herkunft und Zukunft. Zwei Essays zum Schicksal eines Volkes*, Wien 1929 (wenn nicht anders vermerkt die folgenden Zitate auf S. 166, 183, 190f., 201, 208 und 217).

29 Sigrid Thielking: *Auf dem Irrweg ins „Neue Kanaan“? Palästina und der Zionismus im Werk Arnold Zweigs vor dem Exil*, Frankfurt 1990, S. 84.



privat-egoistische Komponente“ im Menschen aufgehoben werden soll. Allerdings: Der Auf- und Ausbau einer jüdischen Heimstätte in Palästina werde nur möglich sein mit der Zustimmung der Araber. Nicht um eine „enteignende“, nicht um eine „imperialistische Kolonisation erobernden Kapitals“ handele es sich, sondern um eine „schöpferische und revolutionäre“.<sup>30</sup> Das Ideal, das Zweig verfißt, ist das seines Mentors Buber, ein binationales, bikulturelles Gebilde, das im Blick auf die zu generierende friedliche Kooperation zwischen den muslimischen Eingesessenen und den jüdischen Immigranten Modellcharakter für das Zusammenwirken der Völker und die Zukunft der Völkergemeinschaft erhalte. Gemeinsam solle, hofft Zweig, „herzlich und aufrichtig“ an der Kultivierung des Landes gearbeitet werden, so daß sich „jüdischer und arabischer Lebenskreis einheitlich in einen politischen Rahmen“ füge.<sup>31</sup>

„In wenigen Jahren“, so Zweig im Januar 1919, könne man ihn und seine Frau „in Palästina besuchen kommen.“<sup>32</sup> Das war – selbst wenn es noch Jahre dauern sollte, ehe diese Ankündigung eingelöst wurde – unmittelbar nach dem Ende des Krieges ein Ausdruck für die Unbehaustheit des heimgekehrten Soldaten, für die Suche nach Fundament und Sinn der Existenz. Mit aller Konsequenz die Zelte in Deutschland abbrechen mochte Zweig allerdings nicht. Während die dichterische Produktion stockte, flossen Essayistik und Tageschriftstellerei um so reicher. Was ihn in jüdischen Dingen umtrieb, war das, was er im Dezember 1923 die „Krise der Emanzipation“ nannte. Die Epoche, die sich damit verbinde, sei dahin. Habe sich der Antisemitismus 1914 bis 1918 unter der „Wucht“ der Kriegereignisse „mehr im geheimen“ geäußert, so sei er gegenwärtig zum „erfrischenden Bestandteil der öffentlichen bürgerlichen Atmo-

30 Arnold Zweig: Ansprache vor einem Palästina-Film, in: Jüdische Rundschau, Nr. 102 vom 7.12.1923.

31 Arnold Zweig: Heutiger Zionismus, in: Die Weltbühne 21/I (1925), S. 125.

32 Zweig an Helene Weyl, 2.1.1919, in: Lange, a.a.O., S. 147.

sphäre“ avanciert. Besonders die „heranwachsende Jugend“ sei ihm „fast ohne Gegenwirkung ausgeliefert“. Wer Jude sei, habe „wieder eine empfindliche Stelle“. Damit sei „die Emanzipation für das Gefühl des deutschen Juden aufgehoben“, gleichgültig, ob die dafür maßgeblichen „Tatsachen“ allgemein oder in einzelnen Bezirken nur vorübergehend gültig seien.<sup>33</sup> Zweig bezog gegen diese Strömungen entschiedene Position: als freier Autor wie kurzzeitig zwischen September 1923 und Mai 1925 auch als Redakteur der *Jüdischen Rundschau*, der Zeitung der „Zionistischen Vereinigung“. In mehreren Abhandlungen suchte er das Wesen des Antisemitismus zu ergründen, das er psychologisierend auf Zentralitäts- und Differenzaffekte zurückführte, auf das Bedürfnis, die Identität der eigenen Gruppe durch Abstoßung des Fremden herzustellen und zu stabilisieren.<sup>34</sup> Am Vorabend der Maiwahlen von 1924 rief er zur Stimmabgabe für die Sozialdemokratie auf: trotz mancher „Fehler, Schwächen, Irrtümer und Feigheiten“ die einzige Partei, die sich noch stets „von den großen ideellen Forderungen des gleichen Rechts und der befreienden Humanität“ habe leiten lassen.<sup>35</sup> Scharfe Kritik richtete er gegen den „Verband nationaldeutscher Juden“, nicht zuletzt gegen die Indolenz der jüdischen Bourgeoisie bei der Behandlung der eingewanderten Ostjuden, die man als Bedrohung, nicht jedoch als willkommene, zu schützende Glaubensgenossen sehe.<sup>36</sup>

33 Arnold Zweig: Die Krise der Emanzipation, in: *Jüdische Rundschau*, Nr. 106/107 vom 21.12.1923.

34 Seine in Bubers Zeitschrift *Der Jude* publizierten Aufsätze hat Zweig 1927 zusammengefaßt als: *Caliban oder Politik und Leidenschaft. Versuch über die menschlichen Gruppenleidenschaften, dargetan am Antisemitismus*, Potsdam 1927. Kluge Interpretation bei David Midgley: „Eine Frage dritten Ranges“. Zur Darstellung des Antisemitismus in Arnold Zweigs *Caliban*, in: Julia Bernhard und Joachim Schlör (Hg.): *Deutscher Jude, Europäer im 20. Jahrhundert. Arnold Zweig und das Judentum*, Bern 2004, S. 149-162.

35 Arnold Zweig: Wahlmerkzettel, in: *Jüdische Rundschau*, Nr. 34 vom 29.4.1924.

36 Vgl. Arnold Zweig: *Deutschnational, nationaldeutsch*, in: *Jüdische Rundschau*, Nr. 29 vom 11.4.1924 sowie *Treudeutsche Mosaisten*, in: *Jüdische Rundschau*, Nr. 5 vom

Die Juden seien, war Zweig überzeugt, „einer beständigen, nach biologischen Gesetzen vorgehenden Vermischung, Entjudung und Eineuropäisierung oder Amerikanisierung ausgesetzt.“ Dadurch würde früher oder später „jedes produktive Eigenleben“ verschüttet. Dieser Prozeß werde allerdings gebremst: durch den Außendruck einer antisemitischen Umwelt, vor allem jedoch von den „Kräften der Selbstbewahrung und Selbstgestaltung“. Das sei, fügte er hinzu, der „ganze jüdische Nationalismus“, der Wunsch, sich, den Kindern und Enkelkindern eine Zukunft „als Juden“ zu sichern.<sup>37</sup> Daß er irgendwann nach Palästina übersiedele, liege „nicht mehr außerhalb der Möglichkeiten“, hatte schon 1922 Moritz Goldstein orakelt. Um zu einem Dichter jüdischer Wirklichkeit zu werden, müsse er freilich den Habitus des „Kurliteraten“ abstreifen.<sup>38</sup> Das gelang spätestens mit dem *Grischa-Roman* und der *Jungen Frau von 1914*. Eine Entscheidung für Palästina implizierte das jedoch nicht. Denn mit fortschreitender Zeit wurde Zweig gewahr, daß seine mediterranen Träumereien der Wirklichkeit nicht standhielten. 1929 räumte er im Nachwort einer Neuauflage des Kanaan-Hymnus ein, er sei „auf gewisse Weise enttäuscht und skeptischer“ geworden.<sup>39</sup> Die Distanz vertiefte sich, als er Anfang 1932 für mehrere Wochen zu einer Palästina-reise aufbrach. Deren Ergebnis war der binnen kurzem herunterdiktierte *De Vriendt*,<sup>40</sup> ein Roman der Desillusionierung, wie immer bei Zweig als Kriminalgeschichte angelegt, um die sich herum die „Geschichte“ mit einem Ensemble differenzierter Figuren und Konstellationen gruppiert. Geschildert wird der Mord an einem

18.1.1924. Vgl. auch Zweigs Aufsatz: Schweigen, in: Freie zionistische Blätter 1 (1921), S. 56-64.

37 Arnold Zweig: Zur Erkenntnis der Juden, in: Die Weltbühne 24/I (1928), S. 945.

38 Moritz Goldstein: Arnold Zweig, in: Gustav Krojanker (Hg.): Juden in der deutschen Literatur. Essays über zeitgenössische Schriftsteller, Berlin 1922, S. 241-250, hier S. 250.

39 Arnold Zweig: Herkunft und Zukunft, a.a.O., S. 226.

40 Arnold Zweig: De Vriendt kehrt heim, Berlin 1932.

Holländer, einem orthodoxen Juden, nicht durch Araber, sondern durch einen radikalen, eben erst eingewanderten Zionisten, eine Entdeckung, die den Autor „furchtbar“ traf.<sup>41</sup> Der binationalen Perspektive wird zwar nicht abgeschworen, aber sie wird relativiert, abgeschwächt, verknüpft mit unüberhörbarer Kritik an den Spielarten eines integralen, die arabische Bevölkerung verdrängenden Nationalismus. Der „Auftrag“, von dem er sich beim Schreiben habe leiten lassen, sei gewesen, verteidigte sich Zweig gegen die Kritik aus dem eigenen Lager: „Kritik des modernen Nationalismus am jüdischen Nationalismus, Kritik der Nachkriegswelt an unserer jüdischen Nachkriegswelt, Aufhellung der Ideenkämpfe“ in der gegenwärtigen Epoche, „Reinigung der Leidenschaften“ und „Läuterung durch Erkenntnis und Selbsterkenntnis“, keine Schonung „nationaler Eitelkeiten“.<sup>42</sup>

Diese, wenn man will, Ankunft in einer vielschichtigen Realität, bescherte ihm unter den Zionisten wenig Freunde: weder in Deutschland noch in Palästina, was seine Resonanz und seinen Radius dort, wo er im Dezember 1933 auf seiner Flucht vor den Nationalsozialisten nach einem Zwischenstop in Frankreich eintraf, erheblich beeinträchtigte. In der *Bilanz der deutschen Judenheit*, die Zweig 1933 zog, fällt er ein vorsichtig ambivalentes Urteil. Der Zionismus verkörpere den legitimen „Selbsterhaltungs-Instinkt der Juden“, zugleich aber stehe er „im Kampf um sein eigenes klares Gesicht“, im Kampf gegen eine Anpassung an den „imperialistischen“ Nationalismus, der vor allem in den Milieus der russisch-jüdischen Immigranten zu Hause sei.<sup>43</sup> Seiner Sekretärin und Geliebten Lily Offenstadt vertraute er an, er gehe „voller Elan“, nur richte

41 Zweig an Freud, 29.5.1932, in: Ernst L. Freud (Hg.): Sigmund Freud. Arnold Zweig. Briefwechsel, Frankfurt 1968, S. 53.

42 Arnold Zweig: Modell, Dokument und Dichtung, in: Jüdische Rundschau, Nr. 94 vom 25.11.1932.

43 Arnold Zweig: Bilanz der deutschen Judenheit. Ein Versuch, Amsterdam 1934, S. 307.

sich dieser „auf den Aufbau einer wagfähigen Gesellschaft und nicht auf den eines selbstbegeisterten Volkstums.“<sup>44</sup> Längst schon hatte er, wie er an Freud schrieb, seine zionistischen „Illusionen“ verloren, aus dem „Lande der Väter“ mache er sich nichts mehr, fühle sich hier wie zuvor in Frankreich als Emigrant: „Ich betrachte die Notwendigkeit, hier unter Juden zu leben, ohne Enthusiasmus, ohne Verschönerungen.“<sup>45</sup> Bald gesellte sich dazu das Eingeständnis, eine falsche Entscheidung getroffen zu haben. Er durchlaufe „mannigfache Krisen“, so ein Resümee im September 1935, müsse „ohne Affekt“ feststellen, daß er nicht hierher gehöre. Das sei „nach zwanzig Jahren Zionismus natürlich schwer zu glauben“, aber „alles“, was ihn „hierher“ gebracht habe, sei „irrig“ gewesen.<sup>46</sup> Das war ein Abgesang auf alte Überzeugungen, zugleich das Abbild einer Geschichte, die von der schleichenden Zermürbung zionistischer Ideale erzählt, am Ende vom Scheitern einer vor langen Jahren hoffnungsfroh, aber realitätsfremd, am Schreibtisch gedachten und besungenen Beziehung.

44 Zweig an Lily Offenstadt, 9.11.1933, zit. nach Hans-Harald Müller: Arnold Zweig und der Zionismus, in: Text und Kritik (Oktober 1989), Nr. 104, S. 15.

45 Zweig an Freud, 21.1.1934, in: Freud, a.a.O., S. 68f.

46 Zweig an Freud, 1.9.1935, in: ebd., S. 119.



**„Nur in Deutschland selbst ließ sich das deutsche  
Geschehen – wenn überhaupt – begreifen.“<sup>1</sup>  
Benno Reifenberg und die Frankfurter Zeitung  
im Nationalsozialismus**

Dagmar Bussiek

1 Benno Reifenberg: Die zehn Jahre/1933-1943, in: Ein Jahrhundert Frankfurter Zeitung. Sonderheft der „Gegenwart“, 1956, S. 40-54, hier S. 41.

Als sich Benno Reifenberg, politischer Redakteur der *Frankfurter Zeitung*, am Spätvormittag des 30. Januar 1933 nach einer ungewöhnlich langen Redaktionskonferenz in sein Büro zurückzieht, um den Leitartikel für den nächsten Tag zu verfassen, hält er sich nicht lange mit politischer Analyse auf. Die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei, deren „Führer“ Adolf Hitler soeben von Reichspräsident Paul von Hindenburg zum Kanzler des Deutschen Reiches ernannt worden ist, ist ihm lediglich einen kurzen Hinweis auf die Grenzen ihres Totalitätsanspruchs wert, die Reifenberg in der deutschen Arbeiterschaft sowie im Katholizismus erblickt. Mit Abscheu erinnert er sich an die nationalsozialistischen Wahlveranstaltungen des Jahres 1932, bei denen „Rohheit und politische Gewissenlosigkeit [...] sich mit politischem Dilettantismus die Waage [hielten]“,<sup>2</sup> und führt die Wahlerfolge der NSDAP zurück auf die Anfälligkeit eines scheinbar ausweglos in sein Elend verstrickten Volkes für die „bedenkenloseste Demagogie, die man jemals in Deutschland erlebt hat.“<sup>3</sup> Scharf verurteilt er den Antisemitismus als den „gemeinsten und kleinlichsten aller Instinkte“.<sup>4</sup> Dann aber kommt er zu dem, was ihm in dieser Stunde das Eigentliche zu sein scheint: dem „grundsätzliche[n] Zweifel an der Person Adolf Hitlers“.<sup>5</sup> „Der Zweifel“ – so lautet denn auch der Titel, den Reifenberg seinem Beitrag voranstellt.

Wenn sich, so die Argumentation, der Autoritätsanspruch Hitlers aus dem Führerprinzip ableite, d.h. aus der Tatsache, „daß hier Millionen Menschen, fasziniert und beinahe willenlos, dem geliebten Führer folgen“, so stelle sich die Frage nach Hitlers Persönlichkeit, seiner Vita, seinen Leistungen und Talenten. Wer ist der Mensch Adolf Hitler? Die Antwort lautet: Er ist ein begabter „Trommler“ –

2 Der Zweifel, in: Frankfurter Zeitung (FZ), Nr. 83, Zweites Morgenblatt, 31.1.1933.

3 Ebd.

4 Ebd.

5 Ebd.



nicht mehr. „Was aber darüber hinaus eine politische Leistung Herrn Hitlers wäre, ist nicht zu sehen. Wir versprechen uns nichts, weil es uns unmöglich ist, den Politiker vom Menschen zu trennen. Wir haben in diesem Augenblick, in dem Herr Hitler die Kanzlerschaft des Deutschen Reiches übertragen worden ist, offen auszusprechen, daß er bis zur Stunde den Beweis menschlicher Qualifikation für dieses hohe Amt der Nation schuldig geblieben ist.“<sup>6</sup>

Dieser individualisierende, die Person in den Mittelpunkt der Betrachtung rückende Zugang ist typisch für Reifenberg, der, nach Tätigkeiten als Feuilletonist und Pariser Korrespondent des Frankfurter Weltblattes, in jenen dramatischen Januartagen 1933 erst seit einem Jahr in der politischen Redaktion tätig ist. Die Überzeugung, „dass nur im Individuum das geistige Prinzip sich auf Erden zu verkörpern vermag“,<sup>7</sup> wie er an anderer Stelle schreibt, durchzieht seine Arbeiten, von der Bildbesprechung bis zum politischen Kommentar, wie ein roter Faden. Vergeblich sucht man in seinem Werk abstrakte politische Analyse oder Theorie; soziologische Kategorien lassen ihn kalt; er empfängt und schildert sinnliche Eindrücke, und indem er die Protagonisten der Weltgeschichte in erster Linie als Menschen betrachtet, macht er sich und anderen deutlich, welchem Geist ihre Handlungen und Entscheidungen entspringen. Sein Freund Wilhelm Hausenstein kommt gar zu dem Schluss, dass Reifenberg „das eigentlich Politische“ gefehlt habe: „Ich habe die Empfindung, Reifenberg betrachte das Politische einigermaßen so, wie er eine Landschaft betrachtet“.<sup>8</sup> Vielleicht ist es gerade jene „eigentümliche Unberührtheit“<sup>9</sup> von primär politischen Fragen in Ver-

6 Ebd.

7 Manet. Text von Benno Reifenberg, Bern 1947, S. 25f.

8 Wilhelm Hausenstein: Impressionen und Analysen. Letzte Aufzeichnungen, Eintragung vom 25.10.1955, München 1969, S. 82.

9 Günther Gillessen: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich, 2. überarb. Aufl., Berlin 1987, S. 66.

bindung mit einem weiten geistigen Horizont und einer gewinnenden persönlichen Art, die Reifenberg über Jahrzehnte zu einer Integrationsfigur für einen weitläufigen Kreis von Journalisten, Schriftstellern, Künstlern und Denkern macht, der seinen Ursprung bei der Frankfurter Zeitung der Weimarer Zeit findet und noch die junge Bundesrepublik bis in ihr zweites Jahrzehnt intellektuell prägt.

Benno Carl Reifenberg, Jahrgang 1892, Sohn eines jüdischen Agnostikers aus dem Westfälischen und einer auf der indonesischen Insel Java aufgewachsenen katholischen Holländerin, geboren in der Nähe von Bonn, jedoch seit früher Kindheit in Frankfurt am Main verwurzelt, ein „abgebrochener Student“ der Kunstgeschichte, Artillerieleutnant des Ersten Weltkrieges, seit 1919 Mitarbeiter der *FZ* und der Kollegin Margret Boveri zufolge ihre „Seele“,<sup>10</sup> ein leidenschaftlicher Feuilletonist, Goethe-Kenner und Freund der klassischen wie der modernen Malerei, steht im Januar 1933 vor der schwierigsten Aufgabe seines Lebens: Zehn Jahre lang wird er maßgeblich an dem Versuch beteiligt sein, in der gleichgeschalteten Presselandschaft der totalitären Diktatur einen Hauch von unangepasstem, originellem Journalismus zu erhalten. Die bereits im Februar 1933 getroffene Entscheidung der Redaktion für ein Verbleiben im NS-Staat und damit gegen die „taube Sprache“<sup>11</sup> der Emigration, wie Reifenberg schreibt, ist der Auftakt zu einer in der Erinnerung oft verklärten „Abenteuergeschichte“,<sup>12</sup> die „[f]ür alle, die dabei waren, [...] die größte Geschichte ihres Lebens [blieb]. Sie versuchten, als eine politische Gemeinschaft in der Diktatur zu überleben, und nicht nur in dem gewöhnlichen physischen Sinne: Sie wollten sich nicht ausliefern und aufgeben, weil sie glaubten, auch

10 Margret Boveri an Winfried Martini, 16.1.1950, Nachlass Boveri, zitiert nach Gilles- sen: *Frankfurter Zeitung*, a.a.O., S. 67.

11 Reifenberg: *Zehn Jahre*, a.a.O., S. 41.

12 Gilles- sen: *Frankfurter Zeitung*, a.a.O., S. 7.

in der Diktatur noch eine jenseits dieser Herrschaft begründete Mission zu haben.“<sup>13</sup>

Rund achtzig Jahre lang zählte die *Frankfurter Zeitung* zu den einflussreichsten Organen des deutschen Liberalismus. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts profilierte sich das 1856 als „Geschäftsbericht“ des jüdischen Frankfurter Bankiers Leopold Sonnemann gegründete Blatt „als eine wachsam-kritische Begleiterin der deutschen Politik, zurückhaltend in der Sprache, doch entschieden im Urteil.“<sup>14</sup> Sonnemann war 1848 als Anhänger der radikalen Republikaner in Erscheinung getreten und gehörte von 1871 bis 1884 als Mitglied der Demokratischen Partei dem Reichstag an. Unter seiner Ägide warb die *FZ* für die Liberalisierung des Kapitalverkehrs, stärkte dem Zentrum im Kulturkampf den Rücken, stritt mit Ferdinand Lassalle über Notwendigkeit und Nutzen einer Arbeiterpartei und kämpfte später mit den Sozialdemokraten gegen das Sozialistengesetz. Sie kritisierte das „persönliche Regiment“ Wilhelms II., unterstützte 1917 die Friedensresolution des Reichstages und plädierte nach der Niederlage für die Unterzeichnung des Versailler Vertrages, dessen Inhalt gleichwohl Gegenstand schärfster Kritik war. In den zwanziger und dreißiger Jahren füllten nachmalig berühmte Namen die Spalten: Friedrich Sieburg, Siegfried Kracauer, Dolf Sternberger, Walter Dirks und Erich Welter – um nur einige zu nennen – schrieben für die *FZ*. Politisch stand die Zeitung in den Weimarer Jahren der DDP bzw. ab 1930 der Staatspartei nahe. Man vertrat das gebildete, liberale Bürgertum und damit die Schicht, aus der auch Benno Reifenberg stammte.

13 Ebd., S. 7f.

14 Ebd., S. 17.

Reifenbergs autobiographische Aufzeichnungen<sup>15</sup> – freilich in fortgeschrittenem Alter in der Absicht der Veröffentlichung zu Papier gebracht – vermitteln das Bild einer behüteten Kindheit in dem geistig anregenden Umfeld eines bildungsbürgerlichen Elternhauses der Jahrhundertwende: Die Mutter erzieht die vier Kinder zweisprachig; der Vater, Autodidakt und Aufsteiger, verdient den Lebensunterhalt im Holzwarenhandel und teilt seine Leidenschaft für das Klavierspiel mit seinem Freund Heinrich Simon, dem Enkel Leopold Sonnemanns und Inhaber der Frankfurter Zeitung, der dem jungen Benno am Ende des Ersten Weltkrieges den Weg in die Redaktion des Weltblattes ebnet. „Fast bis zum Abitur ein im Unbewussten träumendes, kaum erregtes Dasein“<sup>16</sup> führend, reagiert der künstlerisch begabte Gymnasiast mit Desinteresse, ja sogar Scheu auf politisch-gesellschaftliche Fragen. Die katholische Erziehung der Mutter ist in erster Linie sinnliche Erfahrung, wird als lokkendes Dunkel des Domes, als Brausen der Orgel erinnert, ohne tiefere Spuren im Geistigen zu hinterlassen. Während der Pubertät von Glaubenszweifeln erfasst, bleibt Reifenberg „zeitlebens ohne zu praktizieren in den Vorhöfen jeder Offenbarungs-Religion stehen. [...] Die etwa in den Bünden des „Wandervogel“ oder in den studentischen Korporationen erstrebte Programmatik der Lebensführung konnte er niemals für sich auch konzipieren, wie sehr die Altersgenossen ihn dazu einladen mochten. Er war drei tage [sic!] Gast eines angesehenen Heidelberger Corps und fuhr danach stehenden Fusses [sic!] nach Genf in der entschiedenen Überzeugung, sich die absolute Freiheit der privaten Sphäre zu erhalten.“<sup>17</sup>

15 Das Manuskript unter dem Titel „Beginn der Autobiographie“ umfasst 30 maschinenschriftliche Seiten und entstand in den Jahren 1963, 1966 und 1967. Deutsches Literaturarchiv Marbach (DLA), Nachlass (NL) Benno Reifenberg (BR), 79.12333.

16 „Summa vitae meae“ – unter diesem Titel findet sich im Nachlass Reifenbergs eine sechsseitige biographische bzw. autobiographische Skizze vom 11.9.1945, die in der dritten Person formuliert ist. DLA, NL BR 79.12334, S. 1.

17 Ebd., S. 2.

In Genf verbringt Reifenberg nach dem Abitur im Frühjahr 1912 sein erstes Universitätssemester mit Studien der französischen Sprache und Literatur und entscheidet sich schließlich zum Wechsel an die Münchener Universität, wo er drei Semester Kunstgeschichte studiert. Als der kollektive Rausch des sog. Augusterlebnisses ihn gefangen nimmt, ist der 22jährige seit wenigen Monaten an der Universität Berlin immatrikuliert und hat soeben sein architektonisches Interesse entdeckt. Noch 1963 erinnert er sich an die „Empfindung [...] unserer Generation: wir fühlten uns von einer Welt angegriffen. So konnte es keinen Zweifel geben“.<sup>18</sup>

Als Kriegsfreiwilliger rückt der ungediente Student Benno Reifenberg am 2. September 1914 nach Frankreich aus. Die patriotische Begeisterung der deutschen Bevölkerung teilt er – seinen nachträglichen Aufzeichnungen zufolge – unreflektiert: „So betrachtet kam er an diesen 1. August 1914 gewissermaßen geistig waffenlos als ein durchaus unpolitischer Mensch, ohne ein kritisches Vermögen, heran und handelte, aus der bis dahin wie selbstverständlich verlaufenden Bahn geworfen, mit einer Fraglosigkeit, die in jenem Augenblick seine ganze Generation bestimmt hat. [...] Als er am 12. Dezember 1918 unverwundet zurückkehrte, hatte er alle Stadien des Militärischen von einem einfachen Fahrer bei der Feldartillerie bis zum Ordonanzoffizier im Stab VII. Armee durchlaufen. Das einstige Selbstverständliche einer rein privaten, im Individuellen wurzelnden Existenz war ins Problematische zersplittert.“<sup>19</sup>

Den Kampf in der Champagne und „die ungeheuren Ereignisse“<sup>20</sup> an der Westfront verarbeitet Reifenberg auf eine „leicht

18 Erinnerungen an ein Gymnasium, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung (FAZ), Nr. 201, 31.8.1963.

19 Reifenberg: *Summa vitae meae*, a.a.O., S. 2.

20 Offenbares Geheimnis. Eine Ansprache, in: *Freundesgabe für Friedrich T. Gubler zum sechzigsten Geburtstag am 1. Juli 1960, Winterthur 1960*, nachgedruckt in: Benno Reifenberg: *Offenbares Geheimnis, Ausgewählte Schriften. Mit Handzeichnungen des Autors*, Frankfurt/Main 1992, S. 23-28, hier S. 23.

überhöhende [...] Weise“<sup>21</sup> in seinen Prosastücken. Er kehrt „innerlich ungebrochen zurück, nicht verzweifelt wie Erich Maria Remarque, nicht idealistisch-abgehärtet wie Ernst Jünger. Auch nicht angebrochen wie Friedrich Sieburg.“ Losgelassen hat ihn das Erlebte gleichwohl nie. Es schwingt mit, als er während des Zweiten Weltkrieges im Feuilleton der *FZ* eine zarte, leise, traurige Stimme gegen das Grauen des Krieges erhebt – in jenem eigentümlich unpolitischen Duktus, der viele seiner politischen Betrachtungen auszeichnet.

Als der Erste Weltkrieg zu Ende geht, kehrt Reifenberg nach Frankfurt zurück. Mit seiner polnischen Frau Maryla, die er im Sommer 1918 geheiratet hat, findet er Aufnahme in dem großen, gastlichen Haus Heinrich Simons am Untermainkai, wo auch der von Reifenberg verehrte Künstler Max Beckmann Quartier bezieht. Neben dem wieder aufgenommenen Studium der Kunstgeschichte schreibt er Rezensionen über Kunstausstellungen und Theateraufführungen für die *FZ* und wird bald fester Mitarbeiter des Feuilletons, das seit 1907 von dem ebenso passionierten wie konventionellen Theaterkritiker Rudolf Geck geleitet wird. Als Geck sich 1924 von der Leitung des Feuilletons zurückzieht, wird Reifenberg, gerade 32 Jahre alt, sein Nachfolger.

In den kulturell bewegten Blütejahren der Weimarer Republik setzt das Feuilleton der *FZ* Akzente. Friedrich Sieburg, der wie Wilhelm Hausenstein, Julius Meier-Graefe, Annette Kolb, Theodor Heuss, Joseph Roth u.a. zu den ständigen Mitarbeitern zählt, urteilt im Rückblick über Reifenberg: „Kaum ein Autor, kaum ein literarisches Werk der Epoche, die nicht von ihm der Öffentlichkeit präsentiert wurden. Er war nicht gebunden außer durch sein Qualitäts-

21 Günther Gillessen: Der Zweifel, in: FAZ, Nr. 24, 29.1.2004. Hier auch das folgende Zitat. – Der ehemalige FAZ-Redakteur Gillessen zählte in den 60er Jahren zum engeren beruflichen Umfeld Reifenbergs.

gefühl und durch seinen Optimismus. Dahinrauschende Erzähler-temperamente, geniale Melancholiker, geistesstarke Haarspalter, die in der dünnen Luft der damaligen Soziologie ihr kniffliges Handwerk betrieben, Gläubige und Zweifler, Spötter und Enthusiasten, sie alle wurden in den Dienst eines Feuilletons gestellt, das in Wahrheit ein Panorama der Zeit war.“<sup>22</sup>

Ein Gegner der „Dolchstoßlüge“<sup>23</sup> wie des Versailler Vertrages, intellektuell offen und in keiner Weise ideologisch festgelegt, bleibt Reifenberg in politischen Debatten lange Zeit zurückhaltend, was keineswegs selbstverständlich ist, da in der Redaktion der *FZ* alle Mitarbeiter, zumal in leitenden Positionen, aufgefordert sind, ressortübergreifend zu den Themen der Zeit Stellung zu beziehen. Die politische Redaktion betrachtet er als „formalistisch und wirklichkeitsfremd“ und steht ihr „nachlässig“, ja sogar „herablassend“<sup>24</sup> gegenüber. Tieferen Zugang zur Politik findet er erst in den Jahren 1930/31, als er im Zuge einer umfassenden Umstrukturierung der Redaktion als Nachfolger Sieburgs die Position des Pariser Korrespondenten einnimmt. Mit zunehmendem Pessimismus beobachtet er die Vorgänge in Deutschland und notiert im Sommer 1930: „Ich glaube jetzt, daß wir in Deutschland eine Diktatur bekommen werden. Nichts zu machen, die Geschichte ist arg verpfuscht.“<sup>25</sup> Nach dem Erdrutschsieg der Nationalsozialisten bei der Septemberwahl 1930 empfindet er „Angst und Abscheu vor Deutschland“, und im Dezember 1930 klagt er über „die Gewalt, mit der die geistige Dummheit in Deutschland regiert“.<sup>26</sup> In solchen und ähnlichen Sätzen schwingt die ganze Verachtung des liberalen deutschen Bil-

22 Friedrich Sieburg, zitiert nach Franz Taucher in dessen Vorwort zu: Benno Reifenberg: *Landschaften und Gesichter*, Wien 1973, S. 10.

23 Schluß damit!, in: *FZ*, Nr. 182, Zweites Morgenblatt, 8.3.1932.

24 Reifenberg: *Summa vitae meae*, a.a.O., S. 4.

25 Reifenberg zitiert nach Helga Hummerich: *Wahrheit zwischen den Zeilen. Erinnerungen an Benno Reifenberg und die Frankfurter Zeitung*, Freiburg 1984, S. 23.

26 Ebd.

dungsbürgers für den Parvenü Hitler, seine bäuerlich-proletarischen Schlägertruppen und seine kleinbürgerliche Wählerklientel mit – eine Verachtung, die sich im politischen Alltag als fatale Unterschätzung der nationalsozialistischen Bewegung und ihrer Mobilisierungsmöglichkeiten äußert.

Ende 1931 wird Reifenberg, der ursprünglich fünf Jahre in Frankreich bleiben sollte, nach Frankfurt zurückgerufen. Er tauscht sein elegantes Büro am Pariser Place du Panthéon gegen einen bescheidenen Arbeitsraum in der Eschenheimer Gasse, hört sich Wahlreden an und schreibt seine ersten innenpolitischen Beiträge. Für seinen Leitartikel vom 8. März 1932, der den unmissverständlichen Titel „Schluß damit!“<sup>27</sup> trägt, bekommt die Redaktion zahlreiche Dank- und Anerkennungsschreiben. Erfüllt von unverhohlener Abscheu berichtet Reifenberg über einen Auftritt Hitlers und Görings in Frankfurt: „Sie faseln von dem entehrten Deutschland. Wir haben Deutschland niemals für entehrt gehalten, weil es den Krieg gegen eine Welt verloren hat. [...] Wir haben niemals geglaubt, den Kopf senken zu müssen, weil diese unsere Republik mit Revolutionstagen begonnen hat. [...] Wir debattieren nicht mit Besessenen über Patriotismus.[...] Wir sind an diesem Abend nur ein einziges Mal wirklich erregt gewesen, und die Schamröte lief uns über den Nacken. Als man nämlich verkündete, zu dieser Hitlerversammlung seien auch Korrespondenten rumänischer und amerikanischer Zeitungen erschienen.“<sup>28</sup>

Haben die Nationalsozialisten „[e]ine Ahnung auch nur von den Aufgaben, die ihrer harren, wenn sie an die Reihen kommen?“<sup>29</sup> Diese Frage wirft die *FZ* im Laufe des Jahres 1932 immer wieder auf. Nein, behauptet Reifenberg: „Nichts davon.“<sup>30</sup> Unter seiner Re-

27 Reifenberg: Schluß damit!, a. a. O.

28 Ebd.

29 Ebd.

30 Ebd.



gie ändert die *FZ* im Spätsommer 1932 vorübergehend ihre bisherige Taktik der Abgrenzung und plädiert für eine Regierungsbeteiligung der NSDAP. Leserproteste sind die Folge. Zwar verteidigt Reifenberg seine Strategie, die NSDAP durch die Einbindung in die politische Verantwortung „aus dem Weltanschauungsdunst an die Realität der Politik heranzuführen“, aber schon im Oktober findet die *FZ* zu ihrem alten Kurs zurück; das Zähmungskonzept bleibt Episode. Im Herbst 1932 schreibt Reifenberg an Simon, man habe in der Redaktion „alle Zweifel an unserer demokratischen Gesinnung“ in Kauf genommen, „weil der Nationalsozialismus besiegt werden mußte. Ich glaube, unsere Grundhaltung rechtfertigt sich: das Dritte Reich liegt in Trümmern.“<sup>31</sup>

„Da man an Hitler nichts Positives entdecken konnte, räumte man ihm keine Erfolgsaussichten ein.“<sup>32</sup> Mit diesen einfachen, aber treffenden Worten fasst Gillessen die Haltung der Redaktion zusammen. Bis zum Reichstagswahlkampf 1930 sieht die *FZ* in den Deutschnationalen eine weitaus größere Gefahr als in den Nationalsozialisten. Erst nach den Septemberwahlen rückt die Auseinandersetzung mit der NSDAP in den Mittelpunkt. Um das Risiko von Wahlen zu vermeiden, gibt das Blatt seinen prinzipiellen Widerspruch gegen die Präsidialkabinette auf und unterstützt die Kanzlerschaften Brüning und Schleichers als „Notbehelfe“. Unter Reifenbergs Ägide wirbt die Zeitung vor der Reichspräsidentenwahl 1932 für Hindenburg und vor den Reichstagswahlen vom 6. November desselben Jahres für eine „Notgemeinschaft“ der demokratischen Parteien SPD, Zentrum und Staatspartei mit dem Ziel, den Reichspräsidenten zur Entlassung des Kabinetts von Papen zu zwingen.

31 Reifenberg an Simon, Herbst 1932, vermutlich nach den Novemberwahlen, zitiert nach: Gillessen: Frankfurter Zeitung, a.a.O., S. 90.

32 Gillessen: Frankfurter Zeitung, a.a.O., S. 76.

Reifenberg gehört zu dem knappen Prozent deutscher Wähler, die ihre Stimme in diesen letzten freien Wahlen der Staatspartei geben.<sup>33</sup>

Bleiben oder gehen? Nur einen kurzen Augenblick erwägt die Redaktion nach der Machtergreifung ein Ausweichen ins Ausland, nach Basel, aber schon Mitte Februar 1933 werden diese Gedankenspiele von taktischen Überlegungen abgelöst, wie man der Regierung in innenpolitischen Fragen widersprechen und sich gleichzeitig außenpolitisch unentbehrlich machen könne. Die *FZ* hat 1933 die höchste Auslandsauflage unter allen deutschen Zeitungen und wird in den maßgeblichen Außenministerien gelesen. Von dieser Position verspricht man sich Schutz und eine gewisse Selbständigkeit, obwohl man weiß, dass die *FZ* mit ihrem traditionell hohen Anteil jüdischer Mitarbeiter zu den beliebtesten Hassobjekten des „Führers“ zählt. Reifenberg erklärt in einem 1945 verfassten, jedoch erst elf Jahre später veröffentlichten Rückblick auf die Geschichte der *FZ* im Dritten Reich, dass es für Verlag und Redaktion letztlich undenkbar gewesen sei, außerhalb der deutschen Grenzen „den Sorgen Deutschlands Ausdruck zu geben und solcherart der Nation zu nützen“,<sup>34</sup> und fügt apodiktisch hinzu: „Nur in Deutschland selbst ließ sich das deutsche Geschehen – wenn überhaupt – begreifen.“<sup>35</sup> Fortan nimmt die *FZ* – so zumindest die offiziöse Nachkriegsversion – die schwere Aufgabe auf sich, für die „geistigen Menschen“ im NS-Staat ein Stück „Gegenposition“<sup>36</sup> zu verkörpern. Pathetisch formuliert Reifenberg: „Als die ‚Frankfurter Zeitung‘ in Deutschland eingestellt wurde, war es, als würde in einem halbdunklen Raum die letzte Kerze ausgeblasen.“<sup>37</sup>

33 Angabe in einem handschriftlich ausgefüllten Fragebogen des US Military Government of Germany, 1945, DLA, NL BR 79.3554.

34 Reifenberg: Zehn Jahre, a.a.O., S. 41.

35 Ebd.

36 Reifenberg an W. Bretscher, 26.5.1947, in: Erich Achterberg: Albert Oeser. Aus seinem Leben und hinterlassenen Schriften, Frankfurt/Main 1978, S. 152f., hier S. 153.

37 Ebd.

Durch Regierungstreue in außenpolitischen Fragen erhofft sich die Redaktion der *FZ* Spielräume für innenpolitische Opposition. Tatsächlich gehen die zuständigen Berliner Parteistellen und das Propagandaministerium gegen andere oppositionelle Zeitungen viel energischer vor als gegen die *FZ*, die es sich u.a. „herausnehmen“ kann, im Rahmen der Berichterstattung über das Ermächtigungsgesetz die Rede des Sozialdemokraten Otto Wels im Wortlaut abzu drucken, einen mit den Deutschen Christen sympathisierenden Kollegen im Frühjahr 1934 zu entlassen und im Feuilleton die kulturellen Werte des von Reifenberg oft zitierten „Abendlandes“ mitsamt seiner antiken und christlichen Denktraditionen hoch zu halten; antisemitische Stimmen finden nie einen Platz in den Spalten des Blattes. Doch diese kleinen Freiheiten sind teuer erkaufte. Im politischen Teil und insbesondere in den Leitartikeln des Berlin-Korrespondenten Rudolf Kircher, der seit Ende 1933 als Hauptschriftleiter fungiert, unterscheidet sich die *FZ* häufig nur noch in Sprache und Tonfall von den übrigen deutschen Presseorganen. Der Exodus der jüdischen Kollegen aus der Redaktion wird hingenommen.

Zweifellos birgt die Entscheidung, mit der Zeitung in Deutschland zu bleiben, ein Gefahrenpotenzial. Reifenbergs Frankfurter Wohnung wird von der Gestapo durchsucht, wobei nur durch einen glücklichen Zufall eine Rolle sowjetischer Plakate, die eine Freundin des Hauses – „eine junge Modejournalistin, alles andere als Kommunistin“<sup>38</sup> – von einer Russlandreise mitgebracht hatte, unentdeckt bleibt. Auf die immer stärkere Bedrängnis durch das Regime reagiert Reifenberg, indem er sich, wie sein Freund Franz Taucher formuliert hat, auf den „Kern seines Wesens“<sup>39</sup> zurückzieht: „Zuweilen schien uns, die wir damals in seiner Nähe waren, als sei er, so verletzlich er im Inneren auch sein mochte, im Grunde unver-

38 Hummerich, a.a.O., S. 54f.

39 Taucher, a.a.O., S. 16.

wundbar, als schrecke der Despotismus [...] vor der Macht seiner Erscheinung zurück. Die Aura, die ihn umgab, verscheuchte die plumpe Anbiederung genauso wie die anmaßende Arroganz. [...] Was er dachte und schrieb, geschah stets in Übereinstimmung mit seiner Person. Hier waltete Harmonie.“<sup>40</sup>

Ende 1937 wird Reifenberg auf brutale Weise klar gemacht, dass er alles andere als unverwundbar ist. „[W]ie eine Vergewaltigung“<sup>41</sup> empfindet er die kurzzeitige Verhaftung durch die Gestapo, die auf eine positive Besprechung des soeben aus der Frankfurter Kunstsammlung, dem „Städel“, entfernten „Bildnis Dr. Gachet“<sup>42</sup> folgt, jenem Porträt aus dem Jahre 1890, mit dem Vincent van Gogh seinem Nervenarzt wenige Wochen vor seinem Freitod ein künstlerisches Denkmal gesetzt hat. „Wer in der Ferne an das Bildnis des Dr. Gachet denkt und damit an das Museum Städel, dem das Werk van Goghs teuerster Besitz geworden ist, wer an das Gesicht dieses Arztes sich erinnert, der ist getröstet.“<sup>43</sup>

Mit diesen Worten beginnt der kleine Artikel, der am 9. Dezember 1937 nicht im Feuilleton, sondern auf der dritten Seite der Politik erscheint. Reifenberg zitiert van Gogh, der über seinen Arzt gesagt hatte, sein Gesicht habe „den schmerzlichen Ausdruck unserer Zeit“, und fügt beziehungsreich hinzu, dass „aus den Schmerzen von einst [...] die Nachfahren dankbar Linderung auch für eigene Wirren finden [können].“<sup>44</sup>

Eine Nacht verbringt Reifenberg nach dieser Veröffentlichung im Untersuchungsgefängnis der Gestapo in der Frankfurter Hammelsgasse – in „Schutzhaft“, wie die zynische Sprachregelung lautet. Die Kollegen müssen ihre gesamten Verbindungen spielen lassen,

40 Ebd.

41 Reifenberg zitiert nach: Hummerich, a.a.O., S. 71.

42 Bildnis Dr. Gachet, in: FZ, Nr. 626-627, Reichsausgabe, 9.12.1937.

43 Ebd.

44 Ebd.

um seine Freilassung zu erreichen. Vom Gefängnis geht er direkt in die Redaktion, wo er seine Tätigkeit äußerlich unbewegt fortsetzt. Doch der Schock wirkt nach. Nach vielen Monaten der Verdrängung erfolgt ein gesundheitlicher Zusammenbruch: „An einem Augusttag 1938 hatte Reifenberg den Artikel auf der ersten Seite übernommen, der dann unter dem Titel ‚Von St. Lorenz bis zum Rhein‘ erschien. Roosevelt hatte in einer kanadischen Universität das Land seines Beistands versichert und vor allem den Beistand Amerikas für das demokratische Europa betont. Die Sprachregelung darauf aus Berlin muß sehr scharf gewesen sein, im Grunde wäre ein Schweigen der Zeitung der einzige Ausweg gewesen. Es gab ihn nicht mehr. Die Worte, die gefunden werden mußten, wurden für den Schreibenden zur Qual. Er spürte die Grenze, fühlte sich gefangen, unentrinnbarer als in der Haft. Nachdem er fertig war, fuhr er zum Baden. Der vorzügliche Schwimmer ging plötzlich unter. Sein Freund zog ihn ohnmächtig an Land.“<sup>45</sup>

Danach ist Reifenberg fast ein Jahr krank. Unter Herzbeschwerden leidend, zieht er sich zu einem engen Freund, dem Arzt und Schriftsteller Max Picard, in die Schweiz zurück. Spielt er nun doch mit dem Gedanken ans Exil? Denkt er an Rudolf Geck, seinen verehrten journalistischen Lehrer, der ihn 1936 auf dem Sterbebett gebeten hatte, Deutschland zu verlassen? Schmerzt ihn die zerbrochene Freundschaft mit Joseph Roth, der sich im Pariser Exil mit herben Worten von ihm losgesagt hat: „Seit wann ist es so, daß ein Schriftsteller sagen darf: ich muß lügen, weil meine Frau leben und Hüte tragen muß?“<sup>46</sup> Vielleicht gibt es tatsächlich private Gründe, die für ein Verbleiben in Deutschland sprechen, denn anders als Roth hat Reifenberg Familie; sein Sohn Jan ist fünfzehn Jahre alt.

45 Hummerich, a.a.O., S. 74.

46 Roth an René Schickele, 1933 oder 1934, zitiert nach David Bronsen: Joseph Roth. Eine Biographie, Köln 1974, S. 425.

Ohne Zweifel ist die Situation quälend – „Angst vor Wahnsinn“<sup>47</sup> lautet Reifenbergs Tagebuchnotiz am 26. November 1938. Im Juli 1939 steht die Entscheidung fest: Mit einem Bericht über die Prado-Ausstellung in Genf meldet sich Reifenberg in der *FZ* zurück.<sup>48</sup> Von Genf fährt er weiter nach Frankreich und schildert in mehreren Artikeln unter dem Titel „Abende in Caen“<sup>49</sup> seine Eindrücke. Er empfindet die Franzosen in einem „geistigen Mobilmachungszustand, sie lehnen jede Argumentation ab und sind vollkommen innerlich einig, den Krieg zu machen.“<sup>50</sup> Über Nancy, Straßburg und Kehl kehrt er nach Frankfurt zurück: „Ich nahm Abschied.“<sup>51</sup> Es scheint, als ziehe er sich jetzt erst wirklich in die innere Emigration zurück.

Während des Krieges tritt Reifenberg in der Redaktion in den Hintergrund. Er erscheint nicht mehr zu den Konferenzen und publiziert seine Beiträge nur noch im Feuilleton, wobei er nicht sein gewohntes Signum BR, sondern die Chiffre „-den“ benutzt, die auf den niederländischen Mädchennamen seiner Mutter „van Delden“ zurück geht. Unter den Titeln „In Kriegszeiten“ und „Landschaften und Gesichter“ veröffentlicht er ab November 1939 mehr als hundert kleine Betrachtungen, „die allein schon in ihrem Einfallsreichtum bewundernswert waren. Kein Tagebuch im eigentlichen Sinn und doch Aufzeichnungen von Gedanken, die dem Schreibenden durch den Kopf gingen, Dingen, die er wahrnahm, Ereignissen, deren er sich erinnerte, Eindrücken, denen er nachhing. Er beschrieb Landschaften und Blumen, Musikerlebnisse, Theatergänge, Menschen aus vielen Lebenszeiten und Schichten. [...] Scheinbar waren

47 Tagebuch, 26.11.1938, DLA, NL BR 79.12340.

48 Vgl. *FZ*, Nr. 383, Abendblatt/Erstes Morgenblatt, 30.7.1939.

49 Abende in Caen, in: *FZ*, Nr. 390, Abendblatt/Erstes Morgenblatt, 3.8.1939, Nr. 396, Abendblatt/Erstes Morgenblatt, 6.8.1939, Nr. 403, Abendblatt/Erstes Morgenblatt, 10.8.1939, Nr. 409, Abendblatt/Erstes Morgenblatt, 13.8.1939.

50 Reifenberg zitiert nach Hummerich, a.a.O., S. 76.

51 O Straßburg, in: Reifenberg: *Landschaften und Gesichter*, a.a.O., S. 86-88, hier S. 88.

diese Stücke völlig unpolitisch [...]. Eine leise Schwermut durchzog sie, wie ein Windhauch, der über Gräser streicht und sie niederbeugt.“<sup>52</sup>

Breiten Raum nehmen Reifenbergs Erinnerungen an seine Soldatenzeit im Ersten Weltkrieg ein: Frankreich, die Westfront, der kreidige Boden der Champagne, die von Geschossen aufgewühlte Erde, Pferdehufe im Schlamm, das Tal der Dormoise, vor allem aber: die Menschen. So erzählt er von seinem Schulfreund Reinhard S., mit dem er im Winter 1914/15 in Champagne kämpft, „ohne ihm – aufgrund seines verschlossenen Wesens – jemals wirklich nahe gekommen zu sein; er meldete sich später bei den Fliegern und fiel.“<sup>53</sup> Mit großer Sensibilität beschreibt Reifenberg den Soldaten Otto Bolz, im Zivilleben „Eckensteher in Dortmund“, <sup>54</sup> wie er sich selber vorstellt, einen, der niemals Feldpost erhält und dessen unerfüllbare Lebensträume sich in „feine[n] Krawatte[n]“ und „dicke[n] Zigarren“<sup>55</sup> erschöpfen; Otto Bolz hat nichts und weiß wenig, aber er steht morgens als erster auf, um für die Kameraden Feuer zu machen und Kaffee zu kochen, und einmal, als Reifenberg ihm dabei Gesellschaft leistet, wünscht er sich den Tod: „Er sagte es ganz einfach, man konnte ihm auch nicht widersprechen.“<sup>56</sup> Weiter heißt es: „Ich weiß nicht, wo Otto Bolz hingeraten ist, ob sich erfüllt hat, was er damals an dem Champagne-Morgen für das beste hielt. Er verschwand ins Unbekannte, wie er aus dem Unbekannten unter uns aufgetaucht war. Er war einer von den vielen, die ihr Schicksal nicht verstehen, die es nur aushalten; mit sich allein und aus ihrer Zartheit des Herzens, die Mütze verdellt und schief auf dem Schädel.“<sup>57</sup>

52 Hummerich, a.a.O., S. 81f.

53 Verschlossenes Tor, in: FZ, Nr. 415-416, Reichsausgabe, 16.8.1942.

54 Otto Bolz, in: FZ, Nr. 222-223, Reichsausgabe, 2./3.5.1942.

55 Ebd.

56 Ebd.

57 Ebd.

Diese Soldaten, die Reifenbergs „Kriegszeiten“ durchwandern, sind Menschen, die mitunter Heldenmut zeigen, aber sie sind keine Helden. Dem stahlharten Kämpfer der nationalsozialistischen Propaganda, der sein Leben freudig für Führer, Volk und Vaterland opfert, mitleidlos gegen sich und andere, setzt er das Individuum im Krieg entgegen: hungrig, frierend, müde und erschöpft, aber auch erleichtert, glücklich, stolz oder verliebt, bezaubert vom Anblick eines hübschen Mädchens oder gerührt von der jungen Mutter, die im überfüllten Eisenbahnwaggon ihrem Kind ein Wiegenlied summt. Ob das Mädchen, das der Soldat verstohlen beobachtet, aus Deutschland oder Frankreich stammt, erfährt der Leser nicht, denn es spielt ebenso wenig eine Rolle wie Nationalität und „Rasse“, große Ideen und abstrakte Überzeugungen. In einem nahezu politikfreien Raum agieren Individuen, in denen sich niemals ein grundsätzlicher Zweifel am Sinn des Krieges zu erheben scheint, obwohl sie das Leid des Krieges erfahren; sie denken nicht ans Desertieren, aber sie kennen das Heimweh.

Im Mai 1943, wenige Monate vor dem schließlich doch verhängten Verbot des Blattes, müssen die in der Redaktion verbliebenen „Halbjuden“ Benno Reifenberg und Erich Lasswitz sowie die mit Jüdinnen verheirateten Redakteure Dolf Sternberger, Wilhelm Hausenstein und Otto Suhr auf Befehl des Propagandaministeriums die *FZ* verlassen. Durch Vermittlung der Schriftstellerin Marie Luise von Kaschnitz findet Reifenberg eine Beschäftigung als wissenschaftlicher Hilfsarbeiter am Gehirnphysiologischen Institut von Prof. Dr. Oskar Vogt in Neustadt im Schwarzwald, wo er das Kriegsende erlebt. Die Monate nach der Kapitulation sind geprägt von Bemühungen, „Chancen für eine Restituierung der *FZ* auszuloten und deren in alle Winde zerstreuten Redakteure wieder zusammenzubrin-



gen“,<sup>58</sup> ein Unternehmen, das u.a. an den US-Militärbehörden scheitert, die in der *FZ* weniger „Humanität, Widerständigkeit und innere Emigration“ als vielmehr „fragwürdige Anpassung, Kollaboration und Verstrickung“<sup>59</sup> sehen und sich zudem grundsätzlich weigern, ein Blatt unter altem Namen zu lizenzieren. Schon in dieser Zeit profiliert sich Reifenberg in seiner selbst gewählten Rolle als „Gralhüter der *FZ*-Tradition“,<sup>60</sup> beseelt von dem Gedanken, das Blatt in seiner alten Form wieder zu begründen. Am 24. Dezember 1945 tritt er mit der ersten Ausgabe der Halbmonatsschrift „Die Gegenwart“ an die Öffentlichkeit, deren 1950 veröffentlichte Leitlinien eine sozialliberale Tradition erkennen lassen; sie wird zu einem Auffangbecken für ehemalige *FZ*-Redakteure und bleibt „ein Provisorium, das sich allerdings erstaunlich lange, bis zum Jahresende 1958, zu behaupten vermochte.“<sup>61</sup>

Als die *Gegenwart* zur Jahreswende 1958/59 in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* aufgeht und Reifenberg in das Herausgeberkollegium der auflagenstarken Tageszeitung aufgenommen wird, ist dieser Schritt für ihn von einem Gefühl tiefer Resignation begleitet, denn erst jetzt legt er den Gedanken an eine Wiedergeburt der *FZ* endgültig ad acta. Die Auseinandersetzung mit der Geschichte „seiner“ Zeitung beschäftigt ihn bis zu seinem Tod 1970. Nie hat er seine Entscheidung gegen das Exil öffentlich in Zweifel gezogen; auch eine deutsche Kollektivschuld gibt es für ihn nicht, denn Schuld ist in seinen Augen eine individuelle Bürde und ihre Bewältigung folglich ein individueller Vorgang. Mitunter drängt sich bei der Lektüre seiner Schriften der Eindruck auf, dass dieser herausra-

58 Jens Flemming: „Neues Bauen am gegebenen Ort.“ Deutschland, Europa und „Die Gegenwart“, in: Michel Grunewald, Hans Manfred Bock (Hg.): Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1945-1955), Bern u.a. 2001, S. 187-218, hier S. 192.

59 Ebd.

60 Ebd., S. 210.

61 Ebd., S. 194.

gende Journalist des 20. Jahrhunderts im Kern seines Wesens dem bürgerlichen Liberalismus des 19. Jahrhunderts verhaftet gewesen ist. Sein Freund Franz Taucher schreibt: „Das Individuelle, die Freiheit der Person, blieb für ihn die ‚Nährflamme‘ des europäischen Geistes.“<sup>62</sup>

62 Taucher, a.a.O., S. 12.

**Zwischen Mystik und Literaturpolitik.  
Bernhard Groethuysen auf den Spuren  
Meister Eckharts**

Klaus Große Kracht

Der Philosoph, Historiker und Literaturkritiker Bernhard Groethuysen (1880-1946) gehört zu den herausragenden, wenngleich nicht immer leicht einzuordnenden Gestalten des deutsch-französischen Kulturtransfers der Zwischenkriegszeit. Seine langjährige Bekannte, die deutsch-jüdische Philosophin Margarete Susman präsentiert ihn in einem Nachruf aus dem Jahr 1948 mit Worten, die den geistigen Schwebezustand seiner Existenz zwischen den Disziplinen und Nationen deutlich hervortreten lassen: „In Deutschland geboren, von der Seite des Vaters deutscher, von der Mutter russischer Abkunft, früh mit Frankreich verbunden, zwischen den beiden Weltkriegen bis zum Anbruch des Hitler-Regimes die eine Hälfte des Jahres an der Universität Berlin, die andere in Paris lehrend und wirkend, war Bernhard Groethuysen schon seiner äußeren Lebensform nach eine in seiner Zeit einzigartige Erscheinung. Aber auch seine Philosophie steht in ihr abseits; sie ist nicht nur ohne jede nationale Prägung; sie läßt sich auch dadurch in keinen bestehenden Zusammenhang einreihen, daß sie sich an keinem bestimmten Denkergebnis aufzeigen läßt, ja, daß sie ihrem Wesen nach jedes in fester Form niedergelegte Denkergebnis als dem eigentlichen Philosophieren inadäquat ablehnt. Es ist eine Philosophie, der das Ziel nichts, der Weg, die Wanderschaft durch die Welt alles ist [...].“<sup>1</sup>

Geboren wurde Bernhard – oder, wie er sich später in Frankreich nannte: Bernard – Groethuysen am 9. Januar 1880 in Berlin, wo er zunächst in einer wohlhabenden bildungsbürgerlichen Umgebung aufwuchs.<sup>2</sup> Als sein Vater, ein vom Niederrhein stammender Mediziner, wenige Jahre später psychisch erkrankte, zog die Familie nach Baden-Baden, wo Bernhard das Gymnasium besuchte und 1898 das Abitur bestand. Anschließend ging er nach Wien, um

1 Margarete Susman: In memoriam Bernhard Groethuysen, in: Zeitschrift für Religions- und Geistesgeschichte 1 (1948), S. 79-85, hier S. 79.

2 Zur Biographie vgl. Klaus Große Kracht: Zwischen Berlin und Paris: Bernhard Groethuysen (1880-1946). Eine intellektuelle Biographie, Tübingen 2002.

Philosophie, Nationalökonomie und Kunstgeschichte zu studieren, später wechselte er an die Universitäten von München und Berlin. Hier, in Berlin, schloß er 1903 sein Studium mit einer psychologisch-philosophischen Dissertation über die Theorie der Emotionen – genauer: *Das Mitgefühl* – ab.<sup>3</sup>

Nach der Promotion begann Groethuysen eine philosophiegeschichtliche Habilitationsschrift bei Wilhelm Dilthey über Naturrechtskonzeptionen zu Beginn der Französischen Revolution. Mit dieser Arbeit wurde er 1907 habilitiert und zum Privatdozenten für Philosophie an der Berliner Universität ernannt.<sup>4</sup> Seine Forschungen zu den geistesgeschichtlichen Voraussetzungen der Französischen Revolution setzte er jedoch auch nach der Habilitation weiter fort und begann, ein mehrbändiges Werk über die französische Geistesgeschichte des *Ancien Régime* zu schreiben. Seine Studien auf diesem Gebiet mündeten schließlich, zwanzig Jahre später, in die Veröffentlichung seines zweibändigen Hauptwerkes *Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich*.<sup>5</sup> Dieses Werk gilt heute zu Recht als ein geheimer Klassiker der modernen Kultur- und Mentalitätsgeschichtsschreibung.<sup>6</sup> Denn Groethuysen interessiert sich in seiner Untersuchung weniger für die Ideen und die begrifflich ausgearbeiteten Doktrinen der philosophischen Vorläufer

3 Bernhard Groethuysen: Das Mitgefühl, in: Zeitschrift für Psychologie und Physiologie der Sinnesorgane 34 (1904), S. 161-270.

4 Vgl. Bernhard Groethuysen: Philosophie der Französischen Revolution, Neuwied/Berlin 1971. Dieses erstmals 1956 posthum veröffentlichte Manuskript geht in Teilen vermutlich auf Groethuysens erste Vorlesung an der Berliner Universität im Jahr 1907 zurück.

5 Bernhard Groethuysen: Die Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung in Frankreich, Bd. 1: Das Bürgertum und die katholische Weltanschauung (1927), Bd. 2: Die Soziallehren der katholischen Kirche und das Bürgertum (1930), Neudruck: Frankfurt/Main 1978. Im Jahr 1927 erschien ebenfalls eine einbändige, von Groethuysen selbst verfaßte französische Ausgabe unter dem Titel: Origines de l'esprit bourgeois en France, I: L'Eglise et la Bourgeoisie (Neudruck Paris 1977).

6 Vgl. dazu Michael Ermarth: Intellectual History as Philosophical Anthropology: Bernard Groethuysen's Transformation of Traditional 'Geistesgeschichte', in: Journal of Modern History 65 (1993), S. 673-705.

der Französischen Revolution (Voltaire, Montesquieu, Rousseau...) als vielmehr für die Veränderungen in der Bewußtseinslage der breiten Masse, für die, wie er schreibt, „unmittelbar erlebte Weltanschauung vor aller Reflexion“.<sup>7</sup> Er betreibt also nicht Ideengeschichte im traditionellen Sinn, sondern wagt, wie er selbst im Vorwort sagt, den Versuch „einer Art anonymen Geistesgeschichte des Bürgertums“.<sup>8</sup> Was ihn interessiert, ist die Herausbildung des bürgerlichen Alltagsverstandes, der sich immer mehr von den Vorgaben der christlichen Soziallehre der Vormoderne löst und den innerweltlichen Berufserfolg an die Stelle christlicher Erlösungshoffnung setzt. Groethuysens 1927 und 1930 vorgelegte Bände zur *Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung* können somit auch als ein Versuch gedeutet werden, die Untersuchungen Max Webers über den protestantischen Ursprung des Geistes des Kapitalismus auf das katholische Frankreich zu übertragen.

Seine Aussagen über die Veränderungen der Mentalität des französischen Bürgertums des *Ancien Régime* stützt Groethuysen dabei auf Material, das er zum Großteil bereits in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg in verschiedenen französischen Bibliotheken gefunden hatte. Noch am Tag der Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien plante Groethuysen, der sich zu dieser Zeit zu Archivistudien in Paris aufhielt, in den nächsten Wochen zu einer weiteren Bibliotheksrecherche nach Rouen aufzubrechen.<sup>9</sup> Zu dieser Reise wird es jedoch nicht mehr gekommen sein, da die französische Regierung ab dem 1. August 1914 die Aufenthaltskontrollen für Ausländer drastisch verschärfte. Diese Maßnahmen mündeten schließlich in die Internierung sämtlicher deutschen Staatsangehörigen, die sich nach den ersten Kriegswochen noch in Frankreich be-

7 Groethuysen: *Entstehung*, Bd. 1, a.a.O., S. 7.

8 Ebd., S. 15.

9 Vgl. dazu den Brief Bernhard Groethuysens an Margarete Susman, 28.7.1914 (Deutsches Literaturarchiv Marbach, A: Susman 32).

fanden. Auch Groethuysen hatte sich diesen Maßnahmen zu beugen und verbrachte die vier Kriegsjahre unter polizeilicher Kontrolle in der kleinen Stadt Châteauroux (Indre), die ihm als Aufenthaltsort von den französischen Behörden zugewiesen worden war.<sup>10</sup>

Trotz dieses erzwungenen Aufenthaltes in der französischen Provinz und des Ressentiments, das ihm von seiten der französischen Bevölkerung in diesen Jahren entgegengeschlagen war, kehrte Groethuysen nach dem Krieg Frankreich keinesfalls den Rücken, sondern wählte Anfang der zwanziger Jahre Paris zu seinem Lebensmittelpunkt. Hier lebte er zusammen mit seiner Lebensgefährtin, der in Belgien geborenen Reformpädagogin und überzeugten Kommunistin Alix Guillain, in einem Künstleratelier in der *Rue Campagne Première*.<sup>11</sup> In Berlin hielt er sich hingegen nur noch während der wenigen Monate des Sommersemesters auf, um seine Vorlesung an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu halten und seinen weiteren wissenschaftlichen Verpflichtungen – wie der Herausgabe der gesammelten Schriften seines Lehrers Wilhelm Dilthey – nachzukommen.<sup>12</sup>

Anfang der zwanziger Jahre lernte Groethuysen in Paris Jean Paulhan kennen, den späteren langjährigen Herausgeber der *Nouvelle Revue Française (NRF)*, der damals das benachbarte Atelier bewohnte. Über ihn und den französischen Literaturkritiker Charles Du Bos, den er bereits vor dem Krieg in Berlin kennengelernt hatte, kam Groethuysen in Kontakt mit dem literarischen Kreis um André Gide und die *NRF*. Seit 1920 veröffentlichte er in der Zeitschrift re-

10 Vgl. Große Kracht: Zwischen Berlin und Paris, a.a.O., S. 73ff.

11 Ebd., S. 67ff., 90ff.

12 Im Rahmen der *Gesammelten Schriften* Diltheys gab Groethuysen 1922 die *Einleitung in die Geisteswissenschaften* (Bd. 1), 1927 den *Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften* (Bd. 7) sowie 1931 die Schriften zur *Weltanschauungslehre* (Bd. 8) heraus.

gelmäßig eigene Chroniken und Literaturkritiken.<sup>13</sup> Darüber hinaus engagierte er sich seit 1927 zusammen mit Paulhan als Lektor für den Verlag der Zeitschrift, die *Éditions Gallimard*. Groethuysen nutzte seine Präsenz im Zentrum des „intellektuellen Feldes“ (Pierre Bourdieu) in Frankreich, um auf deutschsprachige Literatur aufmerksam zu machen. So warb er für Musil und Kafka und übersetzte Hölderlin und Büchner-Texte ins Französische.<sup>14</sup>

Neben seinem literarischen Engagement in der *NRF* und den *Éditions Gallimard* – aber auch in kleineren Zeitschriftenprojekten wie der von Paul Valéry herausgegebenen Zeitschrift *Commerce* oder der von ihm selbst zusammen mit einigen Freunden gegründeten Literaturrevue *Mesures* – war Groethuysen in der Zwischenkriegszeit einer der wichtigsten Beteiligten im Hintergrund der internationalen Sommergespräche von Pontigny, die der französische Publizist und Literaturprofessor Paul Desjardins seit 1906 in einer ehemaligen Zisterzienser-Abtei abhielt.<sup>15</sup> Nach der Unterbrechung des Krieges nahm Desjardins Anfang der 20er Jahre die Idee der sommerlichen Treffen wieder auf und machte die *Décades de Pontigny* zu einem wahren „Locarno des Geistes“: Noch bevor überhaupt an eine offizielle deutsch-französische Wiederannäherung zu denken war, hatte Desjardins verständigungsorientierte deutsche Intellektuelle wie Heinrich Mann, Ernst Robert Curtius oder Max Scheler zu den zehntägigen *Entretiens d’été* nach Pontigny eingela-

13 Vgl. Klaus Große Kracht: Briefe aus Deutschland. Bernhard Groethuysens Beiträge zur „Nouvelle Revue Française“ in den frühen zwanziger Jahren, in: *Lendemains* 26 (2001), Heft 101/102, S. 119-132.

14 Seine wichtigsten literarischen Arbeiten finden sich in: Bernard Groethuysen: *Unter den Brücken der Metaphysik. Mythen und Porträts*, Stuttgart 1968; Bernard Groethuysen: *Autres portraits*, hg. v. Philippe Delpuech, Paris 1995. Eine Bibliographie der Schriften Groethuysens findet sich bei Hannes Böhringer: *Bernhard Groethuysen. Vom Zusammenhang seiner Schriften*, Berlin 1978, S. 210-224.

15 Vgl. François Chaubet: *Paul Desjardins et les Décades de Pontigny*, Paris 2000; zu Desjardins und seinem intellektuellen Kontext vgl.: François Beilecke: *Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellenassoziation 1892-1939*, Frankfurt/Main 2003.



den.<sup>16</sup> Groethuysen war bei den Sommergesprächen seit 1924 regelmäßig präsent und beteiligte sich zumindest teilweise an ihrer Vorbereitung. Für viele der jüngeren Teilnehmer erschien Groethuysen geradezu als der „Vizehausvater“ von Pontigny.<sup>17</sup> So schreibt der junge Geschichtsstudent Max Clauss, der auf Fürsprache von Curtius 1925 nach Pontigny eingeladen worden war: „Wenn er [Groethuysen, K.G.K.] [...] in die Debatte eingriff, tat er es mit leiser Stimme und mit tausend gemurmelt Entschuldigungen. Den Zigarettenstummel immer zwischen den Zähnen hinter dem rötlich-grauen Bart, verhedderte er sich immer mehr, bis er mit beiden hochgehobenen Armen die Konfusion der Welt beklagte und mit einem Aschenregen auf die behäbig gewölbte Weste endete. Seltsamerweise war man dann immer ein gutes Stück weiter und dem strittigen Gegenstand erheblich näher gekommen.“<sup>18</sup>

Bereits während seines ersten Aufenthaltes in Pontigny im Sommer 1924 scheint Groethuysen das rege Interesse der anderen Gäste auf sich gezogen zu haben: „Ich habe im ganzen 4 Vorträge gehalten“, so berichtet er in einem Brief an seine Mutter, „und im allgemeinen hatte ich keine Zeit, mich darauf vorzubereiten, da sich die Themen erst aus dem Laufe der Unterhaltung selbst ergaben.“<sup>19</sup> Die Diskussionen und Vorträge der literarischen Gespräche standen im August 1924 unter dem Thema „La muse et la grâce“ und widme-

16 Vgl. Hans Manfred Bock: Europa als republikanisches Projekt. Die *Libres Entretiens* in der Rue Visconti/Paris und die *Décades* von Pontigny als Orte französisch-deutscher Debatte und Begegnung, in: *Lendemains* 20 (1995), Heft 78/79, S. 122-156; Klaus Große Kracht: „Ein Europa im kleinen“. Die Sommergespräche von Pontigny und die deutsch-französische Intellektuellenverständigung in der Zwischenkriegszeit, in: *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur* 27 (2002), S. 144-169.

17 Klara Marie Faßbinder: *Der versunkene Garten. Begegnungen mit dem geistigen Frankreich des Entre-deux-guerres, 1919-1939 – Wiederbegegnungen nach dem Zweiten Weltkrieg*, Heidelberg 1968, S. 166.

18 Max W. Clauss: *Sehenden Auges. Internationale Erinnerungen* (Institut für Zeitgeschichte, München, Ms. 553).

19 Bernhard Groethuysen an Olga Groethuysen, 16.9.1924 (Nachlaß O. Groethuysen, Privatbesitz, München).

ten sich der Frage, ob sich innerhalb der verschiedenen religiösen und mystischen Traditionen der Weltreligionen eine gemeinsame metaphysische Tradition des Geistes ausmachen lasse oder nicht: „si la vie de l'Esprit, en sa profondeur, en son principe, est ou n'est pas *une*“.<sup>20</sup> Groethuysen sprach in Pontigny vor allem über die Mystik Meister Eckharts, die ihn auch in den folgenden Jahren noch intensiv beschäftigen sollte.<sup>21</sup>

Die Fragestellung der literarischen Sommergespräche von Pontigny des Jahres 1924, die Frage nach Mystik und Inspiration, spiegelt die religiöse Lage der gebildeten Schichten Europas zu Beginn des 20. Jahrhunderts wider, die von einer deutlichen Zunahme außerkirchlicher Religiosität geprägt war.<sup>22</sup> Intellektuell schlug sich diese neue, „vagierende“ Religiosität in einem verstärkten Interesse an der anthropologisch-phänomenologischen Vermessung des religiösen Grundgefühls – des „Numinosen“, des „tremendum et fascinans“ – nieder, das man insbesondere in der Tradition der Mystik zu finden glaubte.<sup>23</sup> Meister Eckhart, der große mystische Autor des deutschen Mittelalters, erlebte im Zuge dieser subjektiven, überkonfessionellen Wendung bildungsbürgerlicher Religiosität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine ungeahnte Renaissance.

Lange war der Dominikaner-Mönch, der es um die Wende vom 13. zum 14. Jahrhundert bis zum Magister der Pariser Universität geschafft hatte (daher der Titel „Meister“), in der europäischen Geistesgeschichte vergessen. Erst die Vertreter des Idealismus – na-

20 Entretiens d'Été de Pontigny, VII<sup>e</sup> année, Août-Septembre 1924, Paris 1924 (Programmheft, Nachlaß L. Chomette, Privatbesitz, Paris).

21 Mitschrift von Liliane Chomette (Nachlaß L. Chomette, Privatbesitz, Paris).

22 Vgl. dazu die mittlerweile klassischen Ausführungen von Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866-1918, Bd. 1: Arbeitswelt und Bürgergeist, 2. Aufl., München 1990, S. 521ff.

23 Vgl. Rudolf Otto: Das Heilige. Über das Irrationale in der Idee des Göttlichen und sein Verhältnis zum Rationalen (1917), München 1991; siehe zum weiteren Kontext: Hans G. Kippenberg: Die Entdeckung der Religionsgeschichte. Religionswissenschaft und Moderne, München 1997, S. 245ff.

mentlich Hegel und Franz von Baader – entdeckten die Schriften des Mystikers wieder und sahen in dessen Philosophie des „Innewerdens“ einen Vorläufer ihrer eigenen dialektisch-idealistischen Entwürfe. Dies galt insbesondere für Eckharts Lehre von der „Geburt Gottes im individuellen Seelengrund“ des Menschen, wodurch der traditionelle Dualismus zwischen Geschöpf und Schöpfer zugunsten ihrer mystischen Einheit, ihrer *unio mystica*, aufgehoben wurde. Aber auch bei Hegels Widersacher Arthur Schopenhauer finden sich positive Eckhartbezüge, und vor allem Schopenhauers Einfluß wird es zu verdanken sein, daß Eckhart über Nietzsche und Paul de Lagarde zu Anfang des 20. Jahrhunderts Eingang in die Neuromantik fand.<sup>24</sup>

Zur Popularisierung Eckharts um die Jahrhundertwende wird vor allem jedoch die programmatische Verlagspolitik des Jenaer Verlegers Eugen Diederichs beigetragen haben, der sich selbst zum Vorreiter eines neuen „schöpferischen“ Verlegertums stilisierte und sich die Schaffung einer freien und konfessionell ungebundenen religiösen Kultur in Deutschland auf die Fahne schrieb.<sup>25</sup> Eckhart, der die persönliche Gottesschau an die Stelle kirchlicher Verlautbarungstheologie setzte, kam dem Weltanschauungsverleger dabei gerade recht: Im Jahr 1903 erschien in seinem Verlag der erste Band der großen Eckhart-Übertragung von Herman Büttner, die sich vor allem an religiösen Sinn suchende Laien wandte und die insbesondere nach dem Ersten Weltkrieg zu einem regelrechten Bestseller wurde.<sup>26</sup> Wie diese Ausgabe, die die mittelhochdeutsche Sprache Eckharts sehr frei in das ästhetische Empfinden der Jahrhundert-

24 Vgl. hierzu im einzelnen: Ingeborg Degenhardt: Studien zum Wandel des Eckhartbildes, Leiden 1967.

25 Vgl. Gangolf Hübinger (Hg.): Versammlungsort moderner Geister. Der Eugen Diederichs Verlag – Aufbruch ins Jahrhundert der Extreme, München 1996.

26 Herman Büttner: Meister Eckharts Schriften und Predigten, 2 Bde., Jena 1903; vgl. Degenhardt: Studien zum Wandel des Eckhartbildes, a.a.O., S. 233ff.

wende übersetzte, auf das zeitgenössische, sinnsuchende Lesepublikum gewirkt haben mag, zeigt eine Rezension aus dem Jahr 1904, in der der Autor schreibt, daß er nur „mit bebenden Händen“ das Buch aus der Hand legen konnte, „aus dem uns der Quell eines fast überirdischen, verklärten ‚Wissens‘ entgegensprudelt“.<sup>27</sup>

Ein Echo dieser religiös-verzauberten Eckhart-Euphorie findet sich auch bei Groethuysen, der 1925 in einem kurzen, sehr poetischen und einfühlsam gehaltenen Essay für die Pariser Literaturzeitschrift *Commerce* schreibt, daß in Eckharts Schriften „Seele“ und „Gott“ nach langem Suchen endlich zueinander gefunden hätten, in einer „Gottheit ohne Namen“, in einer „Gottheit ohne Gott“: „Alles war, aber nichts existierte. Nichts war geschaffen und alles war ewiglich da. Wie tief war dieses Nichts! Reglos ruhten wir in den Wüsten.“<sup>28</sup> Nach einer kurzen einleitenden Passage folgten Übersetzungen aus Eckharts Schriften, die Groethuysen selbst angefertigt hatte.<sup>29</sup> Auch in späteren Jahren sollte Groethuysen immer wieder zu den Werken des Meisters zurückfinden, die für ihn keineswegs nur Inspirationsquelle individueller lebensphilosophischer Reflexion waren, sondern zugleich auch Denkangebote zu einer dialogischen, kommunikativen philosophischen Praxis, wie sie nicht zuletzt auch in den Sommergesprächen von Pontigny bewußt gepflegt werden sollte. Dies zeigt insbesondere seine spätere gemeinsame Übersetzungsarbeit mit Aline Mayrisch, die ebenfalls zum engeren Kreis der regelmäßigen Gäste von Pontigny zählte und hier 1924 vermutlich auch Groethuysens Eckhart-Vortrag hörte.

27 Zit. nach Degenhardt, a.a.O., S. 238.

28 Bernhard Groethuysen: Meister Eckhart, in: ders.: Unter den Brücken, a.a.O., S. 29-33, hier S. 30, 33.

29 Bernard Groethuysen: Maître Eckhart. Fragments mystiques traduits et précédés d'un portrait, in: *Commerce* 4 (1925), S. 148-173.

Aline Mayrisch-de Saint-Hubert war die Ehefrau des Luxemburger Stahlbarons Emile Mayrisch.<sup>30</sup> Bereits 1917 hatten die Mayrischs das in Luxemburg gelegene Anwesen Colpach erworben, das in den folgenden Jahren eine Vielzahl bedeutender Geister von beiden Seiten des Rheins beherbergen sollte.<sup>31</sup> Im Sommer 1920 trafen sich hier beispielsweise Walther Rathenau, mit dem Emile Mayrisch damals in geschäftlichen Beziehungen stand, und André Gide, mit dem Aline Mayrisch bereits seit langen Jahren persönlichen Kontakt pflegte. Während diese Begegnung – zumindest für Gide – eher enttäuschend verlief, markierte ein weiteres Treffen in Colpach, das ein Jahr später zwischen Gide und dem deutschen Romanisten Ernst Robert Curtius stattfand – über dessen Werk Aline Mayrisch zuvor in der *NRF* berichtet hatte – hingegen den Beginn einer lebenslangen Freundschaft.<sup>32</sup>

Mit ihren unterschiedlichen Interessen und Wirkungsgebieten entspann sich zwischen den Eheleuten Mayrisch in den folgenden Jahren gewissermaßen eine für beide Seiten gewinnbringende Arbeitsteilung: Während Emile sich nicht zuletzt über das von ihm 1926 gegründete „Deutsch-Französische Studienkomitee“ – das sogenannte „Mayrisch-Komitee“ – für die politisch-wirtschaftliche Verständigung zwischen Deutschland, Frankreich und den Beneluxstaaten engagierte, nutzte Aline ihre persönlichen Verbindungen in den Kreis um die *NRF*, um dem in der Zeitschrift bereits recht früh bekundeten Willen zur deutsch-französischen Verständigung ein informelles Forum zu bieten. In der 1922 von Emile Mayrisch erwor-

30 Vgl. Cornel Meder: Aline Mayrisch (1874-1947). *Approches*, Luxemburg 1997; Hans Manfred Bock: Emile Mayrisch und die Anfänge des Deutsch-Französischen Studienkomitees, in: *Galerie. Revue culturelle et pédagogique* 4 (1992), S. 560-585.

31 Vgl. Germaine Goetzinger: Colpach – ein Ort deutsch-französischer Begegnung zur Zeit der Weimarer Republik, Oldenburg 2004; sowie den Ausstellungskatalog: *Hôtes de Colpach/Colpacher Gäste*, hg. v. Germaine Goetzinger, Gast Mannes u. Frank Wilhelm, Mersch 1997.

32 Vgl. Claude Foucart: Ernst Robert Curtius et André Gide: Les débuts d'une amitié (1920-1923), in: *Revue de littérature comparée* 58 (1984), S. 317-339.

benen *Luxemburger Zeitung* fanden diese Bestrebungen eine gemeinsame publizistische Plattform: Ernst Robert Curtius, der sich später auch im „Mayrisch-Komitee“ engagierte, und Jacques Rivière, der damalige Herausgeber der *NRF*, wechselten sich hier – in den wenigen Jahren des Bestehens der Zeitung – in ihren Leitartikeln ab.<sup>33</sup>

Die Bemühungen Emile Mayrischs, unter dessen Federführung 1926 die „Internationale Rohstahlgemeinschaft“ in Brüssel zustande gekommen war, fanden mit einem tödlichen Verkehrsunfall im Jahr 1928 ein jähes Ende. Für Aline Mayrisch war der Verlust ihres Gatten ein schwerer Schicksalsschlag, der nicht nur ihre bereits angeschlagene Gesundheit nachhaltig belastete, sondern auch ihren Hang zur Schwermut befördert haben mag. Trost fand sie in ausgedehnten Reisen, aber auch in der Hinwendung zur christlichen Mystik des europäischen Mittelalters, nicht zuletzt in den Schriften Meister Eckharts, mit denen sie sich zum Teil wochenlang in Colpach, aber auch auf ihrem Anwesen im südfranzösischen Cabris, beschäftigte und von denen sie zahlreiche ins Französische übertrug.<sup>34</sup>

Unterstützung bei ihren Eckhart-Studien fand Aline Mayrisch Mitte der 1930er Jahre bei Bernhard Groethuysen, der ihr 1936 eine erste Publikationsmöglichkeit für ihre Eckhart-Übersetzungen in der Pariser Literaturzeitschrift *Mesures* anbot, die er selbst zusammen mit Jean Paulhan und einigen befreundeten Schriftstellern im Jahr zuvor gegründet hatte.<sup>35</sup> Die gemeinsame Arbeit an den Eckhart-

33 Vgl. Ernst Robert Curtius: Goethe, Thomas Mann und Italien. Beiträge in der „Luxemburger Zeitung“ (1922-1925), hg. v. Romain Kitt, Bonn 1988; Lionel Richard: Les éditoriaux de Rivière dans la Luxemburger Zeitung, in: Jacques Rivière l'Européen (Bulletin des amis de Jacques Rivière et d'Alain-Fournier, Heft 87/88), Paris 1998, S. 83-96.

34 Vgl. die posthume Edition der nachgelassenen Übersetzungen: Maître Eckhart: Telle était Sœur Katrei... Traité & sermons, trad. par A. Mayrisch [de] Saint-Hubert, Paris/Neuchâtel 1954.

35 Vgl. Maître Eckhart: Trois sermons, trad. par [A.] Mayrisch [de] St. Hubert, in: *Mesures* 2 (1936), Heft 3, S. 7-54.

Texten mündete dann ein Jahr später in die von Groethuysen gemeinsam mit Aline Mayrisch zusammengestellte Sondernummer der belgischen Literaturzeitschrift *Hermès*, die ausschließlich dem Werk Eckharts gewidmet war. Das Heft im Umfang von immerhin über hundert Seiten bestand zur Hälfte aus Übersetzungen von Texten Eckharts, die Aline Mayrisch angefertigt hatte. Hinzu kamen Auszüge aus dem lateinischen Werk des Mystikers sowie einige weitere Dokumente aus dem zeitlichen Kontext seines Wirkens. Abgerundet wurde das Heft mit einem biographischen Porträt Eckharts aus der Feder Aline Mayrischs sowie einem kurzen Vorwort von Bernhard Groethuysen.<sup>36</sup>

Mit der Interpretation der von ihnen ausgewählten Texte hielten sich beide jedoch zurück. So schreibt Groethuysen im Vorwort, daß Eckhart noch immer ein großer Unbekannter sei und auch die Herausgeber den Mythos, der ihn umgebe, nicht auflösen wollten: „Nous ne prétendons pas le connaître. Encore moins chercherons-nous à connaître son ‚système‘.“<sup>37</sup> Denn das Denken in „Systemen“ war Groethuysen bereits seit langem verhaßt. Statt dessen kam es ihm, wie er in seiner 1926 veröffentlichten *Introduction à la pensée philosophique allemande* geschrieben hatte, auf die Bewegung des Gedankens, auf seine Dynamik, auf das „philosophische Denken“ an sich an, das sich nicht feststellen und in philosophischen Systemen gefangen halten lasse.<sup>38</sup> Und genau diese Bewegung des Gedankens ist es, die ihn an Meister Eckhart fasziniert: „Chez Maître Eckehart, négation et affirmation forment à elles deux la vérité. [...] Il faut donc lire les sermons de Maître Eckehart dialectiquement.“

36 Vgl. *Hermès. Mystique – poésie – philosophie* 2 (1937), Heft 4.

37 Bernard Groethuysen: Avant-propos, in: ebd., S. 5f.

38 Bernard Groethuysen: *Introduction à la pensée philosophique allemande depuis Nietzsche*, Paris 1926 (wiederveröffentlicht in: ders.: *Philosophie et histoire*, hg. v. Bernard Dandois, Paris 1995, S. 91-143); vgl. dazu Große Kracht: *Zwischen Berlin und Paris*, a.a.O., S. 163ff.

Rien n'est vrai isolément; rien n'est vrai ‚ici et maintenant‘. Tout n'est vrai que d'une vérité de mouvement.“<sup>39</sup>

Groethuysen liest Meister Eckhart gewissermaßen als Vertreter der europäischen „Lebensphilosophie“, so wie er sie bei seinen Lehrern Wilhelm Dilthey und Georg Simmel in Berlin sowie in Frankreich bei Henri Bergson kennengelernt hatte.<sup>40</sup> Denn so wie diesen schien es auch Eckhart – diesem „Lebemeister“, wie er häufig genannt wurde – um die dialektische Bewegung des Gedankens, die „vérité de mouvement“ zu gehen, so wie Bergson es in seiner *Introduction à la métaphysique* gefordert hatte: Die Philosophie, so heißt es hier, sei nur dann ganz sie selbst, wenn „sie sich von den starren und fertigen Begriffen befreit, um Begriffe zu bilden, die ganz verschieden sind von denen, die wir gewöhnlich handhaben, ich meine geschmeidige, bewegliche, fast flüssige Vorstellungen, die immer bereit sind, sich den flüchtigen Formen der Intuition anzubilden“.<sup>41</sup> Bergson wollte das Denken aus den Systemgrenzen einer instrumentellen Logik lösen und es als Bewegung in der Zeit, als „innere Dauer“, wie er sagt, kenntlich machen.

Genau diese philosophische Haltung scheint Groethuysen nun in den Schriften Meister Eckharts wiedergefunden zu haben, für den die mystische Erfüllung letztlich im Eintauchen in das ewige Schöpfungsgeschehen Gottes besteht. Denn die Einheit zwischen Seele und Gott wird von Eckhart nicht als statische Substanz, sondern als eine Art ewige Bewegung gedacht, und genau das macht den deutschen Mystiker so interessant für Groethuysen, der hier deutliche Berührungspunkte zur Philosophie Bergsons entdeckt. So schreibt er in einem unveröffentlichten Brief an Aline Mayrisch im Dezember 1943, daß das Denken Meister Eckharts im Grunde als ein bestän-

39 Groethuysen: Avant-propos, a.a.O., S. 5.

40 Vgl. Große Kracht: Zwischen Berlin und Paris, a.a.O., S. 53-66.

41 Henri Bergson: Einführung in die Metaphysik, 2. Aufl., Jena 1912, S. 13.



diger Kampf mit der Zeit zu verstehen sei, und zwar mit der Zeit nicht bloß als reiner Anschauungsform wie bei Kant, sondern als einer Bewegung, als „innerer Dauer“ ganz im Sinne Bergsons: „Toute mystique n'est elle en somme autre chose qu'une lutte avec le temps? En ce sens, peut-être le mystique serait-il plus proche de Kant que de Bergson. Mais en même temps, le mystique éprouve le temps comme une réalité, la réalité qui s'interpose entre lui et Dieu. C'est peut-être ce qui pourrait le rapprocher de Bergson, avec la différence toutefois que ce qui pour Bergson représente quelque chose de positif, devient pour le mystique une donnée négative qu'il faut combattre. Tout cela n'est en somme qu'un ensemble de problèmes très humains, une spéculation sur notre pauvre condition humaine. Comment nous réconcilier avec le temps? Comment l'accepter et comment le refuser? C'est peut-être le mystère d'un chacun. Et chacun devra trouver la réponse lui-même.“<sup>42</sup>

Groethuysen liest Eckhart somit vor allem als einen anthropologischen Autor, der in seinen mystischen Gedankengängen eine Antwort auf die „condition humaine“ zu geben versuchte, auf die menschliche Existenz in der Zeit, und zwar im Sinne der „inneren Dauer“ Bergsons, einer inneren Dynamik, die das Denken nicht zur Ruhe kommen läßt und gerade daher das Erreichen der Wahrheit immer wieder in die Zukunft verschiebt.

Dieses Denken hat sich für Groethuysen nun im Laufe des okzidentalen Rationalisierungsprozesses immer weiter verflüchtigt, so daß die mystische Exaltation, in der Eckhart gelebt habe, dem modernen Subjekt völlig fremd geworden sei. Diese Entzauberung der Metaphysik verdankt sich nach Groethuysen jedoch keinerlei innerer Teleologie, sondern letztlich einem durchaus kontingenten sozial- und mentalitätsgeschichtlichen Umwertungsprozeß, in dem der „Bürger“,

42 Bernhard Groethuysen an Aline Mayrisch, 20.12.1943 (Archives Nationales du Grand-Duché de Luxembourg, fonds A. Mayrisch-de Saint-Hubert).

wie Groethuysen den modernen Menschen nennt, seine eigene Gefühlswelt als allgemeinverbindlich durchgesetzt habe.<sup>43</sup>

Wie sehr sich das religiöse Empfinden des Mystikers von demjenigen des modernen, bürgerlichen Menschen der Neuzeit unterscheidet, schildert Groethuysen in seiner oben bereits zitierten Eckhart-Betrachtung aus dem Jahr 1925 auf sehr anschauliche Weise: „Seit die Seelen Gott nicht mehr lieben, bringen sie ihm Respekt entgegen. Sie sprechen von ihm wie von einer offiziellen Persönlichkeit, die man nicht kennt, deren Titel man aber weiß. So sagen sie, wenn sie ihn anreden: ‚Hochzuverehrender Herr‘ und verwenden Höflichkeitsfloskeln wie: ‚Dürfte ich es wagen?‘ oder ‚Gestatten Sie...?‘ (Sie bedienen sich auch des Possessivpronomens und sagen: ‚mein Gott‘, aber ungefähr so, wie man sagt ‚mein sehr verehrter Herr‘.)“<sup>44</sup>

Damit aber, so Groethuysen, sei das intime Band zwischen Seele und Gott, das den Mystiker umgeben habe, unwiderruflich aufgelöst worden und an die Stelle der Liebe eine Art Rechtszustand zwischen Gott und den Menschen getreten. Dies aber war für Groethuysen eine mentalitätsgeschichtliche Umwälzung, deren Bedeutung er in seiner Untersuchung über die *Entstehung der bürgerlichen Welt- und Lebensanschauung* gar nicht hoch genug veranschlagen konnte. Denn bevor der „Bürger“ seine Rechte gegenüber seinem weltlichen Herrn in der Französischen Revolution einklagte, so heißt es hier, „hat er sie Gott gegenüber erhoben“: „Man könnte beinahe behaupten, daß, bevor die Franzosen die Beziehungen zwischen sich und ihrem König verfassungsmäßig geregelt wissen wollten, die Katholiken von ihrem Gott eine Art Verfassung gefordert haben.“<sup>45</sup> In der Zeit Eckharts wäre dies unvorstellbar gewesen.

43 Vgl. dazu den Brief Groethuysens an Aline Mayrisch vom 19.12.1937 (ebd.).

44 Groethuysen: Meister Eckhart, a.a.O., S. 29.

45 Groethuysen: Entstehung, Bd. 1, a.a.O., S. 159, 164.

Die gemeinsame Arbeit von Bernhard Groethuysen und Aline Mayrisch blieb nicht auf das gemeinsam verantwortete *Hermès*-Heft von 1937 beschränkt. Auch nach dessen Erscheinen setzten sie ihre Eckhart-Studien zusammen fort und dachten noch bis weit in die vierziger Jahre hinein über weitere Editionsprojekte nach.<sup>46</sup> Mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs und dem deutschen Besatzungsregime verschlechterten sich die Editionsbedingungen jedoch dramatisch und setzten dem literarischen Markt auch außerhalb Deutschlands enge Grenzen. Bereits unmittelbar nach dem Einmarsch deutscher Truppen in Paris wurde der französische Buchmarkt über verschiedene Zensurverordnungen unter die Kontrolle der deutschen Besatzungsbehörden gebracht, welche versuchten, die Verleger und Autoren zur aktiven Kollaboration zu bewegen. Sofern sich die Verlage und Zeitschriftenredaktionen weigerten, auf einen prodeutschen Kurs einzuschwenken, setzten die Besatzungsautoritäten neue Herausgeber ein oder veränderten die Eigentumsverhältnisse der Verlage zu ihren Gunsten. So wurde die Schriftleitung der *Nouvelle Revue Française*, für die seit 1925 Jean Paulhan verantwortlich zeichnete, von den neuen Machthabern noch im Herbst 1940 auf den profaschistischen Autor Pierre Drieu La Rochelle übertragen und ihr Verleger, Gaston Gallimard, mit der Androhung, seinen Verlag zu 51% zu enteignen, zur Einhaltung der *convention de censure* genötigt, die den französischen Verlegern eine aktive Selbstzensur und die Förderung NS-genehmer Literatur auferlegte.<sup>47</sup>

Groethuysen, der seit 1927 im Lektorat der *Éditions Gallimard* tätig war, wird bei der Gestaltung des Verlagsprogramms während

46 Vgl. den Brief von Bernhard Groethuysen an Aline Mayrisch vom 16.6.1943 (Archives Nationales du Grand-Duché de Luxembourg, fonds A. Mayrisch-de Saint-Hubert).

47 Vgl. Pierre Assouline: *Gaston Gallimard. Un demi-siècle d'édition française*, Paris 1984, S. 283-390; Pierre Hebey: *La Nouvelle Revue Française des années sombres, 1940-1941*, Paris 1992.

der deutschen Besatzungszeit sein Wort mitzusprechen gehabt haben. So berichtet Jean Grenier in seinem Tagebuch, daß Groethuysen gerade zu dieser Zeit dem Verlag wichtige Dienste erwiesen habe: „En ce moment, il est occupé pour le compte de celles-ci [Éditions Gallimard, K.G.K.] à écrire aux autorités allemandes des lettres qu’il fallait faire longues et d’un style ampoulé.“<sup>48</sup> Welchen literarischen, aber auch politischen Maßstäben er während der Zeit der *Occupation* hinsichtlich der Aufnahme deutscher Titel ins Verlagsprogramm folgte, läßt sich einer späteren Stellungnahme entnehmen, die Groethuysen nach dem Krieg zugunsten von Gaston Gallimard abgab: „Il s’agissait d’empêcher la publication d’ouvrages qui pouvaient servir à la propagande allemande, ce qui souvent était difficile, étant donné les circonstances et la pression qu’exerçaient les autorités allemandes. Pourtant, en nous bornant exclusivement à des textes classiques et littéraires, nous avons pu écarter le danger qui nous menaçait d’aider l’ennemi.“<sup>49</sup>

In der Tat finden sich im Verlagsprogramm von *Gallimard* während der Besatzungszeit kaum politisch-propagandistische Titel. Neben Ernst Jünger, dessen Publikationsrechte der Verlag im August 1941 erwarb, bestritten vor allem klassische Autoren von Goethe bis Fontane das Kontingent an deutscher Literatur im Titelregister, in dem sich interessanterweise auch eine Ausgabe mit Predigten und Abhandlungen von Meister Eckhart finden läßt.<sup>50</sup> Gerade diese Veröffentlichung ist dabei ein gutes Beispiel für die doppelte Verlagsstrategie der *Éditions Gallimard*, zum einen die Vorgaben der Besatzungsmacht zu erfüllen, zum anderen aber der politisch-ideologischen Indienstnahme durch die neuen Machthaber zu entgehen.

48 Jean Grenier: *Sous l’Occupation*, Paris 1997, S. 173.

49 Bernhard Groethuysen an Gaston Gallimard, 2.11.1945, Abschrift (Archives Nationales, F 12/9641: Comité national interprofessionnel d’épuration: dossier Gallimard).

50 Vgl. Assouline: *Gaston Gallimard, a.a.O.*, S. 308ff.; *Œuvres de Maître Eckart. Sermons-Traités*, trad. par P. Petit, Paris 1942.

Veröffentlichungen von und über Meister Eckhart erwiesen sich in dieser Hinsicht als ein besonders heikles Terrain, denn die Nationalsozialisten hatten die Schriften des Mystikers bereits früh für sich zu vereinnahmen versucht. So hatte der Parteiphilosoph Alfred Rosenberg bereits 1930 in seiner antisemitischen Hetzschrift *Der Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts* Eckhart als „größten Apostel des nordischen Abendlandes“ gefeiert, der der „römischjüdischen Kirchenlehre“ den Kampf angesagt und eine neue Religion der „rassegebundenen“, „nordisch-abendländischen Seele“ verkündet habe.<sup>51</sup> Das eigentlich Erschreckende an diesem Pamphlet war nicht nur sein abstruser Inhalt, sondern mindestens ebenso sehr die massenhafte Verbreitung der Schrift, die im „Dritten Reich“ in über 800.000 Exemplaren über den Ladentisch ging.<sup>52</sup> Auch die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Eckhart blieb davon nicht verschont: Selbst innerhalb der protestantischen Theologie fanden sich Stimmen, die der neuheidnischen Religionslehre Rosenbergs durchaus etwas abgewinnen konnten, wie beispielsweise der Berliner Theologe Erich Seeberg, der sich mit der finanziellen Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft an eine umfassende Gesamtausgabe der Schriften Eckharts machte.<sup>53</sup>

Die von Seeberg und anderen initiierte Gesamtausgabe, die sowohl die deutschen als auch die lateinischen Texte Eckharts umfassen sollte, war als direktes Konkurrenzunternehmen zu der bereits seit 1932 von Raymond Klibansky im Auftrag der Heidelberger Akademie der Wissenschaften unternommenen Ausgabe der lateinischen Schriften Eckharts angelegt. Für den Heidelberger Philoso-

51 Vgl. Degenhardt, a.a.O., S. 262ff.

52 Vgl. ebd., S. 266.

53 Zu Seeberg vgl. Thomas Kaufmann: „Anpassung“ als historiographisches Konzept und als theologiepolitisches Programm. Der Kirchenhistoriker Erich Seeberg in der Zeit der Weimarer Republik und des ‚Dritten Reiches‘, in: ders./Harry Oelke (Hg.): *Evangelische Kirchenhistoriker im ‚Dritten Reich‘*, Gütersloh 2002, S. 122-272.

phiehistoriker waren die lateinischen Traktate vor allem deshalb von Interesse, weil in ihnen, wie er rückblickend schreibt, deutlicher als in den deutschen Schriften die Abhängigkeit Eckharts von anderen Autoren, insbesondere arabischer und jüdischer Herkunft, hervortrete. Ihre Edition hätte insofern ein probates Mittel gegen die nationalsozialistische Verzerrung des Eckhart-Bildes abgegeben, denn, so Klibansky, daß der Mann, der von Rosenberg zum Begründer der „arischen“ Philosophie erklärt wurde, „in der Schuld des Maimonides stand, galt natürlich als Häresie“.<sup>54</sup>

Seeberg, der selbst ein überzeugter Nationalsozialist war, lehnte die Zusammenarbeit mit dem Heidelberger Gelehrten jüdischer Herkunft jedoch entschieden ab und ließ die Herausgabe von Materialien, die Klibansky für sein Editionsprojekt bereits gesammelt hatte, schließlich polizeilich erzwingen. Klibansky selbst hatte zu dieser Zeit Deutschland bereits verlassen und führte in Oxford seine Studien in enger Zusammenarbeit mit französischen und italienischen Kollegen weiter, was ihn in den Augen Seebergs immer verhaßter machte. Noch 1937 hetzte der Berliner Theologe in den von Alfred Rosenberg herausgegebenen *Nationalsozialistischen Monatsheften* gegen den „emigrierten Juden“, diese, wie er schrieb, „Kreuzspinne“, die im Ausland gegen die deutsche Gesamtedition Stimmung mache.<sup>55</sup>

Groethuysen wird dieser Sachverhalt, als er sich zusammen mit Aline Mayrisch in den dreißiger und vierziger Jahren an die Übersetzung der deutschen Eckharttexte machte, nicht unbekannt gewesen sein, war für ihn doch Klibansky – wie aus den Briefen Groethuysens an Aline Mayrisch hervorgeht – ein wichtiger Ratgeber,

54 Raymond Klibansky: Erinnerung an ein Jahrhundert. Gespräche mit Georges Leroux, Frankfurt/Main 2001, S. 86.

55 Erich Seeberg: Zur Geschichte der Meister Eckhart-Ausgabe, in: *Nationalsozialistische Monatshefte* 8 (1937), S. 386-397, hier S. 386, 396.

wenn es um die Prüfung philologischer Details ging.<sup>56</sup> In Klibanskys Lebenserinnerungen wird Groethuysen sogar ein „lieber Freund“ genannt, der zu den wenigen gehört habe, „die Hitler so wenig schätzten, daß sie freiwillig ins Exil gingen, obgleich sie nicht zur Kategorie der Bedrohten zählten“.<sup>57</sup> So verwundert es auch nicht, daß Groethuysen zu den Autoren der von Klibansky und H.J. Paton herausgegebenen Festschrift für Ernst Cassirer gehörte, mit der Freunde und Kollegen dem aus Deutschland vertriebenen Philosophen 1936 von England aus ihre Reverenz erwiesen.<sup>58</sup>

Die 1942 bei *Gallimard* erschienene Eckhart-Ausgabe vermeidet zwar eine offene Positionierung im Streit zwischen Klibansky und Seeberg, doch zumindest im namentlich nicht gekennzeichneten Vorwort wird die Klibansky-Ausgabe ausdrücklich erwähnt, und der anonyme Autor drückt sein Bedauern aus, daß diese Edition angesichts der deutschen Gesamtausgabe nicht weiter fortgesetzt werden konnte.<sup>59</sup> Ein noch deutlicheres Indiz, mit welcher politischen Seite der Verlag sympathisierte, gibt schließlich der Name des Übersetzers: Paul Petit. Der 1893 geborene Schriftsteller und Diplomat war nach langjähriger Tätigkeit in verschiedenen französischen Botschaften 1940 aus dem Staatsdienst ausgeschieden und hatte sich der *Résistance* angeschlossen. Zusammen mit einigen Freunden gründete er 1941 die Untergrundzeitschrift *La France continue*, bevor er im Februar 1942 der Gestapo in die Hände fiel und nach Deutschland verbracht wurde, wo er im August 1944 hingerichtet wurde.<sup>60</sup>

56 Vgl. etwa den Brief von B. Groethuysen an A. Mayrisch vom 21.2.1936 (Archives Nationales Du Grand-Duché de Luxembourg, fonds A. Mayrisch-de Saint-Hubert).

57 Klibansky, a.a.O., S. 110.

58 Vgl. Bernhard Groethuysen: Towards an Anthropological Philosophy, in: *Philosophy & History. Essays presented to Ernst Cassirer*, hg. v. R. Klibansky u. H. J. Paton, 2. Aufl., New York 1963, S. 77-89.

59 *Œuvres de Maître Eckhart, Avant-propos*, a.a.O., S. 9ff.

60 Vgl. Joël Pottier: Un aspect des relations entre les intellectuels catholiques français et allemands dans les années trente: Gertrud von le Fort et Paul Petit, in: Hans

Während seiner Zeit in der *Résistance* hatte sich Petit finanziell u.a. mit der Eckhart-Übersetzung für *Gallimard* über Wasser gehalten. Wenn man bedenkt, daß Jean Paulhan selbst eine zentrale Figur des intellektuellen Widerstandes war,<sup>61</sup> so wird man das Beispiel der Eckhart-Ausgabe kaum für einen Einzelfall halten. Eine ähnliche Doppelstrategie von Erfüllung kulturpolitischer Vorgaben der Besatzungsmacht einerseits und finanzieller Absicherung klandestiner Tätigkeiten andererseits läßt sich ebenso für die französische Ausgabe der Goethe-Dramen zeigen, die unter der Ägide Groethuysens entstand und 1942 bei *Gallimard* erschien.<sup>62</sup> Auch in diesem Unternehmen fanden überzeugte „Antifaschisten“ wie Henri Thomas, Jean Tardieu oder Jacques Decour finanzielle Überlebenschancen während der Besatzungszeit. Decour, Mitbegründer des *Front national des écrivains*, der wichtigsten intellektuellen Widerstandsorganisation während der deutschen Besatzungszeit, ereilte das gleiche Schicksal wie Petit: Zusammen mit zwei Mitkämpfern wurde er am 30. Mai 1942 von der Gestapo erschossen.<sup>63</sup>

Groethuysen selbst hat sich anders als sein Freund Paulhan an literarischen Untergrundveröffentlichungen zumindest als Autor – soweit bekannt – nicht beteiligt. Die Zeit der deutschen Besatzung durchlebte er, nachdem er Anfang 1938 die französische Staatsbürgerschaft erhalten hatte, anscheinend ohne größere persönliche Schwierigkeiten in Paris. Nach der Befreiung der Stadt und dem Ende des Zweiten Weltkriegs machten sich bei ihm jedoch ernste Anzeichen einer tiefen gesundheitlichen Erschöpfung bemerkbar. Ein bereits fortgeschrittener Tumor wurde von dem behandelnden Arzt jedoch

Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch (Hg.): *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930*, Bd. 1, Paris 1993, S. 253-267.

61 Vgl. Frédéric Badré: *Paulhan le juste*, Paris 1996, S. 183ff.

62 Johann Wolfgang von Goethe: *Théâtre complet*, Paris 1942; vgl. Große Kracht: *Zwischen Berlin und Paris*, a.a.O., S. 280f.

63 Vgl. Pierre Favre: *Jacques Decour. L'oublié des Lettres françaises 1910-1942*, Tours 2002.



nicht rechtzeitig erkannt, der Groethuysen lediglich einen Erholungsaufenthalt verordnete. In seine alte Heimat, die er seit 1932 nicht wiedergesehen hatte, zog es den Wahlpariser auch nach dem Ende des Naziterrors nicht zurück. Statt dessen besuchte er ein letztes Mal seine alte Freundin Aline Mayrisch, die nach dem Krieg aus Südfrankreich nach Colpach zurückgekehrt war. Hier, in Luxemburg starb Groethuysen am 17. September 1946 im Alter von 66 Jahren.<sup>64</sup> Seine sterblichen Überreste ruhen heute auf dem Luxemburger Liebfrauenfriedhof, an einem Ort, der – als symbolischer Topos gedeutet – für Groethuysens Leben insgesamt stehen kann: Zwischen Berlin und Paris, zwischen Frankreich und Deutschland – ein Leben in intellektueller Bewegung.

64 Vgl. die ebenso drastische wie einfühlsame Schilderung bei Jean Paulhan: Groethuysens Tod in Luxemburg, in: *Akzente* 46 (1999), S. 546-573.



**Benedetto Croce und die intellektuelle  
*Resistenza* in Italien**

Guido Thiemeyer

Benedetto Croce galt in der Nachkriegszeit als einer der bedeutendsten Intellektuellen Italiens, als geistige Integrationsfigur des Landes, als eine Art „Gedächtnisort“<sup>1</sup> für die Erste italienische Republik. Das hat vor allem zwei Gründe: Zum einen war Benedetto Croce einer der wichtigsten Intellektuellen Italiens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Es gibt keine wichtige öffentliche Diskussion in Italien zu dieser Zeit, zu der Croce nicht einen wesentlichen Beitrag geliefert hat. Beschäftigt man sich also mit italienischer Kulturgeschichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, kommt man um Croce gar nicht herum, ja er rückt sogar unwillkürlich in das Zentrum der Darstellung. Zweitens – und wohl noch wichtiger – repräsentierte Croce eine geistig-politische Tradition in der italienischen Geschichte, die für den Gründungsmythos der Ersten Republik nach 1945 von großer Bedeutung werden sollte: Die liberale Tradition des *Risorgimento*, wie die Gründungsphase des ersten italienischen Nationalstaates von der Französischen Revolution bis 1861 nach wie vor genannt wird. 1945, nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges und dem Zusammenbruch des italienischen Faschismus, suchte die italienische Gesellschaft nach Integrationselementen, die die Verwerfungen der faschistischen Ära und des nachfolgenden Bürgerkriegs überwinden sollte. Man fand sie personifiziert in Benedetto Croce, seinem der liberalen Zeit vor dem Ersten Weltkrieg verpflichteten Weltbild und seiner hieraus abgeleiteten Interpretation des Faschismus. Eben darum soll es im Folgenden gehen: Wie interpretierte Croce den Faschismus in Italien und welche Bedeutung hatte diese Interpretation für die italienische Nachkriegsgeschichte? Wenn diese Fragen geklärt sind, soll ein erweiterter Blickwinkel die

1 Zu diesem Begriff und dem Ansatz: Pierre Nora: Comment écrire l'histoire de France?, in: ders. (Hg.): Les Lieux de Mémoire, III: Les France. 1. Conflits et Partages, Paris 1992, S. 11-32. Das Konzept nehmen Etienne François und Hagen Schulze für Deutschland auf: Dies.: Einleitung, in: Etienne François, Hagen Schulze (Hg.): Deutsche Erinnerungsorte, Bd. 1, München, 4. Aufl. 2002, S. 11-24.

politische Kultur Italiens in der Nachkriegszeit bis zum Beginn der neunziger Jahre erfassen.

Der Aufsatz geht in drei Schritten vor: Im ersten wird eine knappe, holzschnittartige intellektuelle Biographie Croces<sup>2</sup> im Sinne eines *itinéraire intellectuelle* (Jean-François Sirinelli)<sup>3</sup> nachgezeichnet werden. Hierbei geht es nicht darum, eine vollständige Biographie Croces zu erzählen, das Augenmerk wird vielmehr alleine auf die politisch-gesellschaftlichen Sozialisationsinstanzen gelegt, die für Croces intellektuelle Entwicklung von Bedeutung waren. Hierbei muss berücksichtigt werden, dass Croce nicht nur als Individuum agierte, sondern einer Generation von Intellektuellen und Politikern angehörte, die durch die gleichen politischen Erfahrungen geprägt wurden. Trotz dieser gemeinsamen Prägung zogen sie aber nicht notwendigerweise die gleichen Schlüsse aus dem Erlebten, auch dies soll zumindest ansatzweise diskutiert werden. In einem zweiten Schritt wird nach Croces Interpretation des italienischen Faschismus gefragt. Diese entstand in Auseinandersetzung mit der italienischen Geschichte und der von Croce hieraus entwickelten Geschichtsphilosophie, die ebenfalls in ihren Grundzügen dargestellt werden soll. Schließlich wird in einem dritten Schritt zu erörtern sein, wie und warum die Gedanken Croces zum Faschismus nach 1945 eine so hohe Bedeutung in der italienischen Öffentlichkeit erlangen konnten. Was unterschied Croce von anderen italienischen Intellektuellen, worin bestand die Besonderheit seiner Interpretation des Faschismus?

- 2 Hans Manfred Bock: Der Intellektuelle und der Mandarin? Zur Rolle des Intellektuellen in Frankreich und Deutschland, in: Frankreich-Jahrbuch 1998, Opladen 1998, S. 35-51.
- 3 Jean-François Sirinelli: Le hasard ou la nécessité? Une histoire en chantier: l'Histoire des intellectuels, in: Vingtième Siècle. Revue d'histoire 9 (1986), S. 97-108; Ders. (Hg.): Générations intellectuelles. Effets d'âges et phénomène de génération dans le milieu intellectuel français, Paris 1987.

## Der intellektuelle Werdegang Benedetto Croces

Gemeinsam mit Giovanni Gentile und Antonio Gramsci gilt Benedetto Croce als einer der herausragenden Intellektuellen Italiens in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und als Begründer des italienischen Neoidealismus.<sup>4</sup> Wesentliche Bedeutung erlangte nicht nur seine Konzeption der Geschichtswissenschaft, sondern auch seine Literatur- und Kunstkritik. Geboren wurde er am 25. Februar 1866 in Pescasseroli in der Nähe von L'Aquila (Abruzzen). Entscheidend auch für den intellektuellen Werdegang Croces wurde, dass er seine Familie während eines Urlaubs in Casamicciola auf der Insel Ischia am 28. Juli 1883 durch die Folgen eines Erdbebens verlor.<sup>5</sup> Die Vormundschaft für den Siebzehnjährigen übernahm nun der Cousin seines Vaters, Silvio Spaventa, einer der führenden liberalen italienischen Politiker der Epoche. Croce wurde von Spaventa in Rom aufgenommen und schrieb sich bald als Student der Rechtswissenschaften an der dortigen Universität *La Sapienza* ein, die er allerdings kaum besuchte, statt dessen aber vor allem Eigenstudien in verschiedenen Bibliotheken betrieb. Durch die Gebrüder Spaventa wurde Croce in das rechtshegelianisch-liberale, der Tradition des italienischen *Risorgimento* in konservativ-liberaler Weise verpflichtete gesellschaftliche Milieu eingeführt, das für sein Denken ein Leben lang Bedeutung haben würde. Dieses Milieu hatte sein geistiges Zentrum in Croces Heimatstadt Neapel, das in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein wesentliches philosophisches Zentrum in Europa war.<sup>6</sup> Das neapolitanische Universitätsmilieu war in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch die Konfrontation zweier

4 P. Craveri, Karl Egon Lönne, G. Patrizi: Benedetto Croce, in: *Dizionario Biografico degli Italiani*, vol. 31, Roma 1985, S. 181-205.

5 Giuseppe Casale: *Benedetto Croce between Naples and Europe*, New York u.a. 1994, S. 11.

6 Ausführlich hierzu: Karl Egon Lönne: *Benedetto Croce als Kritiker seiner Zeit*, Tübingen 1967, S. 15-47.

philosophischer Weltanschauungen geprägt, die sich unversöhnlich gegenüber standen: Der Positivismus und der Idealismus. Ersterer fand Unterstützung vor allem in den naturwissenschaftlichen Disziplinen der Universität,<sup>7</sup> deren Vertreter wie Salvatore Tommasi, Arnaldo Cantani oder Luigi Palmieri sich im Kern auf Auguste Comte beriefen.<sup>8</sup> Sie strebten unter dem Einfluss des schubartigen technischen und naturwissenschaftlichen Erkenntnisfortschritts ihrer Epoche die Erklärung aller Realitätsbereiche mit Hilfe naturwissenschaftlichen Denkens an. Das galt auch für die Geschichtswissenschaft und die im Entstehen begriffene Soziologie, deren Kenntnisse nur für die Ableitung höherer Erkenntnisse genutzt werden könnten. Die Individualität historischer Persönlichkeiten oder Epochen waren diesem Denken fremd. Dem hielten die Idealisten um den Philosophen Bertrando Spaventa, dem Onkel Croces, das hegelianische Weltbild entgegen. Die Geschichte war hierin der einzige Ausdruck des objektiven Geistes, der sich in einem dialektischen Prozess zu sich selbst entwickelt. Der objektive Geist war der immanente Gott allen Seins, ihn zu erkennen war daher das Ziel des Studiums der Geschichte. Eine andere Konfliktlinie zwischen den italienischen Intellektuellen dieser Zeit resultierte aus den Grundpositionen des *Risorgimento*: Sie betraf die für die italienische Identität entscheidende Frage, welche geistige Position der neue Nationalstaat in Europa einnehmen sollte: Während die einen für einen engen Anschluss an Frankreich plädierten, von wo aus die revolutionären und modernen Ideen der Zeit stammten und welches folglich auch eine Vorreiterrolle in der romanischen Welt einnahm (die Tradition von Giuseppe Mazzini), plädierten andere für den Primat der Italiener auf der Basis der italienischen Kultur (Vincenzo Gio-

7 Vgl. Luigi Russo: Francesco de Sanctis e la Cultura Napoletana (1860-1885), Venezia 1928, S. 210-232.

8 Auguste Comte: Discours sur l'esprit positif, Hamburg 1956.

berti). Der neapolitanische Kreis hingegen wurde sehr stark vom deutschen kulturellen Einfluss, insbesondere der deutschen idealistischen Philosophie geprägt. Es ist dieser Kreis, in dem Croce seine intellektuelle Sozialisation erfährt, die für sein ganzes weiteres Denken, auch für seine Interpretation des Faschismus, von Bedeutung werden sollte.

1886 zog Croce nach Neapel, das fortan bis zu seinem Tod sein Lebensmittelpunkt bleiben sollte. Hier widmete er sich unter dem Einfluss von Antonio Labriola ausführlichen Marxismus-Studien, unternahm Bildungsreisen durch Europa. Entscheidend für seine Weltsicht blieb aber die Philosophie Hegels, die er keineswegs kritiklos übernahm, sondern insbesondere in Auseinandersetzung mit Karl Marx in entscheidenden Punkten weiterführte.<sup>9</sup> Gerade die Marxismus-Studien in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des 19. Jahrhunderts bestätigten Croce in seiner Interpretation der Geschichte und führen zu einer scharfen Ablehnung des historischen Materialismus und der mit diesem verbundenen Geschichtsphilosophie.<sup>10</sup> Auch das wird für seine spätere Interpretation insbesondere der Sowjetunion von Bedeutung werden.

Ab Januar 1903 publizierte Croce federführend zusammen mit Giovanni Gentile die Zeitschrift *La Critica*, die bis 1944 sein wichtigstes Publikationsorgan sein sollte.<sup>11</sup> So wie Croce war auch Gentile ein Schüler Bertrando Spaventas. Beide bemühten sich, die

9 Ciò che è vivo e ciò che è morto della filosofia di Hegel. Studio critico seguito da un saggio di bibliografia hegeliana, Bari 1907. Vgl. hierzu auch Lönne, a.a.O., S. 81-97. Zur ersten Marxismus-Kritik: Benedetto Croce: Sulla storiografia socialista. Il comunismo di Tommaso Campanella, in: Materialismo storico ed economia marxistica, Bari 1951, S. 177-217.

10 Vgl. Benedetto Croce: Sulla forma scientifica del materialismo storico, in: Materialismo storico ed economia marxistica, Bari 1951, S. 1-20. Wiederabgedruckt in: La Critica XXXVI (1938), S. 109ff. Ausführlich hierzu: Giuseppe Galasso: Croce e lo spirito del suo tempo, Milano 1990, S. 124-140.

11 La Critica. Rivista di filosofia, storia e letteratura, Vol. I-XLII. Diretta da Benedetto Croce, Bari 1903-1944.



italienische Kultur des frühen 19. Jahrhunderts mit der deutschen idealistischen Philosophie Kants und Hegels zu verbinden. Interessanterweise trennten sich die Wege der beiden Freunde zu Beginn der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts, als Gentile sich für die Unterstützung Mussolinis entschied und dann zum Vordenker des Faschismus aufstieg.<sup>12</sup> Mit dieser Zeitschrift, so erläuterte Croce in einem Brief an den deutschen Romanisten Karl Vossler, verfolge er zwei Ziele: „1) Articoli retrospettivi su ciò che si è fatto in Italia nel campo letterario, storico, critico filosofico, etc. negli ultimi quarant`anni, per preparare una storia filosofica e letteraria della nuova Italia; 2) articoli critici su libri della letteratura del giorno, italiana e straniera, ma solo sui libri significativi d`indirizzi buoni o cattivi. Come la rivista sarà scritta, almeno nei primi tempi, in massima parte da me, per darle un indirizzo determinato, io mi occuperò dei libri che mi interessano. Ci sono tante riviste *estensive*, che informano su tutti i libri del giorno, che credo sia bene tentarne una *intensiva*, che si occupi di pochi libri, ma in fondo.“<sup>13</sup>

Croce beanspruchte mit der Gründung dieser Zeitschrift, in das politische und literarische Leben Italiens einzugreifen, ihm „eine bestimmte Richtung“ zu geben. Entscheidend hierfür war die Bekanntschaft zu dem jungen Verleger aus Bari, Giovanni Laterza, der seine Vorstellungen teilte. Hier schuf sich Croce nun das Forum, in welchem er seine Ideen verbreiten und politische Stellungnahmen publizieren konnte. Diese Zeitschrift, so hat es auch Eugenio Garin gesehen, war wichtiger für die politische Wirkung Croces als sein direktes politisches Engagement in der Neapolitaner Lokalpolitik oder

12 Vgl. Genaro Sasso: Giovanni Gentile, in: Dizionario Biografico degli Italiani, vol. 53, Roma 1999, S. 196-212. Von Gentile stammt auch der von Mussolini gezeichnete programmatische Artikel „Fascismo“ in der Enciclopedia Italiana: Benito Mussolini: Fascismo, in: Enciclopedia Italiana di Scienze, Lettere ed Arti, vol. XIV, pubblicato nel 1932, Roma 1951, S. 847-884 (Neudruck der Ausg. von 1932).

13 Benedetto Croce an Karl Vossler, 28.7.1902. Carteggio Croce Vossler 1899-1949 a cura di Emanuele Cutinelli Rëndina, Neapel ohne Jahr, Nr. XXI, S. 34 (Hervorheb. i. Orig.).

später im Römischen Senat.<sup>14</sup> Mit *La Critica* kämpfte Croce, zu Beginn noch gemeinsam mit Giovanni Gentile, später alleine, für ein humanistisches, einiges Italien. Insgesamt stellte sich Croce damit endgültig in die konservativ-liberale Tradition des italienischen *Risorgimento*, die die nationale Eigenständigkeit des jungen Staates in kultureller und politischer Hinsicht betonte, zugleich aber auch seine Einbindung nach Europa anstrebte. In den folgenden Jahren entstanden auch die zentralen Werke Croces über Philosophie und Literaturkritik sowie eine *Einführung in die Ästhetik*, die auch weite Verbreitung an höheren Schulen fand.<sup>15</sup>

Als die Debatte um die Frage des italienischen Kriegseintritts 1914 die Intellektuellen des Landes spaltete, war Croce auf der Seite der Neutralisten, unterstützte die italienischen Kriegsziele nach dem Eintritt auf Seiten der Entente aber trotzdem, auch wenn dies zu vorübergehenden Irritationen mit seinem deutschen Freund Karl Vossler führte. Die überwiegende Mehrheit der italienischen Intellektuellen plädierte für den Eintritt des Landes in den Krieg, ihre Motive unterschieden sich jedoch erheblich.<sup>16</sup> Die nationalistisch orientierte Gruppe um Francesco Coppola und Alfredo Rocco sah im Krieg die Möglichkeit, die schon lange schwelenden Irredente, insbesondere gegen Österreich zu lösen. Hierzu gehörte Triest, aber auch die dalmatinische Küste.<sup>17</sup> Insgesamt erschien der Krieg dieser Gruppe als gewöhnliche Fortsetzung des Kampfes der Nationen um Macht und Einfluss. Ganz anders hingegen sahen die einflussreichen Futuristen um Filippo Tommaso Marinetti und Giovanni Papini um die Zeitschrift *Lacerba* das Kriegereignis. Für sie ver-

14 Vgl. Eugenio Garin: *Intellettuali del XX Secolo*, Roma 1974, S. 3f.

15 Benedetto Croce: *Estetica come Scienza dell'Espressione e Linguistica Generale*, Bari 1902.

16 Hierfür und für das folgende: Vgl. David Roberts: Croce and beyond. Italian Intellectuals and the First World War, in: *The International History Review* III (April 1981), S. 201-235.

17 Vgl. Francesco Coppola: *La Crisi Italiana MCMXIV-MCMXXV*, Roma 1916.

sprach der Weltkrieg die europäische Katharsis zu werden, ein reinigendes Feuer, welches die passatistische Welt des 19. Jahrhunderts wegfeigen würde. Eine dritte große Gruppe schließlich nahm die weitverbreiteten antideutschen und anti-militaristischen Strömungen auf. Hier versammelte sich um die Zeitschrift *Nuova Antologia* ein breites Spektrum von revolutionären Syndikalisten bis hin zu moderaten Demokraten. Sie interpretierten den Krieg als Auseinandersetzung der romanisch geprägten Welt mit dem preußisch-deutschen Militarismus. Ideologisch unterstützt wurde diese Denkrichtung beispielsweise von dem Historiker Guglielmo Ferrero, der in seinen Werken den scharfen Kontrast zwischen der lateinischen und der deutschen Kultur zu beweisen versuchte. Insbesondere Croce und seine Bewunderung für die deutsche idealistische Philosophie sah Ferrero als seinen intellektuellen Widerpart in Italien. Der Krieg wurde aus dieser Perspektive nicht nur zwischen den Staaten ausgetragen, sondern auch zwischen den Kulturen.

Croce stand quer zu allen diesen Interpretationen. Grundsätzlich war er gegen eine italienische Intervention in den Krieg gewesen, gleich auf welcher Seite. Nach der italienischen Kriegserklärung an Österreich-Ungarn unterstützte er sein Land, allerdings eher indirekt, indem er keine offene Kritik mehr äußerte. Grundsätzlich blieb er gegen den Krieg eingestellt, er sah den militärischen Konflikt und die durch diesen ausgelösten irrationalen politischen Reaktionen als Elemente der Zerstörung für die Kultur. Seine Zeitschrift *La Critica* publizierte auch in den Jahren 1914 und 1915 keine Artikel mit unmittelbar politischem Inhalt, sondern widmete sich der Kultur- und Kunstkritik. Die Politik, so sah es Croce, sollte die Kultur nicht vergiften, er wollte mit seiner Zeitschrift die Kultur vor dem schädlichen Einfluss der Politik schützen. Kunst und Wissenschaft, so schrieb er, waren zwei Formen, in denen der menschliche

Geist sich fortentwickle, sie stünden daher über den politischen Auseinandersetzungen des Alltags.<sup>18</sup>

Nach dem Krieg wurde Croce für kurze Zeit Erziehungsminister in der letzten Regierung von Giovanni Giolitti, legte aber nach der Ernennung Benito Mussolinis zum Ministerpräsidenten alle politischen Ämter nieder. Dieser Schritt entsprang zu diesem Zeitpunkt weniger einer grundsätzlichen Opposition gegen den Faschismus als vielmehr einer skeptisch-toleranten Einstellung gegenüber der neuen Regierung. Erst nach der Matteotti-Krise im Juni 1924 vollzog er die Wende zur Opposition gegen das sich jetzt stabilisierende faschistische Regime. Croce wurde in den dreißiger und vierziger Jahren zum wichtigsten intellektuellen Gegner des faschistischen Regimes, in dieser Zeit entstanden auch seine beiden wichtigsten historischen Werke, die *Storia d'Italia* und die *Storia d'Europa nell' secolo decimonono* (1932). Letztere widmete er dem deutschen Schriftsteller Thomas Mann, mit dem er ebenso Kontakt hatte wie mit zahlreichen anderen antifaschistischen Intellektuellen in ganz Europa. Sein unermüdlicher publizistischer Kampf gegen das Regime Mussolinis machte Croce im Nachkriegsitalien zu einer hohen moralischen Autorität, er wurde im Range eines Ministers in das erste demokratische Nachkriegskabinett von Ivanoe Bonomi berufen und war auch Abgeordneter in der verfassungsgebenden Versammlung. Zugleich war er für kurze Zeit noch Vorsitzender der liberalen Partei in Italien. Benedetto Croce starb am 20. November 1952 in Neapel im Alter von 86 Jahren.

Insgesamt war Croce der führende Vertreter jener Generation italienischer Intellektueller, die in der rechtshegelianischen Tradition des italienischen *Risorgimento* nach dem Höhepunkt dieser Bewegung in der Vollendung der italienischen Nationalstaatsgründung 1871 sozialisiert wurde, zugleich aber auch den Niedergang

18 Casale, a.a.O., S. 74.

und die Krise des liberalen Systems nach dem Ersten Weltkrieg erleben musste. So wie Camillo di Cavour war er überzeugt davon, dass Italien aufgrund seiner politischen und kulturellen Größe einen Platz unter den großen europäischen Kulturnationen erkämpfen und behaupten müsse. Im Gegensatz zur auf Giuseppe Mazzini zurückgehenden linksrepublikanischen Tradition des *Risorgimento* und der liberal-katholischen Denkweise Vincenzo Giobertis lehnte er aber einen Führungsanspruch Italiens in Europa ab.

### Der Bruch mit dem Faschismus: Il Manifesto degli Intellettuali antifascisti

Dies wird nicht zuletzt deutlich in der Auseinandersetzung Croces mit dem italienischen Faschismus. Croce war, wie bereits erwähnt, nicht von Beginn an in der Opposition gegen Mussolini. Im Gegenteil, er begrüßte seine Ernennung zum Ministerpräsidenten, auch wenn er von der militärisch-martialischen Selbstdarstellung abgestoßen wurde. Entscheidend aber war für ihn, dass die chaotische innenpolitische Lage Italiens nach dem Ersten Weltkrieg mit Hilfe einer autoritären Regierung überwunden werden könnte. Der Faschismus, so erläuterte Croce in einem Interview mit der Zeitung *Giornale d'Italia*,<sup>19</sup> könne keine neue Staatsform schaffen. Der Faschismus wurde von Croce als eine Brücke gesehen zwischen dem aus dem *Risorgimento* hervorgegangenen liberalen Nationalstaat und einer wie auch immer gearteten Fortsetzung. Mussolini kam aus dieser Sicht nur die Aufgabe einer vorübergehenden Stabilisierung des Staates zu, danach würden sich die liberalen Kräfte des *Risorgimento* wieder durchsetzen. In dieser Überzeugung votierte Croce im Senat auch für die Acerbo-Wahlgesetze vom 14. November 1923, die dadurch, dass sie der Partei, welche auf nationaler Ebene

19 Vgl. Benedetto Croce: Liberalismo e fascismo, in: *Pagine Sparse*, vol. 2, Bari 1960, S. 475-478.

eine relative Mehrheit von 25% der Stimmen erreichte, zwei Drittel der Parlamentssitze sicherten, das faschistische Regime entscheidend stabilisierten. Die Toleranz Croces gegenüber dem Faschismus war also begründet in der Auffassung, dass dieser nicht die Substanz habe, die Tradition des liberalen Italien zu brechen und abzulösen. Hier hinter stand die Auffassung, dass die italienische Geschichte unaufhaltbar vorangetrieben wurde vom Geist des liberalen *Risorgimento*, der gegen alle Anfechtungen erhaben über den Zufälligkeiten der einzelnen Ereignisse steht, dass selbst ein autoritäres Regime allenfalls für kurze Zeit die italienische Geschichte bestimmen konnte.

Der Mord an dem sozialistischen Abgeordneten Giacomo Matteotti durch faschistische Schlägertrupps am 10. Juni 1924, für den Mussolini ein halbes Jahr später öffentlich die Verantwortung übernahm, indem er in pathetischer Rede ankündigte, dass von nun an alle Gegner des Faschismus unbarmherzig bekämpft werden würden, leitete bei Benedetto Croce einen scharfen Kurswechsel gegenüber dem faschistischen Regime ein. Vor allem durch die nun von Mussolini vollzogene Hinwendung zur offenen Diktatur, die Ausschaltung der politischen Opposition, die Zensur der Presse und der Ausbau von Miliz und Polizei zu Instrumenten staatlichen Terrors machten Croce zu einem unerbittlichen Gegner des Faschismus. Diese Wende wurde erstmals deutlich in dem von ihm selbst verfassten, schließlich von 169 Intellektuellen unterschriebenen antifaschistischen Manifest, das am 1. März 1925 in der von Giovanni Amendola herausgegebenen Zeitschrift *Il Mondo* und im gleichen Jahr auch in *La Critica* erschien.<sup>20</sup> Es war die Reaktion auf das zuvor von faschistischen Intellektuellen unter der Leitung von Giovanni Gentile verfassten Manifestes an die Intellektuellen der Welt. Das von Croce nun entworfene Gegenmanifest markierte den Bruch

20 Il Manifesto degli intellettuali antifascisti, in: *La Critica* XXIII (1925), S. 310-312.

zwischen den ehemaligen Verbündeten. Die italienischen Intellektuellen, so begann Croce, hätten die moralische Verpflichtung mit den ihnen zur Verfügung stehenden Mitteln der Kunst und der Literatur als Vertreter einer höheren geistigen Sphäre gegen die aktuellen Zustände in Italien zu kämpfen. „[...] contaminare politica e letteratura, politica e scienza, è un errore, che, quando poi si faccia, come in questo caso, per patrocinare deplorevoli violenze e prepotenze e la soppressione della libertà di stampa, non può dirsi neppure un errore generoso.“<sup>21</sup> Erneut wird hier wie schon im Ersten Weltkrieg das Bestreben Croces deutlich, die Kultur von politischen Einflüssen frei zu halten. Indem das faschistische Regime die Pressefreiheit einschränkte, griff es massiv in die Meinungsfreiheit des Landes und damit in die Kultur ein. Damit habe der Faschismus, obwohl er das Gegenteil behauptete, die italienische Tradition politischen Denkens verlassen, die durch das *Risorgimento* vorgegeben sei. Hier wird zum ersten Mal bei Croce der für seine späteren Interpretationen des Faschismus bedeutsame Gedanke angedeutet, dass der Faschismus nicht Bestandteil der italienischen Geschichte sei, die von der Tradition des *Risorgimento* vorgegeben worden war. Die wahren Intellektuellen, so meinte Croce, waren die geistigen Träger dieser Tradition, Vertreter einer Geistesströmung, die Croce in seinem Manifest zum ersten Mal als „Religion“ bezeichnete. Croce polemisierte nun scharf gegen diesen Gebrauch des Begriffes der Religion im Manifest der faschistischen Intellektuellen, der Glaube könne, so argumentierte er, nicht auf Hass und Tod basieren. Was hier in gewiss pathetischer Weise beschworen wurde, war das Bild einer über den Einzelereignissen stehenden, allem Geschehen zu Grunde liegenden geistigen Kraft, die für Croce tatsächlich die Geschichte ausmachte. Der Faschismus war nach den Ereignissen der Jahre 1924/25 nicht mehr mit den Grund-

21 Ebd., S. 310.

prinzipien dieser geistigen Kraft des *Risorgimento* vereinbar, deren Charakteristika der Glaube an die Wahrheit und Gerechtigkeit, an Menschlichkeit und staatsbürgerliches Empfinden sowie die Freiheit als Sinn und Ziel menschlicher Existenz war. Der Faschismus, so schrieb Croce weiter, habe die Tradition des *Risorgimento* zerstört und korrumpiert, außerhalb dieser Tradition aber könne es keine italienische Geschichte geben. Aus diesem Grunde erklärte er sich nun zum Gegner des faschistischen Regimes, welches er vorübergehend als notwendiges Instrument gegen den drohenden Anarchismus toleriert hatte.

Das antifaschistische Manifest machte Croce schnell zu einem der prominentesten Vertreter des intellektuellen Widerstandes in Italien. Mussolini selbst erklärte trotzig in aller Öffentlichkeit, dass er die Schriften Croces nicht gelesen habe und dies auch nicht tun werde, hob den Neapolitaner Philosophen aber gerade hierdurch in besonderer Weise hervor.<sup>22</sup> Faschistische Schlägertrupps zerstörten Croces Wohnung und bedrohten ihn. Seine Einführung in die Ästhetik, die zu den Standardwerken des Philosophieunterrichtes an höheren Schulen gezählt hatte, wurde verboten. Er dachte gleichwohl nicht an Emigration, weil er auch diese als Verrat an den Idealen des *Risorgimento* empfunden hätte. Mit dem Manifest der antifaschistischen Intellektuellen war das für die folgenden Jahre gültige Grundmuster von Croces Faschismus-Deutung gegeben, welches nun weiter differenziert und ausgebaut wurde. Die anarchischen Zustände in Italien unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg, so sah es Croce nun, ließen den Faschismus als eine vorübergehende wohltätige Krise erscheinen. Nun aber habe diese Krise zu einer Krankheit geführt, die es zu überwinden gelte.

22 Benedetto Croce: Una risposta all'on presidente del consiglio, in: *La Critica* XXIII (1925), S. 313.



## Croces Geschichtswerke als Instrumente des Widerstandes gegen den Faschismus

Entscheidende Bedeutung für Croces Auseinandersetzung mit dem Faschismus erlangte nun seine Geschichtsschreibung. In den Jahren zwischen 1925 und 1941 entstanden nicht weniger als sechs größere historische Werke: Eine Geschichte des Königreichs Neapel (1925),<sup>23</sup> eine Geschichte Italiens von 1871-1915 (1928),<sup>24</sup> eine Geschichte Italiens im Zeitalter des Barock (1929),<sup>25</sup> die Geschichte Europas im 19. Jahrhundert (1932)<sup>26</sup> sowie zwei geschichtstheoretische Bücher über *Die Geschichte als Gedanke und Tat* (1938)<sup>27</sup> und *Il carattere della filosofia moderna* (1941).<sup>28</sup> Vor allem die Geschichte Europas im 19. Jahrhundert erlangte große Beachtung, sie wurde in alle bedeutenden Sprachen der Welt übersetzt und hatte erhebliche Bedeutung für die historiographische Debatte in Italien. Obwohl das Werk vom 19. Jahrhundert handelt und mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs endet, ist es zugleich auch ein Buch über den italienischen Faschismus und in gewisser Weise das geschichtstheoretische Hauptwerk Croces. Hierin entwickelt er zum ersten Mal systematisch jene Geschichtstheorie, die sich im Manifest der antifaschistischen Intellektuellen bereits angedeutet hatte.

Dem Werk ist ein kurzes Kapitel vorangestellt, welches Croce mit „Die Religion der Freiheit“ überschrieb, in welchem er den Gedanken entwickelt, dass die Geschichte nichts anderes sei als die Geschichte der Freiheit. Die Geschichte Europas sei die Geschichte des Freiheitsgedankens, der sich seit der Antike bis ins 19. Jahrhun-

23 Benedetto Croce: Storia del regno di Napoli, 5. Aufl., Bari 1958.

24 Benedetto Croce: Storia d'Italia dal 1871 al 1915, 12. Aufl., Bari 1959. Vgl. hierzu Gennaro Sasso: La Storia d'Italia quarant'anni dopo, Napoli 1979.

25 Benedetto Croce: Storia dell'età barocca in Italia. Pensiero – poesia e letteratura – vita morale, 4. Aufl., Bari 1957.

26 Benedetto Croce: Storia d'Europa nel secolo decimonono, 4. Aufl., Bari 1981.

27 Benedetto Croce: La storia come pensiero e come azione, 6. Aufl., Bari 1954.

28 Benedetto Croce: Il carattere della filosofia moderna, 2. Aufl., Bari 1945.

dert in unterschiedlicher Weise geäußert habe.<sup>29</sup> Croce fasst hier die Geschichte Europas im 19. Jahrhundert in ein idealistisches Gesamtkonzept ein. Geschichte wird so zur Meistererzählung davon, wie der Geist der Freiheit sich im Bewusstsein der Menschen durchsetzt, wie er sich gegen immer wiederkehrende Widerstände behauptet, um schließlich doch zur Realität zu werden. Der sich selbst bewusst werdende Geist der Freiheit wurde damit zur Substanz und zum Ziel von Geschichte überhaupt. Doch er schilderte auch die der Freiheit feindlichen, die, wie er es nannte, „gegnerischen Religionen“. Dies war zum einen der Katholizismus, der für Croce das „Urbild und Vorbild aller übrigen Gegner des freiheitlichen Gedankens“<sup>30</sup> war. Entgegen dem Liberalismus, der den Sinn des Lebens in diesem selbst sehe, verlagere der Katholizismus den Sinn des Lebens ins Jenseits und erkläre die diesseitige Existenz zur bloßen Vorbereitung auf das Eigentliche. Jenseits dieser religiös-philosophischen Begründung spielte für Croce aber zweifellos auch der Konflikt zwischen dem italienischen Nationalstaat und dem Kirchenstaat, dessen Legitimation er nicht anerkannte, eine wesentliche Rolle. In diesem Konflikt hatte sich der Nationalstaat 1871 durchgesetzt, was Croce folgendermaßen kommentiert: „Die Geschichte, die nichts anderes ist als die Geschichte der Freiheit, hat sich stärker erwiesen als die kirchliche Lehre und ihr Programm, hat sie geschlagen und in Widersprüche mit den Tatsachen und mit sich selbst getrieben.“<sup>31</sup>

Die zweite der Freiheit entgegengesetzte Religion, so Croce, sei der Absolutismus. In seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts wurde der Spätabsolutismus von Metternich repräsentiert, der ein außen- und innenpolitisch wirksames System zur Abwehr liberaler Gedan-

29 Vgl. Croce: *Storia d'Europa*, a.a.O., S. 9.

30 „la più diretta e logica negazione dell'idea liberale“, ebd., S. 22.

31 „La storia, che è storia della libertà, si comprova più forte di quella sua dottrina o di quel programma, e lo sconfigge e lo sforza a contraddirsi nel campe dei fatti.“ Ebd., S. 23.

ken errichtete, das in Italien durch das *Risorgimento* überwunden worden sei. Der dritte Gegner der Religion des Liberalismus sei der Kommunismus, und zwar, wie Croce argumentierte, wegen der Unverträglichkeit von Spiritualismus und Materialismus. Der Grundgedanke des Kommunismus sei die Auffassung von der Wirtschaft als Fundament aller anderen Lebensformen, die nichts als Derivate dieses Grundprinzips seien. „Im lebendigen System des Geistes erhebt sich die wirtschaftliche Tätigkeit aus den anderen Tätigkeitsformen und mündet in sie zurück und ist in diesem Zusammenhang zweifellos auch eine geistige Tätigkeit – reißt man sie aber heraus, isoliert man sie und macht sie zur Grundlage von allem, so erstarrt sie zur Materie, und auf diesem trockenen Steinboden kann keine Moral, keine Religion, keine Poesie, keine Philosophie, ja nicht einmal die Wirtschaft mehr wachsen und blühen, denn auch sie braucht warmes Leben, behenden Verstand und Leidenschaft.“<sup>32</sup> Die letzte gegnerische Religion in Konkurrenz zur Freiheit ist für Croce die Demokratie. Auch wenn der Liberalismus oftmals Bereitschaft zur Kooperation mit diesem Konzept gezeigt habe, seien beide wesensverschieden: „Das politische Ideal der Demokraten fußte auf einer Vergötterung der Quantität, Mechanik, rechnenden Vernunft oder der Natur, auf dem Glauben des 18. Jahrhunderts, das liberale Ideal auf einer Religion der Qualität, Tätigkeit und Geistigkeit, das heißt auf dem Glauben des beginnenden 19. Jahrhunderts. [...] In der aktiven Politik hatte sich der Liberalismus völlig losgesagt von den Demokraten, denn diese betrieben in ihrer extremsten Richtung als Jakobiner wütend und blind ihr abstraktes Programm, zerschnitten das lebendige Gewebe des sozialen Organismus und verwechselten obendrein das Volk mit einem Teil, ja mit dem Gebaren des Volkes, und zwar dem unkultiviertesten, mit

32 Ebd., S. 37 (Übersetzung von G.T.).

der lärmenden, ungeordneten gärenden Masse.“<sup>33</sup> Auch diese gegnerischen Religionen, wie Croce sie nannte, hatten aber ihren Zweck im Gesamtentwurf: Sie zwangen den Liberalismus in einem dialektischen Prozess, sich immer neu zu definieren, neu zu formieren und auf diese Weise sein geschichtsmächtiges Werk fortzusetzen.

Diese offenkundig von Hegels Geschichtsphilosophie inspirierte Konzeption der Geschichte war natürlich nicht grundsätzlich neu. Geschichtsphilosophie verstanden als universale Sinndeutung des Geschehens gibt es seit den frühen christlichen Denkern.<sup>34</sup> Alle diese Konzeptionen basieren auf drei Kernaussagen. Erstens: Die Weltgeschichte verläuft zielgerichtet. Sie ist kein ewiger Kreislauf, wie die vorplatonische Antike dachte, sondern Geschichte hat einen Anfang und ein Ende. Die Realisierung des Ziels ist damit auch der Sinn der Weltgeschichte. Zweitens: Es gibt einen Motor der Geschichte, also etwas, das den Prozess notwendigerweise seinem Ziel entgegentreibt. Bei Croce ist dies der menschliche Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit, das Bestreben nach Selbstbestimmung, sei es das der Nationen oder der Individuen. Aus diesem Grunde konnte Croce in der Einleitung seiner Geschichte Europas im 19. Jahrhundert auch das Streben nach Freiheit als sittliches Handeln bezeichnen. Sittliches, d.h. moralisches Handeln wird dadurch moralisch, dass es geschichtlich notwendig ist; sittliches Handeln ist der Motor der Geschichte schlechthin. Und auch die Gegner der Freiheit, die sich dem Prozess entgegenstellen, erhalten hier ihren Sinn: Sie spornen die nach Freiheit kämpfenden Menschen immer wieder an und verhelfen damit dem Prinzip zum Durchbruch. Es ist das Konzept der Dialektik, welches Croce von Hegel übernimmt. Drittens: Es gibt ein – zumindest ideelles – Ziel der Geschichte, einen Zustand, den der sich selbst bewusst werdende Geist der Freiheit

33 Ebd., S. 32 (Übersetzung von G.T.).

34 Vgl. Karl Löwith: *Weltgeschichte und Heilsgeschehen*, Stuttgart 2004 (1. Aufl. 1953).

anstrebt. Dieser jedoch bleibt bei Croce unbestimmt. Er beschreibt das Ziel der Geschichte als „neues Menschheitsbewusstsein“, als „eine erweiterte und erhellte Ansicht des Lebens.“

Dieser universalhistorisch-metaphysische Entwurf der Geschichte der Freiheit hat wesentliche Konsequenzen für den Begriff der Geschichte selbst: Geschichte sind nur diejenigen Ereignisse in der unendlichen Fülle vergangenen Geschehens, die zur Realisierung des Prinzips der Freiheit beitragen. Alles übrige Geschehen ist sinnlos, überflüssig und zufällig, weil für die Freiheit und ihre Durchsetzung irrelevant. Dieser sehr reduktionistische Geschichtsbegriff steht in scharfem Kontrast zu jenem der deutschen (vor allem von Leopold von Ranke repräsentierten) historistischen Tradition, demgemäß jede Epoche und jedes Ereignis seinen eigenen historischen Wert und seine individuelle Bedeutung haben. Croces Entwurf ist in diesem Punkt vielmehr der „monumentalischen Geschichte“ Friedrich Nietzsches verwandt, der die Bedeutung historischer Ereignisse ausschließlich in ihrer Wirkung auf die Gegenwart sah.<sup>35</sup>

Hinzu kommt noch ein weiterer Aspekt, der für die Geschichtsschreibung von Bedeutung ist: Menschen, Ereignisse und die von diesen hinterlassenen Quellen werden nur hinsichtlich der Funktion betrachtet, die sie für den unterstellten Gesamtprozess haben. Das wird deutlich an dem berühmten Zitat Hegels, der Napoleon in Jena einreiten sah, und diesen nicht als französischen Kaiser oder Eroberer Preußens betrachtete, sondern als den „Weltgeist zu Pferde“. Napoleon hatte im Hegelschen Konzept eine genau beschriebene Funktion, nämlich den Weltgeist im Prozess seiner Selbstbewusstwerdung voranzubringen. Bei Croce ist der Geschichtsbegriff ähnlich konstruiert: Personen und Ereignisse werden

35 Vgl. Friedrich Nietzsche: Vom Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben. Zweite unzeitgemäße Betrachtung, in: Giorgio Coli, Mazzino Montinari (Hg.): Friedrich Nietzsche. Kritische Studienausgabe, 2. Aufl., München 1988, S. 259ff.

nur dann als geschichtlich anerkannt, wenn sie eine Funktion für den dem Einzelnen übergeordneten Gesamtprozess haben, also das Prinzip der Freiheit. Die von Croce vorgenommene Sinnkonstruktion bestimmt damit den Begriff der Geschichte.

Schließlich sei noch auf eine letzte Konsequenz dieser Konstruktion von Geschichte hingewiesen, die Croce als *Storia Contemporanea*, also als Zeitgeschichte bezeichnet. Dieser Begriff der Zeitgeschichte hat nichts zu tun mit dem von Hans Rothfels im deutschen Sprachraum geprägten Begriff. Croce definierte *Storia Contemporanea* folgendermaßen: „Das praktische Bedürfnis, auf das sich jedes geschichtliche Urteil gründet, verleiht der Geschichte die Eigenschaft *Storia Contemporanea* zu sein, weil sie in Wirklichkeit – wie fern auch chronologisch die Tatsachen in der tiefsten Vergangenheit ruhen mögen – immer auf ein gegenwärtiges Bedürfnis, eine gegenwärtige Lage bezogen ist, in der die Tatsachen mitschwingen.“<sup>36</sup> Geschichte diene also Croce immer auch als Legitimation für sein Handeln in der Gegenwart, und daher konnte er sie als *Storia Contemporanea* bezeichnen. Geschichte wurde damit ein Instrument zur Rechtfertigung der eigenen Gegenwart.

Insgesamt entwickelte Benedetto Croce in den Jahren zwischen 1925 und 1943 eine Geschichtsphilosophie, die die Vergangenheit als Geschichte der Durchsetzung des Prinzips der Freiheit deutet. Damit lieferte er implizit, aber sehr bewusst, eine Deutung des Faschismus in Italien, war dieser doch gerade nicht mit den Prinzipien der Freiheit, so wie sie Croce definierte, vereinbar. Im Gegenteil, sein Konzept war vielmehr der Gegenentwurf zum Faschismus, ja mehr noch, er entzog dem Faschismus alle Legitimation, indem er ihn aus seinem Begriff von Geschichte ausklammerte. Wenn man

36 Benedetto Croce: *Die Geschichte als Gedanke und Tat*, Bern 1938, zit. nach: Lutz Klinkhammer: *Novecento statt Storia contemporanea?*, in: Alexander Nützenadel, Wolfgang Schieder (Hg.): *Zeitgeschichte als Problem. Nationale Traditionen und Perspektiven der Forschung in Europa*, Göttingen 2004, S. 107-127, hier S. 110.

mit Croce die Geschichte als den Weg der Durchsetzung des Prinzips der Freiheit in der Welt versteht, dann bedeutet das für die italienische Geschichte, dass diese seit der Französischen Revolution geprägt wurde vom *Risorgimento* und dem liberalen Nationalstaat. Der Faschismus fiel aus diesem Begriff heraus, er war, wie Croce selbst formulierte, nicht mehr als eine Parenthese in der italienischen Geschichte, ein für die Entwicklung der Freiheit irrelevantes Zwischenspiel.<sup>37</sup> Der Faschismus war aus dieser Sicht nicht Bestandteil der italienischen Geschichte. Die Geschichtsschreibung Croces war also zu einem wesentlichen Teil ein Produkt seiner Auseinandersetzung mit dem Faschismus, den er, der Geschichte verpflichtet, bekämpfen musste. Folgerichtig endete seine Geschichte Europas im 19. Jahrhundert auch mit einem Aufruf an seine Leser: „Arbeitet nach der Linie, die euch hier vorgezeichnet ist, arbeitet daran unter Einsatz eurer ganzen Persönlichkeit und auch in der kleinsten eurer Handlungen, lasst keinen Tag und keine Stunde vergehen! Und vertraut auf eine göttliche Fügung, die mehr davon versteht als wir Menschen, die mit uns, in uns und über uns waltet.“ Das sind Worte, wie wir sie in unserer Jugend gehört und in unserem christlichen Leben ausgesprochen haben; mit vielen ähnlichen Aussprüchen gehören sie der ‚Religion der Freiheit‘ an.“<sup>38</sup> Das war unter den Bedingungen in Italien des Jahres 1931 ein Aufruf zum Widerstand, der legitimiert wurde durch die Geschichte selbst, so wie Benedetto Croce sie entworfen hatte. Und damit wird noch einmal deutlich, was Croce als *Storia Contemporanea* bezeichnete: Sie war zeitgenössische Geschichte insofern, als sie dem gegenwärtig Handelnden als Rechtfertigung diente; die Gegenwart erhielt ihre Legitimation durch die Geschichte. Der Faschismus aber hatte in

37 Giuseppe Galasso: Croce, la crisi europea e il fascismo, in: Nuova Storia Contemporanea VIII (2004), Nr. 5, S. 5-20.

38 Croce: Storia d'Europa, a.a.O., S. 316 (Übersetzung von G.T.).

der Geschichte der Freiheit keinen Platz, und deswegen hatte er keine Legitimität.

### Croces Bedeutung in der italienischen Auseinandersetzung mit dem Faschismus nach 1945

Unter diesen Umständen war es kaum verwunderlich, dass Croce nach dem Zusammenbruch des faschistischen Regimes 1943 und in der Gründungsphase der italienischen Republik nach 1945 zu einem der wichtigsten intellektuellen Bezugspunkte der öffentlichen Diskussion wurde. Sein unnachgiebiger Widerstand gegen das Regime Mussolinis verlieh ihm nun eine moralische Autorität, er wurde zu einem der wichtigsten Repräsentanten des nichtfaschistischen Italien und der liberalen Tradition des Landes. 1946 trug man ihm das Amt des Staatspräsidenten an, das er ablehnte, er wurde Mitglied der verfassungsgebenden Versammlung und für kurze Zeit bis November 1947 Vorsitzender der liberalen Partei. Der wichtigste Grund für diese öffentliche Verehrung war, dass Croce – wohl mehr unbewusst als absichtlich – den Gründungsmythos der italienischen Republik nach dem Zweiten Weltkrieg unterstützte. In gewisser Analogie zu Frankreich, aber im Gegensatz etwa zur Situation in Deutschland, entstand in Italien nach dem Zweiten Weltkrieg der Mythos, dass nun die wahre Geschichte Italiens, die des *Risorgimento* und des liberalen Nationalstaates, wieder aufgenommen werde, die Jahre des Faschismus, immerhin von 1922 bis 1943, hingegen ein ungerechtfertigtes Zwischenspiel waren. Die italienische Politik und die Gesellschaft der Nachkriegszeit definierte sich vor allem über ihre Bedeutung für den Widerstand gegen Faschismus und Nationalsozialismus, es entstand der Mythos der *Resistenza*.<sup>39</sup> Diese wurde zum *secondo risorgimento* stilisiert, zur Selbst-

39 Hierzu Lutz Klinkhammer: Der *Resistenza*-Mythos und Italiens faschistische Vergangenheit, in: Holger Afflerbach, Christoph Cornelissen (Hg.): *Sieger und Besiegte*.



befreiung Italiens vom Regime Mussolinis und der nationalsozialistischen Besatzung. Der berühmte Kirchenhistoriker und Chefredakteur der Tageszeitung *La Stampa*, Luigi Salvatorelli, bezeichnete den Faschismus als „*Anti-Risorgimento*“, um zu verdeutlichen, dass dieser nicht zur eigentlichen italienischen Geschichte gehörte.<sup>40</sup> Diese wurde nun vielmehr durch die *Resistenza* repräsentiert: Schon im Herbst 1945 wurde in Turin eine Ausstellung eröffnet, die unter dem französischen Titel „L'unique front dans l'unique bataille“ später auch in verschiedenen französischen Städten zu sehen war und die Widerstandsbewegungen beider Länder, Frankreichs und Italiens, als von gemeinsamen Zielen beherrscht darstellte. Im lebensbedrohlichen Abwehrkampf, so der Tenor der Präsentation, hätten sich die beiden Länder von der Herrschaft der deutschen Wehrmacht befreit.<sup>41</sup> 1945 drehte Roberto Rossellini den berühmten Film *Roma, Città aperta*, in dem gezeigt wird, dass der bewaffnete Widerstand gemeinsam mit allen Schichten des Volkes, Christdemokraten und Kommunisten, die Befreiung des Landes erkämpft hätte. Insgesamt entstand in jener Zeit eine kanonisierte Deutung des Widerstandes, die bis in die achtziger Jahre hinein zum wichtigsten Gründungsmythos der „Ersten Republik“ gehörte: Italien habe sich selbst vom Faschismus befreit, die *Resistenza* sei ein zweites *Risorgimento* gewesen, das folgerichtig zur Gründung des neuen Nationalstaates geführt habe. Die *Repubblica di Salò* und ihre Protagonisten hingegen wurden weitgehend aus der italienischen Geschichte ausgeklammert und marginalisiert.

Damit soll freilich nicht behauptet werden, dass die *Resistenza* insgesamt ein Mythos war, im Gegenteil, zwischen 1943 und 1945

Materielle und ideelle Neuorientierungen nach 1945, Tübingen u.a. 1997, S. 119-140; Pierluca Azzaro: Italien. Der Kampf der Erinnerungen, in: Monika Flacke (Hg.): Mythen der Nationen: 1945 - Arena der Erinnerungen, Bd.1, Berlin 2004, S. 343-372.

40 Vgl. Luigi Salvatorelli: *Pensiero e Azione del Risorgimento*, Torino 1943.

41 Azzaro, a.a.O., S. 346.

war in Italien ein Widerstandspotential vorhanden, das sich nicht nur in erheblichem militärischen Widerstand vor allem im Norden des Landes entlud, sondern auch in zahllosen zivilen Protestformen, einer umfangreichen illegalen Presse, Sabotageakten und vor allem dem größten Proteststreik gegen die nationalsozialistische Besatzung in Europa insgesamt (März 1944).<sup>42</sup> Es war tatsächlich so, dass einige der großen oberitalienischen Städte am 25. April 1945 von Partisanen unter dem großen Jubel der Bevölkerung befreit wurden. Es verfestigte sich allerdings ungerechtfertigterweise der Eindruck, dies sei aus eigener Kraft geschehen. Viel bedeutender als die Kampfkraft der Partisanen allerdings waren die von Süden vorrückenden alliierten Truppen, die die Wehrmacht zum Rückzug zwangen. „Gerade diese militärischen Ereignisse wurden in der Nachkriegszeit in vielfacher Form erinnert und in ihrer Bedeutung übersteigert. Dass sich die Partisanenbewegung im Laufe der Besatzungszeit erst langsam aus kleinen Anfängen heraus entwickelte, dass es sich bei vielen Partisanen anfänglich um Wehr- oder Arbeitsdienstverweigerer handelte, dass sich ein Großteil der Einberufenen versteckte und auf das baldige Kriegsende hoffte, all dies wurde hinter den Zahlen der Aufständischen vom April 1945 allzuleicht vergessen.“<sup>43</sup> Was blieb, war der Eindruck, dass sich Italien selbst vom Faschismus befreit habe, ja mehr noch, dass das eigentliche Italien mit dem Faschismus gar nichts zu tun hatte, sondern in der *Resistenza* überlebte, an die es nun, nach dem Krieg, anzuknüpfen gelte. Selbst die Neofaschisten des *MSI* bemächtigten sich dieses Mythos' und trieben ihn gewissermaßen auf die Spitze, indem sie behaupteten, dass auch Mussolini, der von 1943 bis 1945 Staatsoberhaupt der *Repubblica Sociale Italiana* (einer Marionettenregierung von Hitlers

42 Vgl. Klinkhammer: Der *Resistenza*-Mythos, a.a.O., S. 123f.; ders.: Zwischen Bündnis und Besatzung. Das nationalsozialistische Deutschland und die Republik von Salò 1943-1945, Tübingen 1993.

43 Klinkhammer: Der *Resistenza*-Mythos, a.a.O., S. 126.

Gnaden) war, diese geführt habe, um die schlimmsten Konsequenzen der deutschen Besatzung ab 1943 zu mildern. Mussolini selbst wurde damit in einen Widerstandskämpfer verwandelt, die Einheit der Nation durch den vermeintlichen Widerstand gegen den Nationalsozialismus wieder hergestellt und die Jahre des Faschismus ausgeklammert. Die politische Kultur Italiens der Nachkriegszeit wurde bis in die achtziger Jahre hinein von dieser kanonisierten Deutung des Widerstandes geprägt. Die Besatzungs- und Kollaborationsjahre wurden primär unter dem Oberbegriff der *Guerra di liberazione nazionale* gesehen. Mit dem schon zeitgenössischen Begriff des Befreiungskrieges gegen Nationalsozialismus und Faschismus verband sich nach Kriegsende eine Deutung der *Resistenza* als eines Widerstandes, der zwar nur von einer Gruppe von Aktivisten in militärischer Form geführt worden sei, aber nahezu die gesamte Bevölkerung hinter sich gehabt habe, ein gigantisches Plebiszit gegen den Faschismus. In diesem Kontext fielen Widerstand und Gesellschaft zusammen.

Unter diesen Bedingungen war die Deutung des italienischen Faschismus, wie sie Benedetto Croce geliefert hatte, selbstverständlich hochwillkommen. Italien war immerhin das erste Land in Europa, in dem eine faschistische Regierung an die Macht gelangt war, und die Herrschaft Mussolinis hatte sich fast doppelt so lange behauptet wie die Diktatur Hitlers. Dennoch wurde der Faschismus als Parenthese in der italienischen Geschichte gesehen, das eigentliche Italien, die liberale Tradition aus dem *Risorgimento* hatte im Widerstand überlebt und die Nation gerettet.<sup>44</sup> Croces Konzept, welches Geschichte nur als den Prozess des Bewusstwerdens des Geistes der Freiheit bezeichnete und die Jahre des Faschismus damit aus der

44 Vgl. Benedetto Croce: *Il fascismo come pericolo mondiale*, Capri, 14 ottobre 1943, in: ders.: *Per la nuova vita dell'Italia. Scritti e discorsi 1943-1944*, Seconda Edizione, Bari 1972, S. 7-16.

Geschichte insgesamt eliminierte, konnte nun als Legitimationsbasis für den neuen Staat gelten. Croce selbst hat zur Popularisierung dieses Konzeptes nicht aktiv beigetragen. Zwar empfand auch er die Absetzung Mussolinis im September 1943 als Selbstbefreiung des italienischen Volkes.<sup>45</sup> Er engagierte sich politisch zunächst im links-liberal-republikanischen *Partito d’Azione* und wurde später der Vorsitzende des *Partito Liberale Italiano (PLI)*, der 1943 gegründet worden war. Aber hier geriet er in Konflikt mit den konservativen, zum Teil neofaschistischen Tendenzen in dieser Partei und zog sich im November 1947 ganz aus der Politik zurück.

Es war also gerade die von Benedetto Croce seit 1925 schrittweise entwickelte und in der *Storia d’Europa nell secolo decimono* 1932 ausformulierte Geschichtsphilosophie, die die intellektuelle Basis für die bedeutsamste Interpretation des Faschismus in der Ersten Republik wurde. Europäische Geschichte, so hatte Croce postuliert, sei die Bewusstwerdung des Geistes der Freiheit. Die Freiheit, so zeigte er sich überzeugt, werde sich am Ende der Geschichte durchsetzen als alles durchdringende und bestimmende, quasi göttliche Kraft. Der italienische Faschismus aber hatte zu dieser Entwicklung nichts beigetragen, im Gegenteil, er hatte sie verzögert und sabotiert, mithin gehörte er nicht zur Geschichte im Sinne Croces. Auch wenn die philosophische Dimension von Croces Konzept gewiss den wenigsten bekannt und zugänglich war, entwickelte die Konsequenz dieses Denkens eine beachtliche Bedeutung, weil es den Faschismus aus der italienischen Geschichte eliminierte und diese auf die Tradition des *Risorgimento* und seiner vermeintlichen Fortsetzung in der *Resistenza* reduzierte. Ohne dies zu beabsichtigen, lieferte Croce damit einen wesentlichen intellektuellen Beitrag zur Legitimation des neuen Nationalstaates, der erst Ende der acht-

45 Ebd.

ziger Jahre mit der Aufdeckung der massiven Korruptionsaffären und dem Ende des Kalten Krieges an Bedeutung verlor.



**Jorge Semprún – Das Jahrhundert der Extreme  
als Topologie intellektueller Erinnerung**

Gerd Steffens

Im Sommer 1965 erschien in Paris, damals als Metropole der spanischen Opposition gegen das Franco-Regime eine Art Schattenhauptstadt Spaniens, das erste Heft einer neuen Zeitschrift. Unterzeichnet von José Martínez und Jorge Semprún entwirft die *Presentación* der *Cuadernos de Ruedo ibérico*<sup>1</sup> in knappen Strichen ein Projekt, das sich seine Legitimität und seinen Platz in der spanischen Emigrations-Szene durch die Präzision seiner Ortsbestimmung erst sichern muss. Als ein „intellektuelles Unternehmen“, ein Projekt der theoretischen, nicht der politischen Praxis soll die Zeitschrift sich „an zwei Hauptachsen“ entfalten: die Wirklichkeiten Spaniens und der Welt empirisch zu erfassen und zur Selbstverständigung eines sozialistischen Pluralismus beizutragen, der der Notwendigkeit einer globalen sozialistischen Transformation der Gesellschaft verpflichtet bleibt. *Autonomía y vigor*, Autonomie und Genauigkeit, Strenge des Denkens sind die Leitbegriffe, unter denen die Zeitschrift dogmatischem Denken und versteinerten Orthodoxie entgegentreten und gestaltlosem Eklektizismus entgehen will. Eine freie und zugleich rigorose Auseinandersetzung „innerhalb der methodologischen Normen des wissenschaftlichen Pluralismus“ verspricht die Zeitschrift, und sie löst das Versprechen nüchterner Analyse und theorieorientierter Debatte nicht nur im ersten Heft und den folgenden ein (im ersten Heft findet sich etwa eine Studie des jungen Manuel Castells unter dem Pseudonym Jordi Blanc über die asturischen Bergarbeiter und die Comisiones Obreras oder ein Gespräch mit Tierno Galván, dem 1965 amtsenthobenen linkskatholischen Philosophieprofessor der Madrider Universität und weithin respektierten Sprecher der innerspanischen intellektuellen Opposition), sondern insbesondere auch in einem zweibändigen Supplement von 1966, dessen Beiträge unter dem Titel *horizonte español* eine so

1 Proyecto filosófico en español: Cuadernos de Ruedo ibérico, Paris junio-julio 1965; [www.filosofía.org](http://www.filosofía.org).



umfassende sozioökonomische, politische und soziokulturelle Analyse Spaniens bieten, wie sie sonst kaum für ein anderes europäisches Land dieser Zeit vorliegt. Die „fundamentale These“ der Analyse sei, so das von Jorge Semprún gezeichnete Vorwort, dass die Durchsetzung der Demokratie in Spanien weniger vom Bürgertum als von einer Arbeiterbewegung abhängen, die Demokratie und Sozialismus als „geschwisterliche Perspektiven“ begreife.<sup>2</sup>

Von heute aus mag diese Aussage als trivial erscheinen, aber eben nur deswegen, weil sie sich als eine – in einem allgemeinen Sinn – treffende Formel der spanischen Entwicklung erwiesen hat. 1966 war sie, wie Semprún schrieb, nur „programmatisch“, und sie bedurfte, „nicht allein einer minutiösen und konkreten theoretischen Ausarbeitung“ – dieser Aufgabe unterzogen sich die *Cuadernos* und *horizonte español* –, „sondern wenigstens des Anfangs einer praktischen Anwendung“.<sup>3</sup> Dass es schließlich der *PSOE* (*Partido Socialista Obrero Español*), die damals schwache Sozialdemokratie Spaniens, war, der aus der historischen Realisierung der Generalformel den Hauptgewinn zog und seit dem Wahlsieg von Felipe González 1982 das eine der beiden politischen Lager Spaniens organisiert, war auch aus der Perspektive von 1966 kaum zu erwarten. „En aquella época sólo podías ser comunista, no había otra cosa! En el PSOE sólo había cuatro gatos“, erinnerte sich kürzlich einer der Militanten von damals.<sup>4</sup> Daher ist auch in Semprúns dichter, gramscianisch verfahrenender Analyse der Konzepte, Kräfteverhältnisse und Entwicklungspotentiale der antifaschistischen Opposition der *PSOE* nichts als eine *quantité négligeable*.<sup>5</sup> Als hegemoniale Kandidaten zeichnen sich in den Augen Semprúns der *Partido Comunista*

2 Horizonte español 1966, Cuadernos de Ruedo ibérico, supl. (1966), t. I, presentación.

3 Ebd.

4 Antonio Gamero: El comunismo me hizo persona, in: El País, 22.8.2004.

5 Vgl. Jorge Semprún: La oposición política en España: 1956-1960, in: horizonte español (1966), t. II, S. 39-55.

*Español (PCE)* und die *Democracia Cristiana* ab, und die Auseinandersetzung auf der Linken stellt sich ihm als eine komplexe strategische Debatte unter Kommunisten in der Perspektive einer revolutionären Transformation der Gesellschaft dar. Springende Punkte sind dabei, wie weit sich die kommunistische Partei der autonomen politischen Bewegung, dem *movimiento comunista*, zu öffnen und der kritischen Intellektualität autonomen und strengen Denkens sich zu stellen vermag.

Noch ganz marxistischer Intellektueller, aber unabhängig von der kommunistischen Partei, doch auf ihrem Feld und noch in einem als gemeinsam empfundenen Horizont argumentierend, aber vor allem Intellektueller: das ist die lebensgeschichtliche Antwort Semprúns Mitte der sechziger Jahre auf den Ausschluss aus dem Exekutivkomitee des *PCE* im März, dann der Partei selbst im November 1964. Und auf den Kommentar, mit dem die Ikone des spanischen Kommunismus und des Bürgerkriegs, Dolores Ibárruri, Semprúns Ausschluss (und den von Fernando Claudín) kommentiert hatte: „*Intelectuales con cabeza de chorlito*“.<sup>6</sup> „Es ist besser, sich mit der Partei zu irren, als außerhalb von ihr recht zu haben“, hatte ihm Santiago Carrillo, der Generalsekretär des *PCE*, während der Sitzung, die zum Ausschluss aus dem Zentralkomitee führte, zugerufen und damit als letzte Waffe den Glauben an die geschichts-teleologische Unverbrüchlichkeit der durch die Partei geführten proletarischen Revolution ins Feld geführt. Semprún „hätte fast vor Lachen gebrüllt“.<sup>7</sup>

## Autobiographie als Diskurs

Aber nicht nur im Rollenwechsel vom leitenden Parteifunktionär zum Intellektuellen, nicht nur im Namenswechsel von Federico

6 Jorge Semprún: *Schreiben oder Leben*, Frankfurt 1995, S. 318.

7 Jorge Semprún: *Was für ein schöner Sonntag!*, Frankfurt 1981, S. 76.

Sánchez – sein *nom de guerre* als clandestiner Leiter der illegalen Parteiorganisation in Spanien – zu Jorge Semprún, dessen politische Analysen nun öffentlich und persönlich verantwortet sind, schlägt sich Semprúns Lebenswende Mitte der sechziger Jahre nieder. Semprúns Leben wird jetzt in eigentümlicher und unvergleichlicher Intensität erzählt und erzählend reflektiertes Leben.

Beginnend mit *Le grand voyage*, 1963 (dt. *Die große Reise* 1981) – die Deportation des jungen Semprún nach Buchenwald – bis hin zu *Veinte años y un día* (2003) hat Semprún seitdem eine ganze Reihe von Romanen vorgelegt, deren Bau- und Erzählprinzip geradezu ihre Realitätsdurchlässigkeit ist und in denen die Person Semprún als Fluchtpunkt des Erzählens und der Reflexion immer sichtbar ist und sichtbar bleiben soll. Zu ihnen gehören insbesondere *Autobiografía de Federico Sánchez* (1977, dt. 1978), die der clandestinen Tätigkeit Semprúns in Spanien gilt; *Quel beau dimanche* (1980, dt. 1981), eine Darstellung der eigentümlichen Gesellschaft des Lagers Buchenwald im zeitlichen Fokus eines Lagersonntags; *Federico Sánchez vous salue bien* (1993, dt. 1994) mit dem thematischen Schwerpunkt auf Semprúns Tätigkeit als spanischem Kulturminister 1988-1991; *L'écriture et la vie* (1994, dt. 1995), der lebensbestimmenden Präsenz des Lagers nach dem Lager gewidmet; dann *Adieu, vive clarté...* (1998, dt. 1999) als Sozialisationsgeschichte des politischen Intellektuellen und schließlich *Le mort, qu'il faut* (2001, dt. 2002), den historischen Reflexionsraum des letzten Jahrhunderts an einer Episode aus Buchenwald abschreitend.

Das eigene Leben als permanenter Gegenstand des Erzählens? Das wäre kaum tragfähig, ginge es nicht um ein Leben von außerordentlichem Verknüpfungsreichtum und – so wird man sagen dürfen – von markanter Signifikanz. Und bestünde nicht die bemerkenswerte Leistung der Romane Semprúns darin, die autobiographische Selbstthematizierung und das eigene Gedächtnis als öffent-

lich zugänglichen Raum der Vergegenwärtigung europäischer Geschichte des letzten Jahrhunderts anzulegen. Die Elemente der historischen, autobiographischen Erzählung sind deshalb immer Dokumente und Artefakte zugleich, sind, auch wo sie fiktiv sind, doch Teile eines Diskurses über historische und politische Realität. „Wenn man die Wahrheit nicht ein bisschen erfindet“, so heißt es in *Was für ein schöner Sonntag*, „geht man quer durch die Geschichte hindurch, vor allem durch die, die man selbst erlebt hat, wie Fabrice durch die Geschichte von Waterloo.“<sup>8</sup> Fabricio, der Held Stendhals in der *Kartause von Parma*, stolpert bekanntlich ohne jede Welterfahrung, d.h. ohne Deutungsrahmen für die Verhältnisse, auf die er trifft, also als Verleiblichung des Missverstehens, über die Schlachtfelder von Waterloo, und es sind nur seine schönen Augen, die ihn retten, weil sie ihm eine Marketenderin als Realitätsagentin gewogen machen.

Aber erzählen, d.h. historisch verstehen ließe sich Waterloo auch aus der Perspektive eines abgefeimten Realitätssinns nicht – ebenso wenig die Welt der Lager. „Es war verworren, konfus, weitschweifig“, heißt es bei Semprún einmal über die Berichte eines Häftlings aus Mauthausen, „blieb in den Einzelheiten stecken, es gab keine Gesamtübersicht, alles stand in derselben Beleuchtung. Kurz, es war eine Zeugenaussage im Rohzustand: ungeordnete Bilder. Ein Wust von Fakten, Eindrücken, überflüssigen Kommentaren.“<sup>9</sup> „Hat man wirklich etwas erlebt“, fragt der Erzähler in *Was für ein schöner Sonntag*, „wenn es einem nicht gelingt, gut davon zu erzählen, wenigstens ein Körnchen Wahrheit bedeutungsvoll zu rekonstruieren – indem man es dadurch mitteilbar macht?“<sup>10</sup> Und als – nicht ganz uneitle – Antwort einige Seiten weiter: „Aber ich bin nicht so naiv,

8 Semprún: *Schöner Sonntag*, a.a.O., S. 362.

9 Semprún: *Schreiben oder Leben*, a.a.O., S. 284.

10 Semprún: *Schöner Sonntag*, a.a.O., S. 59.

so spontan aufrichtig, also verworren [...]. Meine Erzählung von Russland würde, wenn ich jetzt Lust dazu hätte, nicht daneben gehen [...]. Ich würde also wie ein Magnet, der alle Feilspäne sekundärer Episoden anzieht, einen Festabend in den Mittelpunkt meiner Erzählung stellen. Die Kulisse würde eines der Erholungsheime bilden, die unser Wohngebäude in Foros umgaben, zu dem der Zutritt durch Stacheldraht und bewaffnete Soldaten der Sicherheitskräfte gewöhnlichen Sterblichen verwehrt wurde. Ein Tanzabend zum Beispiel.“<sup>11</sup>

Keine Frage, er hat Lust, diesen Tanzabend zu erzählen, und im langsamen Übergang vom Konditionalis zum Indikativ entfaltet sich eine Szene, die ebenso körperlich ist wie die Bewegungen der Tanzenden einen Reflexionsraum öffnen. Der Beobachter des Tanzes, der um die Verstelltheiten der Körperbeziehung im realen Sozialismus weiß, dessen mittlere Nomenklatura sich – im Juli 1960 – vor ihm in einer Art von Menuett dreht, sieht mit ironisch geschärftem Blick durch die Fassade unbeholfener Körperdezenz, von Ancien Régime und Viktorianismus hindurch nicht nur den „gewissermaßen institutionalisierten Ehebruch“,<sup>12</sup> den diese Art kollektiver Ferienorganisation, weil an die jeweiligen Betriebseinheiten gebunden, bildet: „Plötzlich war es mir so, als durchschaute ich alles.“<sup>13</sup> Das unverkennbare Glück, eine geradezu historische Selbstzufriedenheit, welche über „diesen Schraubchen und Rädchen des Großen Mechanismus“<sup>14</sup> beim Tanzen liegt, ist das Glück des pragmatischen Einverständnisses, gegen immer neue Klassenfeinde in immer neue Kämpfe zu ziehen, deren innere Widersprüchlichkeit durch das „richtige Denken“<sup>15</sup> aufgehoben wird, eine um die Selbstbeobach-

11 Ebd., S. 68.

12 Ebd., S. 69.

13 Ebd.

14 Ebd., S. 71.

15 Ebd., S. 70.

tung gekappte, also tote Dialektik. „Auf einmal hatte ich den Eindruck, einem Totentanz beizuwohnen.“<sup>16</sup>

Die Verknüpfungen von realem, autobiographischem Erleben, imaginativem kombinatorischem Spiel und historisch-politischer Reflexion stellt einen Raum des Erzählens her, in dem sich die Chronologie der Ereignisse in eine Topologie eines Gedächtnisses wandelt, welches Ereignisse, Erinnerungs- und Reflexionsstücke nicht historisch, sondern als sich thematisch wendende Assoziationen entlang einer Verknüpfungskette von Empfindung, Erinnerung und Bedeutung vorzeigt und die Indikatoren der Chronologie als eine Art Vergewisserungsangebot mitführt. So entsteht ein Horizont von kommunikativer Objektivität, der nicht nur für die Stimmigkeit des internen Erzählraums des Romans bürgt, sondern auch für Plausibilität und Erklärungskraft der Erzählung als Beitrag zu den Diskursen europäischer historischer Selbstverständigung, den die in immer neuen Varianten reflexiv erzählte Autobiographie eines signifikanten intellektuellen Lebens leistet. Der Erzähler Semprún ist dabei immer auf einen doppelten Legitimitätsgewinn aus: einen narrativen und einen diskursiven; dieses interne Regulationssystem des Erzählens verhindert nicht nur eine erratische, also nicht narrative, vorgeblich authentische Präsentation von Erinnerungsfragmenten, sondern auch ein Überwuchern des Fiktionalen und Kombinatorisch-Imaginativen ins Manieristische, weil das Erzählen sich immer am öffentlich schon präsenten Rahmen diskursiver und historischer Plausibilität messen lassen muss.

16 Ebd., S. 71.

## Von Geschichte imprägniert: Lebensdaten und Lebensumstände

Im Rückblick scheint es, als habe sich dieses Leben nahezu von Anfang an in einem Rahmen von historischer Objektivität, als eine gleichsam umstandslose Konversion von persönlichem Erleben in historische Signifikanz vollzogen. „Der spanische Bürgerkrieg war über meine Kindheit hereingebrochen. Er hatte scheinbar alle meine Probleme auf einen Schlag gelöst, die ich sonst allein hätte lösen müssen. Er hatte die Lager im grellen Licht großer historischer Krisen abgegrenzt. Die Geschichte, mit ihrer List und Gewalt, hatte meine Probleme auf sich genommen und sie vorübergehend gelöst. Die Krise der Geschichte hatte mir die Jugendkrisen erspart, wie sie hingegen später, nämlich 1956, die Krise des Mannesalters zum Ausbruch kommen lassen sollte.“<sup>17</sup> Schon eine nüchterne, nur knapp kommentierende Zusammenstellung der Lebensdaten und Lebensumstände vermittelt die Anwesenheit von Geschichte: 1923 wird Semprún in eine Madrider großbürgerliche Familie mit traditioneller Nähe zur politischen Macht hineingeboren – der Großvater mütterlicherseits, Antonio Maura, war mehrfach Premierminister des Königs Alfons XIII. Das Ende der Monarchie, die Republik 1931 und der Bürgerkrieg prägen die Umstände seiner Kindheit derart, dass auch die familiären Fragmente der Erinnerung immer mit politischem Sinn imprägniert bleiben. Als etwa die Familie Semprún-Maura die Ausrufung der Republik mit dem Hissen der republikanischen Fahne begrüßt, werden in der großbürgerlichen Nachbarschaft die Fensterläden vernehmlich zugeschlagen, was Semprún als eine der „Urszenen“ seiner politischen Sozialisation erinnert.<sup>18</sup>

17 Ebd., S. 46f.

18 Vgl. Jorge Semprún: *Der Tote mit meinem Namen*, Frankfurt 2002, S. 173f.

In der Republik ist der Onkel Innenminister, der Vater, Jurist und Literat, zunächst Zivilgouverneur von Toledo, dann, während des Bürgerkriegs, 1936-39, Botschafter der Republik im Haag. Der Vater, José María Semprún Gurrea, selbst ein begabter Lyriker, fördert nicht nur die sprachliche Sensibilität der sieben Kinder; seine Verbindungen zu intellektuellen und literarischen Diskursen, u.a. zum linkskatholischen Kreis um die französische Zeitschrift *Esprit*, für die er Aufsätze über Spanien schreibt, öffnen Wege der intellektuellen Welterschließung. Auf ihnen eignet Jorge Semprún sich seit 1939, als Sechzehnjähriger, über die republikanische Niederlage deprimiert, doch in seinen politischen Grundüberzeugungen bereits begründungsstark gefestigt, „Roter Spanier für immer und ewig“,<sup>19</sup> neugierig und sprachbegabt, mehr oder weniger auf sich gestellt, Paris als Ort seines Exils an. Als Interner des Elitegymnasiums *Henri IV* macht er innerhalb kurzer Zeit das Französische zur von nun an gewählten Muttersprache („neues Vaterland ohne die Schrecken des Patriotismus; Verwurzelung im Universellen und nicht auf irgendeiner Scholle“<sup>20</sup>), und wird ein begieriger Leser von Malraux, Nizan, Sartre, auch von Giraudoux, Guilloux, Joseph Kessel, vor allem von Gide, in der Philosophieklasse auch von Kant und Hegel, Husserl und Heidegger. Er liest marxistische Literatur, darunter „das Buch, das mich von allen am meisten beeindruckt hat“, „Geschichte und Klassenbewusstsein“ von Lukács,<sup>21</sup> und arbeitet von 1941 an in der kommunistischen *Résistance* mit, ab 1942 als Mitglied in der spanischen kommunistischen Partei. Nach der Entscheidung, „die Waffen der Kritik gegen die Kritik der Waffen einzutauschen“,<sup>22</sup> Partisanentätigkeit, bald Gefangennahme durch die Gestapo, Deportation nach Buchenwald, zwei Jahre im Konzentra-

19 Jorge Semprún: *Unsere allzu kurzen Sommer*, Frankfurt 1999, S. 77.

20 Ebd., S. 133.

21 Semprún: *Der Tote*, a.a.O., S. 98.

22 Ebd., S. 96.



tionslager Buchenwald, die als „Erfahrung einer unerhörten Teilhabe“<sup>23</sup> zum Lebensthema werden. Nach dem Aufstand der Häftlinge und der Befreiung kehrt Semprún nach Paris zurück und durchlebt im intellektuellen und künstlerischen Nachkriegsmilieu<sup>24</sup> eine Phase der emotionalen und intellektuellen Reorganisation und Reorientierung, in der ein Versuch der literarischen Darstellung der Lagererfahrung am noch unauflösbaren Widerspruch von Schreiben und Leben scheitert. Die Rückkehr ins Leben ist, so begriff er, nur als Eintauchen ins Vergessen zu haben. „Das Leben hatte diesen Preis. Ein vorsätzliches, systematisches Vergessen der Lagererfahrung.“<sup>25</sup> Bis 1952 arbeitet Semprún einige Jahre als Übersetzer bei der *UNESCO*, dann wird er Berufsrevolutionär, Parteifunktionär des *PCE*<sup>26</sup> und leitet von 1954 bis 1962 die illegale Arbeit des *PC* in Spanien. Diese Tätigkeit bringt ihn nicht nur mit den illegalen Kavernen der Partei- und Betriebsorganisationen vor Ort zusammen, sondern auch mit den oppositionellen Milieus einer bürgerlichen Gesellschaft, die sich unter der in der Franco-Diktatur erstarrten Oberfläche verändert<sup>27</sup> sowie – als Mitglied der Leitungsorgane des *PCE* – außerhalb Spaniens mit der Nomenklatura auch der „Bruderparteien“.<sup>28</sup> Es ist insbesondere diese letztere Ebene seiner Tätigkeit, die ihn in einen sich verstärkenden Selbstkonflikt bringt, in welchem, ausgehend von Chruschtschows Bericht über die Stalinischen Verbrechen 1956, womit „endlich [...] die Geschichte ihre Rationalität wiedergewinnt“,<sup>29</sup> eine sich steigernde Folge von Zweifel und Auseinandersetzung entfaltet, die ihn in immer größere, im

23 Semprún: Kurze Sommer, a.a.O., S. 88.

24 Vgl. Semprún: Schöner Sonntag, a.a.O., S. 220ff.

25 Semprún: Schreiben oder Leben, a.a.O., S. 233.

26 Vgl. Semprún: Schöner Sonntag, a.a.O., S.232ff.

27 Vgl. Semprún: Veinte años y un día, Barcelona 2003 (dt.: Zwanzig Jahre und ein Tag, Frankfurt 2005).

28 Vgl. Semprún: Schöner Sonntag, a.a.O., S. 62ff.

29 Ebd., S. 323.

Kern erkenntniskritische Distanz zu Denkstil und Kurs der Partei bringen. Es folgen die Entbindung von seinen Leitungsaufgaben in Spanien 1962, der Ausschluss aus dem Exekutivkomitee im März 1964, schließlich, im November 1964, aus der Partei.

Im selben Zeitabschnitt und nahezu im selben Rhythmus wird aus dem Parteifunktionär Sánchez der Schriftsteller und gesellschaftskritische, marxistische Intellektuelle Semprún. Noch in einer konspirativen Wohnung in Madrid hat er in wenigen Wochen *Die große Reise* geschrieben,<sup>30</sup> erhält dafür 1964 den *Prix Formentor*, gründet 1965 die *Cuadernos de Ruedo ibérico* (s.o.) und macht sich als Drehbuchautor einen Namen (*Der Krieg ist aus* von Alain Resnais 1966 und *Z* von Costas Gavras 1968). Die Berichte und Erzählungen aus dem Archipel Gulag – 1963 hat er Solschenizyns *Ein Tag im Leben des Iwan Demirowitsch* gelesen,<sup>31</sup> 1969 liest er *Kolyma – Insel im Archipel* von Schalamow<sup>32</sup> – beschleunigen das Abrücken von der marxistischen Verknüpfung von Geschichtsphilosophie und Revolutionstheorie, den Abschied von Proletariat und Kommunismus, tauchen aber auch den archimedischen Punkt des eigenen Lebens – Buchenwald als Hölle des Lagers und Himmel der Solidarität unter Genossen – in ein neues Licht. Brachte nicht die Entdeckung, dass es auch von eigenen Genossen eingerichtete Lager gab, den historischen und lebensgeschichtlichen Legitimitätsüberschuss von Buchenwald zum Verschwinden? Lässt sich die Erfahrung von Buchenwald, dass die Brüderlichkeit einer „kosmopolitischen Gemeinschaft“<sup>33</sup> selbst unter den Bedingungen systemischer Unmenschlichkeit einen nicht nur utopischen, sondern präsenten Entwurf selbstgestalteter Gesellschaftlichkeit bilden kann, weiterhin halten?

30 Vgl. Semprún: *Schreiben oder Leben*, a.a.O., S. 207.

31 Vgl. Semprún.: *Schöner Sonntag*, a.a.O., S. 137.

32 Vgl. ebd., S. 119ff.

33 Semprún: *Der Tote*, a.a.O., S. 72.

Als Schlüsselfragen des Verständnisses nicht nur der eigenen Lebensgeschichte, sondern auch der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts ebenso wie gegenwartsbezogener politischer Selbstverständigung bilden in den folgenden Jahrzehnten diese Fragen den Hintergrund immer neuer Konstellierungen des historischen Gedächtnisraums um die Zentralerfahrung Buchenwald, insbesondere in *Was für ein schöner Sonntag* 1980, *Schreiben oder Leben* 1994 und *Der Tote mit meinem Namen* 2001.

Weiterhin in Paris lebend, bleibt er doch in Spanien politisch zu Hause. Der sozialistische Ministerpräsident Felipe González beruft ihn 1988 zum spanischen Kulturminister, ein Amt, das ihn lebensgeschichtlich in die Ministertradition der eigenen Familie und zugleich an die Seite des verehrten André Malraux rückt, ihm aber auch desillusionierende Einblicke in die Zerfallsprozesse von Moral und Macht eben jener politischen Klasse bietet, deren Herausbildung in den Gruppen und Bewegungen der antifrankistischen Opposition Semprún als aktiver und leitender Kommunist Federico Sánchez, dann als kritischer Intellektueller begleitet hatte. Unter dem doppeldeutig-ironischen Titel *Federico Sánchez verabschiedet sich* erinnert er nicht nur an die *Autobiografía de Federico Sánchez* und die darin erzählten Jahre einer illegalen, aber gleichwohl starken kommunistischen Oppositionsbewegung gegen die Franco-Diktatur, sondern auch daran, dass eben diese Bewegung einen der wichtigsten Sozialisationsräume für die nachfrankistische spanische Demokratie gebildet hat. Die Berufung zum Minister galt deshalb, so versteht es Semprún, nicht allein Semprún, sondern auch Federico Sánchez, und es ist, in einer ironischen Brechung des Selbst, dieser, der sich als politische Akteurgestalt verabschiedet. Umso intensiver wendet sich Semprún nun der spanischen Gesellschaft und ihrer Geschichte zu. *Unsere allzu kurzen Sommer* (1999) rekonstruiert vor dem Hintergrund des Untergangs der spanischen Republik und der

Kapitulationen des demokratischen Europa vor dem Siegeszug des Faschismus 1936-1939 die Geschichte der eigenen politischen Sozialisation, als deren „unverbrüchlichen Kern“ er eine „Moral des Widerstands“ sieht,<sup>34</sup> die auf der Überzeugung beruhe, dass nicht der Friede oder das nackte Leben an und für sich das höchste Gut seien, sondern Autonomie und Würde des Menschen.<sup>35</sup> Einen weiteren Schritt der gleichsam intellektuellen Repatriierung stellt *Veinte años y un día* 2003, dar, die erste wieder auf Spanisch geschriebene Erzählung, die die subkutanen Wandlungsprozesse des spanischen Bürgertums während der 50er Jahre thematisiert.

Seit der weltpolitischen Wende 1989/90 rückt Semprún zudem immer deutlicher in die Rolle eines europäischen Intellektuellen, dem zugeschrieben wird, lebensgeschichtlich in seiner Person die autonome und selbstkorrektive, daher antitotalitäre Kraft europäischen Denkens bezeugen zu können. Zu den Ehrungen, die seinen Rang als ein für das ausgehende Jahrhundert geradezu repräsentativer Intellektueller unterstreichen sollen, gehören der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1994, der Weimar-Preis 1995, die Wahl in die Akademie Goncourt 1996, der Jerusalem-Preis 1997, die Goethe-Medaille 2003 und die Einladung zur Rede vor dem Bundestag anlässlich der jährlichen Gedenkfeier zur Befreiung von Auschwitz am 27.1.2003.

### „Niemand kann deinen Platz einnehmen“ – ein Intellektueller der Erinnerung?

Wie Semprún selbst mit dieser zugefallenen – oder erworbenen – Rolle eines repräsentativen Intellektuellen, eines „Zeugen des Jahr-

34 Semprún: *Kurze Sommer*, a.a.O., S. 28.

35 Vgl. ebd., S. 26f.

hunderts“,<sup>36</sup> umgeht, zeigt ein Interview von 2001.<sup>37</sup> „Yo soy un deportado de Buchenwald“, habe er, so berichtet Semprún hier, einem Freund auf die Frage geantwortet, welche der vielen Identitäten seines gelebten und dargestellten Lebens denn die echte sei. Diese spontane Antwort sei aus drei Gründen richtig: Die Erfahrung Buchenwald sei nicht nur die „radikalste“ seines Lebens überhaupt, sondern sei zudem in die prägsamsten und aufnahmebereitesten Jahre seines Lebens gefallen und zugleich in den historischen Moment eines säkularen weltpolitischen Umbruchs. Mit anderen Worten: die Schlüsselerfahrung seines Lebens, so die Selbstdeutung Semprúns, fällt mit einem historischen Moment zusammen, aus dem sich die weitere Geschichte des Jahrhunderts wie aus einer privilegierten Perspektive erschließt. Allerdings unter zwei entscheidenden Bedingungen, aus deren Kombination sich eine dritte ergibt: dem Glück, überlebt zu haben und dem Unglück, als Intellektueller überlebt zu haben, also die Last des Erzählens und Reflektierens für die anderen mit zu tragen und gegen die Versuchung anleben zu müssen, mit der Last der Erinnerung die Last des Lebens abzuwerfen, wie Primo Levi oder Jean Améry dies so ausdrücklich getan haben. Intellektueller zu sein ist eben nicht nur unter den Bedingungen des Lagers, sondern auch unter deren lebensgeschichtlicher Fortwirkung eine Frage auf Leben und Tod, wie eine bleibende Eigenschaft des Lebens selbst. „Niemand kann deinen Platz einnehmen, dachte ich, sich deinen Platz auch nur vorstellen, deine Verwurzelung im Nichts, dein Leichentuch im Himmel, deine tödliche Singularität.“<sup>38</sup>

36 Wolfram Schütte: Brüderlichkeit. Jorge Semprún, Zeuge des Jahrhunderts, wird 75, in: Frankfurter Rundschau, 10.12.1998.

37 Vgl. María Luisa Blanco: Jorge Semprún „Soy un deportado de Buchenwald“, in: El País, Babelia, 19.5.2001.

38 Semprún: Schreiben oder Leben, a.a.O., S. 273.

Wie ein Leitmotiv durchzieht die – gleichsam durch die Geschichte selbst – existenziell gewendete Frage nach der Rolle des Intellektuellen und ihren Konsequenzen die im Interview mit Maria L. Blanco provozierten lebensresumierenden Äußerungen Semprúns. So lebensrettend einerseits die Verwandlung des „Philosophiestudenten“ in einen „Elektriker“ (an anderer Stelle in einen „Stukkateur“)<sup>39</sup> durch das fürsorgliche Missverstehen des kommunistischen Häftlings in der Lagerverwaltung, der Semprún damit eine der SS einsichtige Nützlichkeit zuschrieb, so lebensrettend andererseits die Fähigkeit, durch die erinnerte, auswendig memorierte Literatur, Gedichte zumal, unter Lebensumständen völliger Ausgesetztheit und schutzloser Transparenz, einen Innenraum vermittelten Selbstbezugs zu schaffen. Und lebensrettend gleichermaßen eine „Neugier“, „die dieser anormalen Gesellschaft“ und ihren sozialen Strukturen galt, die sich aus der Perspektive der clandestinen kommunistischen Sektion und ihrer Tätigkeitsfelder entschlüsseln und in kluger Dosierung beeinflussen ließen. Lebensrettend, die quälende Präsenz der Erinnerung übertönend, schließlich die Fortführung dieser Perspektive in militanten Handlungsfeldern des kommunistischen Gegenentwurfs gegen die frankistische Diktatur, bis diese Perspektive am Dementi ihrer Voraussetzungen sich brach: Die Informationen über stalinistische Praxen der Lager und der Massenvernichtung entzogen der Vereinbarkeit von kommunistischer politischer Arbeit und intellektueller Integrität in dem Maß den Boden, in dem auch der *PCE*, dessen Leitung Semprún angehörte, an einer erkenntnistheoretischen Einstellung festhielt, die Erkenntnis an die Ontologie von Klassen band und Dialektik als Freistellung von Konsistenz handhabte.

Es sind, wie die autobiographischen Romane Semprúns ausweisen, in der Tat diese erkenntniskritischen Motive, die die Lebens-

39 Ebd., S. 351.

wende bewirkten, von der eingangs die Rede war, und auf die sich der kritische Impetus der intellektuellen Reorientierung bezog. In *Was für ein schöner Sonntag* gestaltet Semprún im synchronen autobiographischen Gedächtnisraum eine Szene, die zeigt, wie die triviale soziale Stereotypisierung des bürgerlichen Alltagsbewusstseins in der ebenso trivialen klassenontologischen Wahrnehmungsweise des kommunistischen Dogmatismus wiederkehrt. Wie Gérard, das autobiographische Ich dieses Romans, unter den Blicken kontrollierender deutscher Offiziere, sei es der Besatzung, sei es des Lagers, einen lebensrettenden Surplus an Glaubwürdigkeit erzielen kann, wenn er beiläufig seine großbürgerliche Herkunft ins Spiel bringt, so wird umgekehrt dieselbe Herkunft zu einer Quelle des Misstrauens, wenn Gérard oder Federico Sánchez gegenüber der kommunistischen Lagerleitung oder spanischen Partei ungedeckte Gedanken äußert: „Heute ist es Hauptsturmführer Schwartz, der nicht begreift, warum ich hier bin, obwohl ich aus so guter Familie stamme [...]. Neulich war es der satzreiche Seifert, der mir erklärte, wie außerordentlich freundlich es sei, mich trotz meiner Herkunft in die Arbeitsstatistik aufzunehmen. Einen Philosophiestudenten aus gutbürgerlicher Familie, mein Gott [...]. Später, während meiner ganzen politischen Laufbahn, ist es das gleiche gewesen. Meine Klassenherkunft lauerte im Dunkeln, um mich beim geringsten abweichenden Gedanken anzuspringen.“<sup>40</sup> „Ich hörte, wie meine Genossen, die sich im März 1964 an einem langen Tisch in einem alten Schloss der Könige von Böhmen als Gericht aufspielten [...]. Ich betrachtete sie, diese neuen Puritaner, die aus der Arbeiterklasse stammten, wie die guten Familien von Boston von der Mayflower abstammen oder der Affe vom Baum, [...]. Ich wusste genau, was diese Söhne des Volkes, zumindest die meisten von ihnen, geworden waren: übermäßig gewissenhafte und ausgekochte

40 Semprún: *Schöner Sonntag*, a.a.O., S. 186.

Funktionäre, die sich nach dem Wind drehen [...]. Sie saßen an diesem langen Tisch, wo sie über mein Schicksal entschieden, wie strenge, aber gerechte Apostel: Ein Feuer züngelte auf ihren Schädeln, der Heilige Geist hatte sich auf ihren Glatzköpfen niedergelassen, denn sie stammten aus der Arbeiterklasse“.<sup>41</sup>

Hatte die Marxsche Idee, die Analyse der sozialen Konstellationen und ihrer Entwicklungen an die Erkenntnisperspektive einer Klasse zu binden, die „nichts zu verlieren hatte als ihre Ketten“, gerade ein durch Herkunft und Besitzstände nicht verstelltes, radikales, emanzipatorisches Denken freisetzen wollen, so ist daraus unter der Bedingung der Herrschaftssicherung der Parteiapparate ein Mechanismus der Selbstbestätigung und der Ausschließung von Irritation geworden, dessen Beobachtung die Satire hervortreibt. Was, so spitzt Semprún zu, das Politbüro des *PCE* 1964 ebenso wenig verstanden hat wie der Hauptsturmführer Schwartz 1944, ist der Umstand, dass es gerade der Bruch mit der Herkunft, der Klassenverrat also ist, der Freiheit und Radikalität des Denkens bedingt; wie ja auch in der ursprünglichen Denkfigur Marx' die Erkenntnisposition des Proletariats nur insofern ausgezeichnet war, als aus ihr das Befreiungsinteresse der Menschheit als ganzer am deutlichsten wahrzunehmen war. „Ich bin ein Verräter an meiner Klasse, weil ich [...] die Fähigkeit [...] gehabt habe, mit meiner Klasse alle Klassen, die Klassengesellschaft als Ganzes zu verraten [...] weil meine Rolle als kommunistischer Intellektueller gerade darin besteht, die Klassen an sich, die Klassengesellschaft in jeglicher Form [...] zu verneinen [...]. Wenn ich nicht verdächtig bin, also ein besessener Handlanger des Verneinungsgeistes, ein ständiger Kritiker sämtlicher gesellschaftlicher Verhältnisse, dann bin ich nichts. Weder Intellektueller, noch Kommunist, noch ich selbst.“<sup>42</sup>

41 Ebd., S. 187.

42 Ebd., S. 188.



Würde Semprún dieses Selbstkonzept, formuliert 1980 für den Semprún von 1964, also den der Lebenswende vom Parteiarbeiter zum Intellektuellen, für sich auch heute noch gelten lassen? Gewiss würde er sich nicht mehr als kommunistischen oder marxistischen Intellektuellen bezeichnen; doch hat er mit seiner scharfen Kritik des Bolschewismus und seiner marxistischen Quellen<sup>43</sup> eben jenen Anspruch ja noch gestärkt, den er für sich als Intellektuellen erhoben hat: Gegen partikulare Interessen Gesichtspunkte des Allgemeinen, gegen Herrschaft die Rigorosität des Denkens ins Spiel zu bringen. „Ich denke wie früher“, sagt er im Interview von 2001. „Das einzige, was aus meinem Lebensprojekt verschwunden ist, ist die revolutionäre Methode, die frontale Attacke, die ich für notwendig hielt und die sich als Fehlschlag erwiesen hat. Aber das bedeutet keineswegs, dass ich die heutige Gesellschaft für gerecht halte.“<sup>44</sup> Doch glaube er nicht mehr, „auch wenn es mir gefallen würde, dass mir jemand theoretisch zeigen kann, dass es einen revolutionären Weg der gesellschaftlichen Veränderung gibt.“<sup>45</sup> Nicht nur die Einsicht, dass der Intellektuelle „seinem Wesen nach anti-manichäisch“ ist, wie er an einer Stelle Malraux sagen lässt,<sup>46</sup> hat Semprún daran gehindert, zum Typus des antikommunistischen Renegaten zu werden, sondern auch ein ausgeprägtes Verständnis der Geschichtlichkeit des eigenen Lebens: Der Irrtum erledigt nicht die Motive, aus denen er begangen wurde und die Erfahrungen des eigenen Lebens werden nicht durch Entwicklungen a posteriori entwertet, die im Moment der Erfahrung nicht in deren Horizont lagen und liegen konnten. Auch wenn die Lebensmomente mit fortschreitender Entwicklung in anderer Perspektive und anderer Beleuchtung, selbst scharfer Kritik oder bitterer Abwendung, erschei-

43 Vgl. ebd., S. 150ff.

44 Blanco, a.a.O.

45 Ebd.

46 Semprún: *Schöner Sonntag*, a.a.O., S. 146.

nen, so erledigen sie sich weder als Material der Geschichte noch der Reflexion eines Lebens, dessen Gedächtnisraum immer belebter und beziehungsreicher wird, doch seine eigentümliche Luzidität nie verliert.

P.S. Der Beziehungsreichtum des Semprúnschen Gedächtnisraumes gibt, schaut man genau hin, auch Fundstücke wie dieses preis: Artigas, Protagonist von *Algarabía oder Die neuen Geheimnisse von Paris*, Condottiere einer erfolgreichen Studentenbewegung von Paris, der es in den 1970er Jahren gelungen ist, eine erneuerte *Commune de Paris* zu errichten, studiert. Was studiert er? Der Erzähler, der sich ständig einmischt, beteuert, „die Treue zu den Fakten“ zwingt ihn, „darauf hinzuweisen, daß Artigas, während die junge Deutsche ihr Bad nahm, wieder angefangen hatte, ein Werk von Hans Manfred Bock, *Syndicalismus und Linkskommunismus von 1918-1923*, durchzuarbeiten, das eben jene Karin ihm unlängst besorgt hatte.“<sup>47</sup>

47 Jorge Semprún: *Algarabía oder Die neuen Geheimnisse von Paris*, Frankfurt 1985, S. 29f.

**Teil 3:**

**Intellektuelle und Mittler im  
deutsch-französischen Spannungsfeld**



**Joseph Rován (1914-2004)**

Hansgerd Schulte

Am 25. Juli 2004 feierte Joseph Rován seinen 86. Geburtstag in dem altherwürdigen Bauernhaus in seiner Wahlheimat, der Auvergne. Am 27. Juli unterbrach er seine Arbeit an der *Geschichte Frankreichs für Deutsche* (Arbeitstitel), um sich – wie gewohnt – in dem nahegelegenen See durch ein Bad zu erfrischen. Dort ertrank er an den Folgen eines Herzversagens, wie sich später herausstellen sollte. Wir haben ihn, wie er es wünschte, in dem kleinen Dorffriedhof neben seinen Eltern zu Grabe getragen.

Es ist hier nicht meine Absicht, Joseph Rováns Lebensgeschichte nachzuzeichnen. Das hat er selber in seinen *Erinnerungen eines Franzosen, der einmal Deutscher war*<sup>1</sup> auf vorbildliche und ausführliche Weise getan. Für schnelle Leser verweise ich auch auf meine Kurzbiographie, veröffentlicht aus Anlaß seines 70. Geburtstags.<sup>2</sup> Mein Anliegen in der Festschrift zu Ehren meines Freundes und Kollegen Hans Manfred Bock ist es, eine Bilanz der Mittler-Funktion von Joseph Rován im deutsch-französischen und europäischen Kontext zu versuchen.

Das Exil in Frankreich, seit April 1934, dann der Kampf gegen Hitler in der Widerstandsbewegung, der im Konzentrationslager Dachau enden sollte, sind zweifellos das existentielle Grunderlebnis seines späteren Lebenswerkes im Dienste der deutsch-französischen Aussöhnung und der europäischen Einigung. Mit nahezu prophetischer Weitsicht hat er seine politische Vision in dem berühmten, vielzitierten und bisweilen auch überinterpretierten Artikel vom 1. Oktober 1945(!) *L'Allemagne de nos mérites* dokumentiert (veröffentlicht in der linkskatholischen Zeitschrift *Esprit* von Emmanuel Mounier). Bereits dort spricht er von einer deutsch-französischen Schicksalsgemeinschaft für Europa: „Noublions pas que l'Allemagne

1 Erschienen im Carl Hanser Verlag, München u.a. 2000.

2 Hansgerd Schulte: *Le Messenger – Joseph Rován: Essai d'une biographie franco-allemande*, in: *Sept Décennies de relations franco-allemandes 1918-1988. Hommages à Joseph Rován*, Paris 1989.

a précipité l'Europe avec elle dans sa ruine [...]. D'une preuve éclatante et décisive, l'Allemagne nous a prouvé la solidarité de nos destins."<sup>3</sup> Daraus leitet sich für Frankreich die Verpflichtung ab: „la France a charge de l'Allemagne“. Und daher auch das Titel-Thema: „L'Allemagne de demain sera la mesure de nos mérites!“

Die deutsch-französische Kooperation im Dienste Europas, diese Forderung wird zum Leitmotiv in Joseph Rovans Lebenswerk, ein Generalthema mit Varianten, das er im wesentlichen in einem dreifachen Kontrapunkt durchspielt: handelnd, schreibend und lehrend. Als Handelnder in seiner politischen und organisatorischen Aktivität; als Kommentator in seiner journalistischen und schriftstellerischen Tätigkeit und als Hochschulprofessor in Lehre und Forschung. Dabei lassen sich Dominanten ausmachen, die seine vielfältigen Wirkungsbereiche wie ein roter Faden durchziehen.

Ein Hauptanliegen von Joseph Rován während seines gesamten Lebens war die Volks- und Erwachsenenbildung als Voraussetzung für das Funktionieren von Demokratie und als unverzichtbare Grundlage einer europäischen Bewußtseinsbildung. Er hat diese Zielvorstellung einmal mit einer prägnanten Formulierung bedacht: „Rendre la culture au peuple, et le peuple à la culture.“ Als kurz nach dem Krieg der Armeeminister Edmond Michelet, dessen Bekanntschaft er in Dachau gemacht hatte, Rován mit der Betreuung von rund einer Million deutscher Kriegsgefangener in Frankreich beauftragte mit der Maßgabe, „die französischen Gefangenenlager nicht zu einer Reihe kleiner Dachaus“ werden zu lassen, entwickelte er in der heiklen und schwierigen Frage der „Umerziehung“ zur Demokratie ein originelles Konzept, das er der Pädagogik der Erwachsenenbildung entnahm. Die Gefangenen sollten sich selber umerziehen, ohne dirigistische Einmischung von außen. So entstanden in den Lagern – Saint-Denis war das bekannteste – kleine

3 Joseph Rován: L'Allemagne de nos mérites, in: Esprit (1945), Nr. 115, S. 534.

Universitäten für Erwachsene, in denen Führungseliten ausgebildet wurden, die später in dem politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Leben der Bundesrepublik eine nicht unbedeutende Rolle spielen sollten. Die Initiativen für die Lehrveranstaltungen gingen jeweils von den Gefangenen selbst aus, Rovans Intervention beschränkte sich darauf, dafür die notwendigen materiellen und personellen Voraussetzungen zu schaffen.

Im institutionellen Bereich hat er wesentlich die französischen Organisationen für Erwachsenenbildung mitgeprägt: *Peuple et Culture*, der er als Generalsekretär von 1944 bis 1978 vorstand. Seine Gedanken zu dem Thema hat er, wie sooft, in einem Buch niedergelegt *Une idée neuve, la Démocratie*, das 1961 in Paris beim Verlag Seuil erschien und wieder in einer griffigen Formel gipfelte: „rendre la démocratie au peuple, et le peuple à la démocratie.“ Und so war es nur folgerichtig, daß er 1947 in der Kulturverwaltung der französischen Besatzungszone in Baden-Baden die Abteilung für Volksbildung übernahm. In dieser Funktion eröffnete er wieder die deutschen Volkshochschulen, die die Nazis geschlossen hatten. Es kam zu einer erfolgreichen Kooperation und einer lebenslangen Freundschaft zum einen mit Helmuth Becker, Sohn des preußischen Kultusministers C.H. Becker, und dem späteren Präsidenten des Volkshochschulverbandes sowie Gründer des Max-Planck-Institutes für Bildungsforschung in Berlin und zum anderen mit Klaus von Bismarck, dem späteren Intendanten des WDR und Präsidenten des Goethe-Institutes. Während seines italienischen Intermezzos im Auftrag der *UNESCO* (1951-1958) ging es wieder um die Erwachsenenbildung: er setzte das Fernsehen als pädagogisches Instrument im Kampf gegen den Analphabetismus ein. Und schließlich begann er seine Hochschullehrerkarriere 1968 in der Universität Paris VIII-Vincennes, die als Modellversuch unter anderem auch eine Hoch-



schule für Erwachsene und Arbeiter ohne Abitur sein sollte. Rovin hat dafür das pädagogische Konzept entwickelt.

Als natürliches Korrelat zur Erwachsenenbildung war die Jugendpolitik sein besonderes Anliegen, nach dem Motto: „Qui tient la jeunesse tient l’avenir.“ Es galt durch adäquate Maßnahmen die jungen Menschen sowohl für die deutsch-französische Kooperation als auch für den europäischen Einigungsprozeß zu gewinnen. Rovin darf im Vorfeld der Verhandlungen als einer der Väter des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJW) gelten und gehörte dann auch dem ersten Verwaltungsrat an, der die Grundorientierung der DFJW-Politik mitbestimmt hat. Rovin setzte sich unter anderem für eine flexible Interpretation der Altersgrenze ein und für eine weitgehende Programmdelegation an bestehende Institutionen, um deren Kompetenz zu nutzen und den Verwaltungsaufwand so gering wie möglich zu halten. (Dieses Gebot der Vernunft wird von Institutionen und Regierungen heute nur selten befolgt, da die Politiker und Kulturmanager stets danach gieren, sich mit Neugründungen zu profilieren.) Mit einem Austauschvolumen von jetzt über sieben Millionen Jugendlichen hielt Rovin somit zurecht das DFJW für die Institution, die die größte Völkerwanderung zu Friedenszeiten eingeleitet hat. Allerdings ist kritisch anzumerken, daß das DFJW heute nicht mehr dieselbe politische Priorität besitzt wie bei seiner Gründung durch de Gaulle und Adenauer. Es verfügt nur noch über 35% der Kaufkraft des Budgets von 1963. Trotz aller deutsch-französischen Rhetorik ist diese bedrohliche Regression in vielen Bereichen zu beobachten. Die Diskrepanz zwischen politischer Fiktion und der Programmrealität wird immer größer, mit desaströsen Folgen bei den Kulturinstitutionen, im Hochschulbereich und vor allem bei der Sprachpolitik. Das Deutsche in Frankreich und das Französische in Deutschland drohen auf das Niveau von toten Sprachen herabzusinken. Statt des vielbeschworenen und un-

erläßlichen Plurilinguismus steuern wir auf ein sprachloses Europa zu, wovor uns allein eine voluntaristische Politik retten könnte. Dürfen wir unsere Regierenden daran erinnern, daß es neben Ost- und Mitteleuropa auch noch Westeuropa gibt? Ein kulturpolitischer Sonderweg wäre für Europa fatal.

1978 übernimmt Joseph Rován das Präsidentenamt von *BILD* (*Bureau International de Liaison et de Documentation*), eine Institution, die 1945 als damals wohl die erste und wichtigste deutsch-französische Austauschorganisation von dem Jesuitenpater Jean du Rivau in Offenburg gegründet wurde. Das Hauptanliegen war, junge Deutsche und Franzosen zusammenzuführen, damit sie sich kennen und verstehen lernen. Dieses Ziel verfolgt *BILD* bis heute in zahlreichen und erfolgreichen Programmen. Zur gleichen Zeit gründete du Rivau die Zeitschrift *Documents*, die auf hohem Niveau und in ausgewogener Form über Deutschland informieren sollte: über Politik, Wirtschaft, Kultur, Literatur und religiöse Fragen. Rován übernahm auch die Herausgeberschaft von *Documents*, in der er beiden, sowohl der Zeitschrift als auch den Aktivitäten von *BILD*, eine ausgesprochen europäische Orientierung gab. Für ihn wurde in zunehmendem Maße das Deutsch-Französische ein Mittel zur Förderung der europäischen Einigung. „Le franco-allemand est dépassé, ce qui est actuel c'est l'action commune de la France et de l'Allemagne pour l'Europe“.<sup>4</sup>

Buchstäblich bis zu seinem letzten Lebenstag kämpfte Rován für dieses Ideal in seinen Artikeln, in *Documents*, *Le Monde*, *La Croix*, im *Mannheimer Morgen*, im Bayrischen Rundfunk; in seinen Büchern,<sup>5</sup> in seinen Vorlesungen und Seminaren an der *ENA*, an der Universität Paris-Vincennes (1968-81) und schließlich ab 1981 bis zu seiner Emeritierung 1986 bei uns in Asnières, am *Institut*

4 Äußerung in einem Gespräch mit dem Verfasser.

5 Joseph Rován: *L'Europe*, Paris 1966; Ders.: *Zwei Völker, eine Zukunft*, München 1986.

*d'Allemand* der Sorbonne Nouvelle, wo auch Hans Manfred Bock seine akademische und wissenschaftliche Karriere begonnen hat. Dort konnte der Europa-Gedanke auf besonders fruchtbaren Boden fallen. Eine seiner letzten institutionellen Gründungen war *Cassidore*, eine lockere Vereinigung von einflußreichen Persönlichkeiten, die in ihrem jeweiligen Kompetenzbereich eine europäische Überzeugungsstrategie entwickeln sollten mit dem Ziel, Einfluß auf die politischen Entscheidungsgremien zu nehmen, um den Europa-Gedanken zu fördern. Joseph Rován hatte ein besonderes Talent, sich ein Netz von bedeutenden Persönlichkeiten zu Freunden zu machen, die er dann wie eine „Verschwörerbande“ – so pflegte er sie zu nennen – für seine politischen Ziele zu gewinnen vermochte. Die Freundschaft zu Jacques Delors und Helmut Kohl sowie seine informelle Beraterfunktion im Bundeskanzleramt sind nicht unwichtige Teile dieser Europa-Strategie.

Am 27. September fand in der Kirche Saint François-Xavier in Paris die letzte *cérémonie des adieux* für Joseph Rován statt. Helmut Kohl, der eigens aus Deutschland angereist war, Jacques Delors und Alfred Grosser haben den Freund und großen Europäer geehrt.



**Gilbert Ziebura: seine Bedeutung für die deutsche sozialwissenschaftliche Frankreichforschung und seine Rolle in den zivilgesellschaftlichen deutsch-französischen Beziehungen**

Adolf Kimmel

Der Name Gilbert Ziebura ist einer breiteren Öffentlichkeit in Deutschland wie in Frankreich unbekannt. Selbst in der politikwissenschaftlichen Zunft dürfte er in der jüngeren Generation nicht (mehr) jedem etwas sagen. Gleichwohl hat er in der Bundesrepublik die sozialwissenschaftliche Frankreichforschung (mit)begründet und auf ihre Entwicklung maßgeblichen Einfluss genommen. Dadurch hat er das deutsche Frankreichbild mitgeprägt und er hat, jedenfalls zeitweise, in den zivilgesellschaftlichen deutsch-französischen Beziehungen eine genau zwar kaum zu bestimmende, aber nicht zu unterschätzende Rolle gespielt.

### (Um)Wege zu einer sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung<sup>1</sup>

Noch im Alter von 21 Jahren, am Kriegsende 1945, dachte Ziebura nicht daran, sich einmal intensiv, vor allem wissenschaftlich, mit Frankreich zu beschäftigen. „Es gab weder familiäre noch sonstige Affinitäten zu Frankreich.“<sup>2</sup> Noch 1947 hegte er Frankreich gegenüber Vorurteile, wenn nicht sogar Abneigung. Im Rückblick schildert er seine Reaktion auf die Mitteilung des katholischen Studentenpfarrers der Linden- (späteren Humboldt-)Universität in Berlin, er werde ihn und seinen Freund demnächst mit einem jungen Franzosen bekannt machen, folgendermaßen: „Ausgerechnet ein Franzose, dachten wir, ein Vertreter der Besatzungsmacht, mit der wir am wenigsten im Sinn hatten! Wir betrachteten sie als Pseudo-Siegermacht, als politischen Gernegroß, der verlorener Größe nachtrauert.

1 So hat er selbst seinen Rückblick überschrieben. Gilbert Ziebura: (Um)Wege zu einer sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung, in: ders.: Frankreich: Geschichte, Gesellschaft, Politik. Ausgewählte Aufsätze, hg. von Adolf Kimmel, Opladen 2003, S. 9-22. Der Beitrag knüpft insgesamt an und greift teilweise zurück auf: Hans Manfred Bock, Adolf Kimmel, Henrik Uterwedde: Vom politischen System zur bürgerlichen Gesellschaftsformation. Gilbert Zieburas Beitrag zur Konstituierung der sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung in der Bundesrepublik, in: ebd., S. 325-338.

2 Gilbert Ziebura in einem unveröffentlichten Interview mit Robert Picht, 1991.

Die verheerende, allgemein bejubelte Niederlage vom Juni 1940 beherrschte noch immer unser Gedächtnis. Ansonsten war Frankreich für uns eine terra incognita, überwuchert vom Gestrüpp der Vorurteile und Klischees, die uns unter dem Stichwort ‚Erbfeind‘ eingetrichtert worden waren.“<sup>3</sup>

Bevor auf diese, für die (Um)Wege zu Zieburas Beschäftigung mit Frankreich entscheidende Begegnung näher eingegangen wird, muss ein wenn auch nur cursorischer Blick auf sein Leben bis 1945 geworfen werden.<sup>4</sup>

Gilbert Ziebura wurde 1924 in Hannover geboren. Sein Vater diente in der Reichswehr (Unteroffizierslaufbahn), zu der er sich 1913 für 12 Jahre verpflichtet hatte. Nach seinem Ausscheiden 1925 wurde er Verwaltungsbeamter. 1931 zog die Familie infolge einer beruflichen Versetzung des Vaters nach Berlin. Ziebura wuchs in einer ursprünglich aus Schlesien stammenden katholischen Familie auf. Während er seine Mutter als „völlig unpolitisch“ bezeichnet, war der Vater ein treuer Wähler des Zentrums und ein eifriger Leser der Zentrumszeitung *Germania*, aber gleichzeitig ein Verehrer Hindenburgs. Diese für einen Katholiken nicht selbstverständliche Verbindung erklärt sich zum einen aus seiner Anhänglichkeit an Kaiser und Reich, einer Anhänglichkeit, die er auf Hindenburg als „Ersatzkaiser“ übertrug, zum anderen aus seinem zeitweiligen Dienst im Wachbataillon Hindenburgs. Da die Sympathien von Zieburas Vater eher dem ständisch-monarchistischen Zentrumsflügel gehörten als dem demokratisch-republikanischen, bestand eine gewisse Distanz zur Weimarer Republik. Auf der anderen Seite bedeutete der Katholizismus zwar auch „eine gewisse Distanz zum NS-

3 Gilbert Ziebura: Anfänge deutsch-französischer Begegnungen 1947-1951, in: Frankreich Jahrbuch 2003, hg. vom Deutsch-Französischen Institut, Opladen 2003, S. 153-165, hier S. 153.

4 Die Angaben dazu beruhen, sofern nicht anders vermerkt, auf Gesprächen mit Gilbert Ziebura.

Regime“, doch wurde sie aufgehoben durch die erfolgreiche großdeutsche Politik Hitlers, die insbesondere bei der (ehemaligen) Grenzbevölkerung auf Zustimmung stieß. Auf Anweisung des Vaters, für den als Beamter der Eintritt in die NSDAP ein Muss war, wurde Ziebura 1936 als Schüler eines Realgymnasiums HJ-Mitglied. Obwohl – oder weil – Ziebura in der katholischen Jugend seiner Pfarrei aktiv und Mitglied des „Neuen Deutschland“ (ND), einer Organisation katholischer Oberschüler war, begünstigte „diese aus der Tradition der Jugendbewegung genährte Alltagserfahrung die dann erfolgende nationalsozialistische ‚Sozialisation‘ erheblich“, bewirkte, dass „der Übergang von der katholischen Jugendbewegung zur Hitler-Jugend [...] eher sanft, jedenfalls ohne Bruch“ verlief.<sup>5</sup>

Das sozialmoralische Herkunftsmilieu und die Zugehörigkeit zu einer Generation, die in ihren entscheidenden Sozialisationsetappen vom Nationalsozialismus geprägt wurde und für die es keine alternative Erfahrung gab (es sei denn, man gehörte einem proletarischen, fest in einer sozialistischen oder kommunistischen Tradition verwurzelten Milieu an), führten dazu, dass auch Ziebura weder den Charakter des Regimes durchschaute, noch sich Gedanken machte über den Krieg und seine Begründung bzw. Berechtigung. Er teilt das Schicksal einer schuldlos verblendeten, in die Irre geführten und im Krieg geopfert Generation. Das Nachdenken setzte erst ein, als er nach einer schweren Verwundung – erst seit einigen Tagen an der Front, wurde ihm im November 1943 in der Schlacht um Smolensk der rechte Arm amputiert – in einem Schwerbehindertenlehrgang in Cottbus das Abitur nachholte (im Februar 1945). Im gleichen Haus war ein Lazarett untergebracht und die hier massiv zutage tretende Zerstörung des Menschen durch den Krieg sowie die Gespräche mit den oft schon desillusionierten anderen Lehrgangsteilnehmern begannen ihm die Augen zu öffnen.

5 Interview Picht, a.a.O.



Nach dem Kriegsende war Ziebura zunächst, nach einer vierwöchigen Schnellausbildung, Volksschullehrer. Zum Wintersemester 1946/47 nahm er an der inzwischen wieder geöffneten Linden-Universität im sowjetisch besetzten Teil Berlins das Studium der Geschichte, Philosophie und Romanistik auf. Frankreich lag aber weiterhin außerhalb seines Gesichtskreises (er lebte im amerikanischen Sektor Berlins) und auch seiner Interessen. Zwar hatte er im Realgymnasium Französisch als erste Fremdsprache gelernt, aber er war in diesem Fach „immer furchtbar schlecht“. Der Unterricht, „akademisch-abstrakt-literarisch“, hatte „keinen wirklichen Bezug zur Realität [...]. Von Frankreich jedenfalls [...], von seiner Geschichte und Kultur, verstanden wir nichts.“<sup>6</sup> Die Motivation für sein Geschichtsstudium blieb, durchaus verständlich, ja nahe liegend, national begrenzt: Wie und warum ist es zur „Deutschen Katastrophe“ (Friedrich Meinecke) gekommen? Welche (Fehl)Entwicklungen der preußisch-deutschen Geschichte haben dazu geführt? Es bedurfte eines glücklichen Zufalls, um Ziebura auf sein „Lebensthema“, Geschichte und Politik Frankreichs und die deutsch-französischen Beziehungen, zu lenken.

## Begegnungen und Erfahrungen mit Frankreich und Franzosen

Der „Zufall“ war das erwähnte, vom Studentenpfarrer arrangierte Zusammentreffen mit einem jungen Franzosen. Der Ziebura sofort sympathische junge Mann war Mitglied in einer deutsch-französischen „Equipe“ in der französischen Besatzungszone, die, unter Leitung eines französischen Jesuitenpaters, das Ziel verfolgte, junge Deutsche und Franzosen einander näher zu bringen. Seine konkrete Aufgabe bestand darin, für ein Treffen französischer und deutscher

6 Interview Picht, a.a.O.

Studenten zu werben, das schon im September 1947 in Überlingen stattfinden sollte. Dieses Treffen wurde für Ziebura, der daran teilnahm (er war in der katholischen Studentengemeinde aktiv und konnte leidlich Französisch), so etwas wie ein Damaskus-Erlebnis.<sup>7</sup> Ziebura war von diesem Projekt von Anfang an „fasziniert“: „Während die Besatzer, die Franzosen eingeschlossen, von *rééducation* sprachen, war hier plötzlich von Aussöhnung die Rede.“<sup>8</sup> Die Diskussionen verliefen zunächst „in einem außerordentlich gereizten Klima“. Man stritt „über die Vergangenheit, über den Faschismus, über die deutsche Schuld am Ausbruch des Krieges, aber auch über ganz konkrete Erfahrungen, etwa in deutscher bzw. französischer Kriegsgefangenschaft.“ Ein Scheitern des Treffens schien bevorzustehen, aber „dank der glücklichen Hand des französischen Studentenpfarrers [...] konnten die Wogen geglättet werden.“<sup>9</sup> „An die Stelle gegenseitiger Anklage trat der Wille zu sachlicher, kühler Analyse. Immer stärker setzte sich die Erkenntnis durch, dass wir verurteilt waren, eine gemeinsame Zukunft zu bauen, ohne die unterschiedlichen Positionen und Erfahrungen zu vertuschen.“<sup>10</sup> Dieses Treffen, das er als „einen gewaltigen Schock“ empfand, bildete für Ziebura einen „Wendepunkt“, hat seine „ganze weitere Entwicklung bestimmt“: „Einmal war ich entschlossen, mich für eine Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen einzusetzen, nicht auf der Ebene der großen Politik, sondern über persönliche Begegnungen [...]. Zum anderen verschärfte sich die kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte im Rahmen meines Studiums [...]. Schließlich zeigten sich erste Umriss einer Vision Europas als

7 Von ihm eingehend und anschaulich geschildert in Ziebura: Anfänge, a.a.O. Diese Schilderung liegt den folgenden Ausführungen zugrunde. Auch die Zitate sind daraus oder dem Interview Picht entnommen.

8 Ebd., S. 154.

9 Interview Picht, a.a.O.

10 Ziebura: Anfänge, a.a.O., S. 155.

gemeinsames Ziel beider Völker.“<sup>11</sup> „Das wichtigste Ergebnis des Treffens bestand darin, dass sich Freundschaften bildeten, die viele Jahre hielten“.<sup>12</sup> Es entstand ein „Netzwerk“, das in den folgenden Treffen (1949 wieder in Überlingen, 1950 und 1951 in Berlin, von Ziebura selbst organisiert) erweitert und fester geknüpft wurde. In einem wenn auch eng umgrenzten Kreis bildeten sich erste zivilgesellschaftliche Beziehungen.

Aufgrund der Blockade konnte Ziebura am Treffen 1948 nicht teilnehmen. Aber es wurde ihm von französischer Seite die Gelegenheit geboten, „im Flugzeug des Generals König [...] nach Baden-Baden ausgeflogen zu werden“ und nach Paris weiterzureisen.<sup>13</sup> Auch wenn er diese Reise nicht mehr vollständig rekonstruieren kann, hat sie bleibende und prägende Eindrücke bei ihm hinterlassen. Durch die Begegnung mit Arbeiterpriestern, die ihn „am stärksten bewegt, ja erschüttert hat“,<sup>14</sup> lernte er das proletarische Frankreich kennen, eine für ihn völlig neue Erfahrung.

Diese Erfahrungen, die während seines Studienaufenthaltes in Paris 1950 bis 1952 noch wesentlich vertieft wurden, haben Zieburas „politisches Weltbild entscheidend geprägt“: Durch „die unterschiedliche, ja teilweise entgegengesetzte Art, wie in Frankreich und Deutschland der nun voll ausbrechende Ost-West-Konflikt wahrgenommen wurde [...] begriff ich, dass meine Berliner Weltschau einseitig und oberflächlich war.“<sup>15</sup> „Völlig neu“ war für ihn auch, dass es in Frankreich eine derart starke Linke gab und dass soziale und politische Konflikte mit derartiger Härte ausgetragen wurden. Insgesamt rückte Ziebura, der sich bisher im katholisch-kleinbürgerlichen

11 Interview Picht, a.a.O.

12 Ziebura: Anfänge, a.a.O., S. 156.

13 Ebd., S. 158.

14 Ebd., S. 160.

15 Interview Picht, a.a.O.

Spektrum bewegte,<sup>16</sup> mit seinen politischen Auffassungen deutlich nach links. Als er 1952 aus Paris nach Berlin zurückkehrte, vertrat er „in allen anfallenden Grundsatzdebatten Minderheitenpositionen“:<sup>17</sup> Er wurde „ein leidenschaftlicher Gegner der Wiederbewaffnung“, kritisierte die Entwicklung der FU, an die er nach deren Gründung gewechselt hatte und die er mit aufgebaut hatte, zur Ordinarienuniversität, geriet „in Widerspruch zu den restaurativen Tendenzen des Adenauer-Staates.“<sup>18</sup>

Seit dem Überlinger Studententreffen von 1947 hatte sich Zieburas Interesse für Frankreich stetig gesteigert. Aus Vorurteilen war Faszination geworden. Er war entschlossen, „diese Erfahrungen aufzuarbeiten. So entstand das Thema meiner Dissertation.“<sup>19</sup> Aber: „Schnell wurde mir klar, dass zwischen gutem Willen und solider Kenntnis des Nachbarlandes eine große Kluft bestand. Da kam mir ein glücklicher Zufall zu Hilfe.“<sup>20</sup>

## Wissenschaftliche Beschäftigung mit Frankreich

„Vom Herbst 1950 ab verbrachte ich mit einer kleinen Gruppe deutscher Studenten, die als erste von einem französischen Staatsstipendium profitierte, ein Studienjahr in Paris.“<sup>21</sup>

Diesen Aufenthalt konnte er mit einem Stipendium der Studienstiftung um ein weiteres Jahr verlängern. Diese beiden Jahre „bedeuteten nicht nur die Chance des Kennenlernens der Realität Frankreich“,<sup>22</sup> die er bisher nur in kleinen Ausschnitten und jeweils nur für kurze Zeit erfahren hatte, sondern auch und vor allem den

16 Er war 1945 der CDU beigetreten, zu der er aber schon bald auf Distanz ging.

17 Interview Picht, a.a.O.

18 Ebd.

19 Ebd.

20 Ziebura: (Um)Wege, a.a.O., S. 10.

21 Ebd.

22 Interview Picht, a.a.O.

Beginn einer intensiven wissenschaftlichen Beschäftigung mit seiner Geschichte, Gesellschaft und Politik.

Beim Dissertationsthema ging es zwar schon um die deutsch-französischen Beziehungen, aber die starke politische Motivation zielte vor allem auf eine kritische Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte. Es ging ihm um die Frage, „ob die Revanche-Idee für den Ausbruch des Ersten Weltkrieges in dem Maße mitverantwortlich gewesen war, wie es die deutsche Geschichtsschreibung behauptet hatte.“ Damit stellte er sich gegen den „Drang zur Apologie deutscher Politik und die dahinterstehende Absicht, das nationale Selbstbewußtsein unbefleckt zu erhalten.“<sup>23</sup> Wie stark diese Tendenz in der deutschen Geschichtswissenschaft Mitte der 50er Jahre noch war, verrät das sich distanzierende Vorwort der Herausgeber der Reihe, namhafte Professoren des Friedrich-Meinecke-Instituts der FU Berlin.<sup>24</sup>

In Paris wandte sich Ziebura auf Empfehlung seines Lehrers Hans Herzfeld an Pierre Renouvin, dem in Frankreich führenden Historiker der Internationalen Beziehungen. Zu ihm gewann er ein außerordentlich gutes Verhältnis, das über eine normale Lehrer-Schüler-Beziehung hinausging und das auch nach dem Ende von Zieburas Paris-Aufenthalt fortbestand. Die besondere Sympathie, die der bedeutende und vielbeschäftigte Sorbonne-Professor dem jungen deutschen Doktoranden entgegenbrachte, beruhte auf ihrem gemeinsamen Schicksal als Schwerverwundete der Kriege (Renouvin hatte im Ersten Weltkrieg einen Arm verloren): ein schönes Beispiel für eine frühe Versöhnung ehemaliger Feinde.

Obwohl das Geschichtsstudium in Berlin noch in traditionellen Bahnen verlief, dem Primat der Außenpolitik verpflichtet blieb und

23 Gilbert Ziebura: Die deutsche Frage in der öffentlichen Meinung Frankreichs von 1911-1914, Berlin 1955, Persönliches Vorwort, S. 8.

24 Ebd., S. 6f.

das Wirken „großer Männer“ privilegierte, während innergesellschaftliche Machtverhältnisse vernachlässigt wurden, geht Zieburas Dissertation über eine herkömmliche Ereignisgeschichte hinaus. Unter dem Einfluss Renouvins untersucht er mit einem ideologiekritischen Ansatz die öffentliche Meinung, eine der *forces profondes*, die Renouvin einige Zeit später zu einem neuen Konzept der Geschichte der internationalen Beziehungen entwickeln sollte. Auch wenn, wie Ziebura selbstkritisch bemerkt, die Arbeit „keine gesellschaftliche Tiefenwirkung“<sup>25</sup> erreicht, so thematisiert sie doch die von der deutschen Geschichtswissenschaft bis dato kaum berücksichtigte Wechselbeziehung zwischen Innen- und Außenpolitik. Diese Problematik sollte, durch soziale und ökonomische Faktoren ergänzt, Ziebura immer wieder beschäftigen.

Nach der Promotion erhielt Ziebura die Chance, an der wieder gegründeten Deutschen Hochschule für Politik in Berlin tätig zu sein, zunächst als Lehrbeauftragter, dann als wissenschaftlicher Assistent am Lehrstuhl von Ernst Fraenkel, der ihn „in den Bann seiner starken, den Lehrkörper dominierenden Persönlichkeit zog.“<sup>26</sup> Ziebura wandte sich also der Politikwissenschaft zu, was für ihn aber keinen „großen Sprung“ bedeutete. Dabei fragte er noch nicht nach der „Verbindung von ökonomischer Entwicklung und gesellschaftlichen Machtstrukturen“, analysierte noch nicht politische Macht als Ausdruck ökonomischer Machtverhältnisse, wie es die ihn beeindruckenden Persönlichkeiten Hans Rosenbergs und Franz L. Neumanns während ihrer Gastprofessuren in Berlin lehrten, sondern verfolgte, unter dem Einfluss Fraenkels, eine institutionell-normative Sichtweise des Politischen. Es ging um „ein Ensemble von Institutionen (wazu auch Parteien und Interessenverbände gehörten), deren möglichst optimales Funktionieren als ‚Regierungssystem‘ im

25 Ziebura: (Um)Wege, a.a.O., S. 11.

26 Ebd., S. 12.

Mittelpunkt des Interesses stand [...]. Hauptgegenstand der Forschung war mithin der politische Entscheidungsprozeß.<sup>27</sup>

Die Quellenbücher zur IV. und V. französischen Republik, 1956/57 und 1960 erschienen, sind ein Ergebnis dieser Schaffensperiode und dem Fraenkelschen Ansatz verpflichtet. Sie erschließen zuverlässig und quellengesättigt ein Regierungssystem, über das in der Bundesrepublik damals eher Vorurteile als solide Kenntnisse verbreitet waren. Sie legten das Fundament für die in den 60er Jahren dann einsetzende deutsche sozialwissenschaftliche Frankreichforschung.

In der zweiten Hälfte der 50er Jahre entstand auch Zieburas Habilitationsschrift über den französischen Sozialisten und Ministerpräsidenten der Volksfrontregierung 1936/37, Léon Blum.<sup>28</sup> Schon während seines Pariser Doktorandenstudiums hatte ihn diese ebenso sympathische wie komplexe Persönlichkeit fasziniert. Ziebura verknüpft in seiner Darstellung die Person Léon Blums mit dessen „Ideal“ der sozialistischen Doktrin, der „Wirklichkeit der Partei“ und der „Wirklichkeit des parlamentarischen Regierungssystems“ zu einer Strukturanalyse, die freilich von jeglichem Determinismus und Schematismus weit entfernt ist. Ziebura hat die erste, wenn auch unvollendete,<sup>29</sup> wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie dieses Politikers geschrieben. Es spricht für ihre Qualität, dass sie – wohl als erste deutschsprachige politikwissenschaftliche Habilitationsschrift überhaupt – ins Französische übersetzt wurde. Das Buch fand in der Fachwelt große Beachtung und Ziebura war nun in der Bundesrepublik endgültig der führende Mann für französische Politik und Zeitgeschichte geworden.

27 Ebd.

28 Gilbert Ziebura: Léon Blum. Theorie und Praxis einer sozialistischen Politik, Bd. 1: 1872-1934, Berlin 1963.

29 Der zweite Band, der die „Wirklichkeit der Macht“, also vor allem die Volksfrontregierung und ihre Politik darstellen sollte, wurde nicht geschrieben.

Bereits 1964 wurde Ziebura auf einen politikwissenschaftlichen Lehrstuhl mit besonderer Berücksichtigung der Internationalen Beziehungen an seine Heimatuniversität, die FU Berlin berufen. So berechtigt die darin zum Ausdruck kommende Anerkennung seines wissenschaftlichen Œuvres ist, so anregend Ziebura für das Teilgebiet Internationale Beziehungen wurde und so erfreulich natürlich für ihn persönlich die Berufung war – für die Frankreichforschung war sie wohl eher bedauerlich, denn, so Ziebura selbst, „von da an war Frankreich nur ein Strang meiner wissenschaftlichen Bemühungen.“<sup>30</sup> In den Vordergrund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, für die in den unruhigen Berliner Jahren ohnehin zu wenig Zeit blieb, traten unvermeidlich die internationalen Beziehungen, der er sich auch in Konstanz, wohin er 1974 gewechselt war, fast ausschließlich widmete. Erst mit dem Wechsel nach Braunschweig (1978) wandte er sich wieder verstärkt Frankreich zu. Immerhin erschienen noch zu Beginn der 70er Jahre wichtige Aufsätze<sup>31</sup> sowie vor allem sein wohl am weitesten verbreitetes, auch am meisten Anstoß erregendes Buch über die deutsch-französischen Beziehungen, die erste deutschsprachige Gesamtdarstellung der Thematik.<sup>32</sup> Diese zugespitzt kritische Analyse passte gar nicht in die bei jedem Gipfeltreffen wiederholten wechselseitigen Freundschaftsbeteuerungen, wurde gar als eine Art Nestbeschmutzung empfunden. Gerade weil Ziebura an die ihm besonders am Herzen liegenden deutsch-französischen Beziehungen einen besonders hohen Anspruch stellt, fallen seine

30 Interview Picht, a.a.O.

31 Vor allem „Interne Faktoren des französischen Hochimperialismus 1871-1914. Versuch einer gesamtgesellschaftlichen Analyse“ (mehrfach nachgedruckt) und „Frankreich. Theorie und Praxis der V. Republik“, beide wieder abgedruckt in: Ziebura: Ausgewählte Aufsätze, a.a.O.

32 Gilbert Ziebura: Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1945. Mythen und Realitäten, Pfullingen 1970. Eine bis in die 90er Jahre fortgeschriebene Neuauflage erschien 1997.



Urteile mitunter allzu schroff aus. Wohl nicht zuletzt deshalb kam eine ursprünglich geplante französische Ausgabe nicht zustande.

Die Studentenbewegung, die er am Otto-Suhr-Institut der FU hautnah miterlebte und für deren „grundsätzliche Motive“ er Verständnis hatte, deren dogmatischen Marxismus er aber ablehnte,<sup>33</sup> führte Ziebura, unter Rückbesinnung auf die Fragestellungen Hans Rosenbergs und Franz L. Neumanns und unter dem Einfluss Eckart Kehrs zu einer Neuorientierung seiner Arbeiten. Er wandte sich nun entschieden von der klassischen Regierungslehre mit ihrer Vernachlässigung sozioökonomischer Zusammenhänge ab und stellte nun die „gesamtgesellschaftliche Analyse“ in das Zentrum seiner Forschungen. Bereits die umfangreiche, 1971 erschienene empirische Untersuchung über den französischen Hochimperialismus, die im Untertitel als ein „Versuch“ des neuen Ansatzes vorgestellt wird, ist ein Beleg für Zieburas sozioökonomische „Wende“.<sup>34</sup> In Fortführung dieses Ansatzes und in Anlehnung an die französische *Annales*-Schule<sup>35</sup> mit ihrem Zentralbegriff einer *histoire totale* versucht Ziebura, Frankreichs Geschichte seit der Großen Revolution als die einer „bürgerlichen Gesellschaftsformation“ zu beschreiben.<sup>36</sup> Zieburas Eingeständnis, dass das Buch den „hochgespannten theoretischen Erörterungen [...] nur annäherungsweise gerecht“<sup>37</sup> wurde, war einer der Gründe, warum die im Vorwort angekündigten beiden Folgebände nicht geschrieben wurden. Das Aufgeben seines

33 Interview Picht, a.a.O.

34 Vgl. Anm. 31.

35 Der freilich wenig rezipierte Reader, den Ziebura zusammen mit Heinz-Gerhart Haupt herausgegeben hat, stellt Arbeiten dieser Richtung in deutscher Übersetzung vor: *Wirtschaft und Gesellschaft in Frankreich seit 1789*, Köln 1975.

36 Gilbert Ziebura: *Frankreich 1789-1870. Entstehung einer bürgerlichen Gesellschaftsformation*, Frankfurt/Main 1979. Ursprünglich geschrieben als Beitrag in: Theodor Schieder (Hg.): *Handbuch der europäischen Geschichte*, Bd. 5, Stuttgart 1981.

37 Ziebura: (Um)Wege, a.a.O., S. 16. Mehrere Aufsätze in diesem Band stellen weitere Versuche dar, den theoretischen Anspruch in Anwendung auf die gegenwärtige Situation Frankreichs empirisch einzulösen.

ehrgeizigen Projekts verweist auf die kaum zu lösenden Probleme bei der Realisierung eines derartigen theoretischen und methodischen Anspruchs. So ist es auch kein Zufall, dass dieser von Ziebura mit besonders hohen Ansprüchen und Erwartungen verknüpfte „gesamtgesellschaftliche Ansatz“ von der Frankreichforschung nicht aufgegriffen wurde.

## Einfluss und Wirkung

Einfluss und Wirkung einer Person, insbesondere eines Intellektuellen, sind präzise sicher nicht zu bestimmen, aber einige mehr oder weniger plausible Erörterungen sind möglich. Dabei gilt es, verschiedene Formen und Bereiche zu unterscheiden.

Wie eingangs bereits erwähnt, ist Gilbert Ziebura einer breiteren Öffentlichkeit nicht bekannt. Eine Wirkung etwa wie Alfred Grosser hat er nicht erzielt, weder diesseits noch jenseits des Rheins, konnte und wollte er nicht. Er hat nur relativ selten in Zeitungen geschrieben und, etwa im *Vorwärts*, keineswegs immer über französische Themen. Ein Fernseh-Professor war er nie. Gleichwohl hat er über den Universitätsbereich oder kleine Intellektuellenzirkel hinaus durchaus gewirkt und Einfluss ausgeübt.

Bereits bei den ersten deutsch-französischen Studententreffen bildete sich ein „Netzwerk“, das über das 1948 gegründete *Bureau International de Liaison et de Documentation (B.I.L.D.)* in Paris sowie die Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit in Köln die Zeitschriften *Documents* und *Dokumente* herausgab, die für die Information über das jeweilige Nachbarland und den deutsch-französischen Dialog eine herausragende Bedeutung gewannen. Ziebura war mit beiden, zeitweise auflagenstarken und im deutsch-französischen „Milieu“ meinungsbildenden Publikationen „bis Anfang der siebziger Jahre eng verbunden, als Autor in den Zeitschriften, zeit-

weise als Vorstandsmitglied.“<sup>38</sup> Er hat, insbesondere in *Dokumente*, bis Mitte der 70er Jahre zahlreiche Rezensionen und Artikel geschrieben. Mit seiner Hinwendung zur Forschung über die Internationalen Beziehungen allgemein und seiner zunehmend kritischen Einstellung zur Entwicklung des deutsch-französischen Verhältnisses hat er sich aus diesem „Netzwerk“ weitgehend zurückgezogen und für die beiden Zeitschriften nicht mehr publiziert, wurde auch nicht mehr dazu aufgefordert. Seine allzu scharfen, weil an hohe Ansprüche angelegten Urteile wie seine Neigung zum Pessimismus machten ihn, der ohnehin seit Anfang seiner akademischen Karriere durch „ein starkes Gefühl der Unabhängigkeit“ zum „Einzelgänger“ wurde,<sup>39</sup> mehr und mehr zum Außenseiter. Aus beruflichen wie persönlich-politischen Gründen hat er zu einem Zeitpunkt, als seine „Autorität“ als Frankreich-Experte einen Höhepunkt erreicht hatte, Einfluss und Wirkung teilweise zurückgenommen.

Auch dem Deutsch-Französischen Jugendwerk hat Ziebura sein Wissen, seine Erfahrung, seinen Rat zur Verfügung gestellt. Auch hier war natürlich sein Rat mit Kritik, aber auch Reformvorschlägen verbunden. Insbesondere im Zusammenhang mit der 68er Studentenbewegung, als auch das DFJW in eine turbulente Phase geriet, hat er sich in die Diskussionen eingeschaltet und für eine stärkere Politisierung des Austausches plädiert.<sup>40</sup>

Berücksichtigt man noch, dass Ziebura seit den 50er Jahren eine ausgedehnte Vortragstätigkeit in Volkshochschulen und bei den verschiedensten deutsch-französischen Begegnungen eine Art außeruniversitäre Praxis „absolviert“ hat, so wird deutlich, dass er im zivilgesellschaftlichen Bereich der deutsch-französischen Bezie-

38 Ziebura: Anfänge, a.a.O., S. 157.

39 Ziebura: Ausgewählte Aufsätze, a.a.O., S. 337.

40 Vgl. seine kritische Analyse und seine Vorschläge sowie die zusammenfassenden Empfehlungen des DFJW selbst in: Ziebura: Die deutsch-französischen Beziehungen, a.a.O., Ausgabe 1997, S. 509-516.

hungen bis Mitte der 70er Jahre, teilweise darüber hinaus eine beachtliche Rolle gespielt hat.

Ein zweiter, einem Professor für Politikwissenschaft sich anbietender Wirkungsbereich ist die Politikberatung. Ziebura hat diese Chance, die für jeden, der über Politik „nur“ am Schreibtisch nachdenkt oder in den Archiven forscht, reizvoll ist, wahrgenommen, als sie sich ihm bot. Von 1966 bis 1969 war er Mitglied im Planungsstab des Bundeskanzleramtes unter Kurt Georg Kiesinger, obwohl er der CDU inzwischen sehr fern stand und viele ihrer politischen Positionen ablehnte. Das Motiv der Regierenden, ihn um Mitarbeit in diesem Gremium zu bitten, ist sicher darin zu suchen, dass er in der Bundesrepublik als der beste Kenner der französischen Politik ausgewiesen war und man sich von seiner Expertise eine Verbesserung der deutsch-französischen Beziehungen erhoffte, die sich trotz des Abschlusses des Elysée-Vertrages unter Kanzler Erhard äußerst unbefriedigend entwickelt hatten. Ob und inwiefern Zieburas Wissen und Rat zur Verbesserung dieser Beziehungen, die unter der Kanzlerschaft Kiesingers tatsächlich eintrat, beigetragen hat, ist schwer zu sagen. Nur kurze Zeit und in Einzelfällen hat Ziebura noch als Berater Egon Bahrs und Georg Lebers (in seiner Funktion als Verteidigungsminister) gewirkt.

Insgesamt nimmt die Politikberatung in Zieburas, sich über inzwischen ein halbes Jahrhundert erstreckende Tätigkeit, nur einen marginalen Platz ein. Auch hier dürfte seine „kantige und undiplomatische“ Persönlichkeit, sein „Schwimmen gegen den Strom“,<sup>41</sup> die zunehmende Radikalität seiner Stellungnahmen, „mit einer mehr beißenden als lächelnden Ironie vorgetragen“,<sup>42</sup> einem weitergehenden Engagement im Wege gestanden haben.

41 Hartmut Elsenhans u.a.: Vorwort, in: dies. (Hg.): Frankreich – Europa – Weltpolitik. Festschrift für Gilbert Ziebura zum 65. Geburtstag, Opladen 1989, S. 12, 15.

42 Alfred Grosser: Gilbert Ziebura, in: Festschrift Ziebura, a.a.O., S. 17f.

Der einem Universitätsprofessor naturgemäße Einfluss- und Wirkungsbereich ist die Wissenschaft, deren Fortgang er durch eigene Publikationen und als Lehrer durch die Ausbildung von Schülern beeinflussen, vielleicht maßgeblich prägen kann. Doktorarbeiten und Habilitationsschriften finden in aller Regel nur einen eng begrenzten Leserkreis von Fachleuten. Gilbert Ziebura macht davon keine Ausnahme, doch hat sein Léon Blum-Buch nicht nur viel Aufmerksamkeit in der Fachwelt hervorgerufen,<sup>43</sup> sondern ihm auch, insbesondere durch eine französische Ausgabe in einer sehr renommierten Reihe, eine breitere Leserschaft gebracht. Die Quellenbände über die IV. und die V. Republik waren primär für die Studentenschaft bestimmt und sicher auch darauf beschränkt, aber gerade deshalb sollte ihre Wirkung nicht unterschätzt werden. Es wurde schon darauf hingewiesen, dass das Buch über die deutsch-französischen Beziehungen (Ausgabe 1970) Zieburas am weitesten verbreitetes Buch ist. Ein Teil der Auflage wurde von der *Bundeszentrale für politische Bildung* an Interessenten kostenlos abgegeben. Es wurde nicht nur in Fachzeitschriften, sondern auch in Tageszeitungen besprochen. Die Verbreitung eines Buches sagt zwar noch nicht viel über seine Wirkung, aber es spricht einiges für die Annahme, dass Zieburas Darstellung und Interpretation einen beachtlichen Einfluss auf die Fachöffentlichkeit und darüber hinaus gehabt hat.

Am stärksten hat Ziebura nach Einschätzung des Verfassers als Hochschullehrer und Doktorvater gewirkt. Zwar lag dem, wie er selbst sagt, „frei schwebenden“ Intellektuellen, der sich „nie, bis heute, irgendeiner Denkschule zugehörig oder auch nur verpflichtet gefühlt“ hat,<sup>44</sup> der zum „Einzelgänger außerhalb aller Schulbildung-

43 Nach Auskunft von Ziebura sind in Fachzeitschriften 75 Besprechungen erschienen, eine ungewöhnlich hohe Zahl.

44 Interview Picht, a.a.O.

gen<sup>45</sup> wurde, nichts ferner als selbst eine Schule zu bilden und durch eine entsprechende Lobbytätigkeit seine Schüler in wichtigen Positionen unterzubringen, aber es kommt ihm doch – und sei es „malgré lui“ – eine Art wissenschaftlicher „Vaterschaft“ über die sich seit den 60er Jahren entwickelnde sozialwissenschaftliche Frankreichforschung in der Bundesrepublik zu. Die nur sechs Doktoranden, die mit frankreichbezogenen Themen bei ihm promovierten,<sup>46</sup> bilden allein noch keinen Gradmesser. Zieburas Konzentration auf die Internationalen Beziehungen allgemein, nach seiner Berufung auf einen einschlägigen Lehrstuhl in Berlin 1964, war der entscheidende Grund dafür, dass sich die Mehrzahl seiner Doktoranden mit Themen aus diesem Teilgebiet befasst hat.

Die „Vaterschaft“ Zieburas für die deutsche sozialwissenschaftliche Frankreichforschung wurde offenkundig, als 1985 am Deutsch-Französischen Institut in Ludwigsburg ein „Arbeitskreis Sozialwissenschaftliche Frankreichforschung“ gebildet wurde. „Die Mehrzahl der Teilnehmer [hatte] bei Ziebura studiert oder wenigstens unter seinem Einfluß gestanden.“<sup>47</sup> Bei der Gründung des *Frankreich Jahrbuchs*, dem inzwischen etablierten Diskussionsforum der Frankreichforschung, wirkte er maßgeblich mit und förderte dieses Unternehmen mit seiner wissenschaftlichen Autorität und seinen Anregungen.

Es ist nicht übertrieben, Gilbert Ziebura als den „Nestor, Mentor und Inspirator der sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung in der Bundesrepublik“<sup>48</sup> zu bezeichnen. Er hat sie begründet und ihre Entwicklung durch seine eigenen Arbeiten, seine Fragestellungen und Anregungen, durch seine Schüler (und Enkel) entscheidend beeinflusst; nicht zuletzt, das wird ihm gewiss nicht missfallen, durch eine fortdauernde kritische Auseinandersetzung mit seinen nicht sel-

45 Ziebura: Ausgewählte Aufsätze, a.a.O., S. 337.

46 Vgl. das Verzeichnis in der Festschrift Ziebura, a.a.O., S. 576ff.

47 Alfred Grosser: Gilbert Ziebura, in: Festschrift Ziebura, a.a.O., S. 18.

48 Hartmut Elsenhans u.a.: Vorwort, in: Festschrift Ziebura, a.a.O., S. 15.

ten provozierenden Thesen. Er hat dadurch das deutsche Frankreichbild mitgeprägt und durch seine verschiedenen „außerwissenschaftlichen“ Aktivitäten in der zivilgesellschaftlichen Dimension der deutsch-französischen Beziehungen eine in der breiten Öffentlichkeit zwar kaum wahrgenommene, aber dennoch beachtliche Rolle gespielt.





**Raymond Schmittlein (1904-1974),  
ein Kulturmittler zwischen Deutschland  
und Frankreich?**

Corine Defrance

Im Rückblick auf seine erste Begegnung mit Raymond Schmittlein im Jahre 1947 schrieb der damalige Mainzer Theologie-Student Peter Manns: „Wir mußten uns viele Geschichten anhören, die uns den großen Manitou Schmittlein als eine Art *Kultur-Goebbels* der französischen Besatzungszone furchterregend darstellen. [...] Unser Rapport führte vielmehr zu einer wirklichen Begegnung, die ihrerseits zu einer Freundschaft heranreife, von deren Früchten für die Studentenschaft, die einzelnen Fakultäten, das Seminar und die gesamte *Alma mater* [Mainz] gleich zu reden ist.“<sup>1</sup>

Dass die deutschen Zeitgenossen in dem „Kulturgeneral“ schon bald einen Helfer und Brückenbauer sahen, bestätigte seine Ehrenpromotion an der Mainzer Universität im Jahre 1947.<sup>2</sup> Dieses im allgemeinen positive Bild von Schmittlein fordert auf Grundlage des aktuellen Forschungsstandes zum Status von *Mittlern*<sup>3</sup> zum einen die Frage heraus, ob er überhaupt die Kriterien für einen *Mittler* erfüllt, zum anderen ob er als *Mittler* zwischen Deutschland und Frankreich gelten kann. *Mittler* werden üblicherweise durch ihre Verankerung in der *Zivilgesellschaft*<sup>4</sup> ihres Herkunftslandes gekennzeichnet und entfalten ihre Aktivitäten als *Gründer*, *Organisator* und/oder *Multiplikator*: „En général, ils exercent les fonctions de créateurs, en formulant des

1 Peter Manns: Höchst persönliche Erinnerungen an einen großen Franzosen und die bewegten Jahre der Wiederbegründung einer alten Universität. In *Memoriam Raymond Schmittlein*, Mainz 1978, S. 75-82.

2 Ehrenpromotion Schmittlein, Universitätsarchiv/Mainz, Bestand 13/220; vgl. Corine Defrance: *Raymond Schmittlein (1904-1974), Leben und Werk eines französischen Gründungsvaters der Universität Mainz*, in: Michael Kissener, Helmuth Mathy (Hg.): *Ut homnes unum sint, Teil 1: Gründungspersönlichkeiten der Johannes Gutenberg-Universität*, Stuttgart 2005, S. 11-30.

3 Vgl. Hans Manfred Bock: Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich, oder Verzagen die *Mittler*?, in: *Lendemains* 22 (1997), Nr. 86/87, S. 8-19; Katja Marmetschke: *Mittlerpersönlichkeiten. Neuere biographische Arbeiten zur Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland*, in: *Lendemains* 25 (2000), Nr. 98/99, S. 239-257.

4 Vgl. Hans Manfred Bock: *Das Deutsch-Französische Institut in der Geschichte des zivilgesellschaftlichen Austauschs zwischen Deutschland und Frankreich*, in: ders. (Hg.): *Projekt deutsch-französische Verständigung. Die Rolle der Zivilgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg*, Opladen 1998, S. 14f.

schémas d'interprétation de l'autre nation, d'organiseurs, en favorisant la rencontre de représentants des deux nations, et enfin celle de vulgarisateurs, en cherchant à diffuser et imposer leur interprétation à un grand public par la voie de l'enseignement, de la presse, de conférences, d'émissions à la radio ou à la télévision etc. Les médiateurs franco-allemands du XX<sup>e</sup> siècle ont été (et sont toujours) simultanément ou successivement des créateurs, des organisateurs et des vulgarisateurs.“<sup>5</sup>

Dieser Beitrag wird sich nicht nur auf jenen Zeitabschnitt begrenzen, als Schmittlein Leiter der Kulturabteilung der französischen Militärregierung bzw. der Hohen Kommission (1945-1951) war, sondern möchte darüber hinaus ermitteln, welches transnationale gesellschaftliche Engagement er vor und nach seinen Jahren in Deutschland an den Tag legte. Die hier gesammelten Erfahrungen sollen im Zusammenhang mit seinem vorherigen Werdegang beleuchtet werden, um schließlich zu erklären, welche Interdependenzen zwischen diesen Aktionsfeldern und seinem Wirken als gaullistischer Parlamentarier bestanden.

## Raymond Schmittlein und Deutschland: familiäres Milieu und Studium

Schon das familiäre Milieu Raymond Schmittleins vermittelt einen ersten Eindruck seiner „prédispositions subjectives“ und „impulsions décisives“<sup>6</sup> in Bezug auf Deutschland, die sowohl von familiärer Verflechtung als auch von mentaler Distanz dominiert waren. Raymonds Großmutter väterlicherseits kam aus Mainz und heiratete einen Elsässer, der 1870 im deutsch-französischen Krieg als Soldat

5 Hans Manfred Bock: Créateurs, organisateurs et vulgarisateurs. Biographies de médiateurs socio-culturels entre la France et l'Allemagne au XX<sup>e</sup> siècle, in: Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande 33 (2001), Nr. 4, S. 453-467, hier S. 455.

6 Ebd.

der französischen Armee fiel. Sie kehrte daraufhin mit ihrem Sohn Charles nach Mainz zurück,<sup>7</sup> der sich nach einer Ausbildung in Deutschland und Russland 1883 als Textilingenieur im *Département de la Meuse* niederließ. Charles heiratete die Elsässerin Louise Scherer und entschloss sich – vermutlich aus beruflichen Gründen – nach Roubaix zu gehen. In dieser großen Textilindustriestadt im Norden Frankreichs wurde Raymond Schmittlein am 19. Juni 1904 als fünftes von sechs Kindern geboren. Ob er mit seinen Eltern bzw. einem seiner Elternteile Deutsch sprach, entzieht sich leider unserer Kenntnis.

Als der Erste Weltkrieg ausbrach, war Raymond Schmittlein noch zu jung, um persönlich die Erfahrung des kämpfenden Soldaten zu machen, doch bestimmten die direkten und indirekten Wirkungen des Krieges auch seinen Werdegang: seine älteren Brüder hatten als Soldaten gegen Deutschland gekämpft, und ab 1915 war Roubaix von deutschen Truppen besetzt gewesen. Zudem waren in gleichem Jahr seine Eltern erkrankt und gestorben, so dass das Waisenkind von seiner älteren Schwester aufgezogen wurde. Während sich Altersgenossen seiner Generation nach dem Trauma des Ersten Weltkrieges dem Pazifismus verschrieben und für die deutsch-französische Annäherung engagierten,<sup>8</sup> ließ sich bei Raymond Schmittlein zu dieser Zeit kein nennenswertes Interesse für Deutschland nachweisen. Vielmehr übte nach seinem Abitur im Jahre 1924 das Militär eine permanente Faszination auf ihn aus. Aus diesem Grund meldete er sich freiwillig und diente von Mai bis November 1924 als *Zuave* bei der Rheinarmee, um sich nach dieser Erfahrung in

7 Vgl. Robert Marquant: Raymond Schmittlein 19 juin 1904-29 septembre 1974, in: Manfred Heinemann (Hg.): Hochschuloffiziere und Wiederaufbau des Hochschulwesens in Westdeutschland 1945-1952. Die französische Zone, Hildesheim 1991, S. 21f.

8 Vgl. Bock: Beruf des kulturellen Übersetzens, a.a.O., S. 9; vgl. Ilde Gorguet, Les mouvements pacifistes et la réconciliation franco-allemande dans les années vingt (1919-1931), Bern 1999.

die *École des Officiers de Réserve* in Saint-Cyr einzuschreiben. Im Anschluss wurde er zu dem in Marokko stationierten *Régiment de Tirailleurs Nord-Africains* delegiert, wo er die von Abd-El-Krim geleitete Revolte (*guerre du Rif*) erlebte. Doch schon im November 1925 wurde er schwer verletzt und musste endgültig auf eine Offizierskarriere verzichten.<sup>9</sup>

Dank eines Stipendiums konnte er daraufhin ein Theologiestudium aufnehmen, doch entschied er sich bereits 1926 für ein Medizinstudium und war gleichzeitig in Slawistik (Russisch) an der *École des Langues Orientales* eingeschrieben. Wann er sein Germanistikstudium aufnahm, ist noch ungeklärt, doch erwarb er 1931 die *Licence d'allemand* an der *Sorbonne* und beschloss im folgenden Jahr, die *Agrégation d'allemand* in Berlin vorzubereiten, die er 1932 bestand.<sup>10</sup> Während seines Aufenthalts in der deutschen Hauptstadt lernte er seine zukünftige Frau – Gerta Eichholz – kennen, über die sich in der Folge auch seine familiäre Bindung nach Deutschland wieder verstärkte. Nach ihrer Heirat im März 1932 kehrte das Ehepaar nach Frankreich zurück, und Raymond Schmittlein arbeitete als Deutschlehrer am Gymnasium in Chartres. Neben seiner Lehrtätigkeit beschäftigte ihn nun auch Deutschland; so wurde er u.a. 1932/33 in die Vorbereitung der großen Goethe-Ausstellung in der Pariser *Bibliothèque Nationale* eingebunden.<sup>11</sup> Diese „Expertenfunktion“ erlebte jedoch ein schnelles Ende, als er sich entschied, ins Baltikum zu gehen, wo er die Jahre bis zum Zweiten Weltkrieg verbrachte.

9 „État des services“, Service Historique de l'Armée de Terre, Paris/Vincennes [SHAT], Personalakte Raymond Schmittlein; Militärdienstbescheinigungen, Privatunterlagen Raymond Schmittlein.

10 Vgl. Defrance: Schmittlein Leben und Werk, a.a.O.

11 Vgl. Marquant, a.a.O., S. 22.

## Die Erfahrung des zivilgesellschaftlichen Engagements: die baltischen Jahre

Die sich anschließenden Aktivitäten von Schmittlein in Kaunas (Litauen) und Riga (Lettland) müssen im damaligen internationalen Kontext betrachtet werden. Nachdem sich das französische Interesse seit Anfang der 1920er Jahre auf Estland und Lettland konzentriert hatte, richtete sich der Blick der Regierung in Paris erst später auf Litauen. Frankreich hatte nach dem Versailler Vertrag enge Beziehungen zu Polen unterhalten und legte sich in den ständigen polnisch-litauischen Spannungen während der 1920er Jahre eine zurückhaltende Position auf. Nicht zuletzt aus diesem Grund wurde der erste französische Lektor erst 1934/35 an die Universität Kaunas entsandt, während französische Lektoren an den Universitäten in Lettland und Estland schon seit 1927/28 lehrten.<sup>12</sup> Sie gehörten neben den *Instituts Français* zu den Vorposten der französischen Kulturpolitik der 1920er und 1930er Jahre, die in Ost- und Nord-Europa ein Gegengewicht zum deutschen Einfluss schaffen wollte.<sup>13</sup> Nachdem die nationalsozialistische „Machtergreifung“ im Jahre 1933 die steigende Angst vor Deutschland in Litauen weiter verfestigt hatte, war eine sich verstärkende Frankophilie in Litauen zu beobachten. Paris durfte die Erwartungen nicht enttäuschen, da sich die litauische Regierung immer auch die Möglichkeit offen hielt, die britische Karte zu spielen.

Neben seiner Tätigkeit als Lektor an der Universität, in der er die universitären Beziehungen zwischen beiden Ländern intensi-

12 Vgl. Julien Gueslin: *La France et les petits États baltes: réalités baltes, perceptions françaises et ordre européen (1920-1932)*, phil. Diss., Université de Paris I, 2004.

13 Vgl. Dominique Bosquelle: *L'Allemagne au cœur de la politique culturelle de la France en Europe centrale et nordique dans l'entre-deux-guerres*, phil. Diss., Université d'Aix-Marseille I, 2001; Hans Manfred Bock: *Initiatives socio-culturelles et contraintes politiques dans les relations universitaires entre la France et l'Allemagne dans l'entre-deux-guerres*, in: *Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande* 34 (2002), Nr. 3, S. 297-310, hier S. 299f.

vierte<sup>14</sup> (diese berufliche Verankerung im akademischen Milieu ist die typische Basis einer Mittleraktivität<sup>15</sup>), spielte Schmittlein als privater Akteur eine wichtige Rolle für die französisch-litauische Verständigung. Hier begann sein zivilgesellschaftliches Engagement. Während dieser Zeit wurde er ein „Mittler“ zwischen Litauen – und später auch Lettland – und Frankreich. Er gründete zwar keine neuen Strukturen und Vereine,<sup>16</sup> da sie schon Jahre zuvor von litauischen Persönlichkeiten ins Leben gerufen worden waren: in Kaunas existierten eine litauisch-französische Gesellschaft (seit 1923), eine französische Buchhandlung (seit 1930) und ein litauisch-französischer Kindergarten (1931).<sup>17</sup> Vielmehr engagierte sich Schmittlein insbesondere für die Verbreitung der französischen Sprache und die Ausbildung der Französischlehrer. Er schrieb Französisch-Lehrbücher für Schüler: die mehrbändigen *Douce France* und *Sans Famille* wurden in Kaunas zwischen 1935 und 1938 veröffentlicht. Er lehrte zudem freiwillig an der *Société Litvano-Française*, zu deren Generalsekretär er ernannt wurde, und hielt Vorträge über verschiedene Themen.<sup>18</sup> 1937 hatte Schmittlein erheblichen Anteil an der Organisation einer großen Ausstellung in Kaunas anlässlich des 125. Jahrestages des Durchzuges Napoleons durch Litauen.<sup>19</sup> 1936/

14 Brief von Dulong, französischer Gesandter in Kaunas an Außenminister Pierre Laval, 23.10.1935, Ministère des Affaires étrangères/Paris [MAE/Paris], Bestand 1918/40, Lituanie, Nr. 92. Aufzeichnung des Erziehungsministers für das Außenministerium, 27.4.1935, MAE/Nantes, Bestand SOFE [Service des œuvres françaises à l'étranger], 1932/1940, Nr. 292.

15 Vgl. Marmetschke, a.a.O., S. 244.

16 „In der Regel können Mittler kaum auf funktionierende Strukturen zurückgreifen, sondern müssen selbst die gesamte Aufbauarbeit in die Wege leiten,“ schreibt Katja Marmetschke, a.a.O., S. 243.

17 MAE/Nantes, SOFE, Bd. 71, Brief von G. Padovani, französischer Gesandter in Litauen, an Außenminister Raymond Poincaré, 26.10.1923.

18 Brief von Ristelhueber, französischer Gesandter in Kaunas, an das Außenministerium, 11.3.1935 und an Laval, 15.5.1935, MAE/Nantes, SOFE, Bd. 547.

19 Schmittleins Engagement für die Organisation dieser Ausstellung wurde in dem populären französischen Magazin *L'Illustration* gewürdigt, *L'Illustration*, 19.6.1937, Artikel von Jean Mauclère.

1937 war er an den Vorbereitungen (insbesondere hinsichtlich der Bibliotheksausstattung und Bücherauswahl) zur Gründung des *Institut Français* in Kaunas beteiligt, dessen Direktor er aber zu seinem Leidwesen nicht wurde. Nach vier Jahren in Kaunas musste Schmittlein im Sommer 1938 Litauen verlassen. Von litauischer Seite wurde ihm vorgeworfen, aufgrund seiner elsässischen Herkunft, seines Berufes als Deutschlehrer und aufgrund seiner Ehe mit einer Deutschen zu deutschlandfreundlich zu sein. Er konnte sich jedoch weiterhin der Unterstützung durch die französischen Behörden sicher sein und wurde Leiter des 1930 eröffneten französischen Gymnasiums in Riga und des dort schon 1921 gegründeten *Institut Français*.<sup>20</sup>

Ihm blieb nur wenig Zeit als „Kulturattaché“ in Lettland, denn schon am 1. September 1939 brach der Zweite Weltkrieg aus. Umgehend wurde er als Militärattaché und Chef des französischen Nachrichtendienstes für die baltischen Länder mobilisiert. Nunmehr besaßen die kulturellen Aktivitäten für ihn keine Priorität mehr. Im Anschluss an eine Sabotageaktion im Hafen von Riga wurde Schmittlein bereits am 13. Dezember 1939 festgenommen und inhaftiert,<sup>21</sup> doch Ende Dezember mit der Auflage entlassen, das Gebiet auf dem schnellsten Wege zu verlassen, so dass er sich am 4. Januar 1940 nach Stockholm einschiffte.<sup>22</sup> So dürfte er sich das Ende seines Engagements für die französisch-baltische Verständigung und Annäherung nicht vorgestellt haben!

20 Vgl. Defrance: Schmittlein Leben und Werk, a.a.O.

21 Vgl. Henri Navarre: *Le service de renseignements, 1871-1944*, Paris 1978, S. 175. Zum Vorfall mit dem Schiff *Sierra Cordoba* und die Verwicklung Schmittleins siehe Jean de Beausse: *Carnets d'un diplomate français en Lettonie 1939-1940*, Riga 1997, Notizen vom 9.-22.12.1939, S. 147-150.

22 Privatunterlagen Raymond Schmittlein. Bei dieser übereilten Flucht verlor er seine minutiös hergestellten Karteien von litauischen Ortsnamen und seine Notizen, welche die Grundlage seiner Doktorarbeit bildeten. Erst acht Jahre später veröffentlichte er eine Studie über sein Forschungsthema (*Études sur la nationalité des Aestii*, tome 1, Toponymie lituanienne, Bade 1948, S. 15f.).



Wenn wir das zivilgesellschaftliche Engagement Schmittleins in diesen Jahren rückblickend betrachten, dann ist in erster Linie sein wissenschaftliches Interesse an den baltischen Staaten zu nennen, das sich nach 1934 entwickelt hatte: Im Anschluss an die *agrégation* hatte er mit dem Gedanken gespielt, eine Doktorarbeit zu schreiben, und sich in dieser Frage an Ernest Tonnelat gewandt. Dieser Sorbonne-Germanist war Spezialist auf dem Gebiet der Mediävistik und Linguistik, doch zugleich ein Vertreter der „*germanistique de la méfiance*“.<sup>23</sup> Ernest Tonnelat und Émile Benveniste, Professor am *Collège de France*, bestärkten Schmittleins Entschluss, eine linguistische Arbeit über Orts- und Personennamen in Litauen zu verfassen.<sup>24</sup> Diese intellektuellen Wanderungen zwischen der Germanistik und der Slawistik mit einem ausgeprägten Interesse für Randgebiete waren keine Ausnahme, sondern charakteristisch für bestimmte Germanistenkreise während der Zwischenkriegszeit.<sup>25</sup> Mit diesem Forschungsprojekt bewarb er sich gleichzeitig bei der Kulturabteilung des *Quai d'Orsay* um eine Stelle als französischer Lektor.

Ob und inwieweit die Themenwahl seiner Doktorarbeit und die damit eng verbundene Bewerbung für ein Lektorat im Baltikum auch politisch motiviert waren, muss offen bleiben; es liegt aber auf der Hand, dass ein so kluger Geist wie Schmittlein die politischen Hintergründe seiner kulturellen Mission nicht ignorieren konnte. Die deutsch-französische Rivalität um den Einfluss im Baltikum war

23 Vgl. Michel Espagne, Michael Werner (Hg.): *Les études germaniques en France (1900-1970)*, Paris 1994, S. 8f.

24 Vgl. Schmittleins Widmung für Ernest Tonnelat in seinem Buch: *Études sur la nationalité des Aestii*, Bd. 1, *Toponymie lituanienne*, Bade 1948, und das Vorwort dieses Werkes.

25 Vgl. Michel Espagne: *Le train de Saint-Pétersbourg. Les relations culturelles franco-germano-russes après 1870*, in: Katia Dmitrieva, Michel Espagne (Hg.): *Philologiques IV. Transferts culturels triangulaires France–Allemagne–Russie*, Paris 1996, S. 311-335, hier S. 319; Michel Espagne: *Les germanistes français et l'école normale*, in: Michel Espagne (Hg.): *L'École Normale Supérieure et l'Allemagne*, Leipzig 1995, S. 201-218, hier S. 213f.

ihm bewusst, so dass nicht ausgeschlossen werden kann, dass sein Engagement für die litauisch-französische Verständigung auch eine anti-deutsche Komponente hatte.

Wir hatten gesehen, dass sein Interesse für Deutschland nicht in ein aktives Engagement für die deutsch-französische Annäherung mündete und er nie jenen Privatorganisationen angehörte, die während der „Locarno Ära“ entstanden waren.<sup>26</sup> Als tief überzeugter Patriot, der eine militärische Karriere angestrebt hatte, sah Schmittlein in dem östlichen Nachbarn eine potentielle Gefahr, ohne aber die Deutschen als „Erbfeinde“ zu hassen, wie aus seinen familiären Bindungen deutlich wird. Während seiner Jahre in Kaunas und Riga sah er sich jedoch mit dem expansionistischen Machtstreben des nationalsozialistischen Deutschlands konfrontiert, das er in Memel beobachtete und für die französische Nachrichtenagentur *Havas* analysierte. Sehr frühzeitig erkannte er die Natur des Nationalsozialismus und warnte vor seinen Gefahren. Nach dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs förderten die während seiner „baltischen“ Jahre gemachten Erfahrungen zweifellos sein unmittelbares politisches Engagement für die *France-Libre*.<sup>27</sup>

Schmittleins Aktivitäten in Kaunas und Riga werfen eine zweite Frage auf: Verband sich sein sozio-kulturelles Engagement mit der Funktion eines transnationalen Mittlers? Wenn man Mittler als „Übersetzer“ einer fremden Kultur und Nation in seinem eigenen Land definiert,<sup>28</sup> dann erfüllte Schmittlein diese Kriterien nur unvollständig. Vielmehr scheint es, dass er sich in diesen Jahren mit einer ihm fremden Kultur vor Ort vertraut machte und sich in sie

26 Vgl. Hans Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch (Hg.): *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930*, Paris 1993.

27 Vgl. Corine Defrance: Raymond Schmittlein: un itinéraire dans la France Libre, entre activités militaires et diplomatiques, in: *Relations Internationales* 108 (2001), S. 487-501, hier S. 489.

28 Vgl. Bock: *Beruf des kulturellen Übersetzens*, a.a.O., S. 9.

hineinzufühlen begann. Er war gleichzeitig ein sehr wichtiger und besonders gutwilliger Ansprechpartner für die litauischen Mittler, welche die schon funktionierenden Verständigungsstrukturen und Vereine gegründet hatten. Darüber hinaus ergriff er selbst Initiative, um das dortige Interesse für Frankreich zu erweitern (Sprachkurse, Schulbücher; Konferenzen, Aufsätze, Ausstellungen, Bücher usw.) und die intellektuellen und universitären Netzwerke weiter auszubauen, die er nach dem Krieg teilweise wieder aktivierte. Dagegen gibt es keine Hinweise darauf, dass er sich in diesen Jahren um eine breitere Rezeption der baltischen Kultur in Frankreich selbst bemühte.

### Das politische Engagement für das Freie Frankreich gegen das nationalsozialistische Deutschland

Bereits Anfang Juli 1940 schloss sich Schmittlein von Schweden aus dem nach London emigrierten de Gaulle an. Sein politisches Engagement im gaullistischen Widerstand kann hier nicht thematisiert werden, doch soll daran erinnert werden, dass er während der Kriegsjahre politische und existentielle Erfahrungen sammelte, die für seinen weiteren Lebensweg bestimmend waren: Anfang 1941 war Schmittlein an der Errichtung des Radiosenders des „Freien Frankreich“ in Haifa beteiligt<sup>29</sup> und arbeitete mit jüdischen Organisationen (*Hagana*) in Palästina bei der technischen Installation von *Radio France Libre* zusammen. Diese Erfahrungen begründeten maßgeblich seine Sympathie und sein späteres Engagement für Israel. Von Frühjahr 1942 bis November 1943 hielt sich Schmittlein als Nummer 2 der *Délégation de la France libre* unter Leitung von René Garreau in Kouïbychev auf. Am 26. August 1943 erhielt Schmittlein dann direkt von Molotow die vollständige Anerkennung

29 Vgl. Charles de Gaulle: *Mémoires*, Paris 2000; François Coulet: *Vertu des temps difficiles*, Paris 1967, S. 95-106.

des *Comité français de la Libération nationale*<sup>30</sup> und damit die Unterstützung der *France-Libre* durch Moskau. Obwohl Schmittlein keinerlei Sympathie für die kommunistische Ideologie empfand, vergaß er nie diese Unterstützung von sowjetischer Seite. Auch nach dem Krieg blieb er ein treuer Freund Moskaus und – ganz wie der von ihm bewunderte de Gaulle – ein permanenter Kritiker der Vereinigten Staaten.

### Schmittlein in Deutschland: Besatzer oder Mittler?

Ab Juli 1944 nahm Schmittlein an verschiedenen Militäraktionen zur Befreiung Europas vom Nationalsozialismus teil (Feldzug in Italien, Landung in Saint-Tropez, Befreiung von Belfort usw.). Er drang mit den Truppen von General Jean-Pierre de Lattre de Tassigny in Deutschland ein, war für einige Tage Gouverneur von Germersheim und erlebte die Einnahme von Karlsruhe als Soldat. Am Tag der Kapitulation des „Dritten Reiches“ befand er sich somit auf deutschem Boden.<sup>31</sup> Einige Wochen später wurde er von René Capitant, dem französischen *Ministre de l'Éducation Nationale*, zum Leiter der *Direction de l'Éducation Publique* der französischen Militärregierung ernannt. Diese Phase in Schmittleins Leben dürfte allgemein bekannt sein,<sup>32</sup> so dass auf den nächsten Seiten weniger die Grundzüge seiner Politik im Mittelpunkt stehen als vielmehr die Frage, ob er als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich anzusehen ist.

In seinem Aufsatz über die kulturelle Vermittlung schreibt Hans Manfred Bock: „Eine andere Ursache der Einbuße an Glaubwürdigkeit der Mittler ist gegeben, wenn sie ihre zivilgesellschaftliche

30 Vgl. Defrance: Schmittlein itinéraire, a.a.O., S. 496.

31 Vgl. ebd., S. 499.

32 Vgl. Stefan Zauner: Erziehung und Kulturmission. Frankreichs Bildungspolitik in Deutschland 1945-1949, München 1994; Corine Defrance: La politique culturelle de la France sur la rive gauche du Rhin (1945-1955), Straßburg 1994.

Bodenhaftung verlieren; d.h. wenn sie sich gouvernemental vereinbaren und instrumentalisieren lassen.“<sup>33</sup> Da Raymond Schmittlein von 1945 bis 1951 als Vertreter der Französischen Republik und damit einer Besatzungsmacht in Deutschland diente, stellt sich die Frage, ob er in dieser Funktion, d.h. als Vertreter einer staatlichen Kulturpolitik, überhaupt als Mittler in Frage kommt.<sup>34</sup>

Ohne diese prinzipielle Frage schon vorab zu beantworten, soll vorerst das Wirkungsfeld von Mittlern beleuchtet werden, um darauf zu antworten, ob Schmittlein die transnationale Verständigung und Annäherung gefördert hat. Unzweifelhaft musste es unmittelbar nach der bedingungslosen Kapitulation des „Dritten Reiches“ die erste Aufgabe von Besatzungsoffizieren wie Schmittlein sein, dem Sicherheitsbedürfnis des eigenen Landes zu genügen.<sup>35</sup> So war dann auch die Hauptaufgabe der französischen Kulturpolitik im besetzten Deutschland die sogenannte Umerziehung (*rééducation*) des deutschen Volkes, die zwei eng miteinander verbundene Aspekte umfasste: zum einen Entnazifizierung und „Entpreußifizierung“ als „repressive“ Komponente, zum anderen die „Demokratisierung“ der deutschen Gesellschaft als „konstruktive“ Komponente. Erstere war verständlicherweise keine geeignete Basis für die transnationale Verständigung und wurde auch von der deutschen Bevölkerung insgesamt als sehr hart empfunden, so dass Ressentiments gegen die Besatzungsmacht sehr verbreitet waren und das jeweilige Bild vom anderen in jenen Jahren durch vergangene und gegenwärtige Erfahrungen belastet war.<sup>36</sup> Doch interessanterweise sahen gerade die

33 Bock: Beruf des kulturellen Übersetzens, a.a.O., S. 10.

34 Vgl. Marmetschke, a.a.O., S. 250.

35 Vgl. Rainer Hudemann: Kulturpolitik im Spannungsfeld der Deutschlandpolitik, in: Franz Knipping, Jacques Le Rider (Hg.): Frankreichs Kulturpolitik in Deutschland 1945-1950, Tübingen 1987, S. 15-34, hier S. 21.

36 Vgl. Dietmar Hüser: Frankreich, Deutschland und die französische Öffentlichkeit 1944-1950: Innenpolitische Aspekte deutschlandpolitischer Maximalpositionen, in: Stefan Martens (Hg.): Vom „Erbfeind“ zum „Erneuerer“. Aspekte und Motive der französischen Deutschlandpolitik nach dem Zweiten Weltkrieg, Sigmaringen 1993, S. 19-64, hier S. 27;

schärfsten Kritiker der harten französischen Besatzungspolitik („Ausbeutungskolonie“) in der Kulturpolitik eine „Ausgleichspolitik“,<sup>37</sup> was zunächst dazu führte, dass sich die ersten wissenschaftlichen Studien die These von der „Kehrseite der Medaille“ zu eigen machten.<sup>38</sup> Diese musste im Anschluss an die Öffnung der Archive im Jahre 1986 jedoch schon bald revidiert werden, da die wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen einer nuancierteren wissenschaftlichen Betrachtung unterzogen wurden und sich auch die Kulturpolitik als potentiell konfliktauslösend erwies. Über die Jahre und die verschiedenen Interpretationen hinweg verblieb die von Schmittlein angeleitete Kulturpolitik jedoch immer in einem günstigen Licht und wird auch heute noch als positiv bewertet.

Welche Inhalte verfolgte Schmittlein nun im Rahmen seiner Kulturpolitik und wie waren die Reaktionen auf deutscher Seite? Zu einem permanenten Konfliktfeld entwickelte sich 1946/47 die Schulreform, mit der der Leiter der *Direction de l'Éducation Publique* (DEP) die Gründung von Simultan- bzw. Gemeinschaftsschulen durchsetzen wollte, die im Gegensatz zu Bekenntnisschulen überkonfessionell organisiert waren. Darüber hinaus begünstigte er das Französische zu Lasten des Latein und gedachte das französische Notensystem sowie das Zentralabitur nach französischem Vorbild einzuführen, was von der deutschen Bevölkerung abgelehnt wurde. In den ersten Jahren versuchte er nicht, mit den Deutschen – auch nicht mit den unbelasteten Deutschen – zusammenzuarbeiten, denn er war von ihrer Unfähigkeit überzeugt, ihre eigenen Landsleute

Edgar Wolfrum: Die Besatzungsherrschaft der Franzosen 1945 bis 1949 in der Erinnerung der Deutschen, in: GWU 46 (1995), Nr. 10, S. 567-582, hier S. 571.

37 Theodor Eschenburg: Jahre der Besatzung, 1945-1949 (Geschichte der Bundesrepublik, Bd. 1), Stuttgart 1983, S. 97.

38 Angelika Ruge-Schatz: Le revers de la médaille. Contradictions et limites de l'apport culturel du gouvernement militaire français en Allemagne, in: Jérôme Vaillant (Hg.): La dénazification par les vainqueurs, Lille 1981, S. 105-120.

umzuerziehen.<sup>39</sup> Zwar baute Schmittlein sein Netz deutscher Ansprechpartner aus,<sup>40</sup> aber die Reziprozität des Austausches kam für ihn unter den Bedingungen der Militärbesatzung nie in Frage.

Unter solchen Umständen ist es ausgeschlossen, Schmittlein in den unmittelbaren Nachkriegsjahren als „offiziellen Mittler“ zu bezeichnen, obwohl er zweifelsohne wichtige Grundstrukturen der Verständigung und der Annäherung begründet hatte. Die schon im Herbst 1945 entstandene Initiative, eine neue Universität in Mainz zu eröffnen – die Gründung einer Hochschule durch eine Besatzungsmacht für die ihr unterstellte Bevölkerung erscheint in der historischen Rückschau einmalig – wurde von den Betroffenen hoch gewürdigt.<sup>41</sup> Die Verleihung der Ehrenpromotion an den *Directeur de l'Éducation Publique* war außerordentlich bedeutend, denn sie war zum damaligen Zeitpunkt eines der wenigen Zeichen für die überwundene Kluft zwischen Besatzer und Besetzten. Sie war eine Geste, deren Symbolik auch für das Bild der französischen Besatzungsmacht nicht unerheblich war. Die Gründung der beiden Hochschulen in Germersheim und Speyer, auch wenn letztgenannte anfangs heftig angefeindet wurde, war ein wichtiger Teil einer konstruktiven Hochschulpolitik, die darauf abzielte, die zukünftigen deutschen Eliten zu Demokraten zu erziehen. In diesem Umerziehungsprozess war es Schmittlein besonders wichtig, die „*Allemagne nouvelle*“ mit verständigungsbereiten Kräften wie Emmanuel Mounier und Alfred Grosser und deren *Comité français d'échanges avec l'Allemagne nouvelle* in Kontakt zu bringen,<sup>42</sup> um auf diese

39 Vgl. Corine Defrance: *Les alliés occidentaux et les universités allemandes, 1945-1949*, Paris 2000, S. 325.

40 Vgl. über die Rolle der Partner Bock: *Beruf des kulturellen Übersetzens*, a.a.O., S. 9, und Marmetschke, a.a.O., S. 242.

41 Vgl. Anm. 2.

42 Vgl. Carla Albrecht: *Das Comité français d'échanges avec l'Allemagne nouvelle als Wegbereiter des Deutsch-Französischen Jugendwerks*, in: *Lendemains* 27 (2002), Nr. 107/108, S. 177-189; Alfred Grosser: *Une vie de Français. Mémoires*, Paris 1997.

Weise die Verständigungsarbeit zwischen beiden Ländern auf eine tragfähige Grundlage zu stellen.

In den Jahren 1949/50 war Schmittlein in Zusammenarbeit mit deutschen Intellektuellen und Wissenschaftlern maßgeblich an der Gründung des Instituts für Europäische Geschichte<sup>43</sup> und der Akademie der Literatur und der Wissenschaften in Mainz beteiligt,<sup>44</sup> die beide mit verschiedenen Akzenten die Aussöhnung zwischen den „Erbfeinden“ und die westeuropäische Integration fördern sollten. Außerdem zeigte sich der Leiter der *DEP* beim Wiederaufbau der deutschen kulturellen Institutionen großzügig: Als Mäzen und „Förderer“ war Schmittlein an entscheidender Stelle für den (Wieder-)Aufbau von Mainzer Museen und Kirchen sowie dem Südwestfunk in Baden-Baden verantwortlich.<sup>45</sup>

Von Anfang an war es ein weiteres Ziel Schmittleins, die Isolierung Deutschlands nach zwölf Jahren nationalsozialistischer Diktatur zu durchbrechen. So konzipierte er die Öffnung der deutschen Gesellschaft gegenüber dem Ausland und die Wiederanbahnung von Kontakten als Teile der Umerziehungs- und Demokratisierungspolitik. In diesem Rahmen haben Jugendbegegnungen und berufliche Zusammentreffen eine erhebliche Rolle gespielt, um den deutsch-französischen Gesellschaftsbeziehungen in allen sozio-kulturellen und sozio-professionellen Kategorien Impulse zu geben.<sup>46</sup> Auch

43 Vgl. Winfried Schulze, Corine Defrance: Die Gründung des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, Mainz 1992.

44 Corine Defrance: Les autorités françaises d'occupation face à la création de l'Académie des Sciences et des Lettres de Mayence, 1949-1955, in: Joseph Jurt (Hg.): Von der Besatzungszeit zur deutsch-französischen Kooperation/De la période d'occupation à la coopération franco-allemande, Freiburg 1993, S. 169-188.

45 Vgl. Corine Defrance: Éléments d'une analyse de la politique culturelle française en Allemagne à travers son financement, 1945-1955, in: Revue d'Allemagne et des pays de langue allemande 23 (1991), Nr. 4, S. 504-507; dies.: Mainz in der französischen Kulturpolitik, 1945-1951, in: Mainzer Zeitschrift. Mittelrheinisches Jahrbuch für archäologie, Kunst und Geschichte 98 (2003), S. 73-84.

46 Vgl. Hans Manfred Bock: Wiederbeginn und Neuanfang in den deutsch-französischen Gesellschafts- und Kulturbeziehungen 1949 bis 1955, in: Lendemains 21



wenn Schmittlein diese Begegnungen selten selbst organisierte, so sorgte er doch dafür, dass es innerhalb der von ihm geleiteten *DEP* eine Abteilung für Jugend und Sport sowie das Büro *Éducation populaire* gab. Für diese Aufgaben, die den Boden für Annäherung und Versöhnung bereiteten, versammelte Schmittlein Experten um sich, die über Erfahrungen mit der *Éducation populaire* sowie mit kultureller und transnationaler Vermittlung verfügten, und dafür sorgten, dass private Akteure allmählich diese Aufgabe übernahmen.<sup>47</sup>

Nicht nur der Fall von Schmittlein, sondern auch das Beispiel des französischen Hochkommissars André François-Poncet (auf deutscher Seite wäre Wilhelm Hausenstein zu nennen, der erste diplomatische Vertreter der Bundesrepublik in Paris) weisen auf Persönlichkeiten hin, die nach 1945 „aus dem zivilgesellschaftlichen in den gouvernementalen Bereich“ übertraten und sich angespornt vom „politischen Konsens der deutsch-französischen Beziehungen“ während der Ära Adenauer zu Mittlern entwickelten.<sup>48</sup> Ein frühes Beispiel aus der unmittelbaren Nachkriegszeit war Joseph Rovans, der wie andere „hommes de bonne volonté“ nicht zögerte, den Umweg über die Militärregierung im besetzten Deutschland zu beschreiten und in dieser Erfahrung eine wichtige Etappe vor seiner Rückkehr in die zivilgesellschaftliche Arbeit sah. Das vorübergehende Engagement Rovans für die offizielle Kulturarbeit unterstreicht, dass es unter bestimmten außergewöhnlichen Umständen gerechtfertigt oder sogar notwendig erschien, innerhalb der offiziellen staatlichen Strukturen mitzuarbeiten, um auf zivilgesellschaftli-

(1996), Nr. 84, S. 58-66; ders.: Gesellschaftliche Neubegründung des interkulturellen Austauschs. Zur Vorgeschichte und Struktur des Deutsch-Französischen Jugendwerks 1949-1963, in: *Lendemains* 27 (2002), Nr. 107/108, S. 139-145.

47 Vgl. Jacqueline Plum: Das Europäische Jugendtreffen auf der Loreley im Sommer 1951: Ein jugendpolitischer Einigungsversuch, in: *Lendemains* 27 (2002), Nr. 107/108, S. 190-201; dies.: Französische Kulturpolitik in Deutschland 1945-1955. Das Beispiel der Jugendbewegungen und privaten Organisationen, phil. Diss., Bonn, 2004.

48 Bock: Beruf des kulturellen Übersetzens, a.a.O., S. 12.

cher Ebene wirken zu können.<sup>49</sup> Etwas anders verlief der Weg des Jesuitenpaters Jean du Rivau,<sup>50</sup> der sich neben seiner offiziellen Tätigkeit als Besatzungsoffizier für die deutsch-französische Annäherung engagierte.

### „Nach Deutschland“ oder das „Primat des politischen Engagements“ bei Schmittlein

Doch kommen wir zu Schmittlein zurück, dessen Tätigkeiten im Anschluss an die Besatzungszeit nur schwerlich als Mittlerarbeit bezeichnet werden können. Seine Erfahrung in der offiziellen Kulturarbeit war für ihn nicht der „Gründungsakt“ eines zivilgesellschaftlichen Engagements im Dienste der deutsch-französischen Verständigung.<sup>51</sup> Vielmehr war für ihn das „identitätsstiftende Schlüsselerlebnis“ die Erfahrung der *Résistance* und das totale Engagement an der Seite de Gaulles, dem er sich sehr verbunden fühlte. So verließ er auf Wunsch de Gaulles 1951 Deutschland, um eine politische Karriere als *député du territoire de Belfort* zu beginnen.

In dieser Funktion blieb er Zeit seines Lebens ein Außenseiter in der deutschen Frage. Seine Aktivitäten seit den 1950er Jahren deuten nicht nur auf sein spannungsgeladenes Verhältnis zur Bundesrepublik hin, sondern zugleich auf sein Desinteresse für die Entwicklung der Bonner Republik. Zwar begrüßte er im Januar 1963 die Unterzeichnung des Elysée-Vertrages, verpasste aber in der Folge keine Gelegenheit, die enge transatlantische Bindung der Bundesrepublik zu kritisieren und die Bonner Politik als verantwortlich für

49 Vgl. Joseph Rovau: *L'Allemagne de nos mérites*, in: *Esprit* 11 (1945), S. 529-540; ders.: *Les relations franco-allemandes dans le domaine de la jeunesse et de la culture populaire (1945-1971)*, in: *Revue d'Allemagne* 4 (1972), Nr. 3, S. 675-704; ders.: *Mémoires d'un Français qui se souvient d'avoir été Allemand*, Paris 1999.

50 Vgl. Michel Gurvel: *Le fondateur Jean du Rivau*, in: *Documents* (1990), Nr. 1, S. 125-131.

51 Vgl. Marmetschke, a.a.O., S. 243.

die andauernde deutsche Teilung zu verurteilen.<sup>52</sup> Es war Ausdruck seiner unvoreingenommenen Haltung in der deutschen Frage, dass er Mitglied (anscheinend nicht sehr aktiv!) der Ende der 1950er Jahre gegründeten Freundschaftsgesellschaft Frankreich-DDR (*Échanges franco-allemands/EFA*, später *Association France-RDA*) wurde und sich wiederholt für die Anerkennung der DDR aussprach. Die um die Aufrechterhaltung ihres Alleinvertretungsanspruchs besorgte Regierung in Bonn intervenierte in solchen Fällen umgehend bei der Regierung in Paris und protestierte, als Schmittlein in seiner Funktion als Fraktionsvorsitzende der gaullistischen *Union pour la Nouvelle République* verschiedene Male in die DDR reiste und 1961/62 Äußerungen fallen ließ, welche die ostdeutschen Stellen als Bestätigung für ihre Anerkennungs politik und „Zwei-Staaten-Theorie“ präsentieren konnten.<sup>53</sup>

Als Zeichen für sein Desinteresse an der westdeutsch-französischen Zusammenarbeit und an den Geschehnissen in der Bundesrepublik kann auch sein beträchtliches Engagement für andere transnationale Beziehungen interpretiert werden. Seit Juni 1957 gehörte er dem Präsidium von *France-URSS* an, und als Parlamentarier führte er zudem die Freundschaftsgesellschaft *France-Israël*.<sup>54</sup> Vergessen wir auch nicht, dass er anti-sowjetischen Flüchtlingen aus dem Baltikum, die er noch teilweise von seinem Aufenthalt in Kaunas und Riga kannte, in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg zu helfen versuchte. Diese zahlreichen Engagements ergeben ein schwer zu deutendes Bild, nicht zuletzt, weil sie auf den ersten Blick auch untereinander kaum zu vereinen waren.<sup>55</sup> Er war kein

52 Vgl. *Le Courier de Belfort et du Territoire*, Nr. 434, 25.01.1963; Nr. 592, 01.04.1966.

53 Vgl. Ulrich Pfeil: Die „anderen“ deutsch-französischen Beziehungen. Die DDR und Frankreich 1949-1990, Köln 2004, S. 284-288.

54 Vgl. Defrance: Schmittlein Leben und Werk, a.a.O. und dies.: Schmittlein itinéraire, a.a.O.

55 Schmittlein war in Kontakt mit *Vyriausias Lietuvos ialaisvinimo Komitetas*, dem Obersten Komitee für die Befreiung Litauens, einer nationalistischen und antikom-

Kommunist, sondern ein überzeugter Gaullist, zählte sich zur „Freien Welt“, gehörte mit seinem karikaturistischen Antiamerikanismus aber zugleich zu den schärfsten Kritikern der USA, wie die von ihm herausgegebene Zeitung *Le Courier de Belfort et du Territoire* zeigt!<sup>56</sup> Lässt sich in diese oberflächlichen Widersprüchlichkeiten vielleicht doch noch ein „roter Faden“ bringen? Es scheint erstens wenig übertrieben, dass Schmittlein ähnlich wie der von ihm so verehrte General unfähig war (oder sich weigerte), in den binären Kategorien des Kalten Krieges zu denken. So erscheint neben seinem Engagement für die *France libre* die Privataudienz bei Molotow am 26. August 1943, bei der er die Anerkennung des *Comité Français de la Libération Nationale* erreichte, als konstitutives Erlebnis für sein zukünftiges politisches Denken. Seit diesem Tag empfand er eine Art ewiger Dankbarkeit und Treue gegenüber der Sowjetunion, die untrennbar von seinen sich in diesen Jahren sedimentierenden Ressentiments gegen die Vereinigten Staaten zu sehen ist.

Auch sein Verhalten in der deutschen Frage orientierte sich nicht entlang der Denkmuster des Kalten Krieges. In der Gründung der beiden deutschen Staaten und im Eisernen Vorhang, der sich ab Ende der 1940er Jahre immer undurchlässiger über Deutschland senkte, sah Schmittlein nichts anderes als die Instrumente der beiden antagonistischen Supermächte. Da er aber nicht nur als Politiker handelte, sondern auch als privater Akteur für verschiedene Verständigungsorganisationen (insbesondere für *France-URSS*, in der er sich für eine breitere Rezeption der UdSSR in Frankreich einsetzte), erscheint das zivilgesellschaftliche Nicht-Engagement für die deutsch-französische Zusammenarbeit nicht nur als eine Form

munistischen Organisation; vgl. Tom Bower: *The Red WebMI6 and the KGB Master Coup*, London 1989, S. 41f., 58, 94, 122; Defrance: *Schmittlein itinéraire*, a.a.O.

56 Vgl. *Le Courier de Belfort et du Territoire*, Nr. 600, 3.6.1966.

der Distanzierung, sondern in Anbetracht der bis dahin geleisteten Kulturarbeit als ein Rückzug. In seinem Werdegang sind die „deutschen Jahre“ daher eher in der Kontinuität der „Vorgeschichte“ als in der Kontinuität der „Nachgeschichte“ zu sehen. Das Jahr 1951 als Zeitpunkt seiner Rückkehr in die Politik tritt damit als Zäsur in Schmittleins Verhältnis zu Deutschland immer deutlicher zutage.

Nach diesen Betrachtungen fällt es schwer, Schmittlein als einen „klassischen“ deutsch-französischen Mittler zu charakterisieren. Vor dem Zweiten Weltkrieg gehörte er nicht zu den Kreisen der deutsch-französischen Annäherung, nach 1951 tat er nicht mehr viel für diese bilaterale Verständigung und Zusammenarbeit. Es bleiben die außergewöhnlich wichtigen Jahre der unmittelbaren Nachkriegszeit, als die alliierte Besatzung in Deutschland jede traditionelle Form der Vermittlung verhinderte. Zwar hat Schmittlein als *offizieller* Vertreter der Besatzungsmacht die französische Kulturpolitik in der Zone geleitet, doch setzte er sich weder für die Reziprozität des Austausches noch für die Information über das „Neue Deutschland“ in Frankreich sonderlich ein. Genausowenig war er Vertreter und Akteur der französischen Zivilgesellschaft, sondern ein *serviteur de l'État*, doch hat er in dieser Funktion zweifelsohne Brücken zwischen den beiden Staaten und Völkern gebaut: Er war entscheidend an der Gründung der neuen „deutschen“ Kultur-, Bildungs- und Wissenschaftsinstitutionen in der französischen Besatzungszone beteiligt und kann angesichts dieser Leistungen als „Wiederaufbauer“ bezeichnet werden. Indem er zudem die ersten internationalen und deutsch-französischen Begegnungen der Nachkriegszeit in die Wege leitete, erwies er sich als ein sozio-kultureller „Öffner“, der in die deutsch-französischen Beziehungen neue Kommunikationskanäle quer zum Flussbett des Rheins einzog. Ohne diese unerlässliche Arbeit hätten die privaten Akteure kaum

ihre Aufgabe als transnationale Mittler beginnen können, eine Aufgabe und eine Rolle, die ihm nach seinen Erfahrungen in den baltischen Ländern nicht fremd waren. Wenn man sich auf die von Hans Manfred Bock definierte Typologie deutsch-französischer Mittler bezieht, ist festzustellen, dass Schmittlein kein „créateur“, sondern ein „organisateur“ sowie ein „vulgarisateur“ war.<sup>57</sup> Vielleicht ist der Begriff „Teilengagement“<sup>58</sup> geeignet, Schmittleins Verhalten den Deutschen gegenüber zu erfassen: In den wenigen Jahren seines Wirkens in Deutschland als offizieller Vertreter der französischen Regierung konnte er sich nur partiell den Rang eines transnationalen Vermittlers erwerben. Wie schon zuvor im Baltikum empfand er nie das Bedürfnis, sich gegenüber seinen Landsleuten als „Übersetzer“ der deutschen Kultur und Gesellschaft zu betätigen. Schmittlein blieb immer ein politisch denkender und handelnder Mensch, worauf auch seine Aktivitäten in *France-URSS* hindeuten. Zwar waren sie nicht frei von transnationaler Vermittlung, doch dominierte stets das politische Moment im Dienste seiner strategischen und internationalen Pläne. Der „Primat des Politischen“ und sein daraus abgeleitetes Engagement unterscheidet ihn von Mittlern wie Grosser und Rován,<sup>59</sup> so dass sich heute ein merkwürdiges Paradox konstatieren lässt: Schmittlein blieb in der kollektiven Erinnerung der „Kulturoffizier“, der für die Stadt Mainz und das Land Rheinland-Pfalz so viel getan hatte, während er als gaullistischer Parlamentarier und französischer Politiker fast vollständig in Vergessenheit geraten ist!<sup>60</sup>

57 Vgl. Bock: *Créateurs*, a.a.O., S. 455f.

58 Vgl. Marmetschke, a.a.O., S. 249.

59 „Im Gegensatz zu den offiziellen Entscheidungsträgern, die als Vertreter staatlicher Interessen handeln, kann man den zivilgesellschaftlichen Akteuren wohl kaum ein interesse- und machtpolitisches Kalkül unterstellen. Ihr Engagement ist vor dem Hintergrund einer auf Annäherung und Zusammenarbeit zielenden Vision zu verstehen“, schreibt Katja Marmetschke, a.a.O., S. 239), so daß es auch fraglich erscheint, ob sein Engagement für die Sowjetunion zivilgesellschaftlicher Natur war.

60 Vgl. Defrance: *Schmittlein Leben und Werk*, a.a.O. sowie dies.: *Schmittlein itinéraire*, a.a.O., S. 488.

**Zwischen Feindbeobachtung und  
Verständigungsarbeit:  
Edmond Vermeil und die französische  
Germanistik in der Zwischenkriegszeit**

Katja Marmetschke

## Vorbemerkungen zu den Wirkungs- und Konstituierungsbedingungen sowie Funktionen von Mittlern und Intellektuellen

Als mit Beginn des letzten Irak-Krieges die Medien händeringend unter Wissenschaftlern, Journalisten und ehemaligen Botschaftern nach Nah-Ost-Spezialisten suchten, die über die Vorgänge im Irak befragt werden konnten, bestätigte dies einmal mehr die Interpretationshoheit, die vor allem in Krisen- und Kriegszeiten Länderexperten zugesprochen wird. Aufgrund ihrer fachlichen Kompetenz, ihrer länderspezifischen Kenntnisse und ihrer beruflichen Tätigkeit sollen sie Hintergrundinformationen liefern und das innen- oder außenpolitische Verhalten eines Staates schlüssig erklären. In den deutsch-französischen Beziehungen gibt es eine ganze Reihe von Persönlichkeiten, die als Interpreten und Erklärer des jeweiligen Nachbarlandes ein hohes Maß an Notorietät erlangt und in der Öffentlichkeit eine Stichwortgeberfunktion für die Deutung des Nachbarlandes übernommen haben. Ein Musterbeispiel für diesen Typus eines Mittlers und Länderexperten ist der 1925 geborene Germanist und Politikwissenschaftler Alfred Grosser, dessen Mittlertätigkeit ein weites Spektrum umfaßt: Unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg setzte er sich als junger Generalsekretär des *Comité français d'échanges avec l'Allemagne nouvelle* praktisch und organisatorisch für die deutsch-französische Wiederannäherung ein<sup>1</sup> und verfaßte später als Hochschullehrer und einflußreicher Publizist zahlreiche Bücher und Artikel über Deutschland. Sein unermüdliches Engagement für die deutsch-französische Verständigung, für das er 1975 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geehrt wurde, verschaffte ihm auch Aufmerksamkeit bei den politischen Entschei-

1 Vgl. Carla Albrecht: Das Comité français d'échanges avec l'Allemagne nouvelle als Wegbereiter des Deutsch-Französischen Jugendwerks, in: *Lendemains* 27 (2002), Nr. 107/108, S. 177-189.



dungsträgern beider Länder, zu denen er gleichwohl eine kritische Distanz wahrt.<sup>2</sup>

Die hier am Beispiel von Alfred Grosser skizzenhaft umrissenen Aufgaben und Tätigkeiten eines Mittlers verdeutlichen, daß man diesen Akteur in vielerlei Hinsicht mit der Sozialfigur des Intellektuellen vergleichen kann.<sup>3</sup> Soziologisch betrachtet gehören Mittler und Intellektuelle zu Vertretern einer kulturellen Elite, die – einer Definition Jean-François Sirinellis folgend – sich aus der Gruppe der Kulturschaffenden (wie Künstler, Wissenschaftler und Schriftsteller) und Kulturvermittler (Journalisten, Lehrer, Verleger etc.) zusammensetzt.<sup>4</sup> Die Vertreter dieser Berufsgruppen verfügen als „potentielle Intellektuelle“ über die strukturellen Voraussetzungen, um zu einem bestimmten Zeitpunkt, in einem bestimmten Kontext und aus einer individuellen Motivation heraus zu „aktuellen Intellektuellen“ zu werden.<sup>5</sup> Ähnlich wie Intellektuelle stellen Mittler dann ihr erworbenes kulturelles Kapital in den Dienst eines politischen Engagements: Während Intellektuelle sich dabei häufig auf ihren Bekanntheitsgrad und ihren „großen Namen“ berufen können, dienen Mittelern vor allem ihre intellektuellen, organisatorischen und publi-

2 Vgl. Alfred Grosser: *Mein Deutschland*, Hamburg 1993 und ders.: *Une vie de Français*, Paris 1997.

3 Vgl. für diese Überschneidungen zwischen Mittelern und Intellektuellen auch Hans Manfred Bock: *Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich, oder: Verzagen die Mittler?*, in: *Lendemains* 22 (1997), Nr. 86/87, S. 8-19, v.a. S. 9f. sowie Katja Marmetschke: *Mittlerpersönlichkeiten. Neuere biographische Arbeiten zur Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland*, in: *Lendemains* 25 (2000), Nr. 98/99, S. 239-257, v.a. S. 243ff.

4 Vgl. Jean-François Sirinelli: *Les élites culturelles*, in: Jean-Pierre Rioux, ders. (Hg.): *Pour une histoire culturelle*, Paris 1997, S. 275-296, hier S. 277. Mit dieser Definition bezieht sich Sirinelli explizit auf Seymour Martin Lipset, der „als Intellektuelle alle diejenigen betrachtet, die Kultur, d.h. die symbolische Welt des Menschen, einschließlich Kunst, Wissenschaft und Religion, schaffen, verteilen und anwenden.“ Vgl. Jean-François Sirinelli: *Les intellectuels*, in: René Rémond (Hg.): *Pour une histoire politique*, Paris 1996, S. 210.

5 Vgl. zur Unterscheidung zwischen „potentiellen“ und „aktuellen“ Intellektuellen: Mario Rainer Lepsius: *Kritik als Beruf. Zur Soziologie des Intellektuellen*, in: ders.: *Interessen, Ideen und Institutionen*, Opladen 1990, S. 270-285, hier S. 283f.

zistischen Fähigkeiten als Grundlage für die transnationale Verständigungsarbeit. Wichtigster Adressat und Resonanzboden der Mittlertätigkeit ist die Zivilgesellschaft. In ihr müssen Mittler – und dies ist eine weitere Parallele zu den Wirkungsbedingungen von Intellektuellen – auf Gehör stoßen und darüber hinaus Anschluß an sozio-kulturelle Milieus finden, die bereit sind, aktiv an der Umsetzung ihrer Verständigungsideen mitzuwirken. Da eine Aussöhnung aber nie uni-, sondern immer nur bilateral erfolgen kann, muß der Mittler bzw. die Mittlerorganisation auch Ansprechpartner im jeweiligen Nachbarland finden, um so die Dauerhaftigkeit und den Erfolg der Verständigungsbemühungen zu gewährleisten. Diese Eingebundenheit in bestimmte sozio-kulturelle Milieus und das Prinzip der Responsivität bilden damit zwei strukturelle Bedingungen, die für den Erfolg einer Mittlertätigkeit von entscheidender Bedeutung sind. Eine weitere Parallele zwischen Intellektuellen und Mittlern besteht schließlich in der Gefahr der Instrumentalisierung ihres Engagements. Bei beiden Akteuren kann die politiknahe oder politikberatende Tätigkeit zu einem schwierigen Balanceakt werden: Einerseits erlaubt die Einflußnahme auf politische Entscheidungsträger (bzw. deren wohlwollende Unterstützung) eine Ausweitung ihres Wirkungskreises. Gerade Mittler sind – u.a. aufgrund der materiellen und finanziellen Ressourcen, die sie für ihre Verständigungsarbeit benötigen – teilweise auf eine solche Förderung von staatlich-offizieller Seite angewiesen. Andererseits droht bei einer zu großen Nähe zu politisch-parteigebundenen Kreisen auch die Gefahr der politischen Vereinnahmung. Neben diesen strukturell-objektiven Berührungspunkten zwischen Mittlern und Intellektuellen, die sich vor allem hinsichtlich ihrer spezifischen Wirkungsbedingungen feststellen lassen, spielen bei beiden Sozialfiguren aber auch individuell-subjektive Momente eine große Rolle: Ohne eine genaue Betrachtung der politischen Sozialisation eines Akteurs, seiner generationel-

len Zugehörigkeit und seines individuell-biographischen Lebensweges können keine hinreichenden Gründe dafür gefunden werden, weshalb ein Vertreter der kulturellen Elite zu einem bestimmten Zeitpunkt von einem „potentiellen“ zu einem „aktuellen“ Intellektuellen (respektive Mittler) wurde. Erst das Zusammenspiel von struktureller Voraussetzung und individueller Motivation legt den Grundstein für das politische Engagement.<sup>6</sup>

Die gerade aufgezeigten Parallelen zwischen Mittlern und Intellektuellen lassen sich nicht nur auf die Wirkungs-, sondern auch auf die Konstituierungsbedingungen beider Akteure ausweiten. Die „Geburtsstunde des Intellektuellen“<sup>7</sup> war in Frankreich die Dreyfus-Affäre, als bekannte Schriftsteller, Künstler und Wissenschaftler öffentlich gegen die Verurteilung des unschuldigen Hauptmanns Dreyfus protestierten. Kraft ihrer in einem bestimmten Gebiet erworbenen Reputation verschafften sich hier erstmals Vertreter der kulturellen Elite Gehör und forderten ihr politisches Mitspracherecht ein. Für die Genese des Mittlers gibt es kein vergleichbares historisches Ereignis, obwohl die Entstehung dieser Sozialfigur in den gleichen Zeitraum fällt, nämlich das Ende des 19. Jahrhunderts. Erst die ab diesem Zeitpunkt einsetzende Konsolidierung der Nationalstaaten und das damit einhergehende Denken und Handeln in nationalstaatlichen Kategorien schuf überhaupt erst einen Bedarf an Personen, die statt der vermeintlich trennenden Gegensätze zwischen zwei Nationen auf verbindende transnationale Elemente hinwiesen und die Notwendigkeit der bilateralen Zusammenarbeit in den Vordergrund rückten. Ähnlich wie bei den Intellektuellen waren es auch hier vornehmlich Vertreter der kulturellen Elite, die über ihre Kritik am status quo und durch ihr transnationales Engagement versuchten, über nationalstaatliche Grenzen hinweg Brük-

6 Vgl. Lepsius, a.a.O., S. 283.

7 Vgl. Christophe Charle: Naissance des „intellectuels“ (1880-1900), Paris 1990.

ken zu schlagen. Während Intellektuelle ihr kulturelles Kapital häufig in die Waagschale werfen, um öffentlich auf Mißstände außerhalb ihres eigentlichen Betätigungsfeldes aufmerksam zu machen, läßt sich bei Mittlern diese bewußte Überschreitung von Zuständigkeiten in einer etwas anderen Form beobachten. Mittler berufen sich in ihrer Funktion als Länderexperten explizit auf ihre spezifischen Fachkenntnisse, um ihre Autorität in allen ihr Spezialgebiet betreffenden Fragen zu untermauern, aber sie überschreiten mit ihrem vornehmlich in die Zivilgesellschaft hineinwirkenden Engagement eindeutig den eigentlichen Rahmen ihrer beruflichen Aufgabe: Sie suchen innerhalb der kulturellen Elite, in der Bevölkerung, aber auch in der politischen und wirtschaftlichen Sphäre nach Ansprech- und Kooperationspartnern für ihre Verständigungsideen, leisten durch ihre Vorträge und Veröffentlichungen öffentliche Aufklärungsarbeit und bemühen sich durch die Gründung von Zeitschriften und Verständigungskomitees teilweise sogar selbst um die aktive Förderung des bilateralen Dialogs. Während bei einigen Intellektuellen allein schon der „große Name“ die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit garantiert, bildet bei Mittlern die kleinschrittige, oft mühsame Mobilisierungsarbeit das Kernstück ihres Engagements, durch das sie einen Resonanzraum für ihr Anliegen schaffen.

Die praktisch-organisatorische Arbeit ist damit ein wichtiger Bestandteil der Mittlertätigkeit und stellt – mit einigen Abstrichen – durchaus eine funktionale Überschneidung zwischen Mittler- und Intellektuellenrolle dar. Sucht man nach weiteren diesbezüglichen Berührungspunkten, dann fällt im Aufgabenspektrum der beiden Sozialfiguren eine weitere Gemeinsamkeit ins Auge: Wenn man der – in der neueren sozialwissenschaftlichen Forschung weithin akzeptierten<sup>8</sup> – Annahme zustimmt, daß Intellektuelle eine wichtige

8 Vgl. z.B. Bernhard Giesen: *Die Intellektuellen und die Nation. Eine deutsche Achsenzeit*, Frankfurt/M. 1993 und Anthony D. Smith: *National Identity*, Reno 1991.

Stichwortgeberfunktion im Prozeß der nationalen Identitätsausbildung haben, dann läßt sich begründet folgern, daß Länderexperten und Mittler genau diese Rolle für den Prozeß der *fremdnationalen* Identitätsausprägung übernehmen. Als Konstrukteure fremdnationaler Identitäten formulieren sie autoritative Deutungsmuster über eine andere Nation, die gerade in Krisen- und Kriegszeiten der Öffentlichkeit als Orientierungspunkte dienen. Dabei spielt die Frage nach dem „richtig“ oder „falsch“ der jeweils vorgebrachten Deutungen nur eine untergeordnete Rolle. Entscheidend ist vielmehr die Frage, welche Akteure bzw. welche Gruppen zu einem bestimmten Zeitpunkt und in einem bestimmten Kontext autoritative Deutungen des Nachbarlandes formulieren und über welche Kanäle diese verbreitet werden. Nachfolgend soll am Beispiel des französischen Germanisten Edmond Vermeil (1878-1964) erläutert werden, mit welchen Zielsetzungen und Prämissen Mittler und Länderexperten unmittelbar nach dem Ersten Weltkrieg ihre Rolle als Deuter und Erklärer des deutschen Nachbarn im Milieu der französischen Hochschulgermanistik ausfüllten.

### Die französische Hochschulgermanistik in Straßburg nach dem Ersten Weltkrieg

Um die Besonderheiten der französischen Hochschulgermanistik und ihren Aufstieg zur *science de l'Allemagne* in der Zwischenkriegszeit zu verstehen, muß man sich die Gründungsgeschichte der Disziplin vor Augen halten,<sup>9</sup> die auf einem zweigleisigen Entwicklungsprozeß beruht. Zum einen ist die Entstehung der Germanistik als eigenständiges akademisches Fach das Resultat der Ausdifferenzierung und Spezialisierung der sprachphilologischen Lehrstühle, die im französischen Universitätssystem gegen Ende des 19. Jahr-

9 S. als Überblick die Beiträge in Michel Espagne, Michael Werner (Hg.): *Les études germaniques en France (1900-1970)*, Paris 1994.

hunderts stattfand.<sup>10</sup> Zum anderen spiegelt die Etablierung des Faches das Bemühen wider, das im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in zahlreichen Disziplinen rege Forschungsinteresse an Deutschland im Rahmen eines akademischen Faches zusammenzuführen und in ihm mit einer gebündelten Kompetenz das wissenschaftliche Deutungsmonopol über das Nachbarland zu sichern. Dieser Entstehungshintergrund öffnete das Fach für innovative, pluridisziplinäre Fragestellungen, die weit über die klassischen Kernthemen der Sprach- und Literaturwissenschaft hinausreichten. Diese Stärkung des *civilisation*-Schwerpunktes neben dem klassischen Bereich *langue et littérature* hatten sich vor allem die Gründerväter der Germanistik Charles Andler (1866-1933) und Henri Lichtenberger (1864-1941) auf ihre Fahnen geschrieben, die das Nachbarland in allen Aspekten seines politischen, kulturellen, gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens analysieren wollten. Ihren umfassenden Deutungs- und Kompetenzanspruch in allen Deutschland betreffenden Fragen konnten die Germanisten erstmals während des Ersten Weltkrieges demonstrieren. Charles Andler sowie ein Großteil seiner Schüler zögerten keine Minute, ihr publizistisches Engagement in den Dienst des Vaterlandes zu stellen. Wie viele andere *universitaires* fühlten sie sich geradezu in der patriotischen Pflicht, ihre Nation im Kampf gegen die „Barbaren“ zu unterstützen und schlüssige Erklärungsmuster für die als bedrohlich empfundene Kriegslust Deutschlands zu liefern.<sup>11</sup> Schon vor 1914 galten Deutschland und Frankreich als Musterbeispiel für zwei verschiedene Zivilisations-

10 Vgl. Michel Espagne: *Le paradigme de l'étranger. Les chaires de la littérature étrangère au XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1993.

11 Andler veröffentlichte z.B. eine umfangreiche Dokumentation über die Entstehung des Pangermanismus (*Collection de documents sur le pangermanisme*, 4 Bde, Paris 1915-1917). Vgl. zu den französischen Intellektuellen im Ersten Weltkrieg Martha Hanna: *The Mobilization of Intellect. French Scholars and Writers during the Great War*, Cambridge/Mass. 1996 und Christophe Prochasson, Anne Rasmussen: *Au nom de la patrie. Les intellectuels et la Première guerre mondiale (1910-1919)*, Paris 1996.

modelle in Europa, und der Erste Weltkrieg, in dem dieser Gegensatz in die Formel „Kultur versus Zivilisation“ gepreßt wurde, erschien vielen Germanisten nun wie eine leidvolle Bestätigung ihrer Überlegungen. Die aktive Präsenz der Germanisten im Ersten Weltkrieg und der Sieg über Deutschland stärkten aber vor allem das Ansehen der Disziplin in politischen Kreisen und in der Öffentlichkeit. Angesichts der gerade ausgestandenen Bedrohung herrschte breiter Konsens darüber, daß eine wissenschaftlich fundierte und vor allem gegenwartsbezogene Befassung mit Deutschland unabdingbar sei, um rechtzeitig möglichen Gefahren aus dem Nachbarland entgegenwirken zu können. Diese Doppelfunktion der Germanisten, die auf der einen Seite weiterhin als akademische Fachwissenschaftler, auf der anderen aber auch als offizielle Deutschlandexperten wirkten, bedeutete das Heraustreten der Disziplinvertreter aus dem rein universitären in den öffentlich-politischen Raum. Mit wieviel Brio die Germanisten die ihnen zugewiesene Beobachter- und Expertenrolle ausfüllten, läßt sich besonders gut am Beispiel der germanistischen Fakultät an der wiedereröffneten Straßburger Universität verdeutlichen.<sup>12</sup> Die 1872 gegründete Kaiser-Wilhelm-Universität genoß aufgrund ihrer sehr guten Ausstattung, ihrer seminaristischen Arbeitsweise und ihres renommierten wissenschaftlichen Personals einen ausgezeichneten Ruf in der Wissenschaftswelt, den es – nun freilich unter dem Vorzeichen republikanischer Bildungsideale – zu verteidigen, wenn nicht gar zu verbessern galt. Darüber hinaus bot sich Straßburg aufgrund seiner geographischen Lage als idealer Standort an, um aus unmittelbarer Nähe die Vorgänge im Nachbarland zu beobachten. Zur Neueröffnung der germanistischen Fakultät schickte man deshalb eine junge Gruppe her-

12 S. zur Geschichte der Straßburger Universität John E. Craig: *Scholarship and Nation Building. The Universities of Strasbourg and Alsatian Society (1870-1939)*, Chicago u.a. 1984 sowie Charles-Oliver Carbonell, Georges Livet (Hg.): *Au berceau des Annales. Le milieu strasbourgeois*, Toulouse 1983.

vorragend ausgebildeter Germanisten an die Straßburger Universität, die unter der Ägide ihres Mentors Charles Andler ihre Arbeit aufnahmen.<sup>13</sup> Zu ihnen gehörte auch Edmond Vermeil (1878-1964), der von 1901-1904 bei Andler an der Pariser Sorbonne studiert und kurz vor dem Ersten Weltkrieg seine Dissertation vorgelegt hatte.<sup>14</sup> Während des Krieges hatte er wie die meisten seiner jungen Kollegen an der Front gekämpft, war dann aber aufgrund einer Verletzung in die militärische Aufklärungsabteilung des französischen Generalhauptquartiers versetzt worden. Seine ersten Universitätsvorlesungen hielt Vermeil als *chargé de cours* noch in Militäruniform ab, bevor er 1920 seine Stelle als *professeur d'histoire de la civilisation allemande* antrat. Vermeil selbst hat die halb-militärische Wachpostenfunktion der Straßburger Germanistik treffend auf den Punkt gebracht: „Ils [les professeurs de l'Institut germanique, K.M.] défendent à Strasbourg, avec tenacité et modestie, une cause qui leur est chère. Ils aident de leur mieux leur pays à mieux comprendre les idées et la civilisation d'outre-Rhin. Et ils croient, de ce fait, accomplir œuvre éminemment utile à la France.“<sup>15</sup> Die Hochschule als Ort der Lehre und Forschung bot allerdings nur begrenzt Handlungsräume zur Erfüllung dieser patriotischen Mission, weshalb die Straßburger Germanisten – allen voran Edmond Vermeil – auch nach Anschlußmöglichkeiten und Resonanzböden für ihr Engagement außerhalb der universitären Sphäre suchten. Ein eindrucksvolles Beispiel hierfür ist die aktive Mitarbeit der Germanisten am

13 Zur Straßburger Germanistik in der Zwischenkriegszeit vgl. Monique Mombert: La germanistique en bleu horizon, in: *Revue d'Allemagne* 34 (2002), Nr. 3, S. 311-326 sowie dies.: Les études allemandes en France entre les deux guerres: l'exemple de Strasbourg, in: *Lendemain* 26 (2001), Nr. 103/104, S. 30-41.

14 Vgl. zur Vita Vermeils Pascale Gruson: Edmond Vermeil (1878-1964), in: Michel Espagne, Michael Werner (Hg.): *Les études germaniques en France (1900-1970)*, Paris 1994, S. 171-193 sowie den entsprechenden Beitrag in Christoph König (Hg.): *Internationales Germanistenlexikon 1800-1950*, Berlin u.a. 2003, S. 1935ff.

15 Edmond Vermeil: L'Institut germanique de l'Université de Strasbourg, in: *L'Alsace française*, 19.11.1927, Nr. 47, S. 943f., hier S. 944.



*Centre d'Etudes Germaniques*, das 1921 in Mainz auf die Initiative des französischen Hochkommissars für das besetzte Rheinland, Paul Tirard, hin gegründet wurde.<sup>16</sup> In enger Zusammenarbeit mit der germanistischen Fakultät der Universität Straßburg schuf das Hochkommissariat eine in dieser Form einmalige Ausbildungseinrichtung, die Beamten der Besatzungsverwaltung, Offizieren der rheinischen Armee sowie Studierenden französischer Universitäten offenstand und sowohl allgemein anerkannte Hochschulabschlüsse als auch ein spezielles Diplom für Verwaltungsfunktionen anbot. Zwar hatte das *CEG* auch die Funktion eines Observierungspostens, aber sein wesentliches Ziel bestand darin, einer französischen Elite (teilweise für den unmittelbaren beruflichen Gebrauch) die Möglichkeit zu verschaffen, vor Ort ihre Kenntnisse der deutschen Sprache und Kultur zu vertiefen.<sup>17</sup> Dementsprechend lag neben der Sprachvermittlung der inhaltliche Schwerpunkt der Kurse auf dem Deutschland der Gegenwart, und zwar ganz besonders in den Veranstaltungen von Edmond Vermeil, der in Mainz regelmäßig Vorlesungen über die Weimarer Verfassung hielt. Als universitäre französische Bildungseinrichtung auf besetztem deutschen Gebiet entwickelte sich das *CEG* aber auch bald zu einem Ort, der – trotz aller deutsch-französischen Gegensätze auf der offiziell-politischen Ebene – einen unvoreingenommenen Kontakt junger französischer Studierender mit dem ehemaligen Kriegsgegner förderte. So konnten dort

16 Vgl. zum *CEG* Corine Defrance: *Le Centre d'Etudes Germaniques: Mayence, Strasbourg, Clermont-Ferrand, 1921-1939*, in: *Revue d'Allemagne* 29 (1997), Nr. 1, S. 113-132 sowie das Sonderheft „Un regard français sur l'Allemagne. Le cas du Centre d'Etudes Germaniques“ der *Revue d'Allemagne* 34 (2002), Nr. 3.

17 Da sich das *CEG* ausschließlich an ein französisches Publikum wandte, unterschied es sich grundsätzlich von anderen institutionellen Neugründungen, die im Rahmen der französischen Kulturpolitik im Rheinland erfolgten. Diese wandten sich an die deutsche Bevölkerung im besetzten Gebiet, in der Hoffnung, daß man durch kulturpolitische Aktivitäten diese für die französischen Belange am Rhein gewinnen könnte. Vgl. Gerhard Brunn: *Französische Kulturpolitik am Rhein nach 1918 und die Wiesbadener Kunstausstellung des Jahres 1921*, in: Peter Hüttenberger, Hansgeorg Molitor (Hg.): *Franzosen und Deutsche am Rhein 1789-1918-1945*, Essen 1989, S. 219-241.

Studenten französischer Universitäten einen (Pflicht-)Auslandsaufenthalt in Deutschland verbringen, als die offizielle Einschreibung französischer Studierender an deutschen Universitäten noch undenkbar war. Untergebracht waren diese Studierenden häufig in deutschen Gastfamilien, und neben dem Kursprogramm wurden für die Freizeit Theater- und Museumsbesuche organisiert, die teilweise sogar in Städte außerhalb der okkupierten rheinischen Zone führten.<sup>18</sup> Um diesen Aspekt der Kulturvermittlung bemühte sich auch Edmond Vermeil, dessen Vorträge über Bach, Beethoven und Wagner sogar mit musikalischer Begleitung stattfanden.

Aber auch in Straßburg selbst versuchte Edmond Vermeil, seinen Wirkungsradius zu erweitern und bei einem größeren Publikum das Interesse für die Vorgänge im Nachbarland zu wecken. Dies gelang ihm durch seine Mitarbeit an einer Zeitschrift, dem *Bulletin de l'information allemande*, einer (anfänglich sogar fast täglich) in Straßburg erscheinenden Zusammenfassung deutscher Presseartikel, deren Gründung in engem Zusammenhang mit der besonderen politischen Situation stand, in der sich das Elsaß nach 1918 befand.<sup>19</sup> In der Tat sollte die Straßburger Universität nicht nur als Wachposten dienen, sondern auch eine Vorreiterrolle für die Repatriierung des Elsaß in das französische Staatsgebiet übernehmen. Ganz besonders Charles Andler, der selbst aus dem Elsaß stammte, setzte sich durch die Gründung der *Ligue républicaine d'Alsace et de Lorraine* samt der (kurzlebigen) Zeitschrift *Alsace républicaine*

18 Vgl. die zweiseitige Werbebroschüre *Centre d'Etudes Germaniques* des Haut Commissariat de la République Française dans les Provinces du Rhin, o.D., Archiv des CEG in Straßburg, Ordner: „Dossiers 1921-1930“. Ich danke Frau Falbisaner-Weeda für die Einsichtnahme in das Archiv.

19 Vgl. Stefan Fisch: Der Übergang des Elsass vom Deutschen Reich an Frankreich 1918/19, in: Michael Erbe (Hg.): *Das Elsass: historische Landschaft im Wandel der Zeiten*, Stuttgart 2002, S. 147-152.

für diese Mission ein,<sup>20</sup> die unmittelbar nach dem Krieg zu einem wahren Überschwang jakobinischer Assimilierungsbemühungen im Elsaß führte. Die Verbindung zwischen der neu eröffneten Universität und der elsässischen Bevölkerung sollte über zwei, organisatorisch an die Hochschule angeschlossene Bindeglieder erfolgen: Zum einen über die *Société des Amis de l'Université de Strasbourg*, zum anderen über das *Comité Alsacien d'Etudes et d'Informations*. Initiator beider Organisationen war der einflußreiche Mediziner und Zeitungsherausgeber Pierre Bucher (1869-1921), ein Elsässer, der sich die Verbreitung der französischen Kultur im Elsaß auf die Fahnen geschrieben hatte.<sup>21</sup> 1914 hatte er sich sofort der französischen Armee angeschlossen und während des Krieges die große Spionagestelle in Réchésy bei Belfort geleitet. Als er nach seiner Rückkehr in das Elsaß dann im März 1920 das *Bulletin de l'information allemande* gründete, stellte dies sowohl für ihn als auch für Edmond Vermeil, den er als Chefredakteur für sein Projekt gewinnen konnte, zunächst eine Art Fortsetzung der nachrichtendienstlichen Aufgaben dar, mit denen beide während des Krieges betraut gewesen waren.<sup>22</sup> In der Tat war der wichtigste Adressat und finanzielle Förderer der Pressezusammenstellung, die anfangs noch den Vermerk „vertraulich“ im Titel trug, das *Commissariat Général de la République* im Elsaß, in dem Bucher als graue Eminenz und als enger Vertreter von Kommissar Alexandre Millerand über hervor-

20 Vgl. Ernest Tonnelat: Charles Andler, sa vie et son œuvre, Paris 1937, S. 189-197 sowie Charles Andler: La vie de Lucien Herr (1864-1926), hg. von Justinien Raymond, Paris 1977, S. 293-313.

21 S. zu Pierre Bucher den Gedenkband: Pierre Bucher 1869-1921. Etudes – souvenirs – témoignages, Paris 1922 sowie als Gegenentwurf aus deutscher Sicht Gustav Hilger: Pierre Bucher. Der „Apostel“ französischer Propaganda im deutschen Elsaß 1897-1918. Eine Lebensskizze nach französischen Quellen, Freiburg/Breisgau 1926. Vgl. auch Gisèle Loth: Un rêve de France. Pierre Bucher, une passion française au cœur de l'Alsace allemande 1869-1921, Straßburg 2000.

22 Ganz in diesem Sinne äußert sich auch Edmond Vermeil: L'information allemande à Strasbourg, in: Revue de Genève 11 (1925), S. 917-926, v.a. S. 922f.

ragende Kontakte verfügte. Nach dem frühen Tod Buchers im Jahr 1921 übernahm Vermeil dann vollständig die Leitung der Zeitschrift, die – nach der Auflösung der Propagandaabteilung im *Commissariat Général* – nunmehr vom französischen Außenministerium subventioniert wurde und unter der Ägide des *Comité Alsacien d'Etudes et d'Informations* erschien.<sup>23</sup> Diese Vereinigung, der zahlreiche Straßburger Professoren angehörten, verstand sich als eine Organisation, die über das Elsaß als Mittlerinstanz den französischen Interessen im Ausland dienen wollte und zu diesem Zwecke sogar Delegationen in die Nachbarländer und vor allem in die mitteleuropäischen Staaten schickte. Um die internationalen Kontakte des Elsaß und damit Frankreichs zu verbessern, lud man aber auch ausländische Universitätsprofessoren oder Wirtschaftsvertreter zu Aufenthalten und Vorträgen in das Elsaß ein.<sup>24</sup> Die vom *Comité* verfolgten Absichten deckten sich in Teilen also durchaus mit dem Ziel der patriotischen Pflichterfüllung, das sich Vermeil für seine Tätigkeit als Germanist gesetzt hatte. Mehr noch als die Universität bot ihm die Arbeit für das *Bulletin* die Möglichkeit, politische Entscheidungsträger bzw. einen interessierten Personenkreis tagesaktuell über Deutschland zu informieren. Die im *Bulletin* angestrebte Verbindung von journalistischer Arbeitsweise und akademischer Kompetenz zu einer „science du présent“ bildete für Vermeil den Königsweg in der Beobachtung des Nachbarn, die nicht mehr nur in militärischen Kreisen stattfinden sollte.<sup>25</sup>

23 Vgl. zu diesem *Comité* Françoise Olivier-Utard: Propagande et information. Le cas des universitaires strasbourgeois dans l'entre-deux-guerres, in: Didier Georgakakis, Jean-Michel Utard (Hg.): Science des médias. Jalons pour une histoire politique, Paris 2001, S. 61-75.

24 Vgl. die vom *Comité* herausgegebenen Tätigkeitsberichte Comité Alsacien d'Etudes et d'Informations 1922-1928, Strasbourg 1928 und L'Alsace depuis son retour à la France 1932-1937, Straßburg 1937.

25 Vgl. Vermeil: Information allemande, a.a.O., S. 922f.

Betrachtet man die gerade genannten Aktivitäten Vermeils am *CEG* in Mainz und im *Comité Alsacien* in Straßburg, so fällt ins Auge, daß sie primär nicht auf dem Gedanken der Völkerverständigung beruhten, sondern die Antwort auf einen patriotisch motivierten Informationsbedarf im Zeichen der Feindbeobachtung darstellten. Die Straßburger Germanistik war – in einem viel stärkeren Ausmaß als die Sorbonne-Germanistik unter Henri Lichtenberger<sup>26</sup> – in ihrer Anfangsphase eine „Germanistik des Mißtrauens“.<sup>27</sup> Dennoch bedeutete die von den Germanisten eingenommene halb-militärische Beobachterfunktion nicht, daß alle Vertreter des Faches bedingungslose Anhänger der offiziellen außenpolitischen Linie waren, die der *bloc national* gegenüber Deutschland eingeschlagen hatte: Vielmehr übte die Mehrzahl der Germanisten harsche Kritik an Poincarés Ruhrbesetzung, die sie als eine zu große Härte gegenüber Deutschland und als ungeeignetes Mittel zur friedlichen Lösung der Reparationsfrage betrachteten.<sup>28</sup> Die zunächst mißtrauische Haltung der Germanisten gegenüber Deutschland bedeutete ebensowenig, daß die Germanisten jeden Versuch der zivilgesellschaftlichen Kontaktaufnahme mit dem ehemaligen Kriegsgegner ablehnten, im Gegenteil. Trotz aller Skepsis, die sie Deutschland entgegenbrachten, standen die Schüler Andlers und Lichtenbergers in engem Kontakt zu jenen Kreisen, die sich für eine frühzeitige Wiederaufnahme des deutsch-französischen Dialogs aussprachen, wie z.B. das Umfeld der *Nouvelle Revue Française*, die Intellektuellenvereinigung *Union pour la Vérité* oder der Kreis um den Straßbur-

26 Vgl. Craig, a.a.O., S. 239f.

27 Vgl. für diese Bezeichnung die Einleitung in Werner, *Espagne*, a.a.O., S. 8.

28 Auch Edmond Vermeil verurteilte die Ruhrbesetzung, von der er sich auf einer im Juni 1923 unternommenen Reise einen persönlichen Eindruck verschaffen konnte. Edmond Vermeil: *Une visite dans la Ruhr*, in: *Bulletin de la Presse allemande*, Teil 1: 2.7.1923, Nr. 149, S. 595-598, Teil 2: 4.7.1923, Nr. 151, S. 603-606.

ger Katholiken Jean de Pange.<sup>29</sup> Die Notwendigkeit einer Kontaktaufnahme und eines Dialogs mit Deutschland ergab sich für Edmond Vermeil und seine Kollegen vor allem aus der Erkenntnis heraus, daß nur eine positive politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Entwicklung die Garantie für eine friedliche Koexistenz beider Nationen geben könne und es darüber hinaus auch in Frankreichs Verantwortung lag, eine ebensolche Entwicklung Deutschlands zu fördern. Daß die Germanisten genau diese Schlußfolgerung aus den von Mißtrauen geprägten Anfängen ihrer Disziplin zogen und sie sich schon vor der Locarno-Ära für die deutsch-französische Annäherung einsetzten, war alles andere als selbstverständlich und stellte auch eine klare politische Stellungnahme dar. Vor allem in rechtsrepublikanischen und nationalistischen Kreisen gab es nämlich zahlreiche Deutschlandkenner, denen das Nachbarland während der gesamten Zwischenkriegszeit lediglich als Negativ-Folie diente, um die Überlegenheit der französischen Nation zu demonstrieren.<sup>30</sup>

### Edmond Vermeils Blick auf Deutschland: zwischen Hoffnung und Skepsis

Wenn man versucht, sich auf der Grundlage von Vermeils Publikationen der frühen Zwischenkriegszeit einen Überblick über die Schwerpunkte seiner Deutschland-Befassung zu verschaffen, dann

29 Vgl. zu diesen deutsch-französischen Verständigungsaktivitäten, die vor allem während der Locarno-Ära eine Blüte erlebten, im Überblick: Hans Manfred Bock, Michel Trebitsch, Reinhart Meyer-Kalkus (Hg.): *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930*, 2 Bde, Paris 1993.

30 Beispiele hierfür sind z.B. die Deutschlandpublikationen des *Action Française*-Anhängers und Schriftstellers Pierre Lasserre (1867-1930), des Germanisten Louis Reynaud (geb. 1876) und des Populärhistorikers Jacques Bainville (1879-1936), dessen in der Zwischenkriegszeit äußerst erfolgreiche Bücher bis in die jüngste Zeit neu aufgelegt wurden. Vgl. Jacques Bainville: *Les conséquences politiques de la paix*, Paris 1996 (1. Aufl. 1920); ders.: *Histoire de deux peuples continuée jusqu'à Hitler*, Paris 1995 (1. Aufl. 1933).

tritt zwar deutlich der Gegenwartsbezug seiner Arbeiten hervor, aber insgesamt ergibt sich ein etwas disparates Bild: Das erste größere Werk, das Vermeil nach dem Krieg publizierte, war eine ausführliche Studie der Religionsphilosophie Ernst Troeltschs (*La pensée religieuse de Troeltsch*, 1922), ein Jahr später folgte eine Untersuchung der Weimarer Verfassung (*La constitution de Weimar et le principe de la démocratie allemande*, 1923) und schließlich eine Überblicksdarstellung über das zeitgenössische Deutschland (*L'Allemagne contemporaine (1919-1924), sa structure et son évolution politiques, économiques et sociales*, 1925). Bei genauerem Hinsehen spiegeln diese Titel aber in ganz bezeichnender Weise eine einerseits von individuellen Interessen und andererseits von inner- und extradisziplinären Erwartungshaltungen geleitete Beschäftigung mit dem Nachbarland wider. Ein Beispiel für ersteren Aspekt ist Vermeils Troeltsch-Studie. Vermeil war – im Gegensatz zu seinen Kollegen, die in der Mehrzahl aus dem Elsaß stammten – in einem kleinen Dorf in den Cévennes-Languedoc aufgewachsen, einer Hochburg des französischen Protestantismus. Diese lebensweltliche Konfrontation mit verschiedenen protestantischen Glaubensrichtungen lenkte schon früh das Interesse Vermeils auf Fragen, die das Spannungsverhältnis zwischen Christentum und moderner Zivilisation betrafen.<sup>31</sup> Genau dieses Thema stand auch im Zentrum von Troeltschs Werk, das für Vermeil eine Art Schlüssellektüre darstellte, um die Vielschichtigkeit des deutschen Protestantismus und seine politisch-gesellschaftliche Prägekraft besser zu verstehen. Aber Vermeil schätzte Troeltsch nicht nur als Religionsphilosophen und

31 Diese Fragestellung hatte er bereits in seiner Dissertationsschrift über Johann Adam Möhler und die Katholische Tübinger Schule aufgegriffen. Im Schlußkapitel dieser Studie versucht Vermeil sogar, die Gemeinsamkeiten im Reformprojekt der Tübinger Theologen und der französischen Modernisten herauszuarbeiten. Vgl. Edmond Vermeil: *Jean-Adam Möhler et l'école catholique de Tubingue (1815-1840). Etude sur la théologie romantique en Wurtemberg et les origines germaniques du modernisme*, Paris 1913.

Autor der *Soziallehren*, sondern auch als politischen Denker in der Weimarer Republik. Troeltschs vielbeachteter Vortrag „Naturrecht und Humanität in der Weltpolitik“ aus dem Jahr 1922 faßte in Vermeils Augen mustergültig die Besonderheiten des französischen und des deutschen Weges der nationalstaatlichen Entwicklung zusammen.<sup>32</sup> Beide Zivilisationsmodelle nahmen in seinen Augen aber – hier schloß er sich ganz der Argumentation Troeltschs an – einen gleichberechtigten Platz in Europa ein und konnten sich wechselseitig befruchten.<sup>33</sup> Der Verweis auf Troeltsch, der wie ein roter Faden das Werk des Germanisten durchzieht, macht Vermeil auch zu einem Pionier der Troeltsch-Rezeption in Frankreich, die erst in den 1990er Jahren in breiterem Umfang einsetzte.<sup>34</sup>

Während die Auseinandersetzung mit dem deutschen Religionsphilosophen also eine individuelle (und originelle) Schwerpunktsetzung in Vermeils Befassung mit Deutschland ist, fügen sich die beiden anderen genannten Publikationen schon eher in den Kanon der Germanistik der Zwischenkriegszeit ein. Dies trifft ganz besonders auf das 1925 erschienene Buch *L'Allemagne contemporaine* zu, die erste von drei großen Überblicksdarstellungen, die Vermeil im Laufe seiner Karriere über Deutschland veröffentlichte.<sup>35</sup> Diesem Werk liegt eine methodische Prämisse zugrunde, die fast alle Germanisten an den Ausgangspunkt ihrer intellektuellen

32 S. dazu Kritische Gesamtausgabe Ernst Troeltsch, Bd. 15: Schriften zur Politik und zur Kulturphilosophie (1918-1923), hg. von Gangolf Hübinger, Berlin u.a. 2002, S. 477-512.

33 Besonders deutlich wird der Troeltsch-Bezug z.B. in Edmond Vermeil: *Démocratie française et démocratie allemande*, Bulletin de la Dotation Carnegie pour la paix internationale 1930, Nr. 6, S. 55-107.

34 In der Tat blieb bis zu diesem Zeitpunkt Vermeils Studie aus dem Jahr 1922 (die 1990 neu aufgelegt wurde) die einzige größere und zusammenhängende Darstellung über Troeltschs Denken, die in französischer Sprache verfügbar war. Vgl. Hartmut Ruddies: Introduction, in Edmond Vermeil: *La pensée religieuse de Troeltsch*, hg. von Hartmut Ruddies, Genf 1990, S. 7-19

35 Später folgten Edmond Vermeil: *Allemagne. Essai d'explication*, Paris, 1. Aufl. 1940 und Neuaufl. 1945; ders.: *L'Allemagne contemporaine sociale, politique et culturelle, 1890-1950*, 2 Bde, Paris 1952-1953.



Auseinandersetzung mit dem Nachbarland legten: Es ging ihnen nicht – wie ihren von Diltheys Geistesgeschichte beeinflussten deutschen Kollegen<sup>36</sup> – darum, verstehend-nachvollziehend ein Teilgebiet deutscher Literatur zu erkunden, sondern ihr Ziel war es, durch ein exaktes, faktenbasiertes und alle Bereiche der deutschen Geschichte, Kultur, Wirtschaft und Gesellschaft umfassendes Studium diejenigen Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten, die entscheidenden Einfluß auf die Entwicklungen im Nachbarland ausübten.<sup>37</sup> Dieses positivistisch geprägte Wissenschaftsverständnis bildete – verstärkt noch durch den Wunsch nach Vulgarisierung des gesammelten germanistischen Fachwissens – jedoch für viele Germanisten auch eine Art Freibrief zur Konstruktion weitreichender, im Detail teilweise widersprüchlicher Erklärungszusammenhänge. Einerseits sind damit die großen Deutschlandsynthesen der Germanisten ein beeindruckendes Zeugnis ihrer umfassenden und zugleich exakten Kenntnis des Nachbarlandes – andererseits sind sie ein Beispiel dafür, wie auf der Suche nach möglichen Entwicklungsgesetzen und nach schlüssigen Erklärungen vorschnell einseitige Verbindungen gezogen werden können. Ganz besonders verdeutlicht dies Edmond Vermeils bekanntestes Werk, das 1940 erstmals erschienene und nach dem Verbot 1945 wieder neu aufgelegte Buch *Allemagne. Essai d'explication*, in dem Vermeil die deutsche Geschichte als einen tragischen Irrweg darstellt, der fast zwangsläufig von Luther über Bismarck zu Hitler führte.<sup>38</sup> Der verengte, ganz auf Elemente der Kontinuität ausgerichtete Blick in die deutsche Vergangenheit

36 Vgl. dazu im Überblick Christoph König, Eberhard Lämmert (Hg.): Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1910-1925, Frankfurt/M. 1993.

37 Vgl. zu den methodischen Prämissen der Germanistik der Zwischenkriegszeit Katja Marmetschke: Expliquer ou comprendre l'Allemagne? Edmond Vermeils und Robert Minders Befassung mit Deutschland im Vergleich, in: Albrecht Betz, Richard Faber (Hg.): Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich. Zum 100. Geburtstag von Robert Minder, Würzburg 2004, S. 77-93, hier S. 86ff.

38 Vgl. Marcel Tambarin: Edmond Vermeil: L'Allemagne. Essai d'explication, in: Chroniques allemandes (2001/2002), Nr. 9, S. 89-102.

mag angesichts des akuten Erklärungsnotstandes nachvollziehbar sein, in dem sich die Germanisten nach 1933 befanden – während der Weimarer Republik hingegen bot sich Edmond Vermeil und seinen Kollegen noch die Möglichkeit, unter einem etwas offeneren Blickwinkel die neuesten politischen Entwicklungen und das intellektuelle Leben in der jungen Republik zu beobachten. Zwar interessierten sie sich auch in dieser Zeit für Elemente, die als „typisch“ für die deutsche Kultur galten und ihre These von der deutsch-französischen Gegensätzlichkeit zu unterstreichen schienen, aber mit gleichem Interesse richteten die Germanisten ihren Blick auch auf all jene politischen Akteure, deren Argumentation sich gerade nicht in die festgelegten Interpretationsschemata einordnen ließ und neue Perspektiven aufzeigte. Die große Aufmerksamkeit, die Vermeil den Schriften Troeltschs entgegenbrachte, ist ein Beleg dafür. Auch Vermeils Interesse für die Weimarer Verfassung leuchtet vor diesem Hintergrund ein: Der neu ausgearbeitete rechtliche Rahmen sollte die Grundlage für die demokratische und friedliche Entwicklung Deutschlands bilden, und als aufmerksamem Beobachter des Nachbarlandes drängte sich Edmond Vermeil nun die Frage auf, ob dieses Gerüst wirklich eine tragfähige Basis für den gewünschten Neubeginn bot. Als Quellenkorpus seiner Untersuchung dienten ihm die 1920 veröffentlichten stenographischen Verhandlungsberichte der verfassungsgebenden Nationalversammlung, anhand derer er die wechselvolle Entstehungsgeschichte der Verfassung anschaulich nachzeichnen konnte. Sein spürbares Wohlwollen galt dabei dem Entwurf des linksliberalen Staatsrechtlers Hugo Preuß, der die Schaffung eines unitarischen Staates unter Aufteilung Preußens sowie eine territoriale Neuordnung der Einzelstaaten vorsah. Im zweiten Teil seines Buches untersucht Vermeil dann den gefundenen Verfassungskompromiß hinsichtlich seiner Akzeptanz innerhalb der Parteien, seiner Bedeutung im Kontext der politischen Entwicklung

Deutschlands und seiner Vergleichbarkeit mit Verfassungen anderer westlicher Demokratien. Nach den ersten drei Jahren der Weimarer Republik zeigt sich der Germanist in seinem Schlußwort allerdings skeptisch, ob die Verfassung einen ausreichenden Schutz gegen die Zersetzungs- und Auflösungstendenzen bietet, die er in politischen, ökonomischen und sozialen Bereichen in Deutschland beobachtet.<sup>39</sup> Trotz aller Bedenken betrachtet er die Verfassung aber als eine ausbaufähige Grundlage für die demokratische Entwicklung des Nachbarlandes: „L'intérêt de la France, ce n'est pas de démembrer l'Allemagne [...]. L'intérêt de la France, c'est d'aider l'Allemagne à éviter la réaction et d'y favoriser l'évolution démocratique. Qu'on en dise, la Constitution de Weimar a ouvert, toutes larges, les avenues qui conduisent vers diverses solutions du problème politique allemand. Il n'est pas dit, malgré tout ce qui sépare les deux nations, que la France ne puisse pas pousser sa voisine dans la bonne voie et lui montrer le choix à faire, le chemin à suivre.“<sup>40</sup> Auch hier taucht wieder der Gedanke auf, daß die demokratische Entwicklung Deutschlands auch in Frankreichs Verantwortung liegt. Trotz aller Feindbeobachtungs- und Wachsamkeitsrhetorik bildete damit das konstruktive Interesse am Nachbarland den Ausgangspunkt für Vermeils wissenschaftliche Befassung mit Deutschland. Mit Erstaunen wird dies auch von einem deutschen Rezensenten bemerkt, der Vermeil zu jenen französischen Stimmen zählt, „die ehrlichen Willens sind, sich in die deutschen Verhältnisse einzuleben und ihren Landsleuten [...] bessere Kenntnis des deutschen Wesens und We-

39 In diesem Zusammenhang bildete für ihn das angespannte Verhältnis von Preußen zum Reich eines der Kernprobleme. Vor allem das Problem des Föderalismus und die Prädominanz Preußens im Reich schufen, so Vermeil, ein gefährliches machtpolitisches Ungleichgewicht in der jungen Weimarer Republik, das die Entstehung eines demokratischen und stärker unitarisch organisierten Staates verhindere. Vgl. Edmond Vermeil: *La constitution de Weimar et le principe de la démocratie allemande*, Straßburg 1923, S. 412-455.

40 Ebd., S. 454f.

bens zu vermitteln.“<sup>41</sup> Vermeils Buch über Troeltsch traf in der deutschen Kritik auf ein ähnlich positives Echo: Vermeil habe „den bedeutenden Gegenstand mit einer für einen Franzosen ganz ungewöhnlichen Unparteilichkeit durchdrungen“ und fast schon verwundert stellt der Rezensent fest, daß in der ganzen Schrift „über Troeltsch kein einziges kränkendes Urteil steht.“<sup>42</sup>

Gerade diese Urteile aus deutscher Sicht zeigen, daß Vermeil in seiner Rolle als Mittler und Länderexperte offensichtlich eine Gratwanderung gelungen war: Auf der einen Seite verfaßte er in elsässischen Presseorganen kämpferische, manchmal fast schon tendenziöse Artikel über Deutschland, so daß manche seiner Universitätskollegen in ihm eher einen Journalisten als einen Wissenschaftler sahen.<sup>43</sup> Auf der anderen Seite zeugt seine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Nachbarland von einem Sachverstand und einem Bemühen um Unvoreingenommenheit, dem sogar deutsche Kollegen ihren Respekt zollten.<sup>44</sup> Daß diese Trennlinie zwischen öffentlichem Wirken und wissenschaftlicher Tätigkeit nicht immer in dieser Form aufrecht zu erhalten war, belegt Vermeils fast schon kausal angelegte Geschichtsinterpretation in *Allemagne. Essai d'explication*. Dieses Buch ist gekennzeichnet von der Verbindung der universitären Tradition des gelehrten Germanisten mit einer po-

41 Leo Wittmayer: Edmond Vermeil: La constitution de Weimar et le principe de la démocratie allemande (Rezension), in: Archiv des öffentlichen Rechts 7 (1924), S. 109-111, hier S. 110. Wittmayer selbst hatte 1922 ein Standardwerk zur Weimarer Verfassung vorgelegt, auf das sich Vermeil auch in seiner Studie bezieht.

42 Karl Bornhausen: E. Vermeil. La pensée religieuse de Troeltsch (Rezension), in: Zeitschrift für Kirchengeschichte 92 (1923), S. 158.

43 So lautete zumindest das Urteil, das die Straßburger Kollegen Marc Bloch und Lucien Febvre über Vermeil fällten. Vgl. Mombert: Germanistique en bleu horizon, a.a.O., S. 320.

44 Diese Meinung teilten freilich nicht alle deutschen Kritiker. Der Romanist Ernst Robert Curtius etwa betrachtete Vermeils Studien als Musterbeispiel für eine völlig fehlgeleitete Deutschland-Interpretation. Vgl. Katja Marmetschke: Vernunft oder Intuition? Der Streit zwischen Edmond Vermeil und Ernst Robert Curtius in der Revue de Genève, in: Lendemains 26 (2001), Nr. 103/104, S. 42-55.

litischen Intervention, die darauf abzielt, den Feind zu bekämpfen, der gleichzeitig Gegenstand der Untersuchung ist.<sup>45</sup> Die hier erfolgende Verquickung von wissenschaftlicher Analyse mit politischem Kampf war angesichts der damaligen Bedrohungssituation nachvollziehbar, sie verweist aber darüber hinaus auf einen strukturellen Unterschied zwischen den Wirkungsbedingungen von Mittlern und Intellektuellen. Beide Sozialfiguren agieren vornehmlich im Kontext der Krise, in dem ihnen eine wichtige Deutungs- und Stichwortgeberfunktion zugesprochen wird. Bei Länderexperten ist es jedoch fast immer – und dies macht einen Unterschied zum Engagement Intellektueller aus – der durch eine bestimmte außenpolitische Konflikt-Konstellation hervorgerufene Informationsbedarf, der ihnen in der Öffentlichkeit Gehör verschafft und sie fast unter Zugzwang setzt, möglichst überzeugende Deutungen der anderen Nation zu formulieren. Unter anderen Vorzeichen steht die Mittlertätigkeit hingegen, wenn der außenpolitische Beziehungsmodus zwischen zwei Ländern von „Konflikt“ auf „Kooperation“ umschwenkt und kein krisenbedingter Vermittlungs- und Informationsbedarf mehr vorherrscht, sondern bilaterale Annäherung und transnationale Zusammenarbeit einen Zielpunkt der offiziellen außenpolitischen Agenda bilden. Ein sehr gutes Beispiel für die in diesem Zusammenhang feststellbare Professionalisierung und Institutionalisierung der Mittlertätigkeit ist das Deutsch-Französische Jugendwerk, das breitenwirksame Austausch- und Begegnungsprogramme fördert. Auch die Prämissen der französischen Germanistik haben sich angesichts der veränderten politischen Rahmenbedingungen gewandelt: Während Edmond Vermeil und seine Kollegen von der Idee eines tiefliegenden deutsch-französischen Gegensatzes ausgingen und das Alteritäts-Prinzip an den Ausgangspunkt ihrer Untersu-

45 Vgl. Pierre-André Taguieff: Die Macht des Vorurteils. Der Rassismus und sein Double, Hamburg 2000, S. 129.

chungen legten, richtet der seit Mitte der 1980er Jahre in der Germanistik dominierende Ansatz des *transferts culturel* bzw. der *histoire croisée* sein Augenmerk auf die kultursoziologischen und -geschichtlichen Gemeinsamkeiten, die sich im Laufe einer verflochtenen, durch wechselseitige Transfer- und Rezeptionsprozesse gekennzeichneten Geschichte zwischen beiden Ländern herausgebildet haben.<sup>46</sup> Allerdings läßt sich weder über politische Willensbekundungen noch über die wissenschaftliche Erforschung deutsch-französischer Gemeinsamkeiten automatisch eine von echter Neugier und von Interesse getragene Befassung mit dem Nachbarland innerhalb der Zivilgesellschaft erreichen. Insofern haben Mittler – gerade in einer Zeit, in der auf politischer Ebene gewisse Ermüdungserscheinungen in den deutsch-französischen Beziehungen zu erkennen sind und der Abbau über Jahrzehnte hinweg erfolgreich agierender Mittler- und Austauschinstanzen seinen Lauf nimmt – weiterhin eine wichtige Rolle in der Herstellung und (Wieder-)Belebung transnationaler Austausch- und Kommunikationsstrukturen zwischen Frankreich und Deutschland.

46 Vgl. Michel Espagne: *Les transferts culturels franco-allemand*, Paris 1999 sowie Michael Werner, Bénédicte Zimmermann: Vergleich, Transfer, Verflechtung. Der Ansatz der „histoire croisée“ und die Herausforderung des Transnationalen, in: *Geschichte und Gesellschaft* 28 (2002), S. 607-636 sowie dies. (Hg.): *De la comparaison à l'histoire croisée*, Paris 2004.

**Eugen Ewig.**  
**Ein rheinisch-katholischer Historiker**  
**zwischen Deutschland und Frankreich**

Ulrich Pfeil

Eugen Ewig, ehemaliger Direktor des Deutschen Historischen Instituts Paris (1958-1966), gehört nach Meinung seines Schülers und heutigen Präsidenten der Monumenta Germaniae Historica (MGH), Rudolf Schieffer, im Bereich der frühmittelalterlichen Geschichte zu denjenigen, die das „neue Bild entscheidend mitgestaltet [haben], das sich seit 1945 durchgesetzt hat und die gemeinsamen Wurzeln der europäischen Völker in den Vordergrund treten läßt.“<sup>1</sup> Ewig wäre nicht der einzige Historiker, so zeigen es neuere Forschungen zum Verhalten deutscher Historiker in der unmittelbaren Nachkriegszeit,<sup>2</sup> der die europäische Zusammenarbeit nach 1945 neu entdeckte und auch zur Grundlage seines wissenschaftlichen Arbeitens machte. Nicht wenige hatten dabei eine kapitale Kehrtwendung vollzogen, nachdem sie sich in den vorangegangenen Jahren z.T. dem historiographischen Grenz- und Abwehrkampf verschrieben hatten.<sup>3</sup> So wird auch für Ewig neben dem prägenden sozio-kulturellen Kontext herauszuarbeiten sein, welches Wissenschaftsverständnis seiner Arbeit als Historiker vor dem Hintergrund sich wandelnder politischer Herausforderungen zugrunde lag.<sup>4</sup>

Die Kontinuitäten und Brüche über die verschiedenen politischen Systeme hinweg im Lebensweg von Eugen Ewig sind neben seinem Wirken als Historiker gerade nach 1945 auch von einem Handeln als Mittler zwischen Deutschland und Frankreich bzw. den Geschichtswissenschaften beider Länder geprägt. Beide Tätigkeiten

1 Rudolf Schieffer (Hg.): Beiträge zur Geschichte des Regnum Francorum: Referate beim wissenschaftlichen Colloquium zum 75. Geburtstage von Eugen Ewig am 28. Mai 1988, Sigmaringen 1990, S. 5.

2 Vgl. Sebastian Conrad, Christoph Conrad (Hg.): Die Nation schreiben. Geschichtswissenschaft im internationalen Vergleich, Göttingen 2002, S. 112-136.

3 Vgl. Peter Schöttler: Von der rheinischen Landesgeschichte zur nazistischen Volksgeschichte oder Die „unüberhörbare Stimme des Blutes“, in: Winfried Schulze, Otto Gerhard Oexle (Hg.): Deutsche Historiker im Nationalsozialismus, Frankfurt/M. 1999, S. 89-113.

4 Ich danke Herrn Prof. Eugen Ewig für die Bereitschaft, mich am 14.1.2005 zu einem Gespräch empfangen zu haben. Seine Auskünfte sind in diesen Beitrag eingeflossen.



lassen sich weder in Theorie noch in Praxis voneinander trennen, bildeten die in der oben zitierten Eloge erwähnten wissenschaftlichen Leistungen doch erst das kulturelle Kapital, das zu den typischen Wesensbedingungen von Mittlern gehört und sie soziologisch in die Nähe von Intellektuellen bringt. Nach Hans Manfred Bock kommt dabei Mittlern die Aufgabe zu, „den Mitbürgern des eigenen Landes die besonderen Denk- und Sichtweisen des Nachbarlandes zu erklären und dort Verständnis für sein Herkunftsland zu wecken.“<sup>5</sup> In ihrer transnationalen Schrittmacherrolle zeichnen sich diese nationalkulturellen Übersetzer durch die Fähigkeit zu übernationalem Denken, Fühlen und Handeln aus, die sie unterhalb der offiziell-staatlichen Handlungsebene zum Einsatz bringen. Durch eine „Politik der kleinen Schritte“ arbeiten diese zivilgesellschaftlichen Akteure in ihrem Wirkungsfeld „auf eine dauerhafte und gesellschaftlich verankerte Verständigung und Annäherung zwischen zwei Völkern“ hin, wie Katja Marmetschke schreibt.<sup>6</sup> Welchen Beitrag Eugen Ewig während seiner akademischen Karriere für die deutsch-französische Annäherung nach 1945 und damit für politische Zwecke leistete, soll im Mittelpunkt dieses Beitrages stehen, der darüber hinaus nach den Konstituierungs- und Wirkungsbedingungen einer von der Forschung bislang wenig beachteten Mittlerperson fragen will.

5 Hans Manfred Bock: Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich, oder Verzagen die Mittler?, in: *Lendemains* 22 (1997), Nr. 86/87, S. 8-19, hier S. 9.

6 Katja Marmetschke: Mittlerpersönlichkeiten. Neuere biographische Arbeiten zur Mittlerfunktion zwischen Frankreich und Deutschland, in: *Lendemains* 25 (2000), Nr. 98/99, S. 239-257, hier S. 239.

## Intellektuelle und akademische Prägungen eines jungen Mediävisten

Der am 18. Mai 1913 in Bonn geborene und in einem katholischen Elternhaus aufgewachsene Eugen Ewig erwarb im Jahre 1931 seine Hochschulreife am humanistischen Beethoven-Gymnasium seiner Geburtsstadt. Er schrieb sich daraufhin an der Alma mater seiner Heimatstadt ein und begann in bewegter Zeit sein Studium der Fächer Geschichte, Deutsch und Französisch.<sup>7</sup> Gleich zu Anfang wurde er Zeuge, wie seine Universität von nationalsozialistischen Ideen heimgesucht wurde, die jedoch unter den Studenten weit mehr Anklang fanden als unter den Hochschullehrern. Schon 1932 warnte sein Lehrer Ernst Robert Curtius (1886-1956) in „Deutscher Geist in Gefahr“ vor dem „vulgären Zerrbild“ des Nationalsozialismus.<sup>8</sup> Während der große Bonner Romanist aber nach 1933 trotz aller Kritik in der NS-Presse von den verschiedenen „Säuberungswellen“ verschont blieb, mußte der damals 20jährige Ewig mitansehen, wie sein ehemaliger Gymnasiallehrer Hermann Platz (1880-1945), dem Curtius 1924 eine Honorarprofessur verschafft hatte, sein Amt verlor.<sup>9</sup>

Für Ewigs geschichtswissenschaftlichen Lehrer Wilhelm Levison (1876-1947) wurde der Rassenwahn der Nationalsozialisten schnell zu einer lebensgefährlichen Bedrohung. Zwar erfreute sich dieser renommierte Experte des frühen Mittelalters jüdischen Glaubens noch im Sommersemester 1933 ungebrochener studentischer Zuhö-

7 Vgl. Ruth Baron: Professor Dr. Eugen Ewig, in: Staats-Zeitung 14 (1963), 52, S. 5.

8 Vgl. Hans Manfred Bock: Die Politik des „Unpolitischen“. Zu Ernst Robert Curtius' Ort im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik, in: Lendemains 15 (1990), Nr. 59, S. 16-62.

9 Vgl. Hans Manfred Bock: Les intellectuels allemands à la recherche de l'Europe et d'une „Allemagne européenne“ de 1945 à 1949, in: Andrée Bachoud u.a. (Hg.): Les Intellectuels et l'Europe de 1945 à nos jours, Paris 2000, S. 91-102, hier S. 93.

erschaft<sup>10</sup> und der Solidarität seiner Kollegen, so daß der Arierparagraph gegen ihn nicht in Anwendung gebracht wurde, doch traf auch ihn schließlich der Bann der akademischen Ausgrenzung. Im Jahre 1935 wurde er im Alter von 59 Jahren trotz seiner „überzeugt nationalen Gesinnung“ und gegen den Widerstand der Bonner Fakultät in den Ruhestand versetzt.<sup>11</sup> Im folgenden Jahr, als die Wehrmacht in das entmilitarisierte Rheinland einmarschierte, promovierte Ewig bei Max Braubach, der auf einem Lehrstuhl saß, der seit einer Kabinettsorder von 1853 einem Katholiken zustand. Das Hauptgutachten der Dissertation stammte aber „selbstverständlich aus Levisons Feder“,<sup>12</sup> wie sich Ewig aus Anlaß des 60. Geburtstages von Braubach erinnerte: „Als mein Lehrer haben Sie meinen Studiengang kaum weniger geleitet als W. Levison, für den Sie ja auch bei meiner Dissertation einsprangen [...].“<sup>13</sup> Ewig wie u.a. auch die Levison-Schüler Paul Egon Hübinger und Theodor Schieffer hielten in diesen Jahren den privaten Kontakt zu ihrem akademischen Lehrer, dem sie das 1935 erschienene Werk des später im Krieg umgekommenen Carl Erdmann *Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens* „dedizierten“.<sup>14</sup> Im Anschluß an seine Doktorarbeit blieb Ewig als Hilfsassistent am Historischen Seminar der Universität Bonn und legte dort 1938 sein Staatsexamen ab.

10 Vgl. Max Braubach: *Kleine Geschichte der Universität Bonn 1818-1968*, Bonn 1967, S. 45; Dietrich Höroldt (Hg.): *Bonn. Von einer französischen Bezirksstadt zur Bundeshauptstadt 1794-1989*, Bd. 4, Bonn 1989, S. 526.

11 Verschleppung und Ermordung kam er zuvor, weil er gemeinsam mit seiner Frau im April 1939 in die britische Universitätsstadt Durham emigrierte; vgl. Jürgen Petersohn: *Deutschsprachige Mediävistik in der Emigration. Wirkungen und Folgen des Aderlasses der NS-Zeit (Geschichtswissenschaft – Rechtsgeschichte – Humanismusforschung)*, in: *HZ* 277 (2003), 1, S. 1-60.

12 Karl Ferdinand Werner: *Zum Geleit*, in: Eugen Ewig, *Spätantikes und Fränkisches Gallien. Gesammelte Schriften (1952-1973)*, hg. von Hartmut Atsma, 1. Bd., München 1976, S. IX-XII.

13 Eugen Ewig an Max Braubach, 11.4.1959, UA Bonn, NL Braubach, Bd. 199.

14 Vgl. Wilhelm Levison an Paul Egon Hübinger, 14.5.1945, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 77.

Bei der Entscheidungsfindung über seinen zukünftigen Weg spielten weniger wissenschaftliche als vielmehr politische Kriterien eine wichtige Rolle. Wissenschaft im „Dritten Reich“ sah sich allgemein dem Druck ausgesetzt, die NS-Weltanschauung als Grundlage ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit zu übernehmen. Gleichzeitig wurden vor allem Nachwuchswissenschaftler bei Stellenbesetzungen politisch überprüft, was überdurchschnittlich viele Vertreter des akademischen Nachwuchses zu politischen Zugeständnissen veranlaßte, um die Aufstiegschancen zu wahren und das Ordinariat als Krönung einer jeden wissenschaftlichen Karriere doch noch zu erreichen.<sup>15</sup> In dieser Situation entschlossen sich auch Ewigs Weggefährten und Altersgenossen Theodor Schieffer (1910-1992),<sup>16</sup> Heinrich Büttner (1908-1970)<sup>17</sup> und Stephan Skalweit (1914-2003)<sup>18</sup> zur Parteimitgliedschaft, während er selber und Paul Egon Hübinger (1911-1987) um sie herumkamen<sup>19</sup> bzw. dieser Versuchung widerstanden, dafür aber mit negativen Folgen für ihr akademisches Fortkommen zu rechnen hatten.

Infolge ihrer bekannten Verwurzelung in der katholischen Welt des Rheinlandes erwies sich jedoch auch der Parteieintritt zu keinem Freifahrtsschein für eine akademische Laufbahn, so daß sich alle hier genannten Historiker in der zweiten Hälfte der 1930er

15 Michael Grüttner: Wissenschaft, in: Wolfgang Benz u.a. (Hg.): Enzyklopädie des Nationalsozialismus, München 1997, S. 135-153, hier S. 144.

16 Er hatte seine Aufnahme am 4.10.1939 beantragt und war mit Wirkung vom 1.12.1939 Mitglied der NSDAP geworden (Mitgliedsnummer: 7 280 318), BArchB (ehem. BDC) NSDAP-Gaukartei, Schieffer, Theodor.

17 Nachdem die Mitgliedersperre der NSDAP am 1.5.1937 vorübergehend aufgehoben worden war, beantragte Büttner am 20.5. die NSDAP-Mitgliedschaft und wurde rückwirkend zum 1.5. mit der Mitgliedsnummer 4 715 393 aufgenommen, BArchB, R3 (ehem. BDC) NSDAP-Gaukartei, Büttner, Heinrich.

18 Vgl. Stephan Skalweit an Paul Egon Hübinger, 23.11.1945, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

19 Ernst Zipfel, seit 1936 als Nachfolger von Albert Brackmann Direktor des Reichsarchivs und Direktor der Preußischen Staatsarchive, forderte Ewig während der Archivarausbildung dazu auf, beim „nächsten Zusammentreffen“ die NSDAP-Mitgliedschaft vorweisen zu können, so daß dieser auch einen Aufnahmeantrag stellte, der jedoch folgenlos blieb.

Jahre mit Blick auf die unsichere berufliche Zukunft entschlossen, am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung in Berlin-Dahlem den dreisemestrigen Ausbildungsgang für den Archivdienst zu durchlaufen. Das anschließende Referendariat führte Ewig an das Staatsarchiv Breslau (1940/41), wo der bekennende Rheinländer jedoch nicht heimisch wurde, so daß er sich an den im Archivschutz in Luxemburg tätigen Oberarchivrat a.D. Dr. Wilhelm Kisky, ein ehemaliges Mitglied der Zentrumspartei, wandte, auf dessen Vermittlung hin er schließlich eine Archivassessorenstelle am Staatsarchiv in Metz erhielt.<sup>20</sup> Dort wurde er stellvertretender Leiter und im Oktober 1942 nach dem Rückzug des bisherigen Direktors infolge von „Reibungen mit der Zivilverwaltung in Lothringen“<sup>21</sup> mit der kommissarischen Leitung beauftragt, bevor Heinrich Büttner am 1. August 1943 zum Nachfolger ernannt wurde, dieses Amt aber nie antrat, weil er zur Wehrmacht eingezogen wurde.<sup>22</sup>

In diese Zeit fielen Forschungsaktivitäten der Gauleitung Westmark zur romanisch-germanischen Sprachgrenze in Lothringen, wie Wolfgang Freund jetzt in seiner wichtigen und sorgfältig aus den Quellen erarbeiteten Studie aufzeigen konnte: „Sie vermutete eine vorsätzliche Ansiedlung von Romanen durch die französische Krone und verdächtigte Ludwig XIV., das Deutschtum an der Sprachgrenze bewußt völkisch unterminiert zu haben [...]. Gegenüber den Lothringern sollten historische Ansprüche des deutschen

20 Vgl. Wolfgang Freund: Volk, Reich und Westgrenze: Deutschtumswissenschaften und Politik in der Pfalz, im Saarland und im annektierten Lothringen 1925-1945, phil. Diss., Saarbrücken 2001, S. 367.

21 Vgl. Wolfgang Hans Stein (Hg.): Inventar von Quellen zur deutschen Geschichte in Pariser Archiven und Bibliotheken (bearbeitet von einer Arbeitsgruppe unter Leitung von Georg Schnath), Koblenz 1986, S. XXXI.

22 Theodor Mayer an das Reichsministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung, 10.9.1943; Archiv der Monumenta Germaniae Historica B 537, Bl. 4; Freund, a.a.O., S. 314.

Volkes auf die Moselle bewiesen werden.“<sup>23</sup> Damit schlug die „Stunde der Experten“, zu denen auch Eugen Ewig gehörte, der sich nunmehr zwischen dem wissenschaftlichen Ideal der akademischen Selbstbehauptung und dem totalitären Anspruch des NS-Regimes befand, Wissenschaft nach ihrem Nutzen für die „Volksgemeinschaft“ zu beurteilen.

Im Staatsarchiv Nancy stieß Ewig auf die Landbeschreibung des Herzogtums Lothringen vom Jahre 1585/86 und machte sich im Sommer 1943 an ihre Auswertung. Zwar konnte er nachweisen, daß sich Frankreich seit etwa 1663 mit der Wiederbesiedlung des entvölkerten Landes beschäftigte, doch deutete nichts darauf hin, daß Ludwig XIV. „irgendeine Form von ethnischer Politik“ aus „nationalen Gesichtspunkten“ betrieb, die „Staatsmännern der Zeit im allgemeinen fern gelegen“ habe, wie er in seiner Anfang 1944 niedergeschriebenen Abhandlung über *Die Verschiebung der Sprachgrenze in Lothringen während des 17. Jahrhunderts* gegen den Strom einer expansionspolitischen Geschichtsschreibung feststellte. Nicht nur weil Ewig mit seiner These auf wenig Gegenliebe bei seinen Vorgesetzten stieß, bescheinigt ihm Wolfgang Freund „geschichtswissenschaftliche Integrität“ und führt sein Verhalten als Nachweis dafür an, „daß ein Historiker im Nationalsozialismus seine fachliche Arbeit politischen Vorgaben nicht beugen mußte.“<sup>24</sup>

Noch in den Räumen seines Archivs, das in der Präfektur untergebracht war, erlebte Ewig schließlich am 19. November 1944 den Beginn der Entscheidungsschlacht um Metz. Als die Amerikaner die Stadt am 22. November befreiten,<sup>25</sup> verhandelte Ewig die Übergabe der Präfektur und wurde im Anschluß als deutscher Zivilist von den Amerikanern interniert, jedoch auf Bestreben lothringi-

23 Freund, a.a.O., S. 365f.

24 Vgl. die Einzelheiten und die Zitate bei Freund, a.a.O., S. 366ff.

25 Vgl. Francis Petitt demange, Jean-François Genet: *Nos Libérateurs. Lorraine 1944*, Nancy 2004, S. 160ff.

scher Freunde, zu denen u.a. auch der spätere französische Außenminister Robert Schuman gehörte,<sup>26</sup> am 1. Januar 1945 frühzeitig wieder entlassen.

## Milieuverbundenheit im katholischem Abend- und Rheinland

Wenn wir uns im folgenden ausgedehnter mit dem oben bereits kurz angesprochenen Hermann Platz beschäftigen, so tun wir dieses erstens, weil er in Bonn regelmäßig Jugendliche und Studenten um sich versammelte<sup>27</sup> und auch Eugen Ewig mit den Ideen des Abendlandes und der französischen Kultur in Verbindung brachte. Dieser Romanist und Theologe gehört zu den vergessenen Mittlerpersönlichkeiten der Zwischenkriegszeit, obwohl sich der Zentrumsideologe mit seinen Abhandlungen<sup>28</sup> und der von ihm ab 1925 herausgegebenen Zeitschrift *Abendland* zum Vordenker für das rheinisch-katholische Milieu entwickelt hatte.<sup>29</sup> Zweitens erschließt sich uns ohne das Wissen über seinen intellektuellen Einfluß im sozio-kulturellen Spannungsfeld seiner Zeit weder das gesellschaftliche Handeln noch der akademische Weg von Eugen Ewig. Der Umweg über Hermann Platz verspricht somit wichtige Hinweise auf Milieu-

26 Walter Lipgens hatte über den belgischen Historiker Henri Bernard erfahren, daß Ewig während des Krieges in enger Verbindung zu Robert Schuman gestanden habe (Walter Lipgens an Eugen Ewig, 7.5.1964, BAK, B 250, Bd. 3), was dieser bestätigte: „Ich habe Robert Schuman zwar nahegestanden, besitze aber keinerlei politische Dokumente, da ich selbst kein Politiker bin“ (Eugen Ewig an Walter Lipgens, 7.9.1964; ebd., Bd. 5).

27 Vgl. Vincent Berning: Hermann Platz, in: Neue deutsche Biographie, Bd. 20, Berlin 2001, S. 519ff.

28 Hermann Platz: Deutschland und Frankreich. Versuch einer geistesgeschichtlichen Grundlegung der Probleme, Frankfurt/M. 1930.

29 Vgl. Heinrich Lutz: Deutschland und die Idee des Abendlandes. Bemerkungen zum kulturellen und politischen Engagement von Hermann Platz vor und nach dem Ersten Weltkrieg, in: Vincent Berning (Hg.): Hermann Platz (1880-1945). Eine Gedenkschrift, Düsseldorf 1980, S. 47-64; Hans Manfred Bock: Beruf des kulturellen Übersetzens, a.a.O., S. 10; Dagmar Pöpping: Abendland. Christliche Akademiker und die Utopie der Antimoderne 1900-1945, Berlin 2002, S. 100ff.

eingebundenheit und intellektuelle Prägungen. Darüber hinaus nähern wir uns über seine Person politisch, ideengeschichtlich und soziologisch einem Beziehungsgeflecht, das den jüngeren Ewig Mitte der 1940er Jahre in die Nähe von Konrad Adenauer (1876-1967) und Robert Schuman (1886-1963) brachte.

Hermann Platz hatte sich bereits vor dem Ersten Weltkrieg für die Aussöhnung zwischen Frankreich und Deutschland eingesetzt<sup>30</sup> und nach 1918 an der geistig-moralischen und geographischen Neuvermessung des nationalen Koordinatensystems beteiligt,<sup>31</sup> indem er zugleich gegen den preußisch-deutschen und den französischen Nationalismus wetterte.<sup>32</sup> Religiöse Rückbesinnung auf die mittelalterliche Einheit des Abendlandes als gemeinsamer intellektueller Raum für Deutsche und Franzosen blieb auch jetzt für Platz die Garantie für die Zukunft Europas,<sup>33</sup> in das ein „neues“ Deutschland sein christliches Erbe einzubringen habe. Das Abendland war für ihn eine geschichtspolitische und kulturphilosophische Chiffre auf der Suche nach geistiger Substanz und Tradition, die er in ostentativem Widerspruch zu Aufklärung, Säkularisierung und zu den Ideen der Französischen Revolution in dem idealisierten Bild des „abendländischen“ Mittelalters suchte: „Das ferne Symbol ist die Krone Karls des Großen.“<sup>34</sup> Dem Rheinland schrieb er auf dem Weg dorthin eine Schlüsselstellung zu: „Unser Sitz ist die Mitte. Die Mitte Europas, das ist klar. Aber auch die Mitte Deutschlands. Wir fühlen

30 Vgl. Paul Colonge: „Hochland“ face à l'Europe (1918-1933), in: Michel Grunewald, Hans Manfred Bock (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes (1918-1933), Bern 1997, S. 133-148, hier S. 139.

31 Hermann Platz: Deutschland – Frankreich und die Idee des Abendlandes. Flugschriften der Rheinischen Zentrumspartei, II. Folge (1924), Heft 2, S. 15ff.

32 Vgl. Richard Faber: Abendland. Ein politischer Kampfbegriff, Berlin u.a. 2002, S. 141.

33 Vgl. Hermann Platz: Das Ringen um die abendländische Idee, in: Hochland 20 (1923), 2, S. 308-318.

34 Hermann Platz: Um Rhein und Abendland, Burg Rothenfels a.R. 1924, S. 62.



uns gar nicht als deutsches Grenzland, obwohl wir auch Randfunktionen ausüben. Wir fühlen uns als Ausgangspunkt, als Kern.“<sup>35</sup>

Es mag neben dem Einfluß von Wilhelm Levison, dem „Nestor der rheinischen und fränkischen Geschichtsforschung“,<sup>36</sup> auf das Wirken von Hermann Platz zurückzuführen sein, daß sich das spezielle Interesse des jungen Mediävisten Ewig auch auf den lothringischen Raum bzw. die rheinischen Lande konzentrierte. In seiner Dissertation über den Theologen und Mystiker Dionysius von Roermond<sup>37</sup> befaßte er sich mit einem Spätscholastiker im Gelderschen (dem heutigen Limburg) aus der Zeit des Baseler Konzils (1431-1449), der auf seine Zeitgenossen durch seine theologischen und philosophischen Abhandlungen großen Einfluß ausgeübt hatte. Seinen ersten längeren wissenschaftlichen Aufsatz veröffentlichte er 1939 in den *Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein*,<sup>38</sup> die von den Nationalsozialisten als „klerikales Organ“<sup>39</sup> mit Mißtrauen beobachtet und 1944 verboten wurden. Dagegen publizierte er seinen zweiten längeren Artikel 1943 in einem der einschlägigen Fachblätter der historischen „Westforschung“,<sup>40</sup> die sich besonders mit dem deutschen „Volkstum“ in den Grenzgebieten beschäftigte. Hatte sich auch Ewig mittlerweile der „großdeutschen Sache“ angenommen bzw. zu einem Wissenschaftler fortentwickelt, der, wie so viele Vertreter seiner Zunft, die nationalsozialistische Expansionspolitik mit seiner geisteswissenschaftlichen Forschung legitimierte?

35 Ebd., S. 19.

36 Rheinische Historiker tagten, in: Aachener Volkszeitung, 22.6.1946.

37 Vgl. Eugen Ewig: Die Anschauungen des Kartäusers Dionysius von Roermond über den christlichen Ordo in Staat und Kirche, Bonn 1936.

38 Eugen Ewig: Die Wahl des Kurfürsten Joseph Clemens von Cöln zum Fürstbischof von Lüttich 1694, in: Annalen des Historischen Vereins für den Niederrhein 135 (1939), S. 41-79, hier S. 41.

39 Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 10.1.1947; UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

40 Vgl. Eugen Ewig: Die Deutschordenskommende Saarburg, in: Elsaß-Lothringisches Jahrbuch, hg. vom Wissenschaftlichen Institut der Elsaß-Lothringer im Reich an der Universität Frankfurt/Main, XXI (1943), S. 81-126.

Ließ sich etwa nun auch bei ihm „intellektuelle Konkordanz zwischen Forschung, Propaganda und Annexionsmaßnahmen“<sup>41</sup> feststellen?

Daß Ewig nicht dem rassistischen *turn* der „Volksgeschichte“ nach 1933 folgte bzw. den geschichtspolitischen Bestrebungen einer Germanisierung Lothringens das Wort redete, legen die Forschungen von Wolfgang Freund nahe, der auf den Aufsatz *Metz und das Reich im Mittelalter* gestoßen ist, den Ewig im Juni 1943 für die Lokalbeilage zur *NSZ Westmark*, den *Metzer Heimatbrief*, eingereicht hatte. Als er wenige Tage später die Zeitung aufschlug, „traute er seinen Augen nicht“, wie Freund kommentiert. Die Redaktion hatte sich als Zensor betätigt und alles entfernt, „was der nationalsozialistischen Geschichtsschreibung und der Germanisierungspolitik in Lothringen widersprach [...]. Lothringische Eigenständigkeit und Freiheitsliebe, Metzger Autonomie und Sonderstellung sollten der Vergessenheit anheimfallen.“ Infolge dieser inhaltlichen Deformierungen und Sinnentstellungen lehnte Ewig jegliche Verantwortung für den veröffentlichten Artikel ab.<sup>42</sup> Er weigerte sich weiterhin, den deutschen Kulturraum mit einem harmonisierten „deutschen Volkskörper“ gleichzusetzen, auch wenn er als Vertreter eines landesgeschichtlichen Ansatzes bisweilen eine „organische Einheit“ von Land und Volk postulierte und einem „Nexus von Raum und Bevölkerung“ zuredete. Sein landsmannschaftlich-stämmliches Zugehörigkeitsgefühl zum rheinischen Raum bewahrte ihn aber neben

41 Peter Schöttler: Die historische „Westforschung“ zwischen „Abwehrkampf“ und territorialer Offensiven, in: ders. (Hg.), *Geschichtsschreibung als Legitimationswissenschaft 1918-1945*, 2. Aufl., Frankfurt/M. 1999, S. 204-261, hier: S. 215.

42 Vgl. die Einzelheiten dieses Hergangs und die zitierten Passagen in: Freund, a.a.O., S. 370.

seiner abendländischen Gesinnung vor deutschtümelnd-ethnozentristischen Orientierungen.<sup>43</sup>

## Aufbau von Dialogstrukturen über die nationalen Grenzen

Daß Ewig zu allererst Rheinländer war, zeigte sich in ganzer Deutlichkeit nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches“, als er sich frei in Frankreich bewegte, „wo er zu den eifrigsten Befürwortern eines Rheinstaates gehört,“ wie sein Freund Hübinger im Januar 1946 zu berichten wußte.<sup>44</sup> Dieser bekleidete zu jener Zeit eine exponierte Stellung als persönlicher Referent des Oberpräsidenten der Nord-Rheinprovinz in Düsseldorf, was Ewig bewog, sich als Mittelsmann zwischen der rheinischen Metropole und der französischen Hauptstadt anzubieten, wo er dem Milieu der katholischen Linkspresse um die Zeitung *Temps Présent* und dem christdemokratisch-linkskatholischen *Mouvement républicain populaire (MRP)* nahestand. Über dieses Sammelbecken der *Résistance catholique*, das Georges Bidault, Maurice Schumann, Robert Schuman u.a. zu seinen Vertretern zählte<sup>45</sup> und sich zur damaligen Zeit bereits gegen die breite öffentliche Meinung in Frankreich für eine deutsch-französische Aussöhnung aussprach, verfügte er über Kontakte zum französischen Außenministerium: „Ich habe also die Möglichkeit, Denkschriften beim Quai d’Orsay einzureichen und Artikel in der katholischen Presse zu veröffentlichen.“<sup>46</sup> In dieser Zeit bat ihn auch Robert Schuman, den Kontakt zu Konrad Adenauer herzustellen,

43 Zitate in: Willi Oberkrome: Entwicklungen und Varianten der deutschen Volksgeschichte (1900-1960), in: Manfred Hettling (Hg.): Volksgeschichten im Europa der Zwischenkriegszeit, Göttingen 2003, S. 65-95.

44 Paul Egon Hübinger an Heinrich Büttner, 5.1.1946, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 1.

45 Vgl. Michel Winock: *Le siècle des intellectuels*, Paris 1999, S. 525ff.; ders.: *La France politique XIX<sup>e</sup>-XX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1999, S. 439f.

46 Paul Egon Hübinger an Wilhelm Levison, 27.3.1947, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 4.

so daß sich Ewig in der Folge als „Postillon“ zwischen den beiden Politikern betätigte.<sup>47</sup>

Sein rheinischer Separatismus stieß dabei bei seinen französischen Gesprächspartnern nicht immer auf Gegenliebe, wie er in einem Brief an Hübinger bekannte: „In der Annahme, daß die Unabhängigkeit der Rheinlande dem Interesse unserer Heimat am besten entspreche, habe ich in Frankreich den Unterschied zwischen dem deutschen Westen und den innerdeutschen Provinzen aufs schärfste betont. Ohne mich auf eine bestimmte Lösung festzulegen (deutsche Confoederation, niederländische Confoederation, volle Unabhängigkeit), habe ich den Plan propagiert, aus unserer Heimat eine Art rheinisches Österreich zu machen. Weit entfernt, dabei allgemeinen Beifall zu finden, hatte ich vielmehr gegen starke Skepsis und politische Bedenken zu kämpfen. Man fürchtet, daß ein selbständiger Rheinstaat sich allzu schnell erholen werde und daß ein katholisch-demokratischer Nachbar auf Elsaß-Lothringen eine besondere Anziehungskraft ausüben könnte.

Nach meiner Meinung gibt uns der Föderalismus die Möglichkeit, ein gesundes Staatswesen aufzubauen, indem wir uns von den ewig unruhigen und militaristischen Elementen der altpreußischen und zentraldeutschen Provinzen trennen. Diese Trennung würde unsere Wiedereingliederung in die zivilisierte Welt wesentlich erleichtern. Vom volkhaften Standpunkt aus gesehen wäre Separatismus heute nicht Verrat. Wir könnten die wirklichen Grundlagen rheinischer Volkskultur stärken und die Bande mit den abgesplitterten Brücken im Westen neu knüpfen – ohne Gefahr eines Revanchekrieges. Die rheinische Freiheit würde endlich zu einer wichtigen Vorstufe zur europäischen Föderation, wenn man sie nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zum Zweck auffaßte. Die Aufrechterhaltung des preußischen Zentralismus drohte dagegen unsere

47 Ich danke Herrn Prof. Dr. Vincent Berning für diese Information vom 27.11.2004.

rheinische Eigenart im Kern zu treffen und alle Brücken nach Westen definitiv abzuschneiden. Die Ansiedlung von 12 Millionen Preußen in West- und Süddeutschland wäre die endgültige Katastrophe für uns alle. Ihre volkspolitischen Auswirkungen wären noch erheblich verhängnisvoller als ihre wirtschaftlichen Konsequenzen.“<sup>48</sup>

In dieser pessimistischen Schlußfolgerung kommt zweifellos der über viele Jahrzehnte für Deutschland so typische konfessionelle Gegensatz zum Ausdruck, in dem die Katholiken seit der Reichseinigung stärker noch als zuvor aus einer Minderheitenposition agiert hatten. Der von Ewig erstrebte Rheinstaat war somit auch als Bollwerk gegen ein wiederum vom preußischen Protestantismus dominierten Deutschland gedacht. Aus dieser Aversion gegen einen Zentralstaat heraus wollte er allerhöchstens einen „deutschen Föderativstaat mit weitgehender Freiheit der Gliedstaaten“ akzeptieren; bei einer Rückkehr zur Weimarer Republik gedachte er jedoch, sich in Österreich oder Frankreich „naturalisieren“ zu lassen.

Neben den Gedankenspielen über eine freie schriftstellerische Tätigkeit verlor er auch die Habilitation nicht aus dem Auge, um „später an eine österreichische Universität zu gehen“,<sup>49</sup> doch blieb er schließlich dem Rheinland treu. Auf Vermittlung des französischen Germanisten Robert Minder unterrichtete er von Januar 1946 bis 1949 als Lektor an der Universität Nancy und berichtete Hübinger im März 1946, daß die Französische Militärregierung in Baden-Baden, die zu dieser Zeit noch nicht die Pläne zur Abtrennung des Rheinlandes aufgegeben hatte, ihn beauftragt habe, ein provisorisches historisches Schulbuch für die nordfranzösische Zone zu verfassen – „rein landesgeschichtlich (Rheinland, Rheinhessen, Pfalz)“.

48 Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 27.8.1945, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 92. Hier auch die folgenden Zitate.

49 Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 27.7.1945, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 92.

Nachdem die auf französische Initiative am 22. Mai 1946 neugegründete Universität Mainz eröffnet worden war, übernahm er eine Oberassistentenstelle an ihrem Historischen Seminar. Seine engen Beziehungen zu Vertretern der Militärregierung hatten ihm zudem bei der Stellenbesetzung an der neuen Hochschule maßgeblichen Einfluß verliehen, wie ein Brief an Hübinger dokumentiert: „Ich habe Dich, Büttner und Schieffer für eine ordentliche Professur vorgeschlagen. Man hat mich gebeten, die Verbindung mit Euch aufzunehmen [...]. Falls Du Dich für Mainz interessierst, kannst Du Dich an mich oder auch direkt nach Baden-Baden wenden (Direction de l'Éducation Publique, Hôtel Stéphanie). Dasselbe gilt für Schieffer. Ich würde mich unbändig freuen, wenn wir dort zusammen arbeiten könnten. Directeur de l'Éducation Publique est le général Schmittlein. Du kannst Dich an ihn oder über ihn an Magnifizienz wenden mit Berufung auf die Unterredung, die ich mit Magnifizienz gehabt habe. Schmittlein ist ein Freund von Jean de Pange, dem ich diese Beziehung verdanke.“<sup>50</sup>

Es war also nicht das von Heinrich Appelt bemühte „Schicksal“, das Schieffer wie auch Büttner als außerplanmäßige Professoren nach Mainz führte,<sup>51</sup> sondern die „weiche“ Struktur eines früh angelegten Netzwerk, über das deren Mitglieder nun bei der Stellenvergabe ihren Einfluß geltend machen konnten.<sup>52</sup> Durch ihre Verbundenheit zum Rheinland bzw. zu Bonn, ihre gemeinsamen Erfahrungen in den Archiven bzw. ihre Verwendung im „Kriegseinsatz“ der Deutschen Geisteswissenschaften hatten sie sich nie aus den Augen verloren, so daß das Netzwerk nach Kriegsende schnell wieder ver-

50 Eugen Ewig an Paul Egon Hübinger, 1.3.1946, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 2.

51 Heinrich Appelt: Theodor Schieffer, in: Deutsches Archiv für Erforschung des Mittelalters 48 (1992), S. 417-419.

52 Vgl. Felicitas Becker: Netzwerke vs. Gesamtgesellschaft: ein Gegensatz? Anregungen zur Verflechtungsgeschichte, in: Geschichte und Gesellschaft 30 (2004), Nr. 2, S. 314-324.

dichtet und das Historische Seminar der Universität Mainz zu einer Hochburg katholisch-abendländischer Historiker werden konnte. Während an den traditionellen deutschen Hochschulen nur wenig personelle Veränderungen zu beobachten gewesen waren, bot die Universität in Mainz gerade der Privatdozentengeneration deutlich bessere Einstiegsmöglichkeiten und entwickelte sich für diese zu einem Karrieresprungbrett. Büttner erhielt bereits 1949 eine ordentliche Professur in Marburg; genauso wie Schieffer 1951 in Mainz, bevor er 1954 einem Ruf nach Köln folgte, so daß Ewig, der sich 1952 mit einer Studie über „Trier im Merowingerreich“ habilitiert hatte,<sup>53</sup> im Jahre 1954 sein Nachfolger als Ordinarius für mittelalterliche Geschichte und historische Hilfswissenschaften an der Universität Mainz wurde.

Die „französische“ Universität Mainz erlaubte es ihm darüber hinaus, die Beziehungen zu seinen Freunden in Frankreich weiter zu pflegen und auszubauen. Durch seine Teilnahme an den von Raymond Schmittlein initiierten Internationalen Historikertreffen in Speyer zwischen 1948 und 1950 engagierte er sich darüber hinaus für die Rückkehr der (west-)deutschen Historiker in den Kreis der internationalen Historikerzunft.<sup>54</sup> Diese „Institution von eigenartig privatem oder zumindest nur unauffällig offiziellem Charakter“ verfolgte das Ziel, die nationalen Geschichtsschreibungen und Schulgeschichtsbücher einer intensiven Überprüfung zu unterziehen, um die unterschiedlichen Geschichtsbilder einander anzugleichen und über diesen Weg einen vielschichtigen Umerziehungs- und Annäherungsprozeß zwischen ehemaligen Kriegsgegnern auf zivilgesell-

53 Vgl. Eugen Ewig: Trier im Merowingerreich. Civitas, Stadt, Bistum, Trier 1954.

54 Ewigs Teilnahme am I. (wie u.a. Ritter, Schnabel und Ramackers) und III. Internationalen Historikertreffen in Speyer (wie u.a. Büttner, Heimpel, Hübinger, Schieffer, Tellenbach) ist in den Quellen belegt; vgl. MAE/Colmar, AC 262 (1) und 275 (1).

schaftlicher Ebene einzuleiten.<sup>55</sup> Ewig gehörte damit zu den Mitbegründern des sogenannten „Esprit de Spire“, mit dem der „Geist internationaler und insbesondere deutsch-französischer Verständigung auf dem Grunde der Gemeinsamkeit wissenschaftlicher Gesinnung“ beschworen wurde.<sup>56</sup> Als Mitarbeiter von Schulgeschichtsbüchern beteiligte er sich im folgenden daran, diesem „Esprit“ Dauerhaftigkeit zu verleihen.<sup>57</sup>

Institutionalisierte Dialogstrukturen wie die Treffen in Speyer förderten zum einen die Neukonfiguration der Netzwerke des Wissens und der Wissenschaft im europäischen Kontext; zum anderen leisteten sie über „die Koordinierung des abendländischen Geschichtsbildes“<sup>58</sup> einen Beitrag zu der Imaginierung eines neuen gemeinsamen Raumes bzw. zu einem Prozeß, den Karl Schlögel als „Remapping“ bezeichnet.<sup>59</sup> Durch die Infragestellung einer Vielzahl von Werten und Einstellungen, aber auch von bisher vertrauten Räumen begannen sich genauso die „Karten in den Köpfen“ zu wandeln. An diesen mentalen Transformationsprozessen beteiligten sich auch die Historiker auf unterschiedliche Weise und mit verschiedenen Inhalten.<sup>60</sup> Es kann als Kontinuität im Denken von Eugen Ewig gewertet werden, daß er bei der Suche nach dem alternativen Ort der deutschen Nation über die nationalen Grenzen hinausschaute und mit einer kulturell-weltanschaulichen Argumentation eine historiographische Westverschiebung des preußenlasti-

55 Vgl. Christoph Cornelißen: Gerhard Ritter. Geschichtswissenschaft und Politik im 20. Jahrhundert, Düsseldorf 2001, S. 470ff.

56 H.W. Erbe: Internationales Historikertreffen in Speyer, in: GWU 1 (1950), S. 301f.

57 In der Serie „Erbe des Abendlandes“ übernahm Ewig gemeinsam mit dem Gymnasiallehrer Robert Frohn einen Band, der vom „Sacrum Imperium des Abendlandes“ bis zum „Zeitalter des Absolutismus“ reichte; Erbe des Abendlandes. Lehrbuch der Geschichte für höhere Schulen, Teil II: Das Abendland, Düsseldorf 1954.

58 Dritter Internationaler Historikerkongreß vom 17.-20. Oktober 1949, in: GWU 1 (1950), 1, S. 52.

59 Vgl. Karl Schlögel: Die Mitte liegt ostwärts, München 2002, S. 248ff.

60 Sebastian Conrad: Auf der Suche nach der verlorenen Nation. Geschichtsschreibung in Westdeutschland und Japan 1945-1960, Göttingen 1999, S. 360.



gen Deutschlandbildes einforderte. In Anlehnung an Hermann Platz und aus einem weiterhin bestehenden antipreußischen Affekt heraus formulierte er eine rheinische „Kernlandtheorie“, indem er die europäischen Gemeinsamkeiten in die karolingische Vergangenheit zurückprojizierte und für das Rheinland eine geschichtlich wichtige, schicksalhafte Aufgabe reklamierte: „Nicht zufällig ist der Schwerpunkt unseres Lebens gerade in einer Zeit, die zur europäischen Einheit strebt, wieder an den Rhein gerückt. Damit ist eine wichtige Voraussetzung für die Sendung des rheinischen Deutschland gegeben.“<sup>61</sup> Den kontingenten Begriff „Europa“ füllte er mit „Abendland“ und ordnete auf diese Weise den Nationsbegriff in die christlich-abendländische Wertegemeinschaft ein, um Deutschland den Sprung in einen übergreifenden Kulturraum zu ermöglichen.

So entstand in dieser Zeit ein dialektisches Verhältnis von historisch unterlegten Raumdiskursen und politischer Neuorientierung, das die Adenauersche Politik der Westintegration und die deutsch-französische Verständigung historisch flankierte. Thesenartig kann hier formuliert werden, daß der Kanzler das räumliche Konstrukt des Okzidents bzw. des Westens ebenso brauchte wie der von Eugen Ewig u.a. geführte Diskurs über die Geschichte des Abendlandes ohne die Westintegration der Bundesrepublik nicht zu denken ist. In diesem Zustand gegenseitiger Mobilisierbarkeit standen Wissenschaft und Politik in einer permanenten Interdependenz, die bundesdeutschen Historikern in den 1950er Jahren die Möglichkeit bot, die politische und gesellschaftliche Öffnung ihres Staates nach Westen für die Mobilisierung von Ressourcen bzw. die Institutionalisierung neuer Forschungsausrichtungen zu nutzen, wie wir am Beispiel der Gründung des Deutschen Historischen Instituts in Paris auf den nächsten Seiten verfolgen können.

61 Eugen Ewig: Landschaft und Stamm in der deutschen Geschichte, in: GWU 1 (1950), S. 154-168.

## Mittler zwischen deutscher und französischer Historie

Als Adenauer Anfang 1954 gegenüber „einige[n] zufällig ausgewählte[n]“<sup>62</sup> Historikern verlauten ließ, aus dem seiner Bewirtschaftung vorbehaltenen Teil des Forschungsfonds geschichtswissenschaftliche Vorhaben finanziell unterstützen zu wollen, blieb die Reaktion nicht aus. Neben drei weiteren Historikern ließ auch Heinrich Büttner „auf Anregung und nach Rücksprache mit Herrn Ewig“ „Vorschläge über historische Forschungsaufgaben“ dem Kanzleramt zukommen, die sich aus sechs Unterprojekten zusammensetzten. Die Themenwahl war nicht nur wissenschaftlich begründet, sondern entsprach zugleich jenen abendländischen Tendenzen, die so typisch für die erste Hälfte der Ära Adenauer waren: „Das Reich der Karolinger ist für West- wie Ostfranken, für französische wie deutsche Geschichte, die gemeinsame Ausgangsbasis. Die geistigen und religiösen Strömungen, die verfassungsmäßigen Einrichtungen und die wirtschaftlichen Entwicklungen können in ihren letzten Zusammenhängen nur durch eine überregionale Betrachtung zutiefst erfaßt werden. Die Beziehungen und Spannungsfelder der romanisch-germanischen Welt spielen dabei eine wichtige Rolle.“<sup>63</sup>

Büttner hatte den einzelnen Projekten bereits verschiedene Namen von Historikern (Ewig, Heimpel, Hübinger, Schieffer, Steinbach, Tellenbach) zugeordnet, deren Ruf nicht nur fachliche Qualität, sondern auch weltanschauliche Lauterkeit verbürgen sollte: „Die genannten Forscher beschäftigen sich nicht erst ad hoc mit jenen Problemen, die letztlich auf die gemeinsame Grundlage der abendländischen Kultur ausgerichtet sind, sondern wurden durch ihre wissenschaftliche Entwicklung sozusagen von selbst darauf gewiesen, einen möglichst weiten historischen Bereich in ihr Ar-

62 Gerd Tellenbach an Friedrich Baethgen, 13.12.1954, ADHIP, Bd. 634.

63 Vorschläge über historische Forschungsaufgaben [Februar 1954], BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 261.

beitsfeld einzubeziehen. Daß sich die genannten Herren persönlich der gemeinsamen christlichen Grundlage verpflichtet fühlen, ist wohl kein Zufall.“<sup>64</sup>

Als im Kanzleramt die eingegangenen Projektanträge im Dezember 1954 zwischen Ministerialbeamten und Historikern diskutiert wurden,<sup>65</sup> herrschte Einigkeit unter den Teilnehmern, die vom Bundeskanzler in Aussicht gestellten Mittel nicht für die eingereichten Projekte zu verwenden, sondern eher einen „lang gehegten Wunsch der deutschen Historiker“<sup>66</sup> zu erfüllen: eine Deutsche Historische Forschungsstation in Paris.<sup>67</sup> „Die geistige Leitung, die Aufsicht über die Verwaltung, die Vertretung nach außen und die Verantwortung gegenüber dem Kostenträger“ sollte ein namhafter deutscher Historiker übernehmen. Ewigs vielfältige Kontakte nach Frankreich bewogen seinen langjährigen Weggefährten Hübinger, seit dem 1. März 1954 Leiter der Abteilung III „Kulturelle Angelegenheiten des Bundes“,<sup>68</sup> bereits am 22. Dezember Fühlung zu ihm aufzunehmen. Schon am nächsten Tag informierte Hübinger das Bundeskanzleramt, daß der Mainzer Mediävist für diese Aufgabe zur Verfügung stehe: „Da das ganze Vorhaben darauf abgestellt ist, zunächst in einem ungezwungenen, fast privaten Stil anzulaufen, halte ich gerade Professor Ewig für besonders qualifiziert, um als Protektor tätig zu sein, da er wie kein anderer der sachlich in Frage kommenden Herren über das hohe Maß an persönlichen Beziehungen zu maßgebenden wissenschaftlichen und politischen Krei-

64 Heinrich Büttner an Paul Martini, 21.2.1954, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 260.

65 Vgl. Zusammenstellung der historischen Forschungsvorhaben mit Themen und Verfassern, für die Zuschüsse beantragt worden sind [13.11.1954], ADHIP, Bd. 634.

66 Gerd Tellenbach an Wilhelm Grau, 27.12.1954, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 271.

67 Vorlage des Referates 9 für den Staatssekretär, 27.12.1954, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 265ff.

68 BMI an Hübinger 16.3.1954, UA Bonn, NL Hübinger, Bd. 184.

sen Frankreichs verfügt, das es ihm ermöglichen wird, so unoffiziell wie möglich und doch mit entsprechender Autorität aufzutreten.“<sup>69</sup>

Der Freiburger Historiker Gerd Tellenbach, der selbst auch „einen günstigen Eindruck von Persönlichkeit und Leistungsfähigkeit“ Ewigs besaß, hielt Rücksprache mit Hermann Aubin, dem Vorsitzenden des Verbandes Deutscher Historiker, und Friedrich Baethgen, dem Präsidenten der MGH. Aubin gab zu bedenken, daß Ewig im 2. Weltkrieg am Staatsarchiv in Metz gearbeitet habe. Zudem sprach in dieser Sondierungsphase sein junges Alter gegen ihn und die damit begründete mangelnde wissenschaftliche Notorität sowie die fehlende Tradition der Universität Mainz, die „in wissenschaftlichen Kreisen noch nicht das gleiche Ansehen genieße wie andere deutsche Universitäten.“<sup>70</sup> Es war nicht unerheblich, daß sich Max Braubach für Ewig einsetzte und „auf Grund einer sehr genauen Kenntnis der menschlichen und wissenschaftlichen Persönlichkeit von Herrn Ewig“ sein Unverständnis über die teilweise anzutreffenden Vorbehalte zum Ausdruck brachte.<sup>71</sup> Anfang Februar 1955 wischte Hübinger die Einwände gegen Ewig endgültig vom Tisch: „Dieser habe bei seiner Tätigkeit in dem Metzger Archiv nicht gegen französische Interessen gearbeitet; im Gegenteil habe er dort für den späteren Ministerpräsidenten R. Schuman Archivmaterial sichergestellt.“ In seiner doppelten Rolle als Leiter der Kulturabteilung im BMI und Historiker bot sich Hübinger nun an, die Errichtung der Forschungsstation gemeinsam mit Ewig vorzubereiten.<sup>72</sup>

Die so verheißungsvoll angelaufenen Planungen gerieten jedoch durch den negativen Bescheid der Diplomatischen Vertretung in

69 Paul Egon Hübinger an Wilhelm Grau, 23.12.1954, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 262.

70 Vgl. Gerd Tellenbach an Wilhelm Grau, 27.12.1954, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 271ff.; Vorlage des Referates 9 (Wilhelm Grau) „Betr.: Historische Forschungsstation in Paris“, März 1955; ebenda, Bl. 282ff.

71 Max Braubach an Wilhelm Grau, 31.12.1954, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 275.

72 Vgl. Vorlage des Referates 9 (Wilhelm Grau), a.a.O., Bl. 282ff.

Paris vom 16. März 1955 ins Stocken. Sie fürchtete, „daß die Eröffnung eines ausschließlich deutschen Forschungszwecken dienenden historischen Instituts in Paris sicher nicht die ungeteilte Zustimmung aller an kulturellen Fragen interessierten Kreise finden und darüber hinaus innerhalb der konservativen französischen Kreise möglicherweise negative Kritik hervorrufen würde.“<sup>73</sup>

Bei einer neuerlichen Beratung im Kanzleramt schlug Hübinger dabei Mitte Januar 1956 vor, in privaten Besprechungen zwischen bundesdeutschen und französischen Historikern die praktischen Schritte zur Verwirklichung dieses Projektes zu erörtern. Er regte ferner an, Eugen Ewig für eine Reise nach Paris zu gewinnen, „um diese erste vorsichtige Fühlungnahme aufzunehmen.“<sup>74</sup> Dieser willigte umgehend ein und reiste mit Mitteln des Bundeskanzleramtes vom 26. Februar bis 17. März 1956 in die französische Hauptstadt,<sup>75</sup> wo er mit dreißig führenden Persönlichkeiten des kulturellen und universitären Lebens sowie darüber hinaus mit Robert Schuman und André François-Poncet (1887-1978) zusammentraf. „Kein Gesprächspartner hat irgendeinen Einwand gegen die Errichtung einer deutschen Forschungsstelle erhoben“, so Ewigs erste Schlußfolgerung, doch formulierten die französischen Historiker vor dem Hintergrund der Erfahrungen mit dem „Deutschen Institut“ während der *Occupation*<sup>76</sup> eine Grundbedingung: sie „sur base universitaire“

73 Bericht der Diplomatischen Vertretung der Bundesrepublik Deutschland zum Plan einer deutschen geschichtswissenschaftlichen Station in Paris, 16.3.1955, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 287-291.

74 Vermerk über eine Besprechung im Bundeskanzleramt vom 17.1.1956, 11.00 Uhr zum Plan einer deutschen geschichtswissenschaftlichen Station in Paris, 20.1.1956, PA/AA, B 94, Bd. 615.

75 Eugen Ewig an das Bundeskanzleramt, 30.1.1956, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 336.

76 Vgl. Eckard Michels: Das Deutsche Institut in Paris 1940-1944. Ein Beitrag zu den deutsch-französischen Kulturbeziehungen und zur auswärtigen Kulturpolitik des Dritten Reiches, Stuttgart 1993; Frank-Rutger Hausmann: „Auch im Krieg schweigen die Musen nicht“. Die Deutschen Wissenschaftlichen Institute im Zweiten Weltkrieg, Göttingen 2001.

einzurichten.<sup>77</sup> Ewig wußte, daß es bei seiner Reise nicht allein um die Eröffnung einer wissenschaftlichen Einrichtung ging, sondern genauso um die deutsch-französische Verständigung: „Sie [die Aussagen der französischen Historiker, U.P.] zeigen aber auch, daß die Forschungsstelle eine Brücke zu den französischen Kreisen werden kann, die Deutschland bis heute noch reserviert gegenüberstehen.“ Da nun auch die Bonner Diplomaten keine Einwände mehr hatten, war der Durchbruch geschafft.

Den wissenschaftlichen bzw. zivilgesellschaftlichen Charakter der Forschungsstelle sicherten Gerd Tellenbach, Max Braubach und Eugen Ewig, indem sie am 2. April 1957 in Mainz die „Wissenschaftliche Kommission zur Erforschung der Geschichte der deutsch-französischen Beziehungen“ als Gesellschaft des Bürgerlichen Rechts gründeten, zu der 1959 Paul Egon Hübinger nach seinem Ausscheiden aus dem BMI stieß.<sup>78</sup> Die ehrenamtlichen Mitglieder wählten Eugen Ewig zum Geschäftsführer, der in den folgenden Monaten die Institutionalisierung in Verhandlungen mit den offiziellen Instanzen und besonders mit dem Bundesinnenministerium auf den Weg brachte, das die Forschungsstelle bis zu ihrer Umwandlung in ein Bundesinstitut im Jahre 1964 vollständig finanzierte. Mit Unterstützung durch Schuman und Adenauer<sup>79</sup> konnte schließlich das *Centre Allemand de Recherches Historiques* am 21. November 1958 offiziell eröffnet werden und seine Tätigkeit unter maßgeblichem Zutun der beiden ersten Mitarbeiter, Hermann Weber und Rolf Sprandel, aufnehmen.

Zu den ersten Bemühungen des *Centre*, sich als Mittlerinstitution zwischen deutschen und französischen Historikern zu profilieren,

77 Bericht über meine Sondierung in Paris zwecks Errichtung einer deutschen Forschungsstelle, März 1956, BAK, B 136, Bd. 912, Bl. 353ff.

78 Vgl. Eugen Ewig: Paul Egon Hübinger (1911-1987), in: *Francia* 15 (1987), S. 1143-1147.

79 Robert Schuman an Konrad Adenauer, 5.6.1958; Konrad Adenauer an Robert Schuman, 24.6.1958, BAK, B 136, Bd. 3036.

gehörte die Organisation von deutsch-französischen Historikertreffen, dessen erstes 1961 in Saarbrücken stattfand und zu einem Markstein für das weitere Verhältnis der Historiker beider Länder werden sollte, wie aus dem von Ewig verfaßten Tagungsbericht hervorgeht: „In seinem Schlußwort betonte Prof. [Fernand] Braudel als Sprecher der französischen Delegation, daß die seit 1914 unterbrochenen Beziehungen zwischen der deutschen und der französischen Geschichtswissenschaft erst auf dieser Tagung wieder neu geknüpft worden seien, daß das Colloquium in jeder Hinsicht einen Neuanfang bedeute.“<sup>80</sup>

## Fazit

Frühe räumliche und intellektuelle Prägungen im katholisch-abendländischen Milieu des Rheinlandes hatten den Blick von Eugen Ewig bereits während seiner Jugend in Richtung Frankreich gerichtet, das ihm im Gegensatz zu nicht wenigen Vertretern der deutschen Historikerkunft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts nicht zu dem immer wieder beschworenen „Erbfeind“ geworden war. Während diese mit ihren Forschungen maßgeblich zur Verbreitung dieses Bildes beigetragen hatten, erlag Ewig selbst während des „Dritten Reichs“ nicht dem Anpassungsdruck. Vielmehr entwickelte er in dieser Zeit eine transnationale Sensibilität, auf deren Grundlage er nach 1945 Brücken über den Rhein baute und „verständigungspolitische Partner“ (Hans Manfred Bock) aufspürte, die ihm im eigenen Land Glaubwürdigkeit verliehen und es ihm erlaubten, zuweilen zwischen Politik und Wissenschaft, aber zumeist auf dem zivilgesellschaftlichen Feld der deutsch-französischen Historikerbeziehungen die Verständigung zu fördern. Diese für eine Mittlertätigkeit zwingend notwendige „doppelte Responsivität“ konnte er nun

80 Tagungsbericht von Eugen Ewig, 2.6.1961, BAK, B 250, Bd. 7.

in einer Dialektik von wissenschaftlicher Kompetenz und zivilgesellschaftlichem Engagement in die sich entwickelnden transnationalen Dialogstrukturen zwischen beiden Ländern einbringen. Als „créateur“ und „acteur“<sup>81</sup> bei der Gründung und Institutionalisierung einer neuen wissenschaftlichen Mittlerinstitution, dem Deutschen Historischen Institut Paris, leistete er auf organisatorischem Gebiet einen wesentlichen Beitrag zur Verdichtung des bilateralen Netzwerkes zwischen deutschen und französischen Historikern, über das er aber seine Aktivitäten hinaus nicht ausdehnte. Sie blieben damit auf einen kleinen elitären Kreis beschränkt. Er gehört folglich zu jener „relativ breite[n] Generation von Mittelern“,<sup>82</sup> die im deutsch-französischen Kontext ab Ende der 1950er Jahre innerhalb der gesellschaftlichen bzw. wissenschaftlichen Austauschinstitutionen heranwuchsen. Die bislang nur unzureichenden Informationen über Lebenswege und identitätsstiftende Schlüsselerlebnisse sollte für die Forschung Grund genug sein, sich ihrer in Zukunft verstärkt anzunehmen.

81 Vgl. Hans Manfred Bock: *Créateurs, organisateurs et vulgarisateurs. Biographies de médiateurs socio-culturels entre la France et l'Allemagne au XX<sup>e</sup> siècle*, in: *Revue d'Allemagne et des Pays de langue allemande* 33 (2001), Nr. 1, S. 453-467.

82 Bock: *Beruf des kulturellen Übersetzens*, a.a.O., S. 13.



## **Theodor Heuss und Frankreich**

Guido Müller

Den ersten deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss in der Reihe der deutsch-französischen Mittler zu finden, das wird sicher zunächst Erstaunen hervorrufen. Sollte da eine Facette der Biographie bisher gänzlich übersehen worden sein? In welchen Kontexten ereignete sich denn ein öffentlich „unbemerkt“ gebliebenes Mittlerwerk im Schatten Adenauers oder der Weimarer Republik? Ist dies nicht ein Widerspruch: ein öffentlich und historiographisch unbekannt gebliebenes Mittlerwerk eines prominenten deutschen Politikers? Nun soll es hier nicht darum gehen, Heuss zur unentdeckten großen Mittlergestalt zu stilisieren, nach dem großen Liberalen, dem großen Demokraten, dem Widerstandskämpfer im „Dritten Reich“ und dem Staatsmann nun sozusagen den deutsch-französischen Mittler zu entdecken. Sicher gibt es wichtige Aspekte seines Wirkens als Bundespräsident und bereits vorher, die stark im Schatten Adenauers standen. In ihnen wird deutlich, daß Heuss aktiv an der deutsch-französischen Aussöhnung nach 1945 beteiligt war und in den Zielen der Westintegration mit Adenauer vollkommen übereinstimmte.<sup>1</sup> Damit stellt sich die interessante, bisher kaum breiter untersuchte Forschungsfrage, welche Personen und Netzwerke im Umfeld der ersten bundesdeutschen „Kanzlerdemokratie“ eigentlich maßgeblich an der Herstellung guter Beziehungen zu Frankreich beteiligt waren: auf der politischen, wirtschaftlichen, und kulturellen Ebene – kurz im ganzen Feld der deutsch-französischen Gesellschaftsbeziehungen seit 1947/49.<sup>2</sup>

- 1 Guido Müller: Theodor Heuss, die deutsch-französischen Beziehungen und die europäische Einigung, in: Mareike König, Matthias Schulz (Hg.): Die Bundesrepublik Deutschland und die europäische Einigung 1949-2000. Politische Akteure, gesellschaftliche Kräfte und internationale Erfahrungen, Stuttgart 2004, S. 61-84.
- 2 Das umfangreiche und detaillierte staatsorientierte Werk von Ulrich Lappenküper gibt leider kaum Hinweise zu den nichtstaatlichen Beziehungen, allerdings zahlreiche zum Bundespräsidenten: Die deutsch-französischen Beziehungen 1949-1963: von der „Erbfeindschaft“ zur „Entente élémentaire“, München 2001, vgl. zu den Kulturbeziehungen aufschlußreich ders.: Der Literat als Diplomat: Wilhelm Hausenstein in Paris 1950-1955, in: Dokumente 52 (1996), S. 323-326; ders.:

Bundespräsident Theodor Heuss wies in seiner Neujahrsansprache am 31.12.1953 nachdrücklich auf die Bedeutung des deutsch-französischen Ausgleichs für ein neues europäisches Bewußtsein hin: „Ich persönlich halte dafür, daß die anständige und einsichtige Regelung der deutsch-französischen Beziehungen die Kernfrage ist, um ein europäisches Bewußtsein mit seinen religiösen und geistigen Kräften neu zu entwickeln – das ist nicht die Aussage eines zeitgebundenen Zwecks, sondern altes Bekenntnis.“<sup>3</sup> Aus diesem persönlichen Betonen eines alten Bekenntnisses stellt sich die Frage, seit wann und mit welchen Wandlungen sich bei Heuss dieses „alte Bekenntnis“ zur deutsch-französischen Kooperation nachweisen läßt.<sup>4</sup> Es gab bei Theodor Heuss bereits sehr frühe, in die Zeit vor 1914 zurückreichende Konstanten sowohl eines primär kulturellen wie eines sekundär auch politischen Interesses an Frankreich, das als große Kulturnation mit alten demokratischen Traditionen und Institutionen wahrgenommen wurde. Nach 1945 wurde diese anfänglich noch stark kulturell fundierte, vor allem gefühls- und wertorientierte Anziehung deutlicher moralisch, politisch und rechtlich akzentuiert und in die Problemstellung der Bildung eines neuen europäischen Bewußtseins eingebettet. Hier gewann Theodor Heuss von

„Sprachlose Freundschaft?“ Zur Genese des deutsch-französischen Kulturabkommens vom 23. Oktober 1954, in: *Lendemains* 21 (1996), Nr. 84, S. 67-82; ders.: *Stätte der Begegnung, Heimstatt der Versöhnung und der Eintracht zwischen den Völkern: Die Gründung des Deutschen Hauses in der Cité Universitaire de Paris (1950-1956)*, in: Martin Raether (Hg.): *1956-1996 Maison Heinrich Heine Paris. Quarante ans de présence culturelle*, Bonn u.a. 1998, S. 131-157; Hinweise bei Hans Manfred Bock (Hg.): *Projekt deutsch-französische Verständigung. Die Rolle der Zivilgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg*, Opladen 1998.

- 3 Theodor Heuss: *Geduld und Zuversicht. Neujahrsansprache vom 31.12.1953*, in: ders.: *Die großen Reden. Der Staatsmann*, Tübingen 1965, S. 239-246, hier S. 243. Er fährt fort: „In meiner Jugend war das nicht so – es wurde viel Blut neu vergossen, um ererbte Zwangsvorstellungen zu überdecken. Meine Hoffnung ist in diesen Fragen auch die französische Jugend.“
- 4 Jürgen C. Heß, „Machtlos inmitten des Mächtspiels der anderen...“. Theodor Heuss und die deutsche Frage 1945-1949, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 33 (1985), S. 88-135, hier vor allem S. 97, S. 127-130.

1947 bis 1949 (und damit bereits einige Jahre vor seiner Zusammenarbeit mit Adenauer) ein eigenes internationales Profil. In einer realistischen Einschätzung der machtpolitischen Schwächen der deutschen Nation bekannte Heuss sich nach 1945 zur gebotenen Zusammenarbeit mit den westlichen Besatzungsmächten und dabei insbesondere zur Kooperation mit Frankreich.<sup>5</sup>

Dieser Beitrag setzt sich zum Ziel, nicht nur das eigene Gewicht des Politikers und Bundespräsidenten Theodor Heuss nach 1945 als einen der führenden Fürsprecher der Eingliederung der deutschen Nation in die westliche Welt durch die Verständigung mit Frankreich zu verdeutlichen, sondern Heuss' Engagement vor allem und auch aus frühen kulturellen Bindungen heraus zu erklären. Höchste Priorität lag für den Bundespräsidenten – gerade aus seinem Selbstverständnis einer demokratisch in Freiheit geeinten und rechtstaatlich verfaßten deutschen Nation, die sich in freiem Geist und politisch selbstverantwortlich gestaltet – auf der Verständigung mit der großen republikanischen Nachbarnation Frankreich. In ihr und in der Abstimmung mit den anglo-amerikanischen Alliierten sah Heuss die Grundlage für die europäische Integration der Bundesrepublik.<sup>6</sup> In den Fragen internationaler Politik und der Westintegration war Heuss vor allem der behutsame Umgang mit kulturellen Differenzen wichtig.<sup>7</sup>

5 Heß: Machtlos, a.a.O., S. 88-135. Damit korrigierte Jürgen C. Heß die Darstellung von Eberhard Pikart, nach der Heuss sich nach 1945 erst im Laufe der Zeit auf Adenauers Kurs der Westorientierung eingestellt habe und sich so lediglich im Fahrwasser der Politik des Bundeskanzlers bewegt habe. (Eberhard Pikart: Theodor Heuss und Konrad Adenauer. Die Rolle des Bundespräsidenten in der Kanzlerdemokratie, Stuttgart u.a. 1976, S. 50f.).

6 Theodor Heuss, Vor dem Kongreß Washington am 5.6.1958, in: ders.: Die großen Reden. Der Staatsmann, Tübingen 1965, S. 263-272, hier S. 268. Für die Stellung von Heuss zur Entwicklung der deutschen Frage 1945-1949 vgl. Heß: Machtlos, a.a.O., S. 88-135.

7 Mit dem Außenminister Heinrich von Brentano, der Heuss auf seinen Staatsbesuchen begleitete, verstand sich der Bundespräsident persönlich besser als mit Adenauer: „Mit Brentano kann ich. Er ist behutsamer, als Adenauer war.“ (Theodor Heuss: Ta-

## Die Beziehungen von Heuss zu Frankreich bis 1945<sup>8</sup>

Die Mutter von Theodor Heuss, Elisabeth Gumbel, stammte aus der Pfalz und brachte dem Heranwachsenden die französische Kultur, Sprache und Lebensweise bereits im Heilbronner Elternhaus nahe. Auch der Vater mit dem französischen Vornamen Louis war daran beteiligt. Klassische und zeitgenössische französische Autoren gehörten zur Lektüre des heranwachsenden Heuss. In der Entscheidung für die Studienfächer erwog der junge Heuss daher sogar die Romanistik. Bald danach pflegte an seiner Seite die in Straßburg geborene, aufgewachsene und mit französischer Sprache und Kultur intim vertraute Ehefrau Elly Heuss-Knapp diesen Kontakt zur französischen Kultur.<sup>9</sup>

Bereits mit Anfang Zwanzig unternahm Heuss seine erste Auslandsreise nach Paris als Mitarbeiter Friedrich Naumanns in der Redaktion der Zeitschrift *Die Hilfe*. Auf der Rückreise besuchte er

gebuchbriefe 1955-1963. Eine Auswahl aus Tagebuchbriefen an Toni Stolper, hg. von Eberhard Pikart, Tübingen 1970, S. 223). Vgl. wegweisend Hans-Christof Kraus: Heinrich von Brentano und die deutsch-französischen Beziehungen in der Ära Adenauer, in: Roland Koch (Hg.): Heinrich von Brentano. Ein Wegbereiter der europäischen Integration, München 2004, S. 183-203.

8 Vgl. zur Biographie von Heuss bis 1949 zuletzt Guido Müller: Theodor Heuss: deutscher Bildungsbürger und ethischer Liberalismus. Probleme und Aufgaben einer Heuss-Biographie in der Spannung zwischen politisch-gesellschaftlichen Strukturen und selbstverantworteter Individualität (1884-1963), in: Jahrbuch für Liberalismusforschung 15 (2003), S. 199-214; Jürgen C. Heß, „Die Nazis haben gewusst, daß wir ihre Feinde gewesen und geliebt sind.“ Theodor Heuss und der Widerstand gegen den Nationalsozialismus, in: Jahrbuch zur Liberalismus-Forschung 14 (2002), S. 143-195; Ulrich Baumgärtner: Reden nach Hitler. Theodor Heuss – Die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, Stuttgart 2001 (dort umfangreiche Bibliographie der bis 2000 publizierten Heuss-Forschung); Thomas Hertfelder: Das symbolische Kapital der Bildung: Theodor Heuss, in: ders., Gangolf Hübinger (Hg.): Kritik und Mandat. Intellektuelle in der deutschen Politik, Stuttgart 2000, S. 93-113, Reiner Burger: Theodor Heuss als Journalist. Beobachter und Interpret von vier Epochen deutscher Geschichte, Münster 1999; Thomas Hertfelder: Theodor Heuss (1884-1963), in: Torsten Oppeland (Hg.): Deutsche Politiker 1949-1969, Bd. 1: 17 biographische Skizzen aus Ost und West, Darmstadt 1999, S. 35-47.

9 Vgl. Elly Heuss-Knapp: Ausblick vom Münsterturm. Erinnerungen, Tübingen 1934 (2. überarb. Aufl. 1954).

seine Braut Elly Knapp in Straßburg.<sup>10</sup> Der Besuch in Paris war für den Feuilleton-Redakteur und Augenmenschen vorwiegend durch die kulturelle Attraktivität der Hauptstadt motiviert und galt in erster Linie den klassischen französischen Bau- und Kunstwerken. Heuss suchte daneben aber auch den politischen Anschauungsunterricht. In seinen Artikeln für die *Hilfe* zeigte er sich vom parlamentarischen Leben und von einzelnen Politikern beeindruckt. Ihn interessierte besonders die Kooperation zwischen linksliberalen „Radikalen“ und Sozialisten und deren sozialpolitische Reformen.<sup>11</sup> So vermittelte der junge Heuss seine Kenntnisse über das französische Linksbündnis an die süddeutschen Demokraten und Linksliberalen, obwohl die Außenpolitik in der Redaktion der *Hilfe* damals noch nicht zum Ressort von Heuss gehörte. In seinen 1963 publizierten *Erinnerungen* konstatierte Heuss folglich bescheiden, daß er sich in diesem politischen Feld kaum betätigt habe: „Was ich 1906 nach einem mehrwöchigen Aufenthalt in Paris darüber anzubieten hatte, war wenig anderes als Reflex von Zeitungslektüre und Gesprächen.“<sup>12</sup>

Was ihn wirklich beeindruckte schrieb Heuss damals seiner literarisch tätigen Brieffreundin Lulu von Strauß und Thorney: „Was ich in den drei Wochen getrieben und gelernt habe, ist vornehmlich französische Kunstgeschichte. [...] Daneben habe ich mich den Eindrücken des Lebens, der Landschaft, der Architektur ausgesetzt und habe mich von all dem kräftig durchleuchten und erleuchten lassen.“<sup>13</sup> Das besondere Licht und die Architektur von Paris mußten

10 Vgl. vor allem die anschaulichen Berichte unter dem Überschrift „Frühe Reisen“ in Theodor Heuss: *Erinnerungen 1905-1933*, Tübingen 1963, S. 130-164.

11 Theodor Heuss: Jaurès und Clemenceau, in: *Die Hilfe* 12 (1906), Nr. 26, 30.6.1906, S. 3f.; ders.: Clemenceaus Programm, in: *Die Hilfe* 12 (1906), Nr. 46, S. 4f. 1906 schlug Arthur Salz in der *Hilfe* eine deutsch-französische Zentralstelle und deutsch-französische Bank für die kommerziellen Beziehungen zwischen beiden Ländern vor: Arthur Salz: Frankreich und Deutschland, in: *Die Hilfe* 12 (1906), Nr. 49, S. 3f.

12 Heuss: *Erinnerungen*, a.a.O., S. 66.

13 Heuss an Lulu von Strauß und Thorney am 26.7.1906, in: Theodor Heuss, Lulu von Strauß und Thorney: *Ein Briefwechsel*, Düsseldorf u.a. 1965, S. 97.

den Augenmenschen und Zeichner Heuss stark beeindruckten. Zugleich ließ er sich im doppelten Sinne des französischen Wortes „Aufklärung“ „erleuchten“. Der vormalige Münchener Studienfreund und Kunsthistoriker Wilhelm Hausenstein führte ihn damals durch Paris.<sup>14</sup> Nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland sollte Hausenstein mit Protektion von Heuss von 1950-1955 der erste deutsche Gesandte in Paris werden.<sup>15</sup> Heuss blieb ihm ein Leben lang verbunden. In diesem biographischen Detail der Freundschaft zwischen Heuss und Hausenstein zeigt sich deutlich die Kontinuität der kulturell Frankophilen aus dem westdeutschen Bürgertum, für das hier Heuss und Hausenstein ebenso wie Brentano und Adenauer stehen.

Auch das europäische Bewußtsein von Heuss blieb zeit seines Lebens stark in der Welt vor 1914 verwurzelt und die persönlichen und emotionalen Erinnerungen an das Paris von 1906 überdeckten später auch die Erfahrungen der Zwischenkriegszeit. So erinnerte Heuss nicht nur immer wieder in seinen Reden als Bundespräsident, sondern auch während seiner letzten Paris-Reise 1960 als Alt-Bundespräsident an diese ersten Frankreich-Eindrücke.<sup>16</sup>

Der Besuch von Heuss in Paris ist über die persönlichen Erfahrungen hinaus auch im größeren Kontext der liberalen Verständigungsversuche mit dem Westen zu sehen. Demokratische Politiker wie Friedrich Naumann und Conrad Haussmann unternahmen diese am Vorabend des Ersten Weltkriegs im Rahmen der „Inter-

14 Theodor Heuss: Lieber Hausenstein! in: Festgabe für Wilhelm Hausenstein zum 70. Geburtstag 17. Juni 1952, München 1952, S. 7-12; Wilhelm Hausenstein, in: Hans Bott, Hermann Leins (Hg.): Begegnungen mit Theodor Heuss, Tübingen 1954, S. 265-271; Heuss: Erinnerungen, a.a.O., S. 130-132.

15 Ulrich Lappenküper: Wilhelm Hausenstein – Adenauers erster Missionschef in Paris, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 43 (1995), S. 635-678. Vgl. ihren Briefwechsel in den Nachlässen von Hausenstein und Heuss im Deutschen Literaturarchiv (DLA) Marbach.

16 Theodor Heuss: Einträge vom 2.3., 4.3., 6.3.1960, in: ders.: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 471-472.

parlamentarischen Union“ und pazifistischer Treffen mit britischen und französischen Kollegen aus der politischen Mitte und der Linken wie Jean Jaurès.<sup>17</sup>

In der Biographie, die Theodor Heuss 1937 über Friedrich Naumann publizierte, sprach er in Hinblick auf die NS-Zensur der parteiamtlichen Prüfungsstelle mit Vorsicht von Naumanns „achtungsvolle[r] und doch etwas nachsichtige[r] Sympathie“ für Frankreich, die er auch noch im August 1914 gehegt habe: „Die volle Aussöhnung mit dem Nachbarn war der Grundgedanke seiner ersten außenpolitischen Äußerungen.“<sup>18</sup> Dies war sicher auch die Einstellung von Heuss zu dem Nachbarland, das im *Hilfe*-Kreis von Paul Rohrbach und Friedrich Naumann in erster Linie als „Kulturmacht“, nicht aber als politisch ebenbürtig wahrgenommen wurde.<sup>19</sup> Diese meist kulturell dominierte frankophile Wahrnehmung war in diesen süd- und westdeutschen liberalen Kreisen generell vorherrschend. Heuss resümierte in seinen *Erinnerungen*, daß Naumanns „außenpolitisches Programm, wenn man für jene Zeit von einem solchen sprechen kann, [...] der Versöhnung mit dem westlichen

17 Theodor Heuss: Friedrich Naumann. Der Mann, das Werk, die Zeit, Stuttgart 1949 (2. Aufl.), S. 303f.; Peter Theiner: Sozialer Liberalismus und deutsche Weltpolitik. Friedrich Naumann im Wilhelminischen Deutschland (1860-1919), Baden-Baden 1983; Ralph Uhlig: Die Interparlamentarische Union: 1889-1914. Friedenssicherungsbemühungen im Zeitalter des Imperialismus, Stuttgart 1988; Karin Rabenstein-Kiermaier: Conrad Haussmann (1857-1922). Leben und Werk eines schwäbischen Liberalen, Frankfurt/M. 1993.

18 Heuss: Naumann, Mann, Werk, Zeit, a.a.O., S. 425 (mit Bezug auf Friedrich Naumann: Deutschland und Frankreich, Stuttgart u.a. 1914). Vgl. die Ausgabe von 1949, S. 322. Dort sind die Stellen mit der Nachsicht und die volle Aussöhnung gestrichen. Vgl. allgemein zu Naumanns außenpolitischen Äußerungen Theiner, a.a.O.; Philippe Alexandre: Friedrich Naumann, la revue „Die Hilfe“, la Russie et les relations franco-allemandes avant 1914, in: Ilya Miecz, Pierre Guillen (Hg.): Deutschland – Frankreich – Rußland. Begegnungen und Konfrontationen, München 2000, S. 125-145; ders.: „Unser Wunsch ist eine befreundetes Frankreich.“ Friedrich Naumann und die deutsch-französischen Beziehungen; in: Rüdiger vom Bruch (Hg.): Friedrich Naumann in seiner Zeit, Berlin u.a. 2000, S. 209-244.

19 Vgl. Paul Rohrbach: Deutschland und Frankreich als Kulturmächte, in: Die Hilfe (1914), Nr. 49 (3.12.1914), S. 792f.; Friedrich Naumann: Im Lande der Gotik. Nordfranzösische Wanderungen, Berlin 1915.



Nachbarn [galt], und dem folgte ich vom Menschlichen her sehr gerne, nachdem mich die erste größere Auslandsreise 1906 für einige Wochen nach Paris geführt hatte.“<sup>20</sup>

Die zweite Reise von Heuss nach Frankreich fand dann erst im August 1925 unter gänzlich veränderten internationalen Rahmenbedingungen statt. Anlaß war die Internationale Kunstgewerbeausstellung in Paris, die *Arts Décoratifs*.<sup>21</sup> Die kulturelle Anziehungskraft von Paris war in den zwanziger Jahren zwar ähnlich ungebrochen wie zur Zeit der Jahrhundertwende, aber sie ging nach 1918 nicht mit einer politischen Anziehungskraft der „Dritten Republik“ einher, auch nicht bei Linksliberalen wie Heuss. Frankreich wurde auch von ihnen in erster Linie als Siegermacht des Systems von Versailles wahrgenommen und kritisiert. Vom deutsch-französisch inspirierten „Völkerfrühling“ des Locarno-Jahres 1925 blieb Heuss unberührt.

Auf der Internationalen Kunstgewerbe-Ausstellung zeigte Heuss sich besonders fasziniert von dem „Österreichischen Haus“ Josef Hofmanns. Leitend waren hierbei sicher zunächst künstlerisch-ästhetische Gesichtspunkte. Doch konnte für den Anhänger des großdeutschen Gedankens eine solche kulturpolitische Wahl nicht „unpolitisch“ sein, zumal sein Pariser Reisebegleiter der „alte Wiener Gönner“ Hofrat Rudolf Vetter war. Außerdem besuchte Heuss auf dieser Reise die Kathedralen von Chartres und Amiens. Die Erinnerungen an die auf den Schlachtfeldern der Somme und während der Offensiven von 1918 gefallenen angelsächsischen Kriegssoldaten in der Kathedrale von Amiens hinterließen bei Heuss damals eine

20 Heuss: *Erinnerungen*, a.a.O., S. 69.

21 Ebd., S. 306. (Theodor Heuss: *Die Kathedrale von Amiens*, in: *Berliner Tageblatt*, 1.10.1925. Abdruck in ders.: *Von Ort zu Ort. Wanderungen mit Stift und Feder*, hg. von Friedrich Kaufmann und Hermann Leins, Tübingen 1959, S. 242-245, hier S. 245).

„etwas verwirrte Empfindung“.<sup>22</sup> Dies war kaum verwunderlich in Anbetracht der heftigen antifranzösischen und antibelgischen Kriegspropaganda, die Heuss 1914/15 in einem „Soldatenbuch“ geübt hatte. In seinen für die Frontsoldaten verfaßten Beschreibungen der kunsthistorischen Schätze Nordfrankreichs hatte er die Greuel von Löwen, Reims und an der Westfront verharmlost und sogar die militärisch eventuell notwendige Zerstörung von Paris befürwortet.<sup>23</sup> In seiner Bibliographie von 1954 verschwieg Heuss dann dieses propagandistische Machwerk.

Nach 1919 setzte Heuss sich – zusammen mit den politischen Freunden Gustav Stolper aus Wien und Bernhard Wilhelm von Bülow vom Auswärtigen Amt in Berlin – im „Dienstagskreis“ und in mehreren Publikationen für die wirtschaftliche Integration Mitteleuropas unter deutscher Leitung ein. Er unterstützte den Zusammenschluß Deutschlands mit Deutsch-Österreich in einem großdeutschen Nationalstaat, wie ihn sich die Liberalen und Demokraten 1848 erträumt hatten.<sup>24</sup> Dies war ein europäisches Gegenmodell zu den „paneuropäischen“ Europaplänen des Richard Coudenhove-Kalergi und des französischen Außenministers Aristide Briand. Die Paneuropa-Idee lehnte Heuss in mehreren Artikeln scharf als „blutleere und mißverständene Begriffskopie“ und als „pazifistischen Abklatsch des imperialistischen Panamerika“ ab.<sup>25</sup> Auch im „Dritten Reich“ blieb die Vorstellungswelt von Theodor Heuss bis zum Sommer 1939 sowohl vom großdeutschen Gedanken und dem geschlossenen deutschen Siedlungsraum wie von der „Mitteleuropa“-

22 Vgl. das Kapitel „Nation unter Nationen“ in Jürgen C. Heß: Theodor Heuss vor 1933. Ein Beitrag zur Geschichte des demokratischen Denkens in Deutschland, Stuttgart 1973, S. 141-176.

23 Theodor Heuss: Städtebilder aus Belgien und Frankreich, in: Das deutsche Soldatenbuch, hg. vom Schutzverband Deutscher Schriftsteller, Berlin 1914, S. 71-86.

24 Theodor Heuss: Friedrich Naumann, in: ders.: Führer aus deutscher Not. Fünf politische Porträts, Berlin 1927, S. 42.

25 Theodor Heuss: Aufbruch nach Paneuropa?, in: Beobachter, 28.9.1929; vgl. ders.: Die Pan-Europäer, in: Deutscher Volkswirt, 8.10.1926. Vgl. Burger, a.a.O., S. 257f.

Konzeption beherrscht.<sup>26</sup> Gleichzeitig stellte Heuss in seiner Naumann-Biographie von 1937 heraus, daß für seinen Lehrer und Meister die „volle Aussöhnung“ mit Frankreich der „Grundgedanke seiner ersten außenpolitischen Äußerungen“ gewesen sei.<sup>27</sup> Somit hat sich Heuss – wesentlich durch die Pflege der Gedankenwelt und der Erinnerung an den 1919 verstorbenen Friedrich Naumann – die Leitidee der notwendigen Verständigung mit Frankreich über das „Dritte Reich“ hinweg bewahrt.

### Wandel und Kontinuität in Heuss' Einstellung zu den deutsch-französischen Beziehungen 1945-1949<sup>28</sup>

Angesichts der außenpolitischen Ohnmachtsituation Deutschlands nach dem Zweiten Weltkrieg erlangte für Heuss die Regelung der deutsch-französischen Beziehungen die höchste Bedeutung. Dies galt sowohl für eine dauerhafte europäische Friedensordnung wie für die innere und äußere Struktur Deutschlands. Die geistig-moralische Erneuerung der deutschen Nation in abendländischer Tradition bildete nach 1945 für ihn den entscheidenden Bezugspunkt.<sup>29</sup> Deshalb wirkte Theodor Heuss seit dem Frühjahr 1949 auch im Deutschen Rat der „Europäischen Bewegung“ mit, zusammen mit seiner Frau und Rats-Vizepräsidentin Elly Heuss-Knapp.<sup>30</sup> Von be-

26 Ein Analyse der außenpolitischen Artikel von Heuss in der Publizistik (vor allem in der *Hilfe*) und in den Briefen zu Auslandsthemen zwischen 1933 und 1944 kann hier nicht geleistet werden. Vgl. Burger, a.a.O., S. 339-349. Er spricht von einem „Rückzug ins Außenpolitische“ und betont die Zustimmung zu den Erfolgen der NS-Außenpolitik bis zum Anschluß Österreichs 1938 und der Besetzung des Sudetenlandes 1939.

27 Heuss: Naumann, Mann, Werk, Zeit, a.a.O., S. 425.

28 Dieser Teil stützt sich wesentlich auf Heß: Machtlos, a.a.O., S. 88-135.

29 Ebd., S. 103f.

30 Im Juni 1949 nahm Th. Heuss zusammen mit seiner Frau Elly Heuss-Knapp, Vizepräsidentin des Deutschen Rates der „Europäischen Bewegung“ (mit Sitz in Straßburg), an der Tagung dieser Bewegung in Wiesbaden teil. (Brief von Elly Heuss-Knapp an Toni Stolper am 27.6.1949, in: Margarete Vater (Hg.): *Bürgerin zweier Welten. Elly Heuss-Knapp. Ein Leben in Briefen und Aufzeichnungen*, Tübingen 1961, S. 332); vgl. auch BA Koblenz Bundespräsidialamt Heuss B 122, Europäische Bewegung, Nr. 580.

sonderer Bedeutung für das europäische Engagement von Theodor Heuss war seine Teilnahme an den ersten Jahreskonferenzen der Liberalen Weltunion im April 1947 in Oxford und im Mai 1948 in Zürich, wo er mit französischen Kollegen zahlreiche Gespräche über die Möglichkeiten deutsch-französischer Begegnung führte.<sup>31</sup> Damit zählte Heuss zu den wenigen führenden FDP-Politikern, die sich bereits sehr früh auch nach außen hin für die deutsch-französische Aussöhnung im europäischem Rahmen engagierten.<sup>32</sup> So war er 1948/49 zusammen mit seiner Frau und mit Carlo Schmid (SPD) auch federführend an der Gründung des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg beteiligt.<sup>33</sup>

Im Februar 1949 betonte Heuss sehr deutlich – dabei anknüpfend an Überlegungen aus dem Naumann-Kreis – die unbedingte Priorität der sachlichen und loyalen Regelung deutsch-französischer Fragen (etwa der Saarfrage oder Wirtschafts- und Sicherheitsfragen) vor vagen europäischen Einigungsideen: „Wir halten nicht all zu viel von Europa-Bekanntnissen, bevor nicht die deutsch-französische Beziehung in ihr rechtes Maß gebracht ist, und wir wissen dabei, daß dies sowohl des guten Willens wie der Geduld bedarf und zwar auf beiden Seiten.“<sup>34</sup>

Das genaue Beitrittsdatum von Theodor Heuss und der konkrete Beweggrund für sein schließliches Engagement in der Europabewegung sind bisher aus dem Nachlaß nicht festzustellen, da die älteste Mitgliedsliste aus dem Jahr 1949 stammt. Möglicherweise liegt der Grund darin, wie Elly Heuss-Knapp schreibt, daß die „Europäische Bewegung“ ihren Sitz in deren Heimatstadt Straßburg hatte und sie sich deshalb im Juni 1949 zur Mitwirkung bereit erklärt habe.

31 Theodor Heuss: Das Gespräch mit dem Westen, in: Rhein-Neckarzeitung, 18.12.1948; bei Heß: Machtlos, a.a.O., S. 128.

32 Theodor Heuss: Liberale Weltbegegnung in Oxford, in: Rhein-Neckarzeitung, 26.4.1947; ders.: Liberales Weltgespräch, in: Rhein-Neckarzeitung, 1.6.1948; Brief von Heuss an H. A. Kluthe vom 5.3.1948 in NL Heuss 221, Nr. 58.

33 An der Gründungssitzung am 12.2.1949 nahm Elly Heuss-Knapp teil (Elly Heuss-Knapp an Toni Stolper am 14.2.1949, in: Vater, a.a.O., S. 328); Briefwechsel und Einladungen zum Deutsch-Französischen Institut 1949-1959, in: Bundesarchiv Koblenz Bundespräsidialamt Heuss B 122, Nr. 454 und 457; vgl. zur Geschichte des DFI Bock, a.a.O.

34 Theodor Heuss: Das Europa-Gespräch, in: Rhein-Neckarzeitung, Nr. 21, 5.2.1949, S. 2.

## Die Rolle des Bundespräsidenten in den Beziehungen der Bundesrepublik Deutschland zu Frankreich 1949-1959

Als Bundespräsident demonstrierte Heuss seine Aufgeschlossenheit für die europäischen Bewegungen und Europaorganisationen.<sup>35</sup> Dabei blieb der Vorrang der deutsch-französischen Beziehungen unbestritten. Mit den Staatsbesuchen ab 1955 suchte der Bundespräsident seine Wirkung in das Ausland zu erweitern. Den Staatsbesuch in den USA 1958 nutzte Heuss nicht nur, um die deutsch-amerikanischen Beziehungen zu verbessern, sondern zu den wichtigen Botschaften von Heuss an die Amerikaner gehörte auch die Betonung der herausragenden Rolle der deutsch-französischen Beziehungen: „Die deutsch-französische Verständigung [ist] die Voraussetzung der Festigung eines europäischen Gesamtbewußtseins.“<sup>36</sup>

In den fünfziger Jahren kam es zum großen Bedauern von Heuss nicht mehr zu einem Staatsbesuch des Bundespräsidenten in Frankreich, obwohl er sich seit der Wiedererlangung der Souveränität der Bundesrepublik 1955 sehr eine Einladung aus Frankreich gewünscht hatte. Im September 1955 schrieb Heuss an Toni Stolper: „Wir möchten, aus politischen Gründen, daß die Franzosen den Anfang machen. Und dann wohl einmal USA.“<sup>37</sup>

Das schwierige Terrain der deutsch-französischen Aussöhnung nach dem Zweiten Weltkrieg ließ für Heuss bis zum Ende seiner Amtszeit aber nur Kontakte auf deutschem Boden zu, obwohl ihm sein französischer Kollege, der Staatspräsident René Coty, im Frühjahr 1958 durch den Botschafter ausrichten ließ, daß er ihn gerne

35 Im Frühjahr 1950 empfing der Bundespräsident Duncan Sandys, den Geschäftsführer der Internationalen Parlamentarischen Gruppe des „European Movement“. (Brief von Duncan Sandys vom 29.6.1950 an Bundespräsident, in: BA Koblenz Bundespräsidialamt Heuss B 122, Nr. 580).

36 Heuss: Vor dem Kongreß, a.a.O., S. 268f.

37 Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 62.

Ende 1958 „bei sich sehen wolle.“<sup>38</sup> Mit dem Amtsantritt de Gaulles als neuer Ministerpräsident am 1. Juni 1958 und als Staatspräsident ab Januar 1959 sowie mit dem Übergang von der 4. zur 5. Republik ließ sich dieser Wunsch aber nicht mehr realisieren.<sup>39</sup>

Heuss war 1956 stolz auf die Versicherung eines französischen Besuchers, daß er „der in Frankreich populärste Deutsche“ sei.<sup>40</sup> Der deutsche Botschafter in Paris, Vollrath von Maltzan, hatte bereits seit 1956 vorsichtig an der Frage eines Besuches von Heuss in Frankreich gearbeitet. Maltzan bestätigte Heuss, daß man ihn „dort als Typ schätze, weil das (sogenannte) ‚Kulturelle‘ im französischen Bewußtsein auch politisch eine größere Rolle spiele, als er bisher gewußt [habe].“<sup>41</sup> Auch hier wird wieder das Gewicht des Kulturellen in den deutsch-französischen Beziehungen deutlich, für die der süddeutsche demokratische Professor Heuss hervorragend einstand – und der damit auch einen positiven Kontrast zum rheinischen Katholiken Adenauer bildete. Mit dieser Bevorzugung kultureller Fragen und Beziehungen vermochte Heuss gerade in Frankreich einen positiven Eindruck sowohl von seiner Person und Amtsführung wie von der Bundesrepublik zu schaffen.

Der Bundespräsident unterstützte Adenauer in seiner Frankreich-Politik vom Schuman-Plan über die Saarfrage bis hin zur Politik mit de Gaulle. Im März 1951 betonte Heuss in klarer Erkenntnis der hohen politischen Bedeutung des Schuman-Plans für einen deutsch-

38 Ebd., S. 330.

39 Lappenküper: Die deutsch-französischen Beziehungen, a.a.O., Bd. II, S. 1353.

40 Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 190, Eintrag vom 23.9.1956: „Der franz. Professor (auf Heidelberger Politikwissenschaftlicher Tagung) versicherte mir, ich sei der in Frankreich populärste Deutsche, er wolle mir aber nicht schmeicheln. Aber sie laden mich doch nicht [ein], so sinnvoll das wäre!“

41 Ebd., S. 195, Eintrag vom 4.10.1956: „Bonns Botschafter Vollrath von Maltzan arbeitet vorsichtig an der Frage eines Besuches von mir in Paris, bestätigt, daß man mich dort als Typ schätze, weil das (sogenannte) ‚Kulturelle‘ im französischen Bewußtsein auch politisch eine größere Rolle spiele, als er bisher gewußt. [...] Er hält Juni 57 nicht für unmöglich – wir sagten, daß vorher USA klar geworden sein muß. Paris ist ja politisch das Sinnvollste.“

französischen und europäischen Neuanfang im Gespräch mit Adenauer, daß er „immer den Standpunkt vertreten“ habe, „der politische Schaden eines Scheiterns des Schuman-Plans könne schwer verantwortet werden, da dieser Plan die erste Verwirklichung auf dem Gebiet der europäischen Bestrebungen bedeute. Der materielle Inhalt des Abkommens trete vor dieser politischen Bedeutung zurück.“<sup>42</sup> Nach den Verhandlungen über den Schuman-Plan dankte Heuss am 24.4.1951 Adenauer persönlich „für seine Arbeit in Paris“. Er „begrüßt[e] die erreichten Erfolge.“ Als „besonders erfreulich“ bezeichnete er die „Abrede über die Auflösung der Ruhrbehörde nach Inkrafttreten des Schuman-Plans“ und die „Tatsache, daß die Gewerkschaften sich im Gegensatz zur SPD von der Zweckmäßigkeit der Unterzeichnung des Schuman-Plans offenbar überzeugt hätten.“<sup>43</sup>

Auch in den schwierigen Pariser Verhandlungen vom Oktober 1954 und in der Saarfrage 1955 befand sich Heuss ganz auf der Seite Adenauers.<sup>44</sup> Auf Bitten des Bundeskanzlers versuchte der Bundespräsident sogar den Vorsitzenden der FDP-Bundestagsfraktion und Koalitionspartner der CDU Thomas Dehler von seiner ablehnenden Haltung zum Saarstatut abzubringen. Führende FDP-Politiker wandten sich vor allem gegen eine Volksabstimmung der Saarbevölkerung über das provisorische Saarstatut, das eine Währungs- und Zollunion mit Frankreich und einen europäischen Kommissar vorsah. Einige FDP-Vertreter wollten auch wegen in-

42 Hans Peter Mensing (Bearb.): Unter vier Augen. Gespräche aus den Gründerjahren 1949-1959 Adenauer – Heuss, Berlin 1997, 2.3.1951, S. 55.

43 Ebd., S. 58f.: Gespräch Adenauer-Heuss am 24.4.1951. „Nach dem Eindruck über Generalkonsul Hausenstein befragt, erklärt der Bundeskanzler, er sei von seiner Tätigkeit und seinem Auftreten in Paris recht befriedigt.“

44 Heuss an Adenauer am 24.10.1954, in: Mensing, a.a.O., S. 194: Meine „Gedanken, Sorgen und Wünsche [waren] immer auch bei Ihnen und Ihrer Arbeit in Paris – nun möchte ich, nach der Heimkehr, Ihnen den Dank aussprechen für die zähe und zugleich elastische Unverdrossenheit, mit der Sie halfen, das deutsche Schicksal ein großes Stück weiter aus dem Elend von 1945 hinauszuführen.“

nenpolitischer Fragen einen Bruch der Koalition herbeiführen, zu dem es schließlich auch 1956 zum Bedauern von Heuss kommen sollte.<sup>45</sup> Nachdem die Saarfrage mit der Niederlage des Saar-Referendums im Oktober 1955 eine andere Wendung genommen hatte, als ursprünglich von Adenauer mit seiner europäischen Lösung gewünscht, und schließlich zur Wiedereingliederung des Saarlandes am 1.1.1957 in die Bundesrepublik führte, war damit der letzte schwere Streitfall der deutsch-französischen Beziehungen beseitigt. In Frankreich wurde dies als eine politische Niederlage und ein territorialer Verlust empfunden, so daß das französische Außenministerium ausdrücklich darum bat, die Festveranstaltungen zur Eingliederung des Saarlandes nicht zu jubelhaft und zu betont zu gestalten. Heuss stimmte dem nachdrücklich zu. In einem Brief und einer Niederschrift an Adenauer warnte Heuss davor, die Feierlichkeiten in „Balladen-Politik“ ausufern zu lassen.<sup>46</sup> Den „Massenaufmarsch der bundesrepublikanischen politischen Prominenz“ hielt er für „eine falsche Geste, die durchaus Nazi-Stil“ habe und „durchaus als Besitzergreifung“ wirke: „Nach meiner politischen Meinung muß die Übernahme würdig, doch ohne Getöse vollzogen werden. Wir betrachten doch das Saarabkommen als Ausgangspunkt für die Ebnung einer deutsch-französischen Verständigung – welcher Widersinn, dann mit nicht ausbleibenden Triumphtiraden Gefühlshemmungen auf der Gegenseite aufzuscheuchen.“<sup>47</sup> Heuss gewann zu seiner Erleichterung aus der Presse den Eindruck, daß der Tag gut verlaufen sei.<sup>48</sup>

45 Vgl. Heuss an Dehler am 24.2.1955, in: Theodor Heuss: Lieber Dehler! Briefwechsel mit Thomas Dehler, hg. von Friedrich Henning, München 1983, S. 108-110.

46 Heuss an Adenauer am 3.12.1956 und Heuss-Aufzeichnung „Zur Feier der Rückgliederung des Saarlandes“ in: Mensing, a.a.O., S. 267f.

47 Ebd.

48 Heuss an Adenauer am 2.1.1957, in: ebd., S. 270.



Besondere Aufmerksamkeit brachte weiterhin der Bundespräsident den deutsch-französischen Begegnungen entgegen, die der Deutsche Rat der Europäischen Bewegung veranstaltete. Auf der zweiten Deutsch-Französischen Konferenz am 14.10.1955 in Bad Neuenahr hielt er die Eröffnungsansprache zum Thema „Deutschland – Frankreich – Europa“.<sup>49</sup> Der Bundespräsident sah sich gegenüber der Welt vor 1914 in einer „neuen unheimlichen Gegenwart [...] mit neuen Maßstäben, neuen politischen Gewichtslagen, neuen geistigen Wertungen“. In dieser neuen Situation müßten die „Völker Europas einen neuen Standpunkt suchen“. Und daran knüpfte er seine Botschaft: „Ich glaube, daß der einzelne, zumal jener, der bereit, ja vielleicht berufen ist eine breitere Verantwortung im öffentlichen Leben auf sich zu nehmen, mit diesem Suchen nach dem neuen Standpunkt beginnen muß.“<sup>50</sup>

Heuss wies auf die Bedeutung eines „einheitlichen Sehen[s] des romanisch-germanischen Geschichtsrhythmus“ hin.<sup>51</sup> Das freie Europa stellte für Heuss in erster Linie eine „geistige Macht“ dar, die ihre „moralisch-kulturelle Verantwortung nicht eingebüßt habe“. Er wünschte sich die Fähigkeit des Gegenseitig-Danken-Könnens. So sollten etwa die Franzosen den Nachbarn für die deutsche Musik dankbar sein und die Deutschen für die französische Malerei. Der Bundespräsident forderte, „diesen geistigen Dingen ihren Rang zuzuerkennen“ – auch wenn die Fachleute der Hohen Kommission in Luxemburg, die Verkehrspolitiker und Handelsexperten, die Offi-

49 BA Koblenz NL 221 Heuss Nr. 15: Reden 1.7.1955-31.12.1955.

50 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung (1955), Nr. 198, S. 1654.

51 Ebd. Dem Thema der Revision der deutschen und französischen Geschichtslehrbücher hatte sich der Bundespräsident bereits in seinem Vortrag vor dem „Institut für Europäische Geschichte“ in Mainz am 17.1.1953 gewidmet. Vgl. BA Koblenz Bundespräsidialamt Heuss B 122, Nr. 620, Bd. 6. Mit besonderer persönlicher Anteilnahme verfolgte Heuss daher die Zusammenkünfte deutscher und französischer Historiker. Vgl. Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung (1955), Nr. 198, S. 1654.

ziere in der NATO bei ihren Zusammenkünften wenig davon reden. Doch Männer wie François-Poncet und Hausenstein wußten um den Rang dieser Fragen. Die geistigen und kulturellen „Imponderabilien“, die zwischen den Völkern „gespürt und gedeutet“ werden, sollten „ponderabel, d.h. wägbare“ gemacht werden. Dies, so Heuss, sei „auch Politik, und zwar eine gute Politik: man will sich in ihr nie übervorteilen, sondern sie bedient sich der generösen Geste, daß man dem anderen etwas schenkt.“ Und der Bundespräsident schloß mit einem Appell im Sinn der geistigen und kulturellen Gleichberechtigung: „Ich glaube, Völker können sich nie genug schenken.“<sup>52</sup>

Auf der dritten Deutsch-Französischen Konferenz, die Anfang Oktober 1956 in Bad Neuenahr stattfand, kam Heuss die offene deutsch-französische Gesprächsatmosphäre nach der Lösung der Saarfrage besonders entgegen. Auch dort hielt er eine große Ansprache und betonte sein „Herzensbedürfnis, bei solchen Veranstaltungen, die den deutsch-französischen Beziehungen dienen sollen, einen positiven Akzent zu geben, ihnen einfach durch [sein] Dasein eine gewisse moralische Stütze [...] zu verleihen.“<sup>53</sup> Nach der Lösung der Saarfrage und den damit verbundenen praktischen Problemen sah Heuss nun die „Verdichtung der deutsch-französischen Kooperation“ in den kommenden Besprechungen um den freien Markt und Euratom als zentrale Aufgabe. Das war für Heuss eine „seltsame, neue und große Aufgabe: die Weiträumigkeit, in der die freie Wirtschaft eines wachsenden Volkswohlstandes atmen kann, zu gewinnen, und die ökonomisch-technischen Abreden zu sichern in einem Bewußtsein der erneuerten europäischen Eigenständigkeit“.<sup>54</sup> In diesen behutsamen Äußerungen wird deutlich, wie Heuss den

52 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung (1955), Nr. 198, S. 1654.

53 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung (1956), Nr. 190, S. 1805.

54 Ebd.

neuen Vorgang der europäischen Integration als Wagnis begriff, indem er ihn als „seltsame, neue und große Aufgabe“ bezeichnete.

André François-Poncet hielt auf der gleichen Konferenz eine bemerkenswerte Rede auf Heuss.<sup>55</sup> Der französische Hochkommissar und Botschafter stand in einem besonders guten Verhältnis zu Heuss. Dies lag nicht zuletzt an den gemeinsamen Interessen für kulturelle und speziell für literarische Fragen. In ihrer besonderen Verbundenheit äußerte sich sowohl der hohe Rang der deutsch-französischen Beziehungen für Heuss als auch das Gewicht der kulturellen und geschichtlichen Beziehungen und Verflechtungen, das in ihrem eigenen Erleben bis in die Zeit vor 1914 zurückreichte. François-Poncet, 1887 geboren, gehörte derselben Generation an wie Heuss. Er war studierter Germanist, in der Wirtschaft ausgebildet, politisch liberal-konservativ und 1931 bis 1938 bereits als Botschafter in Berlin. So gab es manche geistigen und menschlichen Berührungspunkte, und dementsprechend bekundete François-Poncet 1954 die Verbundenheit von Heuss mit Frankreich in der Festschrift zu dessen 70. Geburtstag. Dort findet sich der Beitrag des Franzosen als einziger eines Nicht-Deutschen.<sup>56</sup>

François-Poncet würdigte 1954 Heuss als „humanistischen Demokraten“ und „Deutschen mit einer weiten Kultur“, den „Allemand à vaste culture“. Damit verlieh er sicher auch der in Frankreich vorherrschenden Sicht auf den Bundespräsidenten Ausdruck. Heuss sei vor allem ein Künstler mit Geschmack, Fantasie, Humor und Ironie, fern von Pedanterie und Eigenliebe; Heuss verführe im Gespräch. Politisch hob François-Poncet die ethische Fundierung des liberalen Demokraten besonders hervor. Aus tiefem Respekt vor der menschlichen Person und ihrer Würde sei Heuss liberal und demokratisch. Für Heuss sei Politik Ethik in Aktion: „Pour lui,

55 Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 195.

56 André François-Poncet, in: Bott, Leins, a.a.O., S. 224-227.

la politique ne se sépare pas de l'éthique. Il y a une éthique de la politique.“<sup>57</sup> Der französische Botschafter erkannte in Heuss den glühenden Patrioten an, der zwar durchdrungen von der Größe, der „grandeur“, seines Landes sei, aber auch Vorbehalte gegen die deutsche „Weltpolitik“ vor dem Ersten Weltkrieg gehabt habe.<sup>58</sup> Der französische Botschafter betonte aber auch über das Kulturelle hinaus, daß für Heuss die wahre Stärke Deutschlands in der Wirtschaft liege, in dem großen Austauschplatz in der Mitte Europas, im Schoß des Friedens – und nicht im Willen der Herrschaft durch militärische Übermacht. Für Heuss sei die wahre Weisheit der deutschen Position das Maßhalten, die Bescheidenheit und das Halten des Gleichgewichts. Schließlich hob François-Poncet hervor, daß Heuss durch seine mutigen Reden zur nationalsozialistischen Vergangenheit, statt sie zu beschweigen, dem Ansehen des neuen Deutschland im Ausland besonders gedient habe. Heuss habe die Bürde übernommen, Staatschef einer Republik ohne republikanische Tradition zu sein, die belastet von der Erinnerung an Weimar, aus der Niederlage geboren und auf einem besetzten Territorium gegründet wurde. Diese Leistung würdigte der Franzose ganz besonders, indem er in Heuss einen wahren Demokraten und wirklichen Humanisten zu ehren suchte.<sup>59</sup>

57 „De la personne humaine et de sa dignité, Théodor Heuss a une notion vivante, un respect profond et quasi religieux. C'est pourquoi, sans doute, il est libéral et démocrate dans ses fibres les plus intimes.“ (Ebd., S. 225).

58 François-Poncet sieht den Heuss vor 1914 näher bei Friedrich Naumann als bei dem Flottenpropagandisten und Imperialisten Paul Rohrbach (Ebd., S. 226: „Patriote ardent, pénétré de la grandeur de son pays. [...] Je le vois plus près de son maître Friedrich Naumann que de son ami Paul Rohrbach.“)

59 Ebd., S. 227: „un véritable démocrate et un humaniste authentique“.

## Heuss in Frankreich 1960: Symbol seines Einsatzes für die deutsch-französische Vermittlung

Der Wunsch des Bundespräsidenten, seinen letzten symbolträchtigen Staatsbesuch Frankreich abzustatten, hatte sich wegen des staatlichen und politischen Umbruchs von der Vierten zur Fünften Republik nicht mehr realisieren lassen. Anlässlich des Ausscheidens von Heuss aus dem Amt hatte der französische Botschafter François Seydoux den Bundespräsidenten als „conciliateur“ gepriesen, als Mann der Verständigung und Versöhnung, der den Deutschen ein neues ziviles Bewußtsein gegeben habe. Er bezeichnete ihn als einen der großen Schöpfer der Wiederherstellung des moralischen Ansehens Deutschland in der Welt: „l'un des grands artisans du rétablissement du prestige moral de l'Allemagne“.<sup>60</sup>

Im März 1960 führte den Alt-Bundespräsidenten Theodor Heuss dann endlich seine erste Auslandsreise nach Paris. Das *Comité Français d'Echanges avec l'Allemagne nouvelle* lud Heuss zu einem Vortrag an der Sorbonne ein. Alfred Grosser, der 1933 aus Deutschland nach Frankreich geflüchtete Politikwissenschaftler, hatte den Besuch initiiert.<sup>61</sup> Auf eigenen Wunsch hielt Heuss statt eines aktualitätsbezogenen einen akademischen Vortrag über ein Thema, das seiner Biographie nahelag: „Friedrich Naumann und die deutsche Demokratie“. Er erinnerte nicht nur an seine eigenen ersten Eindrücke in Paris 1906, sondern auch an Friedrich Naumanns Bemühungen um eine Annäherung an die westlichen Nationen vor dem Kriegsausbruch 1914 – vor allem an dessen Begegnung mit Jaurès. Heuss ordnete sich 1960 in die demokratische Tradition dieser Persönlichkeiten und in deren Hoffnung auf eine

60 Seydoux an Couve de Murville, 18.9.1959, zitiert nach Lappenküper: Die deutsch-französischen Beziehungen, a.a.O., Bd. I, S. 60.

61 BA Koblenz NL Heuss BN 221, Nr. 458 (Städtereisen Bd. 2: März 1960 Paris) und Nr. 627 (Schriftwechsel mit Alfred Grosser); Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 473.

deutsch-französische Annäherung durch Beseitigung der geschichtlichen Irrtümer ein.<sup>62</sup> Der Alt-Bundespräsident Heuss wollte sich allerdings nicht für Adenauers außenpolitische Ziele instrumentalisieren lassen. Heuss war deshalb der „akademische Aspekt“ seiner Rede wichtiger als alle tagespolitischen Geschäfte. In diesem Sinne schrieb er auch an Toni Stolper: „Das andere, als Untermaurer der Begeisterung von Adenauer für de Gaulle zu wirken, ist mir zu banal und zu fragwürdig.“<sup>63</sup>

Die französische Regierung würdigte die Bedeutung des Alt-Bundespräsidenten, indem Heuss von Präsident de Gaulle zum dreiviertelstündigen Gespräch eingeladen wurde. De Gaulle nutzte damit zugleich die Gelegenheit, sich über die Stimmung in Deutschland unterrichten zu lassen. Das Jahr 1960 markierte den Gipfel der deutsch-französischen Annäherung im Zeichen der persönlichen Begegnungen zwischen de Gaulle und Adenauer. So kam das Gespräch auch auf vertrauliche politische Themen.<sup>64</sup> Theodor Heuss erläuterte dem Präsidenten de Gaulle, daß das deutsche Volk „zu Amerika und Frankreich [...] Vertrauen“ habe.<sup>65</sup> Ein Nachgeben des Westens gegenüber der Sowjetunion etwa in der Berlin-Frage würde dem Vertrauen der Deutschen in die Zuverlässigkeit der Verbündeten einen „sehr schweren Schlag“ versetzen.<sup>66</sup> Bundeskanzler Adenauer beglückwünschte Heuss nach der Rückkehr aus Paris zum Erfolg seines Besuchs. Er dankte ihm „sehr für die mit ihm verbundene Förderung unserer Politik“.<sup>67</sup>

62 Theodor Heuss: Friedrich Naumann und die deutsche Demokratie, Wiesbaden 1960.

63 Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 467.

64 Documents Diplomatiques Français 1954-1962, Bd. 19/1 (1960), Paris 1995, S. 243-245.

65 Mensing, a.a.O., S. 345.

66 Blankenhorn, Notiz, zitiert nach Lappenküper: Die deutsch-französischen Beziehungen, a.a.O., Bd. II, S. 1353; vgl. Documents Diplomatiques Français 1960, Bd. 1, S. 243-245; Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 474.

67 Mensing, a.a.O., S. 300.

Die weiteren Pariser Begegnungen zeigen die persönlichen Kontakte und gesellschaftlichen Kreise, in denen der Alt-Bundespräsident verkehrte. Er traf sich mit dem früheren Außenminister und Botschafter in Bonn Maurice Couve de Murville. Im Elysée fand zu Ehren von Heuss ein Diner mit Ministern, Diplomaten und Germanistikprofessoren statt. Er begegnete dem Pastor Marc Boegener, der Führungsfigur des französischen Protestantismus, und dem Jesuitenpater Jean du Rivau, der Heuss schon früher nach Frankreich eingeladen hatte. Außerdem besuchte Heuss die *UNESCO*. Zu einem öffentlichen Zusammentreffen mit André François-Poncet und über hundert Studenten kam es in dem 1956 eröffneten deutschen Haus der *Cité Universitaire*.<sup>68</sup>

Im Rahmen privater Mittagessen im kleinen Kreis begegnete Heuss dem vormaligen Staatspräsidenten René Coty, Pierre Maillard, dem Berater de Gaulles, und dem früheren Ministerpräsidenten Paul Reynaud. Bei einem Diner mit „katholisch-aristokratischem Einschlag“ (Heuss) traf er auf Robert Schuman.<sup>69</sup> Die Parisreise des Alt-Bundespräsidenten verdeutlicht noch einmal die besondere Rolle und das Gewicht von Theodor Heuss in der Anbindung der Bundesrepublik an den Westen durch seinen Einsatz für eine Annäherung an Frankreich.

Abschließend kann festgehalten werden, daß Heuss in besonderem Maße seit 1949 die Funktion einer moralischen Stütze der deutschen Außenpolitik innehatte. In enger Wechselbeziehung mit dem Bundeskanzler Adenauer sorgte der Bundespräsident sich um eine glaubwürdige und auf breitem Konsens auch in der deutschen Bevölkerung begründete Politik der Westintegration der Bundesrepublik. Er machte sich persönlich und mit dem Gewicht seines Amtes

68 Heuss: Tagebuchbriefe, a.a.O., S. 472.

69 Ebd.

bewußt zum Symbol für die Versöhnung zwischen Deutschland und Frankreich als Grundlage einer europäischen Zusammenarbeit.

Über die politischen und wirtschaftlichen Verbindungen mit den westlichen Nationen hinaus waren Heuss die kulturellen, geistigen und wissenschaftlichen Beziehungen, der Austausch, die Kommunikation und die Transfers sowohl in historischer Tiefenperspektive wie mit dem Bewußtsein eines Neuanfangs ein zentrales persönliches Anliegen. Damit konnte er an eigene tiefgehende Gefühlserlebnisse, die er mit Frankreich verband, ebenso wie an die politischen Einstellungen des Naumann-Kreises anknüpfen, die er selbst im Jahrzehnt vor 1914 mit vertreten und mit formuliert hatte.

Theodor Heuss wies gerne darauf hin, daß die deutsche Kultur und Wissenschaft der Welt wichtige Leistungen gegeben hatte und gab, aber in gleichem Maße die Deutschen viel von anderen Nationen, vor allem von den westlichen Nachbarn lernen konnten. Dies galt aus seiner Sicht nicht nur im kulturellen Bereich, sondern auch für die politischen und gesellschaftlichen Formen des mitmenschlichen und gesellschaftlichen Umgangs, der Gestaltung von Politik und Demokratie ebenso wie für Fragen politischen Stils und politischer Kultur – etwa der Fairneß – und im Aufbau demokratischer und liberaler Traditionen.

Der liberale Gedanke der Freiwilligkeit und Dankbarkeit in Form von gegenseitigen kulturellen und geistigen Geschenken bzw. Befruchtungen erschien Theodor Heuss als eine besonders adäquate Form der transnationalen Begegnungen – ganz im Sinne seines Appells auf der Deutsch-Französischen Konferenz 1955 in Bad Neuenahr, wonach Völker sich „nie genug schenken“ könnten.<sup>70</sup>

70 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung (1955), Nr. 198, S. 1654.



## **Jean-Richard Bloch und Deutschland**

Wolfgang Asholt

Seit den Arbeiten von Hans Manfred Bock oder Michel Trebitsch wissen wir, welche Bedeutung die „deutschen Ungewißheiten“ für die französischen Intellektuellen der Zwischenkriegszeit gehabt haben. Wenn Ende des 19. und in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die neue Sozialfigur des Intellektuellen entstanden ist, die der Ausdifferenzierung des kulturellen Feldes dieser Epoche entspricht und auf sie einwirkt,<sup>1</sup> so ist der vielleicht wichtigste Bezugspunkt außerhalb des nationalen Rahmens die deutsche Kultur, und sei es, um sich von ihr als Gegenmodell abzusetzen. Der viel zu früh verstorbene Michel Trebitsch, mit dem Hans Manfred Bock seit Beginn der 1990er Jahre zusammengearbeitet hat, hat für diesen neuen Typus des Intellektuellen gemeinsam mit Nicole Racine das Konzept der *sociabilités intellectuelles* entwickelt,<sup>2</sup> das seitdem in Deutschland insbesondere in den Arbeiten von Hans Manfred Bock seine Fruchtbarkeit und Produktivität unter Beweis gestellt hat. Neben den Intellektuellen-Netzwerken spielt für die konkrete Intellektuellen-Biographie jedoch stets das nicht nur symbolische Erziehungskapital eine entscheidende Rolle, wie die große Untersuchung von Jean-François Sirinelli zu den *Khâgneux* und *Normaliens* in der Zwischenkriegszeit gezeigt hat.<sup>3</sup> Dabei wird trotz dieser Orientierung der Intellektuellenforschung zuweilen unterschätzt, welche Rolle der Mythos der Literatur, wie er in etwa gleichzeitig mit der Sozialfigur des Intellektuellen entstand, für diese gespielt hat. Das, was Alain Vaillant jüngst „Le sacre moderne de la littérature“ genannt hat, nämlich die Konsakrierung der Literatur als symbolisch wertvollstes *objet culturel*, das durch das Erziehungssystem der Dritten Republik

- 1 S. dazu Hans Manfred Bock: Zur historischen Intellektuellen-Forschung in Frankreich, in: *Lendemains* 17 (1992), Nr. 66, S. 16-26.
- 2 Nicole Racine, Michel Trebitsch (Hg.): *Sociabilités intellectuelles. Lieux, milieux, réseaux*. Les Cahiers de l'IHTP, Paris 1992.
- 3 Jean-François Sirinelli: *Génération intellectuelle. Khâgneux et normaliens dans l'entre-deux-guerres*, Paris 1988.

propagiert und vermittelt wird, verschafft seinen privilegierten Besitzern, etwa den von Sirinelli untersuchten Gruppen, immer auch eine entsprechende soziale Konsekration. Wie Vaillant überzeugend dargelegt hat, handelt es sich aus heutiger Perspektive um eine „construction fragile, historiquement datée, où l'action conjointe de l'Ecole, des élites et du marché culturel ont permis la perpétuation d'une certaine représentation de la littérature – d'une littérature faite de livres à lire, de textes à commenter.“<sup>4</sup>

Diese Konzeption der Literatur sollte ihren Wert für die *sociabilités intellectuelles* bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bewahren und einen zentralen Bestandteil des Selbstverständnisses eines Großteils der französischen Intellektuellen bilden. Wenn dieses Selbstverständnis in eine Krise geraten ist, so auch, weil wir unübersehbar in der Epoche einer immer stärker mediatisierten und d.h. visualisierten Welt leben, in der der Text die Funktion als zentrales *objet culturel* verliert.

Die Intellektuellen der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und insbesondere die erste Generation, der dieses literarische Erziehungsideal durch Schule, Universität und vor allem *Grandes Ecoles* vermittelt wird, also die in den 1880er Jahren Geborenen, verinnerlichen diesen „sacre moderne de la littérature“ und tragen zu seiner Festigung bei. Zu dieser Generation zählt der Schriftsteller und Intellektuelle, von dem im folgenden die Rede sein wird: Jean-Richard Bloch (1884-1947). Er gehört zur Generation der Georges Duhamel (geb. 1884), Jean Giraudoux (1882), Roger Martin du Gard (1881) oder Jules Romains (1885). Für sie alle ist es selbstverständlich, ihre Selbstprojektierung als Intellektuelle mit einem literarischen Projekt zu verbinden oder vielmehr das Intellektuellen-Pro-

4 Alain Vaillant: Le sacre moderne de la littérature: retour sur un mythe fondateur du XX<sup>e</sup> siècle, in: Alain Corbin u.a. (Hg.): L'Invention du XIX<sup>e</sup> siècle, Bd. 2: Le XIX<sup>e</sup> siècle au miroir du XX<sup>e</sup>, Paris 2002, S. 87-95, hier S. 95.

jekt auf das literarische zu gründen. Blochs literarisch-intellektuelle Soziabilität ist vielleicht deshalb besonders signifikant, weil er von Beginn seiner literarisch-intellektuellen Karriere beide Projekte parallel führen will, und damit notwendigerweise auf signifikante Schwierigkeiten stoßen sollte.

### Die Korrespondenz als Intellektuellennetzwerk

Zu diesem Doppelprojekt zählen nicht nur die literarischen Werke im engeren Sinne, angefangen mit einem von André Antoine am Odéon aufgeführten Stück (*L'Inquiète*, 1910) und zwei 1911 in der *Nouvelle Revue Française (NRF)* veröffentlichten Novellen, sowie die Mitarbeit, Gründung und Mit-Herausgabe von Zeitschriften, angefangen mit dem von ihm gegründeten, herausgegebenen und redaktionell betreuten *L'Effort* (später *L'Effort libre*) zwischen 1910 und 1914. Hierzu zählt insbesondere auch ein Netzwerk von Korrespondenzen, das noch immer seiner umfassenden Aufarbeitung harret und dessen Dimension jeder erahnt, der den Fonds Jean-Richard Bloch der *Bibliothèque nationale de France* mit seinen zahlreichen Korrespondenzbänden konsultiert hat. Michel Trebitsch hat im Anhang seines Beitrags zum *Bibliothèque Nationale*-Kolloquium des Jahres 1997 eine Liste der schon veröffentlichten 26 Einzelkorrespondenzen, von Antonin Artaud bis Vacher de Lapouge, zusammengestellt; leider sind darin von den deutschsprachigen Briefpartnern nur Wilhelm Friedmann (dank dessen von Claudine Delphis herausgegebener Korrespondenz<sup>5</sup>) und der Briefwechsel mit Rudolf Leonhard, den Stefan Wirth im Rahmen seiner Dissertation veröffentlicht hat,<sup>6</sup> vertreten. Michel Trebitsch bezeichnet die

5 Claudine Delphis (Hg.): Wilhelm Friedmann (1884-1942). Le destin d'un francophile. Correspondance avec Georges Duhamel, Jean-Richard Bloch et Marcel Raymond, Leipzig 1999.

6 Stefan Wirth: Robinsonade und Utopie im kreativen und kritischen Werk von Jean-Richard Bloch, Diss. Berlin, Humboldt-Universität Berlin 1990.

Blochsche Korrespondenz zurecht als „*correspondance-laboratoire*, qui détermine une relation entre deux intellectuels de même position, souvent de même génération, liés par des préoccupations littéraires ou idéologiques communes, souvent engagés dans un projet parallèle de création“.<sup>7</sup> Ich würde hinzufügen, daß die Korrespondenzen umso aufschlußreicher sind, je weniger eine gleiche Position im literarisch-kulturellen Feld eingenommen wird oder wenn es von einer ähnlichen Positionierung ausgehend bei einem oder beiden der Briefpartner zu gegensätzlichen Positionswechseln kommt; die beiden von mir bearbeiteten Korrespondenzen mit Jacques Copeau und Georges Duhamel, aber auch jene mit Marcel Martinet, bezeugen dies überdeutlich.<sup>8</sup> Deutschland und deutsche Briefpartner spielen in der Bloch-Korrespondenz vor allem in der Zwischenkriegszeit eine Rolle, sei es zur Zeit der Weimarer Republik oder während des Exils deutscher (und später auch österreichischer) Schriftsteller und Intellektueller; hier zählt Bloch zweifelsohne zu den französischen Schriftstellern, die sich am energischsten für ihre deutschsprachigen Kolleginnen und Kollegen eingesetzt haben. Bloch ist schon vor dem Ersten Weltkrieg mehrfach nach Deutschland gereist und die deutsche, wie auch andere ausländische Literaturen haben für sein literarisches Projekt von Beginn an eine gewisse Bedeutung. Ein konkretes persönliches Interesse entwickelt sich jedoch erst während der späten 1920er und der frühen 1930er Jahre der Weimarer Republik und im Zusammenhang mit dem antifaschistischen Exil ab 1933. Unmittelbar vor dem Ersten Weltkrieg ist Bloch 1913/14 am

7 Michel Trebitsch: Les réseaux épistolaires de Jean-Richard Bloch, in: Annie Angremy, Michel Trebitsch (Hg.): Jean-Richard Bloch ou l'écriture en action, Paris 2002, S. 301-309, hier S. 304.

8 Wolfgang Asholt (Hg.): Correspondance Jean-Richard Bloch – Jacques Copeau. 1912-1941, Revue d'histoire du théâtre (1992), Nr. 175; Ders. und Arlette Lafay: Jean-Richard Bloch – Georges Duhamel. Correspondance 1911-1946, Cahiers de l'Abbaye de Créteil (1996), Heft 17; Haruo Takahashi (Hg.): Correspondance Jean-Richard Bloch – Marcel Martinet, Tokyo 1994.

*Institut Français* in Florenz tätig und richtet sein besonderes Augenmerk auf Italien, aus dieser Zeit stammt auch sein Briefwechsel mit Mussolini.<sup>9</sup>

## Die Vorkriegszeitzeitschrift *L'Effort* und die Rezeption anderer Kulturen

Auch in seiner Zeitschrift *L'Effort* richtet sich sein Blick auf das europäische Ausland, selbst wenn die innerfranzösische Szene im Zentrum steht, nicht nur weil der junge *agrégé d'histoire* mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln versucht, sich innerhalb des heterogenen und in den avantgardistischen Umbruch eintretenden Feldes zu etablieren. Aber der *Effort* versucht zumindest, das Ausland zu einer Zeit wahrzunehmen, zu der Paris (zurecht oder zu Unrecht) auch nach Ende des 19. Jahrhunderts von fast allen Franzosen als die kulturelle Hauptstadt Europas betrachtet wird. Umso wichtiger ist die Aufmerksamkeit, die Italien und dem deutschsprachigen Ausland entgegengebracht wird. Der *Effort* veröffentlicht in seinen ersten Ausgaben im September und Oktober 1910 Beiträge von Ardengo Soffici und Giovanni Papini zur italienischen Gegenwartsliteratur, und Ende 1913 publiziert Bloch eine der ersten seriösen Analysen des italienischen Futurismus, die in Frankreich erscheinen: *Les raisons d'un futuriste et les nôtres*. So sehr er hier den künstlerischen Futurismus als einen „*art révolutionnaire*“ begrüßt und sich mit dem (avantgardistischen) Ziel eines „*art ainsi ,fondé en vie moderne‘ [qui] doit se nourrir de tout ce que celle-ci offre*“ einverstanden erklärt,<sup>10</sup> so deutlich distanziert er sich von der politischen Position des Futurismus, d.h. seinem extremen (und verspäteten) Nationalismus.

9 Michel Trebitsch: Six lettres de Mussolini à Jean-Richard Bloch, in: *Revue d'histoire moderne et contemporaine* (1987), Nr. 2, S. 305-316.

10 Jean-Richard Bloch: *Les raisons d'un futuriste et les nôtres*, jetzt in: Jean-Richard Bloch: *Carnaval est mort. Premiers essais pour mieux comprendre mon temps*, Paris 1920, S. 102-113, hier S. 103.

Das besondere Interesse gilt jedoch der deutschen Kultur. Fünf Hefte des zweiten Jahrgangs der Zeitschrift sind von Februar bis April 1911 der deutschen Literatur gewidmet. Innerhalb dieses Deutschlandschwerpunktes erscheinen zwei Artikel, die besonderes Interesse beanspruchen können und die belegen, in wie kurzer Zeit, und trotz der Publikation des *Effort* im provinziellen Poitiers, Jean-Richard Bloch ein literarisch-kulturelles Netzwerk hat aufbauen können: *L'Allemagne en face de la Culture française* von Julius Meier-Graefe<sup>11</sup> und *La Nouvelle Allemagne et la Culture Française* von Félix Bertaux<sup>12</sup>, weniger als Antwort denn als Koreferat. Während Meier-Graefe<sup>13</sup> den französischen Einfluß in/auf Deutschland nüchtern bilanziert, praktiziert Bertaux einen erstaunlich national geprägten interkulturellen Vergleich, der vielleicht nicht unrepräsentativ für den französischen Blick auf das Land der Ungewißheiten ist.<sup>14</sup> Meier-Graefes Einschätzung läßt sich wie folgt zusammenfassen: Trotz der Warnungen Nietzsches wächst unter dem Einfluß des wilhelminischen Imperialismus die Distanz zwischen der deutschen

11 L'Effort, 01.04.1911.

12 L'Effort, 01.07.1911.

13 Die Publikation des Artikels von Meier-Graefe (1867-1935), dem Herausgeber des *Pan* und wegen seiner 1904 erstmals erschienenen *Entwicklungsgeschichte der modernen Kunst* eine der wichtigen Figuren der Kunst- und Literaturszene der ersten drei Jahrzehnte des 20. Jahrhunderts, spricht für eine gute Kenntnis der deutschen Verhältnisse. Zu dem Paris-Aufenthalt von Meier-Graefe um die Jahrhundertwende und zu seiner Tätigkeit als Herausgeber der Zeitschriften *Dekorative Kunst* und *L'Art décoratif* siehe Catherine Kraemer: Meier-Graefe et les arts décoratifs. Un rédacteur à deux têtes, in: Alexandre Kostka, Françoise Lucbert (Hg): Distanz und Aneignung (Relations artistiques entre la France et l'Allemagne 1870-1945/Kunstbeziehungen zwischen Deutschland und Frankreich 1870-1945), Berlin 2004, S. 231-249.

14 Félix Bertaux (1881-1948) hatte als *Normalien* von 1903 bis 1905 in Berlin studiert. Er veröffentlicht seinen ersten Artikel über die deutsche Gegenwartskultur in *L'Effort*, um ab 1912 und bis zum Ende der 1930er Jahre für die *NRF* zu arbeiten. Bertaux publiziert 1912 gemeinsam mit Emile Lepointe ein Deutschunterrichtswerk: Für's Leben, ein praktisches illustriertes Lehrbuch, Paris 1912, und in der Zwischenkriegszeit wichtige Werke zur deutschen Literatur und Kultur, u.a. sein Panorama de la littérature allemande contemporaine, Paris 1931; aber auch zur französischen Literatur in Deutschland, etwa gemeinsam mit Hermann Kesten: Neue französische Erzähler, Berlin 1930.

und der französischen Kultur, „nous nous éloignons toujours de plus en plus des vieilles traditions allemandes et de la culture française pour nous rapprocher de l'industrialisme américain.“<sup>15</sup> Zwar gibt es eine Rezeption französischer Kunst und Literatur, allein der Impressionismus wird explizit erwähnt, doch bleibt diese oberflächlich und angeblich an ein jüdisches Milieu gebunden. Bertaux teilt diese Gesamteinschätzung, erblickt für sie jedoch grundsätzlichere Voraussetzungen. Für ihn, der sich ebenfalls auf Nietzsche und zusätzlich auf Goethe beruft, bleibt Deutschland ein kulturelles Entwicklungsland: „il n'existait [nach 1870, W.A.] point de culture allemande originale douée de force génératrice“, denn: „La tradition européenne de la culture, qui avait passé de Grèce en Italie, c'est la France qui en demeurerait aujourd'hui la dépositaire.“ Diese Idee einer deutschen (Un-)Kultur, die des zivilisatorischen Einflusses der französischen Kultur bedürfe, nimmt teilweise eine für Bertaux erstaunlich stereotype Form an, etwa wenn er der deutschen Philosophie „intuitions philosophiques“ attestiert, „qu'on prend pour de la profondeur et qui ramène la culture au niveau du rêve [! W.A.]“, oder von dem „laisser-aller féminin aux impulsions de la demi-animalité“ spricht, um zu bilanzieren: „en un mot, les bouillonnements barbares d'une âme chaotique et indomptée, impuissante à réduire la multiplicité des impressions à des phénomènes de conscience“ usw. Auch von Bertaux werden keine Tendenzen der deutschen Gegenwartskultur namentlich erwähnt, mit der Ausnahme des George-Kreises, der sich durch seine Affinität zur französischen Kultur auszeichne.

Umso überraschender wirkt dann freilich die Bertauxsche Schlußwertung: „on ne saurait guère nier que nous n'assistons à une interpénétration du Nord et du Midi“, und er spricht abschließend gar von der „européanisation de la culture dont l'axe se déplacerait

15 L'Effort, 01.04.1911, S. 73.



vers l'Est“, auch wenn die „romanisation du Nord“ eine „condition préalable“<sup>16</sup> dafür sei, daß der Wind der Geschichte in diese Richtung wehe. Ein Jahrhundert nach Mme de Staël illustriert die Bertauxsche Kultur-Transfer-Perzeption, wie sehr die behauptete (oder gewünschte?) Alterität des Nachbarn jenseits des Rheins den Blick auf die konkreten Veränderungen in Kunst und Literatur der unmittelbaren Vorkriegszeit verstellt. Es steht zu vermuten, daß auch Bloch, der während seines Berlin-Aufenthaltes 1928 mit Bertaux' Sohn Pierre sympathisieren sollte,<sup>17</sup> einige dieser Einschätzungen teilt. Das hindert ihn jedoch nicht, ein anderes, moderneres Deutschland zu Wort kommen zu lassen, denn in der gleichen Ausgabe wie den Bertaux-Artikel veröffentlicht er nicht nur eine Annonce des *Sturm* („*Der Sturm* est l'organe des Indépendants“), sondern auch einen Beitrag von Herwarth Walden, der „Frank Wedekind le Cynique“ gewidmet ist. Freilich verurteilt Walden das Werk des Dramatikers in Bausch und Bogen und bestätigt in gewisser Weise die Amerikanisierungsthese von Meier-Graefe: „Ils [seine Dramen, W.A.] sont parfaits, dans la mesure où ils supportent le transport, dans le style américain“, wie etwa *Der Erdgeist*. „Mais lorsqu'ils sont bâtis selon la vieille technique européenne, la mal-*façon* apparaît“, und als Beispiel wird u.a. auf *Frühlings Erwachen* verwiesen. Unabhängig von solchen Wertungen kommt mit Walden jedoch ein Repräsentant der deutschen Gegenwartskultur zu Wort. Und nicht zuletzt erscheint im ersten Heft des *Effort*, am 1. Juni 1910, der erste französische Aufsatz über Freud und die Psychoanalyse: *L'Inconscient et la Défense psychologique de l'individu* von René Morichau-Beauchant, und in gewisser Weise ‚antwortet‘ Jean-

16 Alle Zitate: L'Effort, 01.07.1911, S. 97f.

17 Hierzu: Pierre Bertaux: Un normalien à Berlin. Lettres franco-allemandes 1927-1933, hg. von Hans Manfred Bock, Gilbert Krebs und Hansgerd Schulte, Paris 2001.

Richard Bloch darauf mit seiner essayistischen Erzählung „La mort d'Œdipe“ im folgenden Heft.<sup>18</sup>

Schließlich versuchen Félix Bertaux und Jean-Richard Bloch gemeinsam im *Effort* der Juli-Ausgabe des Jahres 1912, eine Umfrage unter deutschen Schriftstellern durchzuführen, die, wenn sie zustande gekommen wäre, ein wirkliches Panorama der deutschen Gegenwartsliteratur geboten hätte. Zwar fehlt der gerade einsetzende Expressionismus, doch von Thomas Mann („persistance actuelle du réalisme dans le roman“) über Stefan George („individualisme aristocratique“, „théorie de la vie pour l'art“) bis zu Richard Dehmel („l'art au service de la vie“) und zur Jugendbewegung oder Wopswede, wird praktisch nach jeder wichtigen Tendenz der Gegenwartsliteratur gefragt.<sup>19</sup> Auch wenn die konkreten Hinweise wohl von Félix Bertaux stammen dürften, dokumentiert schon der Versuch einer solchen *Enquête* ein außergewöhnliches Interesse an der deutschen Literatur und Kultur.<sup>20</sup>

Die Zeitschrift *L'Effort*, und d.h. Jean-Richard Blochs Revue, gehört zu den nicht sehr zahlreichen Publikationen, die versuchen, der europäischen Gegenwartsliteratur Rechnung zu tragen. Auch wenn es ihr nicht gelingt, einen „art révolutionnaire“ oder gar den von Marcel Martinet proklamierten „art prolétarien“ zu realisieren,<sup>21</sup> wäre es doch unangemessen, sie einer „arrière-garde poétique“ zuzurechnen, wie dies Michel Décaudin in einem seiner letzten Aufsätze unternommen hat.<sup>22</sup> Daß zwischen den programmatischen Erklärungen und der poetischen Praxis eine erhebliche Kluft klafft, ist

18 *L'Effort*, 15.06.1911; dazu: Michelle Moreau-Ricaud: Jean-Richard Bloch touché par la „peste“ freudienne: „La Nuit kurde“, in: Angremy, Trebitsch, a.a.O., S. 131-138.

19 *L'Effort*, 01.07.1912, S. 648f.

20 S. auch Michel Espagne: Jean-Richard Bloch et les germanistes, in: Angremy, Trebitsch, a.a.O., S. 179-193, hier S. 189.

21 *L'Effort*, 01.06.1913.

22 Michel Décaudin: Avant-garde politique, arrière-garde poétique. Autour de „L'Effort libre“, in: William Marx (Hg.): Les arrière-gardes au XX<sup>e</sup> siècle. L'autre face de la modernité, Paris 2004, S. 103-115.

unübersehbar. Doch mit ihrem Blick auf die Gegenwartsliteratur außerhalb Frankreichs trägt die Zeitschrift der im Umfeld der Avantgarden einsetzenden Europäisierung Rechnung, die zu jener (Vorkriegs-)Zeit nicht selbstverständlich ist.

## Das Engagement des Schriftstellers

Wenn eingangs behauptet wurde, daß auch die Intellektuellen am „sacre moderne de la littérature“ partizipieren, so gilt dies für den Jean-Richard Bloch der Zwischenkriegszeit in besonderer Weise. Von 1914 bis 1919 als Soldat mehrfach verwundet und ausgezeichnet, erscheint noch vor Kriegsende, im Frühjahr 1918, sein erster Roman ...*Et Cie* bei der NRF. Und Anfang 1919 entlassen schreibt er eine auf den 1. Februar datierte *Prière de l'écrivain*, die im März in den *Cahiers idéalistes français* Edouard Dujardins erscheint und eine literarische Standortbestimmung sowie ein Bekenntnis darstellt.<sup>23</sup> Mit den Worten „Au moment où je reprends la plume“ beginnend, sieht Bloch einen „monde différent“ entstehen, in dem „une des incarnations de la malveillance, une des incarnations du mépris, de la puissance, du prestige, de l'ambition a été extirpée“, also der wilhelminisch-deutsche Imperialismus vernichtet worden ist. In dieser (neuen) Situation legt Bloch das Gelübde ab: „je fais vœu de dévouer mon art aux attributs de la dignité humaine, à l'esprit, à la souffrance, à la bonté, à l'amitié, à l'acceptation, à la révolte, au travail“ usw.<sup>24</sup> Es ist der Schriftsteller, der sich hier auf dieses revolutionär-humanitäre Programm verpflichtet. Bloch nimmt dieses Gebet in seine *Premiers essais pour mieux comprendre mon temps* auf, in denen er Artikel des *Effort* aus den Jahren 1910 bis 1914 unter dem Titel *Carnaval est mort* veröffentlicht. Ihnen folgen in den Jahren bis 1936 drei weitere Essaybände: *Destin du siècle*.

23 Cahiers idéalistes français (1919), Nr. 26.

24 Jean-Richard Bloch: *Prière de l'écrivain*, jetzt in: ders.: *Carnaval est mort*, a.a.O., S. 19-21.

*Seconds essais pour mieux comprendre mon temps; Offrande à la politique. Troisièmes essais pour mieux comprendre mon temps und Naissance d'une culture. Quatrièmes essais pour mieux comprendre mon temps.*<sup>25</sup> In diesen Bänden versammelt Bloch einen Teil seiner mehr als einhundert *Commentaires*,<sup>26</sup> die er seit 1924 für die von ihm mitbegründete Zeitschrift *Europe* schreibt, und in denen sich das Engagement des Intellektuellen Bloch stets neu konkretisiert.

Weisen schon diese Kommentare einen deutlich literarischen Charakter auf, so gilt „le sacre moderne de la littérature“ in besonderem Maße für das parallel verfolgte literarische Projekt des Autors im Sinne des Gelübdes von 1919. Deutschland spielt im literarischen Werk eine hervorgehobene Rolle. Bloch übersetzt nicht nur die Bühnenfassung von Leonhard Franks *Karl und Anna* für Gaston Baty,<sup>27</sup> die deutsch-französische Geschichte bildet auch mehr als den Hintergrund für seinen großen Roman *...Et Cie*. Im Vorwort zur Neuauflage des Romans bei Gallimard 1997 situiert Max Gallo Jean-Richard Bloch explizit in diesem deutsch-französischen Kontext: „Mais, intellectuel juif, Jean-Richard Bloch est français. C'est-à-dire qu'il est écrasé, comme toute la société intellectuelle française, par l'ombre de l'Allemagne, sa puissance, son rayonnement. Il souffre de la défaite de 1870, et la question du rapport avec l'Allemagne lui est constamment posée.“<sup>28</sup> Für den Romancier wie für die jüdische Familie Simler, die aus Treue zu Frankreich nach der Annexion von Elsaß-Lothringen 1871 das heimatliche Buschendorf verläßt, um sich mit ihrer Textilfabrik in Vendeuvre (Elbeuf) zu installieren, ist das Verhältnis zu Deutschland durch einen Ursprungs-

25 Sämtlich bei Rieder, Paris 1931, 1933 und 1936.

26 Eine komplette Liste bei Carmen Giese: Jean-Richard Bloch – weltanschauliche Entwicklung, Literaturprogrammatik, künstlerische Praxis (1910-1947), Diss. Humboldt-Universität Berlin 1984.

27 Erschienen bei Rieder, Paris 1929.

28 Max Gallo: Préface, in: Jean-Richard Bloch: *...Et Compagnie*, Paris 1997, S. IV.

Verlust charakterisiert: „Et la défaite c’est la perte d’un lieu intime, d’un accent, d’une culture, d’un paysage, d’une cuisine avec ses plats typiques.“<sup>29</sup> Denn sowohl Blochs Familie wie auch jene seiner Frau Marguerite Herzog, der Schwester von André Maurois (d.h. Wilhelm Herzog), stammen aus dem Elsaß, und die Familie Simler verweist überdeutlich auf die Familie Herzog und ihr Textilunternehmen. Der gerade wegen der jüdisch-elsässischen Herkunft besonders schwierige Wiederbeginn der Familie Simler in der Normandie evoziert immer eine doppelte Abwesenheit: jene der verlorenen elsässischen Heimat und jene des dafür verantwortlichen Deutschland. Das Frankreich von 1870/71 und danach erscheint Deutschland gegenüber als „vieux pays“, wie es der in die USA auswandernde Cousin Benjamin Stern feststellt: „Je savais qu’on serait battu par les Allemands qui sont un peuple jeune, et pourquoi les Allemands seront battu par les Américains qui sont encore plus jeunes.“<sup>30</sup> So endet der Roman mit der Perspektive einer Erneuerung Frankreichs dank einer französisch-amerikanischen Komplementarität: „L’Amérique a encore autant besoin de vous autres, les Français, que vous avez besoin d’elle.“<sup>31</sup>

Mit der Niederlage des Kaiserreiches verbindet sich bei Bloch die Hoffnung auf ein anderes Deutschland. Bevor er erstmals nach dem Krieg 1928 Deutschland besucht, verarbeitet er diese Hoffnung auf ein neues Deutschland in einem Theaterstück, das er unmittelbar nach seiner Demobilisierung in Angriff nimmt: *Le Dernier Empereur*. In seiner *Lettre aux Allemands*, die die NRF abgelehnt hatte und mit der er auf Gides *Lettre ouverte* an die Deutschen vom 1. Juni 1919 ‚antwortet‘, bildet die Thematik des Dramas ein zentrales Argument: die Notwendigkeit des Kampfes gegen den Milita-

29 Ebd.

30 Ebd., S. 188.

31 Ebd., S. 449.

rismus und das Preußentum.<sup>32</sup> Blochs letzter Kaiser, der zufällig den Thron einer offensichtlich deutschsprachigen Monarchie besteigt, versucht, das militaristische und feudale System zu reformieren und scheitert, da die reaktionären Kräfte lieber einen (Welt-)Krieg vom Zaune brechen als politische Zugeständnisse zu machen – eine Blochsche Kriegsschuldthese sozusagen. Wenn Bloch später, in *Destin du théâtre* (1930) den Prinzen und Kaiser als „le héraut de notre désir d'héroïsme“ bezeichnet, um zu resümieren: „L'acier fin de l'individu se heurte à des masses brutales, celles des intérêts, celle de la foule“,<sup>33</sup> so verrät dies neben seiner Dramenkonzeption auch einiges über sein Deutschlandbild. Es bedurfte offensichtlich eines Weltkrieges, um sich des preußischen Militarismus zu entledigen. Das Thema eines zutiefst als deutsch dargestellten Militarismus verbunden mit einem feinsinnigen und sozialen Individuum, das vergeblich versucht, die proletarischen Massen auf seine Seite zu ziehen, dürfte es auch gewesen sein, das Erwin Piscator bewogen hat, das Stück im April 1928, mit Ernst Deutsch in der Hauptrolle, an seinem Theater am Nollendorfplatz zu spielen.<sup>34</sup> Vor allem in dieser Inszenierung wird es zum Drama der ausgebliebenen Revolution, die den Krieg unvermeidbar machte.

Bloch versucht mit diesem Stück, ein *théâtre engagé* zu verwirklichen, das in der Tradition des *Théâtre de la Révolution* seines Freundes Romain Rolland steht. Doch das Engagement des Intellektuellen und Sozialisten Bloch gerät angesichts der zeitgenössisch-deutschen Thematik in Widerspruch zu den dramatischen Notwendigkeiten. Vor allem wegen des Versuchs, ein (fast romantisches) Individuum zwischen den beiden welthistorischen Kräften von Re-

32 Jean-Richard Bloch: *Lettre aux Allemands*, in: *Revue politique internationale* (Lausanne) (1919), Nr. 39/40.

33 Jean-Richard Bloch: *Destin du théâtre*, Paris 1930, S. 91.

34 Dazu sowie zu „Le Dernier Empereur“ insgesamt: Wolfgang Asholt: *Le Destin de Jean-Richard Bloch au théâtre*, in: *Revue d'histoire du théâtre* (1992), Nr. 175, S. 199-220.

aktion und Revolution vermitteln zu lassen bzw. es von beiden zerrieben zu sehen. Bemerkenswert bleibt jedoch der Versuch, dieses welthistorische Thema literarisch zu behandeln, auch wenn Bloch in *Destin du théâtre* einräumen muß, daß eine solche Form des engagierten Theaters nicht funktioniert: „La prose du dialogue [...] ne me paraît plus apte à supporter dans sa plénitude la charge tragique de l'action ni à l'élever à cette hauteur où parole et pensée font dôme.“<sup>35</sup> Nur wenn „parole et pensée“ wirklich zusammenfallen, können der Schriftsteller und der Intellektuelle Jean-Richard Bloch nicht nur koexistieren und kooperieren, sondern die gewünschte harmonische Dioskurenkonstellation bilden. Der *Dernier Empereur* illustriert nicht nur die zentrale Bedeutung Deutschlands für das Blochsche Denken (erstaunlicherweise auch im Vergleich mit dem sowjetischen Rußland der beginnenden 1920er Jahre), er verdeutlicht darüber hinaus den Widerspruch zwischen dem individualistischen, vom Ideal des „sacre de la littérature moderne“ geprägten Autors und dem sich der sozialen Zukunft der Menschheit verpflichtenden Intellektuellen.

Als Bloch 1932 seinen Roman *Sybilla* veröffentlicht, hat sich die politisch-kulturelle Situation und damit auch die Bedeutung Deutschlands für ihn und sein Werk grundlegend gewandelt. Dank Jean Paulhan erscheint *Sybilla* in Fortsetzungen zwischen Mai und Oktober 1932 in der *NRF* und Ende Oktober des gleichen Jahres als Buch. Deutschland, wo ursprünglich eines der zentralen Kapitel des Romans spielen sollte,<sup>36</sup> ist nur noch als kultureller Hintergrund präsent. Etwa in der Person eines preußisch-adligen Diplomaten,

35 Bloch: *Destin du théâtre*, a.a.O., S. 121.

36 In der Romanskizze vom 24.6.1927 befindet sich die Tanzschule Sybillas in einem rheinischen Schloß; hier vollzieht sich die entscheidende Veränderung von Clotilde, der französischen Schülerin der großen Tänzerin, die Bloch als „transmutation qui va changer la bourgeoise en or“ bezeichnet (in: Jean-Richard Bloch: *Projets*, in: *Europe*, Bloch-Dossier (1957), Nr. 135/136, S. 154). All dies fehlt im 1932 veröffentlichten Roman.

der sich der Isadora Duncan nachempfundenen Titelfigur bei Bedarf zur Verfügung stellt, oder in der Form deutscher Musik, etwa wenn Sybilla zu Ehren des soeben verstorbenen Lenin auf die Melodie des Allegretto der Siebten Sinfonie von Beethoven tanzt. Stefan Wirth hat gezeigt, wie sich mit der „aporie du bon dictateur“ [Lenin] ein Perspektivwechsel verbindet: „Car c’est la Russie des soviets, le mythe que Bloch propose, à travers les paroles de Sybilla, pour rompre avec la vieille France“<sup>37</sup> – und d.h. zumindest implizit auch mit dem Deutschland der späten Weimarer Republik. In diesem Zusammenhang habe ich vor einiger Zeit auf die Notwendigkeit des Mythos in einer Phase der enttäuschten gesellschaftlichen und kulturellen Veränderungen und der zunehmenden faschistisch-nationalsozialistischen Gefahren hingewiesen: „gerade in dieser Situation erweist sich die Fähigkeit des mythischen Denkens, angesichts einer ausweglosen Situation die Hoffnung auf Veränderungen in nicht zu ferner Zukunft bewahren zu können.“<sup>38</sup> In den kommenden Jahren, insbesondere nach der Ende 1932 unmittelbar bevorstehenden Machtergreifung Hitlers, erblickt Bloch immer exklusiver in der Sowjetunion die „éclosion d’ordre nouveau du monde“, die er in einem Brief an Jean Paulhan als zentrales Thema seines Romans bezeichnet;<sup>39</sup> die stalinistische Sowjetunion wird zum neuen Mythos, in den er seine Hoffnung setzt.

37 Stefan Wirth: „Sybilla“ (1932): polyphonie de l’idée émancipatrice ou le poème impossible de Jean-Richard Bloch“, in: Angremy, Trebitsch, a.a.O., S. 71-83, hier S. 76.

38 Wolfgang Asholt: Jean-Richard Bloch: „Sybilla“ (1932), in: Edward Reichel, Heinz Thoma (Hg.): Zeitgeschichte und Roman im Entre-deux-guerres, Bonn 1993, S. 139-155, hier S. 152. Zur Bedeutung des Mythos in einem anderen Zusammenhang: Ders.: L’avant-garde, le dernier mythe de l’histoire littéraire?, in: Véronique Léonard-Roques, Jean-Christophe Valtat (Hg.): Les Mythes des avant-gardes, Clermont-Ferrand 2003, S. 19-32 und ders.: Fotografie und neuer Mythos bei André Breton, Kolloquium „Alte Mythen – Neue Medien“ (Siegen 2004), erscheint mit den Kolloquiumsakten 2005.

39 Brief vom 4.6. 1932, in: Jean Paulhan: Huit lettres à Jean-Richard Bloch, in: ders.: Traité du ravissement, Paris 1983, S. 187-217.



## Mitteleuropa als Modell einer neuen Kultur?

Was Jean-Richard Bloch nach einem langen Sowjetunion-Besuch an seinen Freund und Sowjetunion-Kritiker Marcel Martinet schreibt, „C'est ainsi. Et toute exégèse, qu'elle soit de gauche ou de droite, paraît vaine tant qu'on ne s'est pas mis en présence du ‚monstre‘ lui-même“,<sup>40</sup> gilt jedoch nicht nur für die Sowjetunion, sondern auch für das „monstre sacré“ Deutschland. Denn bevor es angesichts der Entwicklung der Weimarer Republik ab 1930 zu einer immer größeren Skepsis und Besorgnis kommt, kann Bloch anlässlich eines längeren Berlin-Besuches im Frühjahr 1928 sein Deutschlandbild überprüfen und weiterentwickeln.

Wie ich in einem Beitrag zu dem Berliner Kolloquium „Berlin in den Deutsch-Französischen Gesellschafts- und Kulturbeziehungen der Weimarer Republik“, das Hans Manfred Bock im Oktober 2003 an der Humboldt-Universität organisiert hat, versucht habe zu zeigen, wird dieser Berlin- und Deutschland-Besuch für Bloch zu einer „leçon d'européanisme“.<sup>41</sup> Wenn er seinen essayistischen Reisebericht, der Ende 1928/Anfang 1929 in *Europe* erscheint, unter den Titel „Europe du milieu. Mitropa“ stellt, so weil er im Berlin der späten 1920er Jahre das Modell eines vielfältigen, die Alterität der Kulturen respektierenden und von ihnen profitierenden Mitteleuropa erblickt, auch wenn dies sich in Deutschland herausbildet und in hohem Maße von ihm geprägt wird. Doch es ist ein neues Deutschland, ein Deutschland der „Neuen Sachlichkeit“, ein Deutschland, das sich den Nachbarstaaten und -Kulturen öffnet, ein Deutschland,

40 Brief aus Moskau vom 18.12.1934, zit. nach: Takahashi, a.a.O., S. 390. Zu dieser Reise Blochs: Ludmilla Stern: *Journal du voyage en URSS de Marguerite et Jean-Richard Bloch*, in: Angremy, Trebitsch, a.a.O., S. 231-240, und demnächst: Wolfgang Klein: *Marguerite et Jean-Richard Bloch en URSS, en 1934* (Woche in Cerisy: „Paris-Berlin-Moscou. Regards croisés“, Sept. 2004).

41 So der Titel meines Beitrags in den von Hans Manfred Bock und Gilbert Krebs herausgegebenen Kolloquiumsakten: *Échanges culturels et relations diplomatiques. Présences françaises à Berlin au temps de la République de Weimar*, Asnières 2005, S. 295-312.

dessen Hauptstadt zum *Carrefour de l'Europe* wird, welches Bloch bei seiner Reise kennenlernt. Zwar ahnt er, daß es daneben ein anderes, bedrohliches und immer noch gefährliches Deutschland gibt, doch setzt er 1928 nicht ohne gute Gründe seine Hoffnung darauf, daß dieses reaktionär-nationalistische Deutschland in der prosperierenden Weimarer Republik mehr und mehr als ein Anachronismus erscheint. Wahrscheinlich läßt sich Bloch jedoch ebenso sehr von den ihm zur Verfügung stehenden *sociabilités intellectuelles* irreleiten, wie später anlässlich seiner Sowjetunion-Reise durch das, was man ihm zeigt. Die Kreise, die er in Berlin frequen- tiert, von Piscators Theater und seinem Publikum über den Salon seiner Übersetzerin und Stresemann-Freundin Antonia Vallentin bis zu jenen der Verlegerfamilie Fischer und dem Berliner Milieu um Kurfürstendamm und Nollendorfplatz, wirken auf ihn nicht ohne Grund offener und moderner als die Pariser Kunst- und Literatur- scene. Hier wird der „sacre moderne de la littérature“, d.h. das fran- zösische Modell einer textorientierten Literatur, zumindest teilweise infrage gestellt, wie es das Theater Piscators, etwa im Vergleich mit jenem Copeaus (an dessen *Vieux-Colombier* der *Dernier Empereur* hätte uraufgeführt werden sollen) oder des *Cartel des Quatre*, au- genscheinlich demonstriert. Dennoch steht die Literatur im Sinne eines erweiterten Literaturbegriffs weiter im Zentrum einer so ver- standenen Kultur, so daß sich Bloch weitgehend mit ihr identifizie- ren oder zumindest von ihr faszinieren lassen kann. Und da er von Ausnahmen abgesehen fast ausschließlich Schriftstellern und Künst- lern begegnet, die sein intellektuelles Engagement teilen, muß sich auch der Intellektuelle Jean-Richard Bloch nicht von der Berliner Kultur distanzieren, im Gegenteil. Berlin als Experimentierfeld eines transkulturellen Mitteleuropa wird für ihn zu der „leçon d'européanisme“, auf die er bei seiner Abreise aus Paris gehofft hatte. In gewisser Weise erfüllt dieses Deutschland jene Erwartun-

gen, die sich mit dem *Dernier Empereur* und der *Lettre aux Allemands* verbunden hatten, in der Bloch die Hoffnung geäußert hatte, nach der *Grande Guerre* könne die Zeit eines neuen *homme européen* gekommen sein. Erst als diese Hoffnung enttäuscht wird, kann der Mythos einer in der Sowjetunion entstehenden neuen Gesellschaft sich entwickeln.

Deutschland bildet für Bloch also eine zentrale kulturelle und literarische Referenz. Dies gilt nicht nur für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg oder während der Weimarer Republik. Seit dem Kriegsbeginn 1939 und auch zur Zeit der deutschen Besatzung in den Jahren 1940 und 1941 übersetzt Jean-Richard Bloch den zweiten Teil des *Faust*,<sup>42</sup> Teile davon werden nach seiner Rückkehr aus dem sowjetischen Exil, das von 1941 bis 1945 dauert, in *Europe* veröffentlicht.<sup>43</sup> Doch für kurze Zeit schien es so, als ob sich Deutschland zum Modell für eine andere, modernere und offene Gesellschaft entwickeln würde, ein Modell, das wenn schon nicht das französische Modell des literarischen und intellektuellen Engagements infrage stellte, diesem aber Fragen stellte, die einen zukunftsweisenden Dialog ermöglicht hätten.

42 In einem Brief an Georges Duhamel vom 21.8.1940 schreibt er: „je poursuis ma traduction du Second Faust, entreprise l’hiver dernier aux applaudissements de Vermeil [...] une traduction de Goethe arrachée aux bombes et aux mitrailleuses des avions allemands“ (zit. nach: Asholt, Lafay, a.a.O., S. 205).

43 *Europe* (Juni 1946).



**Die Wirkung Frankreichs.<sup>1</sup>**  
**Klaus Mann und sein „zweites Vaterland“**

Michel Grunewald

1 Titel eines Aufsatzes von Klaus Mann aus dem Jahr 1938, in: Klaus Mann: Prüfungen. Schriften zur Literatur, hg. von Martin Gregor-Dellin, München 1968, S. 141-152.

Im ersten Kapitel seiner Monographie über André Gide erinnerte Klaus Mann an die sehr verschiedenen Formen, die der „Wissensdurst“ der deutschen Jugend nach dem Ersten Weltkrieg angenommen hatte: „Es gab junge Deutsche, deren geistige Aufmerksamkeit einzig und allein auf das russische Experiment konzentriert erschien, während andere sich zum italienischen Faschismus hingezogen fühlten. Wieder andere suchten das Heil in den Offenbarungen indischer Mystik oder im geschäftstüchtigen Idealismus eines Henry Ford. Indessen gab es auch solche, die nach Frankreich schauten.“<sup>2</sup> Er selbst habe von Anfang an zu denjenigen gehört, die „die geistigen Entwicklungen, die sich in Paris abzuzeichnen begannen, attraktiver und bedeutungsvoller fanden, als irgendetwas, was sich in Rom oder Moskau begab“.<sup>3</sup>

Klaus Mann hat sich im Alter von 18 Jahren für Frankreich intensiv zu interessieren begonnen, nachdem er Ernst Robert Curtius kennengelernt hatte. Curtius lehrte damals in Heidelberg, und Klaus Mann, der im Frühjahr 1924 einige Wochen in der Nähe der Stadt in einer anthroposophischen Schule verbrachte, hatte Gelegenheit, bei Ausflügen nach Heidelberg den schon sehr bekannten Romanisten mehrmals zu treffen.<sup>4</sup> Im Juni 1924 schenkte Curtius ihm sein Buch über *Die literarischen Wegbereiter des neuen Frankreich*,<sup>5</sup> dessen Lektüre ihn tief beeindruckte. Später las Klaus Mann noch wenigstens zwei weitere Werke von Curtius: seine Balzac-Biographie und *Französischer Geist im neuen Europa*;<sup>6</sup> 1930 rezensierte er sein Frankreich-Buch.<sup>7</sup> Klaus Mann verdankte Curtius

2 Klaus Mann: André Gide und die Krise des modernen Denkens, München 1966, S. 9.

3 Ebd.

4 Vgl. Klaus Mann: Kind dieser Zeit, Reinbek 1982, S. 186; ders.: Der Wendepunkt. Ein Lebensbericht. Mit einem Nachwort von Friedo Mann, München 1981, S. 257.

5 Vgl. Widmungsexemplar im Klaus Mann-Archiv der Stadtbibliothek München (im folgenden: KMA).

6 Vgl. Klaus Mann: E.R. Curtius: Frankreich, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 343.

7 Vgl. ebd., S. 344-346.

nicht nur geistige Anregungen. Es war der Heidelberger Professor, der ihm auch seine ersten Kontakte zu französischen Schriftstellern, insbesondere zu André Gide, vermittelte.<sup>8</sup>

Klaus Mann sah in Frankreich und vor allem in Paris, wo er sich 1925 zum ersten Mal aufhielt, sein „zweites Vaterland“.<sup>9</sup> Seit 1926 kannte er nicht nur Gide, sondern auch Jean Cocteau,<sup>10</sup> durch dessen Vermittlung er junge französische Autoren und Künstler seines Alters kennenlernte. In der Mitte der zwanziger Jahre gehörte René Crevel<sup>11</sup> – der surrealistische Dichter – schon zu seinen engen Freunden, und es hat nichts Überraschendes, daß z.B. fast die Hälfte der Beiträge, die Klaus Mann in der Zeitschrift *Die Literatur* bis 1933 publizierte, Werke französischer Autoren zum Thema hatte.<sup>12</sup> Im März 1933, als er ins Exil gehen mußte, führte ihn sein Weg zuerst nach Paris, und bis 1938 hielt er sich öfters für längere Zeit in der französischen Hauptstadt auf, die er dann erst nach sieben Jahren, im Juni 1945, wiedersah.<sup>13</sup>

Im Leben wie in der Laufbahn Klaus Manns ist das Verhältnis zu Frankreich und seiner Literatur von entscheidender Bedeutung gewesen. Die Entwicklung dieser in ihren Äußerungen oft sehr emotional gefärbten Beziehung vollzog sich auf mehreren, sich häufig überschneidenden Ebenen. Manche französische Autoren übten eine echte Faszination auf ihn aus, andere halfen ihm bei der Identitätsfindung oder wurden sogar von ihm als Vorbilder angesehen und gepriesen. Seine Äußerungen über Frankreich und die Franzosen standen in enger Verbindung mit seiner Überzeugung, die Einiung Europas sei zur Erhaltung des Friedens unbedingt notwendig.

8 Vgl. Mann: Wendepunkt, a.a.O., S. 256-257; ders.: André Gide Krise, a.a.O., S. 23-35.

9 Mann: Wendepunkt, a.a.O., S. 346.

10 Vgl. ebd., S. 250-255.

11 Vgl. insbes. ebd., S. 192, 198, 263, 266-270.

12 Vgl. Michel Grunewald: Klaus Mann. Eine Bibliographie, München 1984.

13 Vgl. Mann: Wendepunkt, a.a.O., S. 565ff.

Nach 1933 bekleidete seine Frankreich-Vorstellung zusätzlich eine zentrale Funktion in der Auseinandersetzung mit Deutschland, zu der Hitlers Machtübernahme ihn nötigte.

„Lebensnotwendig“, bekannte Klaus Mann 1930, sei ihm die „intellektuelle und menschliche Verbindung“ mit Frankreich geworden.<sup>14</sup> Mit diesem emphatischen Bekenntnis wollte er in erster Linie seine Dankesschuld gegenüber den französischen Autoren abtragen, deren Werke ihm seit Mitte der 20er Jahre vertraut waren.

Der erste in dieser Reihe war Raymond Radiguet, dessen Roman *Le diable au corps* er entdeckte, als er selbst an seinem ersten Roman, *Der fromme Tanz*, arbeitete. Im Buch des 1923 im Alter von 20 Jahren verstorbenen Autors fand er am besten geschildert, was für sein Gefühl das „eigenste“ der Nachkriegsjugend war: „ein neues Sich-ordnen-wollen, eine neue Sehnsucht nach Reinheit“ und eine „Höflichkeit des Herzens“, die seiner Meinung nach den ganzen Unterschied zwischen seiner eigenen Generation und der expressionistischen ausmachten.<sup>15</sup>

Als Klaus Mann Radiguets *Le diable au corps* entdeckte, begann er sich auch mit den Werken von René Crevel zu befassen, denen er ebenfalls „das beglückende Erlebnis des Sich-selbst-Wiedererkennens“<sup>16</sup> verdankte wie die Gewißheit, daß die Situation der Jugend in Frankreich und Deutschland „heute von so verblüffender Ähnlichkeit [sei], daß nicht viel fehl[e], bis sie identisch [sei]“.<sup>17</sup>

Eine dritte, „wesentliche Begegnung mit der Jugend Frankreichs“<sup>18</sup> hatte Klaus Mann, als er das Buch von Jean Desbordes,

14 Mann: E.R. Curtius, a.a.O., S. 343.

15 Alle Zitate hier aus Klaus Mann: Raymond Radiguet, 1925, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 160-164.

16 Klaus Mann: Woher wir kommen und wohin wir müssen, 1930, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 379.

17 Klaus Mann: René Crevel: Der schwierige Tod, 1926, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 165.

18 Klaus Mann: Jean Desbordes, 1929, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 180.



*J'adore*, las. Der heute in Vergessenheit geratene Autor gehörte zum Freundeskreis von Jean Cocteau. Klaus Mann kannte ihn persönlich und empfand große Sympathie für ihn, weil er in ihm einen „innige[n] Gottsucher“ erkannte, der wie er die Bedeutung des „Gotteserlebnis[ses] durch den Eros“<sup>19</sup> hoch einschätzte.

Die Überzeugung, daß die Schriftsteller seines Alters jenseits des Rheins seine Auffassung des Lebens teilten, war nicht die einzige, die Klaus Mann im Umgang mit französischen Autoren gewann. Die Beschäftigung mit dem Werk – wie dem Schicksal – mancher Vertreter der französischen Literatur half ihm auch, über sich selbst und seine Aufgaben als Schriftsteller Klarheit zu gewinnen. Dies zeigte ganz eindeutig sein nie nachlassendes Interesse für Rimbaud, dem er 1934 sogar eine Biographie widmen wollte.<sup>20</sup>

Die Ambivalenz der Gefühle, die mit diesem starken Interesse verbunden war, spiegelt in sehr einprägsamer Weise wider, wie stark die Ereignisse seiner Zeit Klaus Mann in der Wahrnehmung seines Standortes und seiner Aufgaben und Möglichkeiten als Schriftsteller beeinflussten.

In seiner frühen Jugend, im Alter von etwa 18 Jahren, als er wie Hofmannsthals Lord Chandos eine starke Neigung hatte, Zweifel an der schöpferischen Kraft der Sprache zu äußern und bekannte, er habe seinen eigenen Weg noch nicht gefunden, gab er ziemlich freimütig zu, daß Rimbaud ihn faszinierte, weil er den Mut gehabt habe, sich von den Fesseln der Literatur und der Kultur freizumachen.<sup>21</sup> Die Faszination, die Rimbaud auf den jungen Klaus Mann ausübte, weil er die Literatur aufgegeben hatte, um sich in Abenteuer anderer Art zu stürzen, war von kurzer Dauer. In den frühen

19 Ebd., S. 178.

20 Vgl. Brief an Stefan Zweig, 18.6.1934, in: Klaus Mann: Briefe und Antworten, hg. von Martin Gregor-Dellin, München 1975, Bd. 1, S. 188.

21 Vgl. Klaus Mann: Fragment von der Jugend, 1926, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 19.

30er Jahren, als er im Gegensatz zur Zeit seiner frühen Jugend die Überzeugung vertrat, „die künstlerische Leistung allein [könne] dem Leben eines Künstlers einen Sinn geben“, war es ein anderer Rimbaud, der ihn interessierte. Dies verdeutlichte eine Rezension aus dem Jahr 1931, in der er sogar entgegen seiner früheren Überzeugung die Vermutung äußerte, daß „für Arthur Rimbaud, [...] in der Stunde, da er starb, wahrscheinlich sein Gedicht von den Vokalen wichtiger [gewesen sei] als seine afrikanischen Unternehmungen“.<sup>22</sup>

Klaus Mann änderte seine Einstellung gegenüber Rimbaud erneut nach 1933, als für ihn wegen der Entwicklung in Deutschland das ethische und politische Engagement zur wichtigsten Priorität wurde. Als er während des Krieges an seiner Autobiographie *The Turning Point* arbeitete, bewunderte er zwar immer noch Rimbaud wegen seiner poetischen Leistung, aber er distanzierte sich ausdrücklich von ihm wegen seiner Abkehr von Europa und setzte ihn fast einem Fahnenflüchtigen gleich.<sup>23</sup> 1949, als er am *Wendepunkt* arbeitete, war Klaus Mann noch viel kritischer gegenüber Rimbaud als noch während des Krieges. In der deutschsprachigen Fassung seiner Autobiographie, rückte er den französischen Lyriker in die Nähe der Propheten des Irrationalen, die er für die Katastrophe des Weltkrieges mitverantwortlich machte.<sup>24</sup>

Klaus Manns reges Interesse für französische Autoren spiegelte nicht nur sein dauerndes Bemühen wider, seinen Standort zu bestimmen. Die Beziehungen, die er zu André Gide knüpfte, hatten eine zusätzliche Dimension: sie machten das ganze Ausmaß des Identitätsproblems deutlich, mit dem er sein Leben lang als Sohn von Thomas Mann konfrontiert wurde.

22 Klaus Mann: Herr Gilhooley (Rezension eines Romans von Liam O'Flaherty), in: Die Literatur, Oktober 1931, S. 46.

23 Vgl. insbes. Klaus Mann: *The Turning Point*, New York 1984, S. 196-229.

24 Vgl. Mann: *Wendepunkt*, a.a.O., S. 130f.

Noch bis kurz vor seinem Selbstmord sah Klaus Mann in Gide einen Freund.<sup>25</sup> Manche Bücher von Gide haben ihm jenseits der Bewunderung, zu der sie ihn als literarische Leistungen veranlaßten, buchstäblich bei der Überwindung seelischer Krisen geholfen. Diesen Aspekt seiner Beziehungen zu Gide verdeutlichten insbesondere die überschwenglichen Sätze, mit denen er diesem für die Übersendung der *Nouvelles nourritures* dankte: „Für meinen letzten Brief aus Luzern – muß ich um Entschuldigung bitten: es war sicher ein schlechter Brief, denn er war in einer schlechten Stunde geschrieben, ich hätte ihn nicht abschicken sollen. ‚Les nouvelles nourritures‘ haben Sie mir gewiß *trotz* diesem Brief – nicht wegen dieses Briefes – geschickt. Ich kann Ihnen nicht genug danken. Das Buch ist herrlich. Seit langem hat mich keine Lektüre so bewegt, so gestärkt. Ich finde alles in ihm, was ich suche. Es hat so vielerlei Töne. Es antwortet auf so vielerlei Fragen. Beinahe erschrak ich vor Freude, als ich auf die Stelle stieß: ‚Je reviens à, vous – Seigneur Christ... Je suis las de mentir à mon cœur...‘“<sup>26</sup> Die quasi therapeutische Funktion der Bewunderung, die Klaus Mann für Gide empfand, kommt hier unverkennbar zum Ausdruck. Indem Klaus Mann sich zu André Gide bekannte und die Gemeinsamkeiten zwischen sich selbst und dem französischen Schriftsteller in den Vordergrund stellte, konnte er deutlich machen, was ihn – seiner Meinung nach – von seinem Vater unterschied.

Die Gegenüberstellung von zwei Geburtstagsgrüßen ist in dieser Hinsicht aufschlußreich. 1925 veröffentlichte Klaus Mann aus Anlaß von Thomas Manns 50. Geburtstag einen Aufsatz, in dem er dem Vater zwar seine „Verehrung“ aussprach, aber auch auf den „Ab-

25 Vgl. André Gide – Klaus Mann: Ein Briefwechsel, mitgeteilt, eingeleitet und kommentiert von Michel Grunewald, in: *Revue d'Allemagne* (1982), Oktober-Dezember, S. 681f.

26 Ebd., Brief an André Gide, 18.12.1935, S. 635.

grund“ hinwies, der ihn von diesem trennte.<sup>27</sup> Die ersten Zeilen des Artikels, den Klaus Mann Gide 1929 zum 60. Geburtstag widmete, hatten einen ganz anderen Ton: Er begrüßte Gide als den „erlauchtesten und reifsten Bruder“<sup>28</sup> der Jugend und als den Freund, den sie „am meisten liebe [...]“.

Klaus Mann hat in Gide bis zuletzt ein *Vorbild* gesehen, der als „inspirierter Gefährte“ für die Jugend viel wichtiger sei als andere, die als „Führer“<sup>29</sup> auftreten wollten. In den ersten Jahren seiner Laufbahn war er vor allem überzeugt, daß Gide unter den lebenden Schriftstellern derjenige sei, der seiner Generation am besten helfen könne, einen eigenen Weg im Leben zu finden. Er habe in seinen Romanen nicht nur Gestalten geschaffen, die sich „einer neuen Sittlichkeit bewußt“ seien, sondern gehöre ebenfalls zu den wenigen Autoren, die die jungen Menschen der Nachkriegszeit schilderten, wie sie tatsächlich seien, betonte Klaus Mann in einem Essay aus dem Jahr 1928.<sup>30</sup>

Einige Jahre später, als Klaus Mann den Kampf gegen Hitler auch für Schriftsteller als die wichtigste Priorität ansah, war es Gides politisches Engagement an der Seite der Linken einschließlich der Kommunisten, das für ihn vorbildliche Bedeutung gewann. Die Rezension der Tagebücher von Gide, die er Anfang Februar 1933 schrieb, bestätigt, daß es das Beispiel von André Gide war, das damals in ihm die Bereitschaft reifen ließ, auch gemeinsam mit den Kommunisten Hitler zu bekämpfen: „Wir alle sind, unserem Blut, unseren Anlagen, unserer Bildung und unserer Lebenshaltung nach,

27 Vgl. Klaus Mann: Mein Vater. Zu seinem 50. Geburtstag, 1925, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 20-22.

28 Klaus Mann: André Gide zum 60. Geburtstag, 1929, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 148.

29 Klaus Mann: *Homage to André Gide*, 1941, zitiert nach Erika Manns Übersetzung: Dank an André Gide, in: Mann: Prüfungen, a.a.O., S. 134.

30 Klaus Mann: *Der Ideenroman*, 1928, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 157.

dem kommunistischen Ideal so fern, wie André Gide es selbstverständlich ist. Die Forderung der Stunde ist aber die, daß wir auf geistige Vorbehalte, die wir bis jetzt machen zu dürfen glaubten, verzichten müssen [...] Das Beispiel Gides zeigt uns, daß in gewissen historischen Situationen der geistige Mensch sich zu Tendenzen und zu Kräften eindeutig bekennen kann, mit deren Wesen er sich, bei genauester Prüfung, vielleicht niemals völlig zu identifizieren vermöchte. Er wird sich nicht nur zu ihnen zu bekennen haben, er wird es lernen müssen, sogar in ihrem Dienste zu handeln.“<sup>31</sup>

Klaus Manns Sympathie für Frankreich hatte anfänglich keine eindeutige politische Färbung. Er verstand sie aber bereits sehr früh als Antwort auf den ihm verhaßten Chauvinismus seiner Lehrer. Es war seine Abneigung gegen jegliche Art von Nationalismus, die ihn schon als Zwanzigjährigen von einem Europa träumen ließ, dessen Keimzelle ein Bündnis zwischen französischer und deutscher Jugend gewesen wäre.<sup>32</sup>

Klaus Manns Überzeugung, der europäische Aufbau sei lebensnotwendig, stand im Hintergrund aller Beiträge, in denen er seine Sympathie für Frankreich und die ihm bekannten Franzosen äußerte. Europa war für ihn wichtiger als Deutschland oder Frankreich, und Unterschiede zwischen Deutschen und Franzosen interessierten ihn – wenigstens bis 1933 – kaum. Für „Völkerpsychologie“ hatte er gar nichts übrig, obwohl in seinem Werk auch gelegentlich Äußerungen über Erscheinungen vorkommen, die er als typisch „französisch“ oder „deutsch“ ansah. Seine große Zurückhaltung gegenüber dem Nationalen in jeglicher Form hatte zur Folge, daß er zwischen Vaterlandsliebe und Nationalismus keinen Unterschied

31 Klaus Mann: André Gides Tagebücher, 1933, in: ders.: Prüfungen, a.a.O., S. 109.

32 Vgl. zu diesem Thema insb. Klaus Mann: Können Deutschland und Frankreich Freunde sein?, 1936, in: ders.: Heute und Morgen. Schriften zur Zeit, hg. von Martin Gregor-Dellin, München 1969, S. 155-163; Klaus Mann: Die Wirkung Frankreichs, 1938, in: ders.: Prüfungen, a.a.O., S. 141-152.

machte; in einem Vortrag bezog er sich ausdrücklich auf Goethes Satz „Patriotismus verdirbt die Geschichte“, um seinem Standort Nachdruck zu verleihen.<sup>33</sup>

Viel wichtiger als das Werben für eine Nation – auch die französische – erschien Klaus Mann von Anfang an eine einfache Feststellung: der Erste Weltkrieg habe bewiesen, daß die Einigung Europas lebensnotwendig sei, um eine neue Katastrophe zu verhindern. Von Anfang an war er zusätzlich der Ansicht, daß diese Einigung nicht möglich sei, wenn Frankreich und Deutschland nicht „zusammengehen“ würden.<sup>34</sup>

Klaus Manns europäisches „Credo“ ließ ihn nicht allein für enge Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen plädieren. Er hielt zudem Frankreich für das Land, in dem sein europäisches Ideal am besten verwirklicht war. Diese (oft unkritisch geäußerte) Überzeugung hatte zur Folge, daß seine Wahrnehmung Frankreichs fast identisch wurde mit seiner Wahrnehmung der Werte, die er als typisch „europäisch“ pries. „Sein“ Frankreich war wie „sein“ Europa „die Heimat der Zivilisation und des humanen Fortschritts“. „Sein“ Europa war „der möglichkeitenreichste Erdteil“, und als „Europäer“ konnte für ihn nur derjenige gelten, der sich „allen Erdteilen öffne[te]“.<sup>35</sup> „Sein“ Frankreich wies die gleichen Merkmale auf. Es entsprach nicht der „Mischung aus lateinischer Logik und gallischem Esprit, die der gebildete Spießher für so eminent ‚französisch‘ hielt“; es war ein neuzuentdeckendes Frankreich, dessen „komplexe

33 Vgl. Goethes Gespräche, neu hg. von Flodoard Frhr. von Biedermann unter Mitwirkung von Max Morris, Hans Gerhard Gräf und Leonhard L. Mackall, 2. Aufl., Leipzig 1909, Bd. 2, Riemer, 1800, zitiert von Klaus Mann in: Woran glaubt die europäische Jugend? (vgl. Erstausgabe und Einleitung von Michel Grunewald in: *Recherches Germaniques*, Strasbourg 1983, S. 255).

34 Klaus Mann: *Heute und Morgen*, 1927, in: ders.: *Auf der Suche nach einem Weg*. Aufsätze, Berlin 1931, S. 24.

35 Mann: *Fragment der Jugend*, 1926, a.a.O., S. 19.

Weiträumigkeit“ es zu ergründen gelte, wenn man ein neues Europa aufbauen wolle.<sup>36</sup>

Einer der wichtigsten Kronzeugen Klaus Manns in seiner manchmal fast ins Hymnische wachsenden Beschwörung „seines“ Frankreichs war sein großes Vorbild André Gide. In dem französischen Schriftsteller sah er gleichzeitig einen typischen Franzosen und ein „europäisch repräsentativ[es] Phänomen“,<sup>37</sup> weil gerade in seinem Werk besser als in den Schriften aller seiner Zeitgenossen feststellbar sei, wie viele Elemente der französische Geist in sich aufnehmen könne: „Gide vereinigt in sich die verschiedensten europäischen Eigenschaften und Werte. Die beiden Grundpfeiler und essentiellen Elemente europäischer Bildung – das Antike und das Christliche – sind auch in seiner geistigen Struktur als bestimmende Grundelemente vorhanden [...]. Von den großen Deutschen haben ihn vor allem Goethe und Nietzsche entscheidend beeinflusst. Noch näher steht er den großen englischen Überlieferungen: er hat Shakespeare und Joseph Conrad übersetzt. Das Dostojewski-Erlebnis war bestimmend für seine Psychologie von den ‚Caves du Vatican‘ bis zu den ‚Faux-monnayeurs‘; es wurde später ergänzt und vertieft durch das Erlebnis der Psychoanalyse und die geistige Vertrautheit mit Freud.“<sup>38</sup> Weil Gide gegenüber allen Kulturen aufgeschlossen sei, beweihe sein Werk auch aufs prägnanteste, wie wirklichkeitsfern die Forderungen aller Anhänger eines kulturellen Nationalismus seien: „Mit welcher vornehmer Natürlichkeit steht hier eine Lobpreisung der ‚französischen Erde‘ zwischen lauter scharfen Wahrheiten, die er den Nationalisten seines Landes sagt, und die wir denen bei

36 Vgl. Mann: André Gide Krise, a.a.O., S. 9f.

37 Klaus Mann: André Gide: Kongo und Tschad, 1930, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 350.

38 Klaus Mann: André Gide und die europäische Jugend, 1935, in: ders.: Mit dem Blick nach Deutschland. Der Schriftsteller und das politische Engagement, hg. und mit einem Nachwort von Michel Grunewald, München 1985, S. 48.

uns so gerne täglich sagen möchten; daß es nämlich ‚ein schwerwiegender Irrtum‘ sei, zu glauben, man kenne sein eigenes um so besser, je weniger man die anderen kennt; und was die Rasse betrifft, über deren pure Latinität die Herren drüben ein ebenso langweiliges und enervierendes Geschrei machen, wie bei uns die Entsprechenden über Germanentum, so bittet Gide denn doch nicht zu vergessen, ‚daß das, was Sie unsere Rasse nennen, etwas recht Gemischtes ist‘.<sup>39</sup>

Wer wie Klaus Mann im Austausch zwischen den Kulturen und in ihrer gegenseitigen Bereicherung die Zukunft Europas und seiner einzelnen Nationen sah, konnte die Ansichten französischer Intellektueller, die den deutschen Geist aus dem neuen Europa verbannen wollten, nur als schlicht absurd bekämpfen. Daher schien es ihm 1931 unbedingt erforderlich, ein Buch wie Henri Massis' *Défense de l'Occident* der schärfsten Kritik zu unterziehen. An dem Essay des französischen Publizisten und Sympathisanten der *Action française* fand Klaus Mann vor allem auszusetzen, daß sein Verfasser den Katholizismus, wie er sich in Frankreich entwickelt hatte, als die einzige Rettung Europas ansah und das „zerrüttete Deutschland der Nachkriegsjahre“ mit „unversöhnliche[r] Feindschaft“ verfolgte, weil es sich seiner Meinung nach in „einem unterirdisch drohenden Pakt mit dem [...] Orient bef[and]“.<sup>40</sup> Klaus Mann lehnte sowohl Massis' Verteidigung des Abendlandes als auch die Auffassungen der Befürworter einer geistigen Erneuerung Frankreichs im Zeichen des „lateinischen“ Geistes ab. In *Défense de l'Occident* und Werken ähnlicher Richtung sah er nur Plädoyers für das Mittelalter, d.h. für eine Zeit, deren „Lebensform“ er als „un- oder doch voreuropäisch“ empfand, weil das „antike Element“ – d.h. „das Pathos der Freiheit

39 Klaus Mann: André Gide: Europäische Betrachtungen, in: Berliner Tageblatt, 13.12.1931.

40 Vgl. Klaus Mann: Die Jugend und Paneuropa, 1930, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 67.



und der Persönlichkeit“ – damals nicht wirksam gewesen sei.<sup>41</sup> Deshalb fühlte er sich dem „besten Teil der französischen Jugend“ viel enger verbunden als den Freunden von Massis: „Was ich an dem besten Teil der französischen Jugend bewundere, ist aber gerade die Elastizität, die Sicherheit, die Eleganz, mit der sie nach dem Kriege ihr Weltbild und ihr Lebensgefühl erweitert und verändert hat, ohne daß es ihr eigentlichstes, französisch-europäisches Wesen verletzt hätte.“<sup>42</sup>

Die Franzosen, zu denen es Klaus Mann hinzog, waren alle Vertreter der „europäischen Geistigkeit“,<sup>43</sup> der er sich selbst zugehörig fühlte und die er als sein eigentliches Ideal ansah. Daß diese Franzosen Klaus Mann vor allem als Europäer interessierten – und nicht *weil* sie Franzosen waren, bedeutete aber nicht, daß er die Zukunft Europas im Verzicht auf alle nationalen Besonderheiten gesehen und eine Art Einheitskultur gewünscht hätte. Klaus Mann teilte Gides Auffassung, daß „die selbständigste, entwickelteste Individualität es sei, die der Gemeinschaft am besten zu dienen verm[ochte]“, wenn es sich um das Zusammenleben der Völker handelte.<sup>44</sup>

Wenn Klaus Mann nationale Spezifika eines Volkes evozierte, konnten solche Hinweise unter seiner Feder ebensowohl positive wie negative Bedeutung haben. Wenn er Deutsche schilderte, fielen ihm vorwiegend negative Aspekte ein. Er leugnete zwar nicht, daß Lessing, Goethe, Heine und Nietzsche große Deutsche und echte Europäer gewesen seien, aber er meinte auch – seinem Vater ähnlich –, daß seit Luther Deutschland in der europäischen Entwicklung vor allem als störendes Element gewirkt habe und daß die

41 Vgl. Mann: Europäische Jugend, a.a.O., S. 239f.

42 Mann: Jugend und Paneuropa, a.a.O., S. 71.

43 Mann: Deutschland und Frankreich, a.a.O., S. 160.

44 Mann: Europäische Jugend, a.a.O., S. 258.

Deutschen fast immer gegen Europa „rebellisch“ geworden seien,<sup>45</sup> wenn sie sich hatten behaupten wollen.

Im Unterschied zu denen der Deutschen waren die Besonderheiten des französischen Geistes, die Klaus Mann hervorhob, keine Eigenschaften, die einen Gegensatz zwischen Frankreich und den anderen europäischen Völkern erkennbar werden ließen. Was Klaus Mann „französisch“ nannte, sah er gleichzeitig als typisch europäisch an – d.h. als nützlich für das Wohl *aller* Völker des Kontinents. Dies galt seiner Meinung nach in erster Linie für die Änderungen, die die Französische Revolution Europa gebracht hatte. Was 1789 in Frankreich geschehen war, interessierte Klaus Mann vor allem, weil seiner Ansicht nach die politische Anerkennung der individuellen Freiheit im modernen Europa im wesentlichen dem Sturz der Monarchie in Frankreich zu verdanken war. Es schien ihm nach 1933 umso notwendiger, an diese geschichtliche Tatsache zu erinnern, als die Kommunisten in ihrem Kampf gegen den Faschismus für sein Gefühl zu wenig Rücksicht auf die Freiheit des einzelnen nahmen. Die Frage, ob der Sozialismus für die Entwicklung des Individuums günstig sei, war eines der Themen, die 1934 während des Moskauer Schriftstellerkongresses, dem Klaus Mann als Gast beiwohnte, erörtert wurden. In diesem Rahmen erschien es ihm wichtig, daß es gerade die französischen Teilnehmer waren, die für die Anerkennung der Rechte des Einzelmenschen in der sozialistischen Gesellschaft plädiert hatten.<sup>46</sup>

Es gab noch eine andere Besonderheit „seines“ Frankreich, die Klaus Mann in der Zeit des Kampfes gegen Hitler mit starkem Nachdruck hervorhob: eine Form der Rationalität, die dem Irrationalen nicht unbedingt verschlossen war. Zu den Vertretern dieser

45 Vgl. Klaus Mann: Der Blick zurück (Manuskript), 1939, KMA, Signatur KM 32, S. 7-9.

46 Vgl. zu diesem Thema: Klaus Mann: Notizen in Moskau, 1934, in: ders.: Heute und Morgen. Schriften zur Zeit, hg. von Martin Gregor-Dellin, München 1969, S. 107-122.

geistigen Haltung rechnete er Jean Giraudoux, dessen *Amphitryon* und *Electre* ihn „entzück[ten]“, weil in diesen Stücken „die Magie einer wieder-entdeckten, rationell durchaus nicht deutbaren Antike mit einem französischen ‚bon sens‘ zusammengeh[e].“ Er hielt Giraudoux gleichzeitig für den „Vertreter eines neuen Humanismus“ und einen typischen Franzosen, weil in seinen Werken seiner Meinung nach „Vernunft“, „Geheimnis“, „Esprit“ und „Mysterium“ in harmonischer Beziehung zueinander standen.<sup>47</sup>

Im Hintergrund von Klaus Manns Urteil über Giraudoux' Werke stand eine Überzeugung, die nach 1933 für ihn von großer Bedeutung war: er hielt es nämlich für erwiesen, daß die „Machtergreifung“ durch Adolf Hitler in Deutschland größtenteils auf das Versagen der Linken zurückzuführen sei. Dieses Versagen hatte für ihn vor allem *eine* Ursache: Die Linke sei wegen ihres materialistischen und rein rationalistischen Weltbildes unfähig gewesen, die Jugend für die Sache des Sozialismus zu begeistern. Die Nationalsozialisten hätten hingegen von Anfang an verstanden, welche Kraft das Irrationale im Menschen besitze und daher Hunderttausende davon überzeugen können, daß sie allein Deutschland aus der Krise zu retten fähig seien.

Mit seinen Kommentaren über Giraudoux wie über andere französische Autoren hatte Klaus Mann viel weniger das reale Frankreich als ein *ideales* Frankreich im Blick, das in seiner Vorstellung fast nur positive Eigenschaften hatte. In den zwanziger Jahren wie später im Exil galt Klaus Manns Interesse in der Tat weniger der konkreten Realität in Frankreich als der exemplarischen Bedeutung, die „sein“ Frankreich für die Deutschen haben konnte.

Seine Überzeugung war von Anfang an, die Deutschen seien im Unterschied zu den Franzosen ein problematisches Volk, das wegen seiner angeborenen Schwächen ohne einen intensiven Austausch

47 Mann: Wirkung Frankreichs, 1938, a.a.O., S. 150.

mit anderen Völkern das ihm fehlende innere Gleichgewicht nicht erlangen könne. Auf das besondere Verhältnis zwischen Frankreich und Deutschland bezogen bedeutete Klaus Manns Überzeugung, daß die Deutschen gut daran täten, ihr Nachbarvolk in vielem als Vorbild zu betrachten. Er sah den Unterschied zwischen Deutschen und Franzosen z.B. in Alissa aus *La porte étroite* verkörpert. Diese junge Frau erinnerte ihn wegen ihrer „schwärmerischen Zartheit“ zwar an Gestalten aus der deutschen Romantik, und er war der Ansicht, ihre Tagebücher „könnten von einer der großen Gottsucherinnen des späten deutschen Mittelalters sein“.<sup>48</sup> Aber für ihn war sie diesen Gestalten überlegen, weil sie „bei aller Ekstase klug, und darin Französin“ sei.<sup>49</sup> Mit anderen Worten: Alissa sei seelisch ausgeglichen, weil sie in einem französischen Milieu aufgewachsen sei. Dies mache den Unterschied zwischen ihr und einer Deutschen, ihre Überlegenheit gegenüber dieser aus.

Mit Klaus Manns Neigung, im Exil alles, was Deutschland betraf, immer negativer zu beurteilen, wuchs noch seine Neigung, Frankreich als positives Modell anzusehen. Die Errichtung der nationalsozialistischen Herrschaft schilderte er immer nachdrücklicher als eine Folge der negativen Einstellung der Deutschen zu den europäischen Werten, wie sie vor allem von Frankreich verkörpert seien. Besonders nach 1938 schilderte Klaus Mann die Deutschen als das problematische Volk überhaupt und ließ sich keine Gelegenheit entgehen, auf die Unterschiede zwischen dem Verhalten seiner Landsleute und dem anderer Nationen hinzuweisen. Es fehle den Deutschen „an innerem Gleichgewicht: Sie [hätten] weder das ruhige Selbstbewußtsein der Briten, noch den vernünftigen Enthusiasmus, den rationalen Elan der Franzosen“ und es sei ihre „Unsicherheit“,

48 Klaus Mann: Die enge Pforte, 1929, in: ders.: Auf der Suche nach einem Weg. Aufsätze, Berlin 1931, S. 348.

49 Ebd.

die ihre „arrogante Allüre“ erkläre, schrieb Klaus Mann 1939.<sup>50</sup> Frankreich betreffend behauptete er hingegen, dort herrsche „politische Vernunft“, während die Deutschen kein Talent zur Politik hätten. Ein ähnliches „physiologisches Manko“ erkläre, warum die Deutschen den Frieden gefährdeten: „Weil sie die Politik im Grunde verachten – oder überhaupt noch nie begriffen haben, was ‚Politik‘ eigentlich ist –, glauben sie, man könne sich in der Politik ‚alles leisten‘; man dürfe in der politischen Sphäre gewalttätig sein, unter Umständen sogar infam. Manchmal verwechseln sie ‚Realismus‘ mit Niedertracht.“<sup>51</sup> Um das „deutsche Problem“ zu erklären, griff Klaus Mann auf ein Erklärungsmuster, das man ebensowohl bei seinem Vater wie bei seinem Onkel fand: Das unpolitische Temperament seiner Landsleute habe zur Folge gehabt, daß sie „den Wert der Freiheit niemals kapiert“ und „den sittlichen Fortschritt, den die Französische Revolution für die Menschheit bedeutet [habe], niemals akzeptiert“ hätten.<sup>52</sup> Wie sein Vater und sein Onkel vertrat Klaus Mann den Standpunkt, daß der „Untertan“ vor allem aus einem Grund zum Typus des Deutschen geworden sei: Eine Tradition, die in die Zeit der Reformation zurückreiche, habe die deutschen Intellektuellen stets gehindert, sich ernsthaft mit politischen Fragen zu befassen. Klaus Mann sah darin die wichtigste Ursache der inneren Schwäche der deutschen Gesellschaft. In den Vorarbeiten zu einem unvollendet gebliebenen Buch machte er 1939 diese Besonderheit deutlich, indem er das Verhältnis zwischen Intellektuellen und Nation in Frankreich und in Deutschland kontrastiv darstellte. Er stellte dabei zuerst fest, daß „in keinem anderen großen zivilisierten Land [...] die Literatur, [...] der Geist einen so geringen Einfluß auf das öffentliche Leben gehabt [habe], wie eben

50 Mann: Blick zurück, a.a.O., S. 11.

51 Ebd., S. 11f.

52 Klaus Mann: Die Vision Heinrich Heines, 1934, in: ders.: Heute und Morgen. Schriften zur Zeit, hg. von Martin Gregor-Dellin, München 1969, S. 124.

in Deutschland“.<sup>53</sup> Dies habe aus der Literatur im „Volk der Dichter und Denker ein tragisches Phänomen gemacht: Sie führte ihr problematisches Dasein in einem luftleeren Raum. Sie war isoliert. Die Nation vertraute ihr nicht. Das deutsche Volk ließ sich niemals von seinen großen Schriftstellern lenken, beeinflussen oder auch nur beraten“.<sup>54</sup> In Frankreich hingegen „g[ebe] es, und [habe] es immer ein Verhältnis des Vertrauens zwischen der Nation und der Literatur [gegeben]“.<sup>55</sup> Dies habe eine sehr bedeutungsvolle Folge gehabt: „In diesem glücklicheren Lande ist die Literatur wirklich der Repräsentant, der Sprecher, das Hirn, und das wachsame moralische Gewissen der Gesellschaft. Alle moralischen und politischen Krisen, durch die Frankreich seit zwei Jahrhunderten gegangen ist, wurden geistig vorbereitet und in ihrem Ablauf bestimmt von den großen Schriftstellern.“<sup>56</sup> Während in Frankreich der Geist stets seine „gesellschaftskritische Funktion“ habe ausüben können, seien solche Bestrebungen in Deutschland immer mit größtem Mißtrauen aufgenommen worden: „Die unvermeidliche Folge davon ist, daß vielleicht nirgendwo sonst in der Welt der Abgrund zwischen Geist und Macht so entsetzlich tief klafft, wie in meiner unglücklichen Heimat.“<sup>57</sup> Dies erkläre, warum das deutsche Volk, „intellektuell und politisch so merkwürdig un-erzogen“ sei und nie zugelassen habe, daß „Dichter und Denker“ ihren „klaren, unabhängig urteilenden Verstand“ in den Dienst des gesellschaftlichen Fortschritts stellten.<sup>58</sup> Statt Kritik und Engagement von ihren Schriftstellern zu erwarten, hätten die Deutschen vielmehr „Vom Dichter und Denker [...] verlangt, er solle ‚über den Wolken schweben‘“ und die „einzige Ge-

53 Klaus Mann: Europäische Kultur. Skizzen und Vorarbeiten zu einem Buch, Herbst 1937, KMA, Signatur KM 427, S. 1.

54 Ebd.

55 Ebd.

56 Ebd., S. 2.

57 Ebd.

58 Ebd., S. 3.

ste“, die sie von ihm erwartet hätten, sei die „Verbeugung vor der Macht“ gewesen.<sup>59</sup> Hier liege die wichtigste Ursache aller Schwierigkeiten, die die Intellektuellen seit jeher in Deutschland gehabt hätten und deren Konsequenzen Klaus Mann folgenderweise schilderte: „[...] läßt er [der Schriftsteller, M.G.] es sich [...] gar einfallen, gegen die regierende Macht zu opponieren, so fällt er schnell in öffentliche Ungnade und hat kein gutes Leben mehr in seiner Heimat. Mancher guter deutsche Schriftsteller, der extravagant genug war, nicht mit der Macht zu sympathisieren, wurde aus dem Lande gejagt und mußte seine Tage im Exil beschließen: das war immer so, und es ist so geblieben.“<sup>60</sup>

Weil Frankreich für Klaus Mann quasi zur Verkörperung seines Ideals geworden war, empfand er die militärische Niederlage des Landes gegen Hitler als sehr schmerzhaften Schlag. Der Untergang der Dritten Republik im Sommer 1940 sei, so hieß es im Leitartikel des vorletzten Heftes seiner Zeitschrift *Decision*, „das Symbol einer weltweiten Krise der ethischen Werte und der Gesellschaft“ gewesen.<sup>61</sup>

In seinen Stellungnahmen zum Thema „Frankreich“ während des Krieges versäumte Klaus Mann keine Gelegenheit, die *collaborateurs* aufs schärfste anzugreifen. Er bemühte sich ebenfalls, seinen amerikanischen Lesern klarzumachen, daß Pétain und seine Gefolgsleute auf keinen Fall als die Vertreter des französischen Volkes anzusehen seien. Während die Vichy-Regierung mit den Deutschen paktiere, „[l]itten] die Franzosen unter dem Terror eines rücksichtslosen Eroberers“.<sup>62</sup>

Die Sympathie, die Klaus Mann mit dem besiegten Frankreich zeigte, war aber nicht frei von kritischen Untertönen. Er erkannte

59 Ebd., S. 5f.

60 Ebd., S. 3.

61 Klaus Mann: For France, in: *Decision* (1941), November-Dezember, S. 5.

62 Ebd., S. 3.

insbesondere, daß ohne die Fehler, die in Versailles 1919 von den Franzosen begangen worden seien, Hitler bestimmt nicht an die Macht gekommen wäre.

In einem Aufsatz aus dem Jahr 1943 meinte Klaus Mann sogar, daß es unter den französischen Intellektuellen eine Minderheit gegeben habe, die den Untergang der Kultur herbeiführen wollte. Dies sei der Fall mancher Surrealisten wie André Breton gewesen, die im Bereich der Kunst als „Nihilisten“ aufgetreten seien, während Hitler und Mussolini die politische „Revolution des Nihilismus“ durchführten.<sup>63</sup>

Trotz solcher kritischen Stellungnahmen, vertrat Klaus Mann nach 1939 nie die Auffassung, daß die Werte, die Frankreich symbolisierte, durch das Scheitern des französischen Staates oder das Versagen mancher französischer Schriftsteller in Frage gestellt worden seien. Er war vielmehr der Meinung, daß es ohne oder gegen das Genie Frankreichs keine Wiedergeburt des Westens geben könne.

Während des Krieges setzte Klaus Mann zwar seine Hoffnungen in erster Linie auf die USA und sah im Geist der amerikanischen Demokratie die mögliche Grundlage einer künftigen Weltdemokratie. Dabei hoffte er aber immer noch auf Frankreich. Bezeichnenderweise waren es vor allem die Werke einiger Schriftsteller, die ihm, wie vor Ausbruch des Krieges, dieses Vertrauen einflößten. Nach wie vor rechnete er André Gide zu den Vertretern der „Kräfte des Lichtes“, die im Kampf gegen die „Kräfte der Finsternis“ standen.<sup>64</sup> Er empfahl auch Bernanos als Vorbild, denn er sei eine „authentische Persönlichkeit“, ein „bewundernswerter Schriftsteller“, dessen Werke allen Menschen Vertrauen in die Zukunft schenken könnten.<sup>65</sup>

63 Klaus Mann: Surrealistic Circus, in: The American Mercury, Februar 1943, S. 181.

64 Klaus Mann: André Gide and the Crisis of European Thought, New York 1943, S. VIII.

65 Klaus Mann: The Rebellious Christian, in: Tomorrow (1943), November, S. 37.



Die Nachkriegsjahre, mit allen Rückschlägen, die sie Klaus Mann brachten, änderten seine Haltung gegenüber Frankreich nicht. Doch gelang es ihm nach 1945 kaum noch, in der Entwicklung dieses Landes und der weltpolitischen Situation überhaupt Zeichen der Hoffnung zu finden. In einem Vortrag, den er Anfang 1948 an der Universität Mainz über André Gide hielt, drückte er noch ein gewisses Vertrauen aus, weil wenigstens diese Stimme aus Frankreich „in einer Zeit der Mittelmäßigkeiten [...] ein Trost [sei] für alle, die nach Leitung und Orientierung suchen“.<sup>66</sup> Als Klaus Mann *Die Heimsuchung des europäischen Geistes* verfaßte, hatte er noch mehr Schwierigkeiten als im Frühjahr 1948, sich in der Nachkriegswelt zurechtzufinden. In diesem, seinem letzten Essay bezeichnete er Gide weiter als Vorbild und zeigte Interesse für das Wirken von Jean-Paul Sartre und dessen Versuch, Idealismus und Materialismus zu versöhnen.

In *Die Heimsuchung des europäischen Geistes* galten Gide und Sartre aber nur noch als vereinzelte und schwache Stimmen in einer Welt, in der „die Schlacht der Ideologien“ alles beherrschte. Eine Überwindung der allgemeinen Krise hielt Klaus Mann 1949 für unmöglich, solange die Welt Schlachtfeld wäre für den „Kampf zwischen den beiden antigeistigen Riesenmächten – dem amerikanischen Geld und dem russischen Fanatismus“. Diese Auseinandersetzung gefährde zwei Werte, für deren Erhaltung er mit seinen französischen Altersgenossen stets gekämpft hatte: „intellektuelle Unabhängigkeit und Integrität“,<sup>67</sup> so lautete seine letzte Botschaft an seine Leser.

66 Klaus Mann: Gide (conférence, Mayence), Manuskript, Anfang 1948, KMA, Signatur KM 240, S. 7.

67 Klaus Mann: Die Heimsuchung des europäischen Geistes (dt. von Erika Mann), in: Heute und Morgen. Schriften zur Zeit, hg. von Martin Gregor-Dellin, München 1969, S. 337.



**In Paris hatte ich einen sehr geliebten Freund...<sup>1</sup>**  
**Heinrich Mann und Félix Bertaux vor Locarno**

Gilbert Krebs

1 Heinrich Mann: Ein Zeitalter wird besichtigt, Reinbek bei Hamburg 1976, S. 169. Heinrich Mann widmet Félix Bertaux fast 10 Seiten, neben anderen „Gefährten“ seines Lebens wie Frank Wedekind, Arthur Schnitzler und Thomas Mann.

Die vielfachen und engen Beziehungen, die Heinrich Mann zeit seines Lebens zu Frankreich gepflegt hat, sind wohl bekannt. Zwar ist das Thema bisher noch nicht umfassend behandelt worden, aber es ist mehr oder weniger präsent in der gesamten dem Verfasser des *Henri IV* gewidmeten Literatur. Zudem trägt sein ganzes Werk die Spuren dieser engen Verbundenheit und Heinrich Mann selbst hat immer wieder in seinen autobiographischen Schriften darauf hingewiesen. „Bewunderer und Zögling gallischen Genius von jung auf“,<sup>2</sup> erzogen durch französische Bücher,<sup>3</sup> fand er seine ersten literarischen Vorbilder bei den französischen Romanciers des 19. Jahrhunderts. In der Tradition der französischen Aufklärer entdeckte er die Leitfiguren, die er nach und nach in sein geistiges Pantheon aufnahm, von Choderlos de Laclos bis Anatole France, über Rousseau und Voltaire, Stendhal, Victor Hugo und Emile Zola. Sie wurden auch durch ihr Bestreben zu seinen Vorbildern, den Sieg der Vernunft nicht nur im Geistigen sondern auch in der Sphäre des öffentlichen Lebens, der Politik und der Gesellschaft zu bewirken, und zwar mit den Waffen des Geistes und des Wortes. Denselben Kampf hat auch Heinrich Mann gefochten, um der Demokratie in Deutschland zum Sieg zu verhelfen und die Entstehung eines friedlichen, in sich versöhnten Europas zu fördern, in dem Frankreich und Deutschland, diese beiden benachbarten und komplementären „Provinzen des europäischen Reichs“, als Achse und Motor der Einigung eine entscheidende Rolle spielen sollten.

Diese zentralen Anliegen treten in einer besonders eklatanten Weise in Manns Briefwechsel mit Félix Bertaux zutage. Die vor kur-

2 Thomas Mann 1931, anlässlich der 60. Geburtstagsfeier für seinen Bruder Heinrich. Vgl. Thomas Mann – Heinrich Mann. Briefwechsel 1900 bis 1949, Frankfurt/Main 1975, S. 128.

3 „Meine Erzieher waren französische Bücher, Krankheit, das Leben in Italien und zwei Frauen.“ „Autobiographische Notiz“ (1910) zitiert in André Banuls: Heinrich Mann. Le poète et la politique, Paris 1966, S. 617.

zem veröffentlichten Briefe<sup>4</sup> sind ein einzigartiges Dokument, um Heinrich Mann in seiner Tätigkeit als Schriftsteller, als Mittler zwischen den Völkern und als engagierter Bürger unmittelbar am Werk zu sehen. Sie erlauben es auch, die gelegentlichen Erinnerungslücken und Irrtümer zu berichtigen, die ihm unterlaufen sind, als er im amerikanischen Exil sein Zeitalter und seinen eigenen Lebenslauf „besichtigte“. Sie zeugen vor allem für eine Freundschaft, deren Bedeutung weit über den individuellen Fall hinausgeht. Dieser Briefwechsel begann 1922 und zog sich über mehr als ein Vierteljahrhundert hin, ohne nennenswerte Unterbrechung, abgesehen von den Kriegsjahren vom Sommer 1940 bis April 1945. Er endete erst mit Bertaux' Tod im September 1948. Leider ist der Briefwechsel aus diesen 26 Jahren nicht vollständig überliefert: es fehlen vor allem die meisten Briefe Bertaux' an Heinrich Mann. Deren Inhalt können wir aber oft aus Heinrich Manns Antworten herauslesen. Wir beschränken uns hier auf die Anfänge dieser Beziehung, auf die Zeit vor der offiziellen Normalisierung der deutsch-französischen Beziehungen nach der Unterzeichnung des Vertrags von Locarno 1925. In dieser ersten Nachkriegszeit war das öffentliche Eintreten von Menschen wie Heinrich Mann und Félix Bertaux für eine Aussöhnung zwischen den verfeindeten Nachbarn am Rhein besonders verdienstvoll und mutig. Ihr Briefwechsel zeigt, wie durch individuelle Initiativen transnationale Verbindungen entstehen, sich erweitern und vervielfältigen, die dann als Teilelemente eines sich allmählich entwickelnden umfassenderen Netzwerks wirken.

4 Heinrich Mann – Félix Bertaux. Briefwechsel 1922-1948, mit einer Einleitung von Pierre Bertaux, bearb. von Wolfgang Klein, Frankfurt/Main 2002. Im folgenden werden die Briefe nach dieser Ausgabe unter Angabe des Briefdatums im Text zitiert. Auch der vorbildliche wissenschaftliche Apparat dieser Ausgabe war uns vielfach eine wertvolle Hilfe.

„Sie haben mich gelesen und öffentlich besprochen, ich schulde Ihnen Dank...“

So beginnt der erste überlieferte Brief von Heinrich Mann an den Pariser Gymnasiallehrer und Literaturkritiker Félix Bertaux. In der Tat steht die Literatur, insbesondere das literarische Werk von Heinrich Mann nicht nur am Anfang, sondern stets auch im Mittelpunkt des Briefwechsels. Aber es handelt sich nicht um eine Literatur, die sich selbst genügt und im luftleeren Raum des Guten, Schönen und Wahren, abseits der Wirrnisse und Forderungen des Tages ihren eigentlichen Standort sieht, sondern um eine Literatur, die ihre Aufmerksamkeit auf die Zustände und Mißstände der Zeit richtet und versucht, auf erstere einzuwirken und letztere zu beheben. Obwohl der erste veröffentlichte Brief von Heinrich Mann stammt, war die Initiative für die Kontaktaufnahme zweifellos von Félix Bertaux ausgegangen, der sich in verschiedenen französischen Kultur- und Literaturzeitschriften und vor allem in der *Nouvelle Revue Française* als Kenner und Vermittler zeitgenössischer deutschsprachiger Literatur einen Namen erworben hatte. In der Märznummer 1922 der *NRF* hatte er unter dem Titel „Éditeurs allemands“ einen Überblick über das deutsche Verlagswesen gegeben und dabei Heinrich Mann als den „Mann der deutschen Republik“ und somit als eine rühmliche Ausnahme vorgestellt. Diesen Aufsatz hatte er an Heinrich Mann geschickt zusammen mit einem Brief, den wir leider nicht besitzen, auf den dieser jedoch in seiner Antwort einging. Mann bedankte sich für den Aufsatz sowie für die Absicht Bertaux', später noch eingehender über ihn zu schreiben, und er gab ihm sogleich einige Informationen, die ihm nützlich sein könnten. Es ist zunächst die Rede von der Veröffentlichung der französischen Übersetzung des *Untertan*. Mann beklagt sich darüber, daß der Verlag (*Éditions du Rhin*, Bâle Paris) durch seine Verzögerungen den günstigen Zeitpunkt verpaßt habe. Der *Unter-*

*tan*, der schon 1914 abgeschlossen und auch teilweise veröffentlicht, aber erst im Dezember 1918 in einer größeren Auflage dem deutschen Publikum zugänglich gemacht worden war, hatte gleich nach Kriegsende einen großen Erfolg, wie es die Auflagenhöhen und Verkaufszahlen zeigen, die Heinrich Mann seinem Briefpartner mitteilt. Aber 1922 war das Interesse des deutschen Publikums für diese zeitkritische Literatur merklich gesunken und auch für eine französische Übersetzung wäre der Absatz gleich nach Kriegsende wahrscheinlich besser gewesen. Als die Übersetzung schließlich Ende 1922 auf den französischen Büchermarkt kam, verkaufte sie sich schlecht und der Rhein-Verlag versuchte Ende 1923, die Publikationsrechte sowie die unverkauften Exemplare an einen Pariser Verlag abzutreten. Da Heinrich Mann aber die finanziellen Bedingungen inakzeptabel fand, bat er Bertaux, ihm bei der Suche nach einem anderen Verleger behilflich zu sein: „Darf ich auf Sie rechnen? ich schäme mich, ihnen fast jedesmal mit meinen Interessen zu kommen. Meine Entschuldigung ist höchstens, dass auch allgemeinere Interessen dafür sprechen, der Untertan möge in gute Hände kommen“ (Brief vom 2.12.1923).

Bertaux' Bemühungen scheinen jedoch erfolglos geblieben zu sein. Ende 1924 klagte Heinrich Mann erneut: „Im Übrigen höre ich von einer neuen französischen Ausgabe des Untertan gar nichts“ (Brief vom 24.11.1924). Nach verschiedenen Fehlschlägen erschien die Neuauflage des *Sujet* erst 1928 bei Kra, *Éditions du Sagittaire*, Paris. In der Folgezeit suchte Heinrich Mann bei Bertaux immer wieder Rat und Hilfe bei der Suche nach Verlegern und Zeitschriften, die bereit wären, seine Werke zu veröffentlichen: Novellen, Artikel und Aufsatzsammlungen wie z.B. den Ende 1919 erschienenen Sammelband *Macht und Mensch*, usw. In den ersten Nachkriegsjahren schien jedoch das Interesse des französischen Buchhandels für deutschsprachige Literatur nicht besonders lebhaft zu sein, trotz

der unablässigen Anstrengungen von Mittlern wie Félix Bertaux, das lesende Publikum zumindest über die Tendenzen der neueren deutschen Literatur zu informieren und ihnen die Autoren und Werke vorzustellen.

Zu diesem Zweck informierte auch Heinrich Mann Bertaux laufend über seine Arbeit und seine literarische Produktion. Wir können so die Entstehung des Romans *Der Kopf* verfolgen, die andauernd durch widrige Umstände und die Notwendigkeit, durch kleinere Arbeiten Geld zu verdienen, verzögert wurde. „Sie sehen, die ruhige u. fruchtbare Arbeit am Schreibtisch war mir auch jetzt nicht vergönnt. Ich lebe unter der Nothwendigkeit, Dinge zu unternehmen, die sofort Geld bringen“ (24.2.1924).

Endlich erfährt man „Der Kopf ist vor einigen Tagen erschienen“ (13.4.1925); Heinrich Mann ließ sofort das Buch seinem Freund zustellen, mit der Bitte um sein Urteil und um Hilfe bei der Suche nach einem Verleger. Der ausführliche Brief von Félix Bertaux vom 1. Mai 1925 ist ein beeindruckendes Dokument für die freundschaftliche Anteilnahme, mit der Bertaux das literarische Schaffen von Heinrich Mann begleitete. Sein Brief zeugt von einer eingehenden, einfühlsamen und prinzipiell wohlwollenden Lektüre des Romans, mit dem Heinrich Mann seine Trilogie des Kaiserreichs abschließt. Bertaux schrieb ihm: „Der Kopf est si riche de fond, si plein de choses dites et de choses suggérées, qu’il m’est impossible de dominer tout cela d’un coup. C’est non seulement le roman d’une époque, mais aussi, me semble-t-il, le vôtre, en ce sens que je crois y trouver ramassées tant de préoccupations et de souvenirs de votre existence qu’à la lecture je ne puis m’empêcher de penser autant à Heinrich Mann qu’à la société wilhelminienne“.

Dieser Brief ging Heinrich Mann sehr zu Herzen, besonders auch weil die deutsche Kritik den Roman eher distanziert beurteilte. „Keinen Tag will ich vergehen lassen, ohne Ihnen zu danken für



Ihren Brief. Sie haben mein Buch werth gehalten, sich sehr ernst damit zu beschäftigen. Wer weiss, ob ich noch einmal einem so liebevollen Eingehen begegne, ich bin darin nicht verwöhnt“ (4.5.1925).

Bertaux erwähnte auch die Schritte, die er schon unternommen hatte und die er noch zu unternehmen gedachte, um für den *Kopf* einen Verlag zu finden. Er verhehlte jedoch nicht die Schwierigkeiten, die dieser Veröffentlichung im Wege standen.

### Ein ähnlicher Geist macht immerhin auch verwandt, nicht nur dasselbe Blut

Das Vertrauensverhältnis, das sich zwischen Heinrich Mann und Félix Bertaux entwickelte und das durch ihre geistige Verwandtschaft gestützt wurde, die sie in literarischen wie in politischen Dingen feststellten, wird zunehmend enger. Heinrich Mann informierte Félix Bertaux laufend über seine Lebensumstände und seine Arbeitsweise, über seine in Arbeit befindlichen Texte, seine Vortragsreisen (Prag, Hamburg usw.), seine Veröffentlichungen, seine öffentlichen Auftritte (zum Beispiel in Berlin im Reichstagssaal) und seine Begegnungen (z.B. mit Masaryk). Auch biographische und familiäre Informationen finden sich oft in diesen Briefen. Daneben auch immer Texte mit der Bitte, sie doch zu übersetzen und einer französischen Zeitschrift anzubieten, gegebenenfalls sie auch zu korrigieren und zu kürzen (z.B. 11.6.1923). Diese Form der literarischen Zusammenarbeit, die sich dann in den dreißiger Jahren vor allem bei der Entstehung des *Henri IV* entwickelte, war also schon in den ersten Jahren präsent.

Umgekehrt hatte auch Félix Bertaux Gelegenheit, die Hilfe von Heinrich Mann in Anspruch zu nehmen. Er hatte ihm von seinem Vorhaben berichtet, eine Gesamtdarstellung der neueren deutschen Literatur zu veröffentlichen. In verschiedenen Briefen kam Heinrich Mann darauf zurück und zeigte sich interessiert an dem Unterneh-

men. Er wies Bertaux auf Neuerscheinungen hin, die ihm wichtig schienen, obwohl er selbst, wie er gestand, lieber ältere Sachen und französische Bücher las (11.6.1923). Er beantwortete auch die Fragen, die ihm Bertaux über verschiedene Autoren stellte: seine Urteile über die zeitgenössischen Kollegen sind nicht immer wohlwollend: er läßt Sternheim als Komödienschreiber gelten; Schickele sei zwar „liebenswert und begeistert“, aber seine Bedeutung liege vor allem in seiner Rolle als „Vermittler zwischen uns und Euch“ (11.6.1923). Einen Dritten nicht genannten, über den ihn Bertaux befragt hatte, bezeichnet er als „einen albernen, aufgeregten Schwindler“. Döblin sei „keiner der Schlechtesten“ (24.11.1924), Werfels *Verdi* sei „der beste Roman, den [er] seit manchem Jahr gelesen habe“, aber Wassermann sei „ungleich“ (4.5.1925) und Joseph Roth interessant, aber „anfängerhaft“ (27.12.1925). Auch die Literatur der Jahrhundertwende, mit der sich Bertaux schon früher auseinandergesetzt hatte, wird in diesen Briefen erörtert und Heinrich Mann kann auf seine persönlichen Erinnerungen an diese Zeit zurückgreifen und von Wedekind, Conrad, Bleibtreu und anderen berichten.

Heinrich Mann schickte nicht nur seine Texte und Werke zur Begutachtung an Bertaux, er ging auch seinerseits auf die Texte von Bertaux ein, selbst wenn sie nicht sein eigenes Werk betrafen. Ein Artikel, in dem Bertaux im Herbst 1925 von seinen Reiseerlebnissen berichtete und dabei das Verhalten deutscher Touristen im Ausland karikierte (*Revue Européenne*, Oktober 1925), fand Heinrich Manns Zustimmung: „Das gehört zum Besten, was ich von Ihnen kenne“ (5.11.1925). Er meinte jedoch, daß die Nationalität nicht das einzige Kriterium sei, um das Verhalten der Menschen zu charakterisieren und um zwischen „Brüdern und entfernten Vettern“ zu unterscheiden, und daß „viele Brüder einander ferner sind, als Menschen, die gar nicht verwandt sind“ (ebd.). Auf eben dieser

Grundlage beruhte die Freundschaft zwischen Heinrich Mann und Félix Bertaux. Dieser Artikel ist auch bemerkenswert aufgrund seiner Folgen, nämlich die jahrelange Fehde, die Ernst Robert Curtius aus diesem Anlaß mit Bertaux führte.<sup>5</sup>

Wie über Félix Bertaux' Vermittlung und über seine Veröffentlichungen die deutsche Literatur dem französischen Lesepublikum vorgestellt wurde, so wurde auch umgekehrt die französische Literatur über Heinrich Mann in Deutschland vermittelt. Nach der langen Unterbrechung der Kriegsjahre mußte er selbst wieder den Anschluß an das kulturelle und literarische Leben in Frankreich finden. Bertaux schickte ihm 1922 verschiedene Zeitschriften, die er dankbar quittierte: „Aus den Zeitschriften, die ich dank ihrer gütigen Vermittlung bekommen habe, *Intentions* und *Les écrits Nouveaux*, sehe ich mit Genugthuung wenn auch ohne Erstaunen, dass der literarische Geist Frankreichs ungeschwächt fortbesteht“ (13.11.1922).

Dieses intensive Interesse Heinrich Manns für französische Periodika zieht sich in den folgenden Jahren durch die ganze Korrespondenz hindurch, auch nachdem der Bezug französischer Zeitschriften in Deutschland wieder leichter geworden war. Auch für die Beschaffung älterer und neuerer französischer Bücher nahm Heinrich Mann seinen französischen Brieffreund in Anspruch, der seine Wünsche und Bestellungen weiterleitete oder auch direkt ausführte. Auf diese Weise beschaffte sich Mann vor allem Werke von Stendhal, Victor Hugo, Anatole France, Tristan Bernard, Jules Romains und André Gide. Für Jules Romains bemühte sich Heinrich Mann auch um Übersetzungs- und Veröffentlichungsmöglichkeiten bei Zsolnay (Brief vom 27.12.1925). Durch diese Vermittlung konnte Heinrich Mann also seine Kenntnis der zeitgenössischen

5 S. dazu: Hans Manfred Bock: „Ich verzichte Herr Curtius, ich verzichte!“ Félix und Pierre Bertaux im Streitgespräch mit Ernst Robert Curtius (1925-1928), in: Passerelles et passeurs. Hommages à Gilbert Krebs et Hansgerd Schulte, Paris 2002, S. 28-53.

französischen Literatur und des literarischen Lebens in Frankreich auffrischen und dem deutschen Publikum mitteilen. In dieser Zeit vor Locarno, als die deutsch-französischen Beziehungen nur allmählich auftauten, ist das Wirken Heinrich Manns hier vorbildhaft und einzigartig. Eine Enquete des *Journal littéraire* über den Einfluß der französischen Literatur in Deutschland, für die Bertaux einen Beitrag verfassen sollte, gab Heinrich Mann Anlaß, auch über dieses Thema nachzudenken. Im Brief vom 27.12.1924 teilte er Bertaux einige Überlegungen mit, die dieser dann zitierte (*Journal littéraire* 10. Januar 1925). In der Folge weitete Heinrich Mann seinen Text aus und veröffentlicht ihn zunächst in den *Nouvelles littéraires* (11. Juli 1925), dann auch im *Berliner Börsen-Courier* vom 8. September 1925.<sup>6</sup> Bezeichnend ist, daß Heinrich Mann in seinem Brief weniger von Einfluß als von einer Vorbildfunktion spricht und daß dieses Vorbildliche weniger im literarischen als im politisch-gesellschaftlichen Bereich liegt: „Deutschland ist eine werdende Demokratie. [...] Es handelt sich darum, statt der Liebhaber von früher neue Volksschichten zu gewinnen. Ich sage Deutschen, die mich nach Mittel und Wegen hierfür fragen: Beteiligung der Demokratie an der Literatur ist möglich. Sie ward vollzogen in Frankreich durch die grosse Romanreihe des 19. Jahrhunderts“ (27.12.1924).

In seinem Artikel für den *Börsen-Courier* ist sein Befund noch deutlicher ausgedrückt: „Keine der Richtungen, die ich in Deutschland vertreten glaube, beweist mir französischen Einfluß. [...] wohl aber besteht Verwandtschaft mit französischen Erscheinungen“ (8.9.1925). Diese „wartet vielleicht nur auf günstige Bedingungen um Ähnlichkeit zu werden.“ So hoffte Heinrich Mann, daß auch jetzt für Deutschland Zustände kommen würden, „die denen seiner Nachbarn einigermaßen gleichen“.

6 Heinrich Mann: Sieben Jahre. Chronik der Gedanken und Vorgänge. Essays, Frankfurt/Main 1994 (Taschenbuchausgabe), S. 171.

In ihrer Auffassung von Literatur waren sich beide, Heinrich Mann wie Félix Bertaux, einig: Literatur sollte nicht zeitlos sein. „Soeben hat Barlach von dem Münchener Professor Strich den Kleist-Preis bekommen wegen vorgeblicher Zeitlosigkeit, Überzeitlichkeit oder wie der Unsinn heisst“ schreibt Mann in seinem Brief vom 24. November 1924. Seine eigenen Werke sah Heinrich Mann als „Anfänge einer sozialen Roman-Literatur“ (ebd.). Als „Kritiken der Zeit“ würden sie von den einen entschieden abgelehnt und von den anderen begrüßt: „wenn ich der nationalistischen Jugend verhasst bin, zieht die republikanische Jugend mich gern zu ihren Kundgebungen heran“. Die Wirkung dieser Literatur sei aber nicht auf den Augenblick gerichtet. Auch darin wußte sich Heinrich Mann in Übereinstimmung mit Bertaux: „Was den ‚Untertan‘ betrifft, sprechen Sie selbst meinen besten Trost aus. Es ist nie verloren, wenn man des états d’esprit analysiert hat, die un fait historique sind. Auch le Rouge et le Noir war bei seinem Zeitalter nicht beliebt, aber es hat das wahre Bild jenes Zeitalters, oder doch sein glaubwürdigstes Bild, nun schon 100 Jahre lang aufbewahrt“ (19.10.1922).

Ich weiss, dass nur die literarische  
Wiederanknüpfung [...] über nationale Entzweiungen  
wirklich hinwegführen kann (Brief vom 11.11.1922)

Austausch von Büchern, Zeitschriften und Besprechungen, Vermittlung von Veröffentlichungsmöglichkeiten und Gedankenaustausch über literarische Fragen waren jedoch nicht der Zielpunkt der hier angebahnten Beziehung zwischen Félix Bertaux und Heinrich Mann. Von Anfang an hatte Heinrich Mann immer wieder betont, daß sein Wunsch, in Frankreich mehr und besser besprochen, veröffentlicht und gelesen zu werden, nicht seiner Geltungssucht oder Eitelkeit, und auch nicht materiellen Beweggründen entsprang, sondern seinem Willen, nützlich zu sein und seinen Beitrag zu leisten,

um die verfeindeten Völker Europas wieder einander näher zu bringen. „Mir liegt weit mehr daran, zu wirken, als bewundert zu werden, und ich glaube, dass wahre Wirkung heute keine Landesgrenzen mehr kennen darf“ (27.5.1922). Durch die Vermittlung Bertaux' hoffte er der „gemeinsamen Sache, der Verständigung“ zu nützen, denn: „Schon längst ist es meine Überzeugung, dass, im Geistigen wie im Materiellen, die Länder Europas, besonders aber Frankreich und Deutschland, sich annähern und ausgleichen müssen, wenn unser Erdtheil lebendig erhalten werden soll“ (27.5.1922). Dabei war ihm die Zusammenarbeit mit Bertaux wertvoll, da dieser sich anbot, die Person und das Werk von Heinrich Mann seinen französischen Lesern vorzustellen und dadurch auch zur „Kenntnis der besseren Seele Deutschlands“ beizutragen.

Wie ernst es Heinrich Mann mit diesem Wunsch nach Ausgleich und Annäherung war, zeigte sich zu Beginn des Jahres 1923. Am 11. Januar besetzten französische und belgische Truppen das Ruhrgebiet und am 30. Januar beantwortete Heinrich Mann einen Brief von Bertaux, in dem dieser ihm zum Jahresbeginn seine besten Wünsche übermittelt und ihm versichert hatte, daß die Verschärfung der deutsch-französischen Gegensätze auf keinen Fall sein freundschaftliches Verhältnis zu Heinrich Mann und Deutschland beeinträchtigen würde. „Ihre Wünsche und das Gute das Sie über mich denken, erfreuen mich mehr als je. Grade jetzt ist es werthvoll zu wissen, dass es bei ihnen Geister giebt, die noch Wohlwollen und Hoffnung bewahren. Ich erwidere alles von ganzem Herzen, grade jetzt und je schlimmer die Dinge zu stehen scheinen. Wer die Verständigung unserer Nationen wirklich will, will sie immer. Der Augenblick es zu sagen, ist immer da. Ungerechte Handlungen, blinde Leidenschaften gehen vorbei, aber es bleibt die unbedingte Lebensnothwendigkeit uns zu verständigen. [...] Wir sollen nicht klagen, sondern hoffen und uns bereit halten“ (30.1.1923).

In seiner Antwort vom 6. Februar 1923 ging Bertaux begeistert auf diesen Brief ein: „Ihr Brief hat mich sehr berührt. Wir stimmen – ganz grundsätzlich – überein, wie die Dinge im Grunde zu sehen sind. [...] Wir sollten weder optimistisch noch pessimistisch sein und in die Zukunft schauen, wo die Wege sich schließlich kreuzen werden“ (6.2.1923).

Und er sah sofort die Möglichkeit, diesen Brief zu benutzen, um zumindest in Frankreich zu zeigen, daß die zaghaften Bemühungen, die bis dahin für eine deutsch-französische Wiederannäherung gemacht worden waren, nicht alle hoffnungslos in Scherben gegangen waren: deshalb bat er Mann um die Erlaubnis, den Brief auszugsweise zu zitieren, mit oder ohne Nennung des Briefschreibers. Dies geschah auch, noch bevor Heinrich Mann seine ausdrückliche Zustimmung geben konnte, was er aber nachträglich vorbehaltlos tat, nachdem Bertaux seine Bedenken bezüglich der Einstellung der *NRF* und seiner maßgeblichen Mitarbeiter wie Gide, Rivière oder Schlumberger zerstreut hatte (Brief vom 15.2.23).<sup>7</sup>

Der Vorschlag von Bertaux bringt Heinrich Mann auf einen anderen Gedanken, den er ihm am 11. Februar 1923 unterbreitet: die gleichzeitige Veröffentlichung von kurzen Beiträgen in einer deutschen und einer französischen Zeitschrift, in denen Deutsche und Franzosen zu der gegenwärtigen Lage Stellung nehmen, unter „Darlegung der von beiden Theilen begangenen Fehler, ihrer schlimmen Folgen und auch der Hoffnungen, die vielleicht grade aus dem Übermass des Übels sich ergeben“. Bertaux hatte den Plan mit Rivière besprochen, aber obwohl in der Folgezeit verschiedene Beiträge von Heinrich Mann in französischen Zeitschriften, auch in der *Nouvelle Revue Française*, erschienen, hatte sich der Plan nicht in der von Heinrich Mann gewollten Form verwirklicht. Heinrich

7 Der Brief von H. Mann wurde gleich zweimal zitiert, von Bertaux (*La Grande Revue*) und von Rivière (*Nouvelle Revue Française*).

Mann hielt aber unbeirrt an seinem Entschluß fest: gerade in dieser schwierigen Zeit müssen diejenigen, die für die Verständigung sind, fest bleiben: „Wenn meinesgleichen nicht seine Pflicht tut, wer bleibt übrig?“ (April 1923). Aber er fügte hinzu: „Es ist so schwer, dieser allerwichtigsten Sache, der Verständigung, zu dienen. Man muss gleichzeitig in zwei Ländern richtig ermessen, was gesagt werden kann. Rivière selbst wird angegriffen. Ich aber bewege mich auf unsicherem Boden nicht nur wenn ich dort bei Ihnen ein Wort wagen möchte, sondern sogar hier“ (11.6.1923).

Bei dieser Gelegenheit entdeckte Heinrich Mann in Félix Bertaux einen verwandten Geist in jeder Hinsicht: „Sie sind ein positiver Geist; Sie haben sehr recht, darin ihre sicherste Wirkung zu sehen. Sie sagen sich, dass Niemand es so nöthig hat auf festen Thatsachen zu fussen, wie grade der Idealist. Kein Vorurtheil und kein ‚vague‘, damit überzeugen Sie und werden in immer weiterem Maasse nützen. Ich hätte ihnen dies längst gesagt, grade diese besondere Art ihrer Bemühungen liess sie mir so werthvoll erscheinen. Ich würde nur geglaubt haben unbescheiden zu sein. Heute ergeben sich diese Worte von selbst“ (11.6.1923).

In demselben Jahr, auf dem Höhepunkt des Ruhrkampfes, nahm Heinrich Mann auch die Einladung nach Pontigny an, die er durch die Vermittlung von Félix Bertaux von Paul Desjardins erhalten hatte. Schon im Vorjahr hatte ihm Bertaux in seinem ersten Brief von der *Union pour la Vérité* berichtet und ihm im Namen von Desjardins eine Einladung zu den *Entretiens de Pontigny* übermittelt. 1922 hatte diese Intellektuellen-Vereinigung – nicht ohne Bedenken und Zweifel – nämlich beschlossen „de renouer des contacts avec l’Allemagne intellectuelle“. Paul Desjardins hatte vorsichtig formuliert, daß man zunächst keine Annäherung versuchen wolle, weil eine allzu große Nähe zu Reibereien (*frictions*) führe; hingegen sollte man versuchen vorurteilslos sich gegenseitig kennen



zu lernen: „point se rapprocher mais sans préjugés s’entre-connaître“.<sup>8</sup> Félix Bertaux, der seit längerer Zeit mit Desjardins in Verbindung stand, hatte jenem wahrscheinlich den Namen von Heinrich Mann nahegelegt als einen geeigneten Gast für eine erste Kontaktaufnahme mit deutschen Intellektuellen. Heinrich Mann zeigte sich 1922 sichtlich geschmeichelt, lehnte aber diese Einladung höflich ab – nicht nur aus materiellen Gründen: „ich würde sehr gern der so freundlichen Einladung des Herrn Paul Desjardins folgen; die äusseren Umstände verhindern es leider. [...] Dann glaube ich freilich auch, dass wir Deutschen noch nicht gut daran thun würden, uns in ihre Bemühungen einzumischen. Es wäre verfrüht, angesichts der Schwierigkeiten, die sich sogar ihnen wahrscheinlich heute noch entgegenstellen“ (27.5.1922).

Im Juli 1923 wiederholte Paul Desjardins seine Einladung<sup>9</sup> und präzisierte, daß das Thema, das im Mittelpunkt der Gespräche stehen werde, nichts mit politischen Fragen zu tun hätte („la traduction“). Diesmal hatte Mann nicht dieselben Bedenken wie im Vorjahr: „Mir liegt daran, die Einladung anzunehmen, schon damit ich meine vorjährige Absage wieder gut mache und die inzwischen empfangenen Freundlichkeiten erwidere. Damals hatte ich ihre Briefe noch nicht und empfand innere Schwierigkeiten. Heute bestehen nur äussere, die sich hoffentlich heben lassen“ (16.7.1923).

8 Die *Union pour l’action morale*, gegründet 1892 von Paul Desjardins (1859-1940), nahm 1904 den Namen *Union pour la Vérité* an. Die *Décades de Pontigny* bestanden seit 1910 und führten jährlich Persönlichkeiten verschiedener Nationalität zusammen zum Gedankenaustausch im Geiste des Humanismus und der internationalen Zusammenarbeit. Zur Wiederaufnahme der Beziehungen mit Deutschland nach dem Weltkrieg s. das Vorwort des Bandes: *Problèmes franco-allemands d’après-guerre*, Bulletin de l’Union pour la vérité n° 4-5-6-7, Paris 1932, insbesondere S. 32. S. auch: François Beilecke: *Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellen-Assoziation 1892-1939*, Frankfurt/Main 2003.

9 Der Einladungsbrief von Desjardins ist veröffentlicht in: Mann: *Sieben Jahre*, a.a.O., S. 616.

Nachdem die materiellen Probleme (Reisekosten, Visa) durch die Vermittlung von Félix Bertaux und vor allem von Paul Desjardins beseitigt worden waren, stand der Reise nichts mehr im Wege. Bertaux erwartete Mann in Paris am Bahnhof, lud ihn zu sich ein und begleitete ihn dann nach Pontigny, wo er noch einige Tage mit ihm verweilte, um die Eingewöhnung zu erleichtern. Obwohl Heinrich Mann an den Gesprächen nicht (wie er selbst gestand) sehr aktiv teilgenommen hatte, hatte er diesen Kontakt mit maßgeblichen französischen Intellektuellen sehr genossen und erinnerte sich noch nach Jahren dankbar und begeistert an diese Wochen, wo er mit Gide, Schlumberger, Roger Martin du Gard ins Gespräch gekommen war. Die Verbindung zu Desjardins hielt er später noch aufrecht und nahm sie auch in Anspruch, um einem befreundeten Journalisten ein Visum zu verschaffen oder um ihm vorzuschlagen, den Grafen Coudenhove-Kalergi, Initiator der Pan-Europa-Bewegung, nach Pontigny einzuladen (24.5.1924). Diese Empfehlung, die sowohl der Persönlichkeit des Grafen galt – „einer der klarsten und folgenrichtigsten Köpfe, die ich kenne“ (2.12.1923) –, als auch der Bedeutung seines Programms für die Schaffung der Vereinigten Staaten von Europa – „ich halte es für notwendig, die Idee Pan-Europa zu verbreiten. Es wäre das Mittel, auch den deutschen Nationalismus zu zähmen“ (23.8.1924) – blieb dann doch ohne Folgen. Obwohl ihn Desjardins tatsächlich einlud, kam Coudenhove nicht nach Pontigny.

Das Netz der Beziehungen, die Heinrich Mann nach und nach in Frankreich knüpfte, wurde im Laufe der Zeit immer dichter und vielfältiger. Er schrieb in verschiedenen französischen Zeitschriften, unter anderen in *Europe*, *Les Nouvelles Littéraires*, *Nouvelle Revue Française*, *Revue Européenne*; er hatte Kontakte mit Schriftstellern und Publizisten wie z.B. André Gide, Jean Schlumberger, Jacques Rivière, Charles Du Bos, Alfred Fabre-Luce, Henry Poulaille und

Léon Bazalgette. Letzterer hatte ihn im Mai 1925 zu der Internationalen Tagung des PEN-Clubs in Paris eingeladen, bei der unter anderen Größen der europäischen Literatur wie Galsworthy, Hofmannsthal, Pirandello, Rilke und Unamuno zugegen waren. Am Rande dieser Tagung wurde Heinrich Mann auch vom französischen Unterrichtsminister Anatole de Monzie empfangen, der ihn beauftragte, als „avant-diplomate“ in Berlin beim preußischen Kultusminister im Hinblick auf eine Wiederaufnahme der wissenschaftlichen Begegnungs- und Austauschmöglichkeiten zu sondieren. In seinem Brief vom 8.10.1925 berichtete er Bertaux stolz: „Auch mein Besuch bei de Monzie scheint nicht ganz ohne Wirkung geblieben zu sein. Inzwischen hat er selbst mit dem Unterrichtsminister in Berlin gesprochen.“<sup>10</sup> Heinrich Mann war auch sehr an allen Möglichkeiten interessiert, in Frankreich und besonders in Paris vor einem französischen Publikum zu sprechen. Er hatte in den Zeitungen von dem Plan der Gründung einer „Friedens-Akademie“ in Paris gelesen und bekennt: „ich gestehe offen, ich wäre gern darin“ (8.10.1925) und in seinem Brief vom 27.12.1925 erkundigte er sich über die verschiedenen Gelegenheiten in Paris zu sprechen und erzählte auf: „école Normale Supérieure, Institut National d'études und Institut Carnegie...“. Daß gerade im Januar 1926 sein Bruder Thomas auf Einladung von Henri Lichtenberger im *Centre européen de la Dotation Carnegie* sprechen sollte, war wohl kein Zufall.

Die Begegnung mit de Monzie und ihre Folgen zeigen den engen Konnex, der zu dieser Zeit zwischen den literarischen und den politischen Annäherungsversuchen bestand: abgesehen davon, daß sich Heinrich Mann sehr geschmeichelt fühlte, gewissermaßen

10 S. Katja Marmetschke: Un tournant dans le rapprochement franco-allemande? La rencontre entre C.H. Becker, ministre de l'Éducation de Prusse, et Anatole de Monzie, ministre français de l'Instruction publique, en septembre 1925 à Berlin, in: Hans Manfred Bock, Gilbert Krebs (Hg.): Échanges culturels et relations diplomatiques, Paris 2004, S. 35-50.

als außerordentlicher Botschafter beauftragt worden zu sein, die deutsch-französischen Beziehungen wiederzubeleben, war dieses Zusammengehen von Politik und Literatur auch ganz im Sinne seiner Auffassung über die Verantwortlichkeit des Intellektuellen und über das Verhältnis von Geist und Macht. Im Briefwechsel mit Bertaux in diesen Jahren vor Locarno war natürlich die Politik nicht abwesend, aber erstaunlicherweise findet man sehr wenige direkte Hinweise auf unmittelbare politische Entwicklungen und Ereignisse in dieser Zeit. Heinrich Mann erwähnte weder die Konferenz von Genua noch den Vertrag von Rapallo (April-Mai 1922). Von der Ermordung des deutschen Außenministers Walther Rathenau ist nur andeutungsweise die Rede im Zusammenhang mit der verhängnisvollen Rolle der Großindustrie und der Inflationsgewinnler wie Hugo Stinnes. Die Ruhrbesetzung und die galoppierende Inflation des Jahres 1923 werden nur indirekt thematisiert durch die Hinweise auf das Wiederaufflammen des Nationalismus und auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, denen Heinrich Mann im täglichen Leben und bei seiner schriftstellerischen Arbeit begegnete. Von den Ereignissen in Sachsen vernehmen wir nur, weil Heinrich Mann in Leipzig einen Vortrag gehalten hat; „die letzten Tage war ich in Dresden, ich habe dort am Verfassungsfest die Rede gehalten. Bei dem Zustand der Dinge war es überaus schwer, festlich zu sprechen. Ich war das Gegenteil davon, so habe ich nur die sozialistische sächsische Regierung befriedigt – was auch der Zweck war, denn ich wollte sie stützen“ (16.8.1923).

Weder von der Separatistusbewegung in Westdeutschland noch vom Hitler-Putsch in München ist die Rede und auch die Wahl Hindenburgs zum Reichspräsidenten findet keine Erwähnung. Wohl auf eine dementsprechende Frage Bertaux' gestand Heinrich Mann: „ein einzelner Schwärmer wollte mich zum Reichspräsidenten machen“ (20.10.1925). Die Unterzeichnung der Locarno-Verträge und

ihre Ratifizierung durch den Reichstag (Oktober-November 1925) wird nicht kommentiert; Mann schrieb lediglich am 5.11.1925: „Die Welt-Wirthschaftskrise ist hier sehr scharf. Wird sie nach Locarno abflauen?“ Diese scheinbare Zurückhaltung der beiden Briefschreiber im Meinungs-austausch über politische Fragen ist aber zu relativieren. Was in diesem Briefwechsel fehlt, ist die direkte und explizite Erörterung von Problemen der Tagespolitik, aber die Politik ist stets unterschwellig zugegen und Heinrich Mann konnte voraussetzen, daß Félix Bertaux ebenso aufmerksam wie er selbst die politische Entwicklung und die Ereignisse in Deutschland wie in Frankreich verfolgte. In dieser Frühphase ihrer Brieffreundschaft ging es ihm vor allem darum, behutsam die Einstellung seines Pariser Korrespondenten in grundsätzlichen Fragen zu ergründen. Er konnte sich sehr schnell überzeugen, daß Bertaux prinzipiell mit ihm in wesentlichen Fragen übereinstimmte. Seine Bedenken gegen die „rein kapitalistische Demokratie“, die sich in Deutschland durchzusetzen versuchte, seine Ablehnung der „Maßlosigkeit des heutigen Kapitalismus“ (Brief vom 19.10.1922), die sich zum Beispiel in den Handlungen eines Hugo Stinnes äußerte, fanden ein Echo bei Bertaux, dessen im September-Heft der *Grande Revue* erschienenen Aufsatz Heinrich Mann vorbehaltlos zustimmte: „Sie sagen wahrhaftig genau das, was über die Gefahr Stinnes gesagt werden muss. Wenn es nur auch hier im Lande laut und mit solcher Sachkenntniss gesagt würde! [...] Die grosse demokratische Presse (das Berliner Tageblatt) wagt bisher nur Anspielungen auf die öffentliche Schädlichkeit der Erscheinung“ (13.11.1922).

Das Thema wurde weiterverfolgt nach dem Erscheinen eines zweiten Aufsatzes von Bertaux, der sich mit Walther Rathenau befaßte. „Die beiden Zeitschriften mit Ihren Beiträgen haben mich ungemein erfreut. Ich bewundere ihre eingehende Kenntniss sowohl der deutschen Politik' und Wirthschaft wie der deutschen Li-

teratur. [...] Rathenau würde sich nicht beklagen dürfen; denn es ist wahr, dass auch er über den Begriff Wirthschaft, sei es für ihn auch ein sozialer Begriff, nicht hinausdachte und Politik nur für Anhängsel und Folge hielt. Die wirtschaftliche Weltauffassung ist unser Verderben geworden“ (16.3.1923).

Heinrich Mann registrierte mit Befriedigung die nicht allzu zahlreichen Ereignisse, die auf eine positive Entwicklung der Lage hindeuteten. So zum Beispiel den Sieg des *Cartel des Gauches* in den französischen Parlamentswahlen von 1924, der mit den Ergebnissen der Reichstagswahl im Mai desselben Jahres kontrastierte (Stimmenverlust der Regierungsparteien und der SPD). „Hier [in Deutschland] ist man in die Vergangenheit gerathen, dort [in Frankreich] sieht es hoffnungsvoll aus“ (14.5.1924). Die ersten Verlautbarungen des Regierungschefs Édouard Herriot und sein Plan eines „europäischen Garantiepakts mit Einschluß Deutschlands“ erfüllten Heinrich Mann mit „Bewunderung und Hoffnung“: „Wenn die wohlthätigen Absichten so leicht zu verwirklichen wären wie die unheilvollen, dann bedeutete dies den ersten Schritt zu Pan-Europa. Wir wollen glauben, dass es der erste Schritt bleibt, selbst wenn er noch einmal durchkreuzt werden sollte. Dieser Anfang ist eine grosse Ehre für Ihr Land“ (30.6.1924).

Immer wieder mahnte Heinrich Mann zu Geduld und Zuversicht: einmal würde der Sieg der Vernunft noch kommen. Bis dahin müßten die pflichtbewußten Intellektuellen unverzagt weiter kämpfen. Eine Form dieses Kampfes ist die Erziehung: die politische Erziehung der Arbeiter hatte kaum erst angefangen. „Sie fehlt aber auch jenen radikalen Intellektuellen, die immer nur kritisieren, niemals mit Leidenschaft für ihre handelnden Vertreter eintreten.“ (13.11.1922). „Die Noth wird aber hoffentlich erziehen“ (23.8.1924). „Die Öffentlichkeit sollte denken lernen, d.h. nie auf Schlagworte hineinfallen [...] In beiden Ländern wird es immer noch Machtbe-

zirke des Nationalismus geben. Wir müssen Geduld haben und hoffen, die Zone der Annäherung noch zu erleben, in der sie fruchtbar wird, besonders seelisch fruchtbar.“ (24.11.1924).

„In der idealen Mitte geschieht die Begegnung. Um zu dauern bedingt sie Liebe.“<sup>11</sup>

Geistesverwandtschaft, Übereinstimmung im literarischen Urteil und im politischen Wollen waren die Grundlagen einer langjährigen Beziehung über Grenzen und Sprachen hinweg. Aber sehr rasch gesellte sich ein persönlicheres Moment hinzu, eine tiefe und wahre menschliche Verbundenheit. Die anfängliche steife und förmliche Anrede, „Sehr geehrter Herr“, wich sehr schnell (Ende 1922) einem „Lieber Herr Bertaux“, worauf letzterer mit „Cher Monsieur“ antwortete. Nach dem Treffen in Sèvres und Pontigny findet man ab September 1923 zunehmend „Mon cher ami“ oder „Lieber Freund“, abwechselnd mit „Lieber Herr Bertaux“ und „Lieber Freund Bertaux“. Ab Ende 1924 verwandten beide fast ausschließlich die Formeln „Lieber Freund“, bzw. „Cher ami“. Diese Freundschaft schloß auch die Familien mit ein, und regelmäßig erkundigten sich Heinrich Mann und Félix Bertaux über das Befinden der Gattinnen und der Kinder Leonie Mann, alias Goschi, und Pierre Bertaux. Diese familiäre Dimension ihrer Freundschaft wird besonders spürbar nach dem Treffen in München und Oberammergau im Sommer 1925. Ein Ergebnis dieses Treffens war auch die „Freundschaftserklärung“, die man in einem vor kurzem wieder entdeckten Brief von Félix Bertaux lesen kann (Brief vom 15.8.1925):<sup>12</sup> „notre meilleur souvenir sera à beaucoup près celui des jours que nous avons passés avec vous et les vôtres [...] j’ose espérer que ce contact m’a per-

11 Mann: Zeitalter, a.a.O., S. 171.

12 Dieser und andere neu aufgefundene Briefe von Félix und Pierre Bertaux sind zu lesen im Anhang der von Wolfgang Klein bearbeiteten Brief-Edition, a.a.O., hier S. 788.

mis de mieux vous comprendre et de mieux vous aimer. [...] il faut que je vous dise comme d'une sympathie intellectuelle, je suis passé [...] à une affection tout globale pour l'homme que j'ai mieux découvert en vous“.

Heinrich Mann zeigte sich besorgt um Bertaux' Gesundheit: „Ihre Nachrichten fehlten mir schon, ich freue mich, sie wieder zu bekommen. Möge ihr Unwohlsein schon ganz verschwunden sein!“ (10.5.1923), und fand Worte des Trostes in traurigen Umständen, so zum Beispiel beim Tod von Jacques Rivière: „Als Ihr Freund kann er natürlich niemals ersetzt werden. Mir ist kein Freund meiner jungen Jahre je ersetzt worden. Aber jedes Lebensalter hat wieder ein neues Geschlecht von Freunden, die ihm angemessen sind. So bestehen wir weiter. Halten Sie ihre Lebens-Landschaft nicht für sublunaire! Seien Sie nicht traurig!“ (18.3.1925).

Seine Anteilnahme erstreckte sich auch auf Bertaux' berufliche Tätigkeiten, nicht nur als Literaturkritiker sondern auch als Deutschlehrer und Lehrbuchautor und er bot ihm sogar seine Hilfe an für sein Wörterbuch: „Mögen Sie in Ihren zahlreichen Arbeiten Genugthuung finden. Wenn ich je daran teilnehmen dürfte (thätig, nicht nur als Gegenstand) wäre ich glücklich. Wahrscheinlich werden Sie im Verlaufe Ihres französisch-deutschen Wörterbuches noch einige Male nach deutschen Ausdrücken suchen; bitte, verfügen Sie über mich“ (29.12.1923).

Dieses tatkräftige Interesse, das Heinrich Mann für die Arbeit von Bertaux zeigte, entsprang wohl aus seiner Dankbarkeit für alles, was jener für ihn getan hatte: nicht nur indem er die Rezeption seiner Werke und die Veröffentlichung seiner Zeitschriftenartikel in Frankreich förderte, sondern vor allem auch dadurch, daß er ihn durch seine einfühlsame Teilnahme am Werk und am öffentlichen Eintreten ermutigte und stützte. „Sie werden schwer glauben, wie wohl Sie mir thun mit ihrer aufmerksamen Anerkennung und För-



derung“ (11.6.1923). Und anlässlich eines späteren Aufsatzes:<sup>13</sup> „Sie wissen wohl kaum, wie sehr Ihr schöner Aufsatz mich erfreut. Ich hätte mir nie träumen lassen, dass dies in einem französischen Essai, über mich gesagt werden würde, noch dazu von einem Freund, den zu gewinnen mir vergönnt war. Ich bin aufrichtig verbunden. Ich erwidere alles Liebe, das Sie mir sagen, von Herzen“ (20.10.1925).

Zum Jahresende 1925 faßte Heinrich Mann noch einmal zusammen, warum und wodurch die Freundschaft mit Bertaux ihm so wertvoll war: „Unendlich dankbar bin ich Ihnen und den Ihren, dass Sie meiner freundlich gedenken. Ich wüsste nichts, was heute dem Gefühl der Vereinsamung und Nutzlosigkeit besser entgegenwirkt. [...] denn ich fühle bei ihnen Wärme und geistige Nähe“ (27.12.1925).

Die ersten Jahre dieser Freundschaft und dieses Briefwechsels, der sich über ein Vierteljahrhundert erstreckte, sind in vielfacher Hinsicht aufschlußreich. Sie sind interessant durch den geschichtlichen Hintergrund der ersten Nachkriegsjahre: das Trauma der Niederlage, die politischen Umwälzungen, die fortwährenden Unruhen, die Zerrüttung der Finanzen und das Währungschaos, vor allem aber die abgrundtiefe Entfremdung zwischen Deutschland und Frankreich schienen jeder Normalisierung der Beziehungen zwischen den Nachbarn am Rhein unüberwindlich im Wege zu stehen. Mißtrauen und Ressentiment beherrschten die Geister und jeder Annäherungsversuch rief Ablehnung und Anfeindungen hervor. Es ist um so beachtlicher, daß sich abseits der Öffentlichkeit auf beiden Seiten des Rheins Menschen bereit gefunden haben, auf eigene Initiative und eigene Gefahr hin ihren guten Willen zu bekunden und Beziehungen aufzunehmen oder wiederanzuknüpfen.

13 Der Aufsatz erschien in *Europe* im Januar 1924. Bertaux hatte vor der Veröffentlichung Mann das Manuskript zukommen lassen und auch in der endgültigen Fassung verschiedene Bemerkungen Manns berücksichtigt.

Die Freundschaft zwischen Heinrich Mann und Félix Bertaux ist ein gut dokumentiertes Beispiel für diesen Vorgang; bemerkenswert auch durch die Dauer der Beziehung und aufgrund der Bedeutung der beiden Männer. In den ersten Jahren des Briefwechsels sieht man die Freundschaft in *statu nascendi*. Heinrich Mann reagierte zunächst vorsichtig auf die ersten Briefe von Bertaux, konnte sich aber in den folgenden Monaten allmählich davon überzeugen, daß der neue Brieffreund ein gleichgesinnter Geist und ein zuverlässiger Partner sein könnte, und zwar nicht nur, um sein Werk in Frankreich bekannt zu machen, sondern auch in seinen Bemühungen um eine deutsch-französische Verständigung. Er entdeckte in Bertaux einen Kenner und Vermittler deutscher Literatur, dessen Auffassungen sich weitgehend mit seinen eigenen deckten, und auch im politisch-weltanschaulichen Bereich ist ihre Verwandtschaft offenkundig. So entstand, trotz des unübersehbaren geistigen Rangunterschieds, nach und nach zwischen beiden ein freundschaftliches Einvernehmen, das sich auch in gemeinsamen Initiativen und in gelegentlicher Zusammenarbeit dokumentierte. Durch die Vermittlung von Félix Bertaux gelang es Mann auch, in diesen Jahren den Grundstock seines französischen Beziehungsnetzes zu legen und durch den Einbezug weiterer Personenkreise und Institutionen (Zeitschriften, Zeitungen, Verlage, Vereinigungen, usw.) auszudehnen. Aber immer und vor allem in den Jahren des Exils bildete die Freundschaft und Zusammenarbeit Heinrich Manns mit Félix Bertaux den Mittelpunkt seiner Beziehung zu Frankreich.

**Annäherung in Zeiten der Feindschaft:  
Die Beziehung zwischen Romain Rolland und  
Hermann Hesse während des Ersten Weltkrieges**

Gilbert Merlio

Am 14. November 1914 notierte Romain Rolland in seinem *Tagebuch*: „Ein schöner Artikel des deutschen Dichters und Romanschriftstellers Hermann Hesse in der *Neuen Zürcher Zeitung* vom 3. November: *O Freunde, nicht diese Töne!* Da er in der Schweiz wohnt, entgeht er der deutschen Ansteckung. Er richtet sich an die Schriftsteller, Künstler und Denker und beklagt, daß sie so intensiv am Krieg teilnehmen. Vielleicht ist er geneigt, indem er diese richtigen Gedankengänge zum Ausdruck bringt, die Pflicht des Künstlers zum Schweigen zu übertreiben, was mit dem deutschen Hang zum Gehorsam allzu sehr übereinstimmt: wenn er nicht der Gewalt folgt, sperrt er seine Unabhängigkeit in sich ein, ich möchte dennoch einen deutschen Denker erleben, der sich ausdrücklich gegen die Gewalt auflehnt. Nun, man muß die Leute nehmen wie sie sind! Dieser Mann ist einer der besten seiner Rasse; und er sagt vieles, was ich unterzeichnen könnte: gegen die Schriftsteller, die den Haß schüren, gegen diejenigen, die vor dem Krieg humanitär eingestellt sind und im Krieg... Gegen den Krieg selbst will er nichts sagen; er wünscht, daß er sehr heftig sei, damit er schneller zu Ende geht; und er empfiehlt die Haltung Goethes, der sich zur Zeit der Freiheitskriege so erstaunlich aus der Sache heraushielt.“<sup>1</sup>

Diese erste, nicht ganz vorbehaltlose Reaktion von Romain Rolland auf den Text von Hesse sagt schon viel über ihre zukünftigen Beziehungen aus. Daß Rolland erst im Februar 1915 Hesse angeschrieben hat, nachdem dieser einen Aufsatz über die Zeitschrift *Die Weißen Blätter* veröffentlicht hatte, hing – wie wir noch sehen werden – schon mit einer Änderung in seiner Einstellung zum Krieg und zur deutschen Intelligenz zusammen. Es ist nicht zu ermitteln,

1 D'une rive à l'autre. Hermann Hesse et Romain Rolland. Correspondance et fragments du Journal. Introduction de Pierre Grappin, in: Cahiers Romain Rolland 21 (1972), S. 15. Die Übersetzungen sind von mir. Ich habe auch die deutsche Übersetzung der Briefe benutzt: Hermann Hesse, Romain Rolland: Briefe, eingeleitet von Albrecht Goes, Zürich 1954.

ob Hesse den Text von Rolland *Au-dessus de la mêlée* (*Über dem Schlachtengetümmel*), der Mitte September 1914 im *Journal de Genève* erschienen war, wirklich gelesen hatte, als er seinen eigenen Text etwa zwei Monate später verfaßte. Obwohl er überhaupt nicht darauf Bezug nimmt, mußte er mindestens davon gehört haben. Beide Autoren lebten in der Schweiz. Dieses neutrale Land wurde im Krieg zum Zufluchtsort der kriegskritischen bzw. pazifistischen Intellektuellen, die in ihrem jeweiligen Land inmitten der anfänglichen allgemeinen Kriegsbegeisterung zensiert und verfolgt wurden. Presseorgane wie die *Neue Zürcher Zeitung* oder das *Journal de Genève* wurden zu Foren für deutsch-französische bzw. internationale Auseinandersetzungen über Krieg und Frieden.

Die gemeinsame Inspiration beider Texte ist auffällig und zeugt von einer erstaunlichen Geistesverwandtschaft. Wogegen sie sich wandten, war nicht der Krieg an sich, sondern der „Krieg der Geister“, also der Propagandakrieg, der in diesem ersten modernen Krieg gleich zu Beginn der materiellen Kämpfe einsetzte. Auf beiden Seiten, das heißt auf deutscher Seite wie auf der Seite der Ententemächte, ergriffen die meisten Intellektuellen, Gelehrten, Philosophen und Dichter Partei – nicht bloß für ihr Vaterland, dessen Sieg sie verständlicherweise wünschen mochten, sondern auch für die Kultur ihres Landes, deren Überlegenheit sie proklamierten. So entfesselte sich neben dem eigentlichen materiellen Krieg ein Kulturkrieg. Schon am 8. August 1914 hielt beispielsweise der international anerkannte französische Philosoph Henri Bergson eine Ansprache vor der *Académie des Sciences morales et politiques*, der er vorsah: „Der eben begonnene Kampf gegen Deutschland ist der Kampf der Zivilisation gegen die Barbarei. Alle fühlen das, aber unsere Akademie ist vielleicht ganz besonders befugt, es zu behaupten. Sie widmet sich dem Studium der psychologischen, moralischen und sozialen Probleme. Sie erfüllt nur ihre wissenschaftliche

Pflicht, wenn sie auf die Brutalität und den Zynismus Deutschlands, auf seine Verachtung jeglicher Gerechtigkeit und Wahrheit, auf seine Regression zum wilden Zustand hinweist.“ Am 18. September erschien in der *New York Times* ein von 54 Autoren unterzeichnetes Manifest, das gegen den Einmarsch der deutschen Armeen in Belgien protestierte und die Gesamtheit der englischsprachigen Völker dazu aufrief, das Völkerrecht gegen die Herrschaft von „blood and iron“ in Europa zu verteidigen. Gleichzeitig kursierten in der Presse der westlichen Mächte allerlei Gerüchte über Greuelthaten, die von den deutschen Armeen auf ihrem Vormarsch durch Belgien begangen worden seien.

Anfang Oktober kam die deutsche Reaktion. Dreiundneunzig deutsche Gelehrte, Künstler und Schriftsteller schlossen sich zu einem „Aufruf an die Kulturwelt“ zusammen, in dem sie sich im Namen von Wissenschaft und Kunst gegen die „Lügen und Verleumdungen“ wehrten, die von alliierter Seite den „aufgezwungenen schweren Daseinskampf zu beschmutzen trachten“, zu dem Deutschland genötigt sei. Die Dreiundneunzig beriefen sich auf das Vermächtnis der klassischen deutschen Kultur. Das Hauptziel des Manifests richtete sich gegen das von der alliierten Propaganda verbreitete Bild eines gespaltenen Gegners: auf der einen Seite das gute Deutschland der Dichter und Denker, auf der anderen Seite das Land des skrupellosen preußischen Militarismus. In seinem Aufsatz *Gedanken im Kriege* (Nov. 1914) erklärte Thomas Mann, der deutsche Militarismus sei in Wahrheit Form und Erscheinung der deutschen Moralität, die echte deutsche Kultur sei glücklicherweise durch die deutschen Waffen vor dem zersetzenden, ja nihilistischen Einfluß der französischen Zivilisation, bzw. der westeuropäischen Aufklärung geschützt. Diese Gedankengänge wird er in seinen *Betrachtungen eines Unpolitischen*, in denen er eigentlich mit seinem frankophilen Bruder Heinrich polemisiert, weiter ausführen. Auch

die deutschen Hochschullehrer hielten es nochmals für angebracht, als Antwort auf ein Manifest zahlreicher britischer Akademiker im Oktober 1914 in der *Times* zu bekräftigen, daß es keinen Unterschied zwischen deutschem Geist und der Armee des Landes gäbe. Westliche humanistische Zivilisation gegen deutsche Barbarei, oder umgekehrt, echte, deutsche Kultur gegen die materialistisch-merkantilistische seichte Zivilisation des Westens: so argumentierten damals die besten Köpfe der Nationen. In Deutschland trugen die meisten führenden Gelehrten zu der Formulierung der sogenannten „Ideen von 1914“ bei, die im Zeichen des nationalen Sozialismus die Ideen von 1789 ablösen sollten. Der deutsche Kultur- und Heldenkrieg wurde von Werner Sombart oder Max Scheler dem eigennützigen Händlerkrieg der Engländer entgegengesetzt.

Gegen diese Mobilisierung und Nationalisierung der Kultur lehnten sich fast im selben Moment und unabhängig voneinander Rolland und Hesse auf. Beide bangten um die geistige Einheit und somit um die Zukunft Europas. Was ihnen bedenklich erschien, war – um einen Ausdruck Rollands wiederaufzugreifen – „die Einstimmigkeit zugunsten des Krieges“: „Nicht nur die blinden Leidenschaften der Rassen werfen Millionen von Menschen in den Kampf gegeneinander; auch die Vernunft, der Glaube, die Dichtung, die Wissenschaft werden einberufen und stellen sich in jedem Staat in den Dienst der Armeen“.<sup>2</sup>

Rollands Text *Au-dessus de la mêlée* beeindruckt gleichermaßen durch seinen Idealismus, seine Präzision und seine prophetische Sicht. Er verurteilt nicht nur das Versagen der Sozialdemokratie und der Kirchen. Er weist auch auf die Schuldigen an der europäischen Katastrophe hin: die drei Reiche, Österreich, Rußland und Preußen. Der preußische Imperialismus trage die Hauptschuld. Er

2 *Au-dessus de la Mêlée*, in: *Une voix du dehors*. Romain Rolland. Textes et documents recueillis et présentés par Aude et Charles Sowerwine, Paris 1985, S. 13.

sei die Hydra, die das beste Blut Europas aufsaugt. Er müsse zuerst vernichtet werden: „Ecrasons l'infâme“. Rolland warf den deutschen Kriegsherren nicht nur die Verletzung der belgischen Neutralität, sondern auch die unverzeihliche Zerstörung der Kulturstädte Leuven und Malines vor: „Aber um Gottes Willen. Diese Verbrechen dürfen nicht durch ähnliche Verbrechen wieder gut gemacht werden, keine Rache, keine Repressalien. Es sind abscheuliche Wörter. Ein großes Volk rächt sich nicht, sondern stellt das Recht wieder her.“<sup>3</sup> Zur Wiederherstellung des Rechts verlangte Rolland die Einrichtung eines Hohen moralischen Gerichtshofes (*Haute Cour morale*), der sich aus unverdächtigen internationalen Persönlichkeiten zusammensetzen sollte und über die Verstöße gegen das Völkerrecht zu urteilen hätte. Er betonte die zunehmende Wichtigkeit der internationalen Öffentlichkeit, die dadurch bewiesen sei, daß die Regierenden ständig bemüht seien, ihre Kriegsverbrechen zu leugnen oder zu rechtfertigen. Die Intellektuellen sollten hierbei zu diesem „unsichtbaren Gericht der menschlichen Gattung“ ihren Beitrag liefern, indem sie eben „über dem Schlachtengetümmel“ blieben: „Auch wenn der Krieg ausgebrochen ist, ist es eine Schande zu sehen, wie die Elite darin die Integrität ihres Denkens kompromittiert. Es ist eine Schande zu sehen, wie sie einer kindischen, abscheulichen Politik der Rassen zu Diensten steht, die trotz ihrer wissenschaftlichen Absurditäten (denn kein Land besitzt eine reine Rasse) nur zu zoologischen Vernichtungskriegen führen kann, wie sie von verschiedenen Arten von Nage- oder Raubtieren ums Leben geführt werden. Es würde das Ende dieser fruchtbaren Mischung bedeuten, die Menschheit heißt. Die Menschheit ist eine Symphonie von Kollektivseelen. Der Geist ist das Licht. Die Pflicht besteht darin, ihn über die Stürme zu erheben und die Wolken zu verjagen, die ihn zu verdunkeln trachten. Die Pflicht besteht darin,

3 Ebd., S. 18.



weit über der Ungerechtigkeit und den Haßgefühlen der Nation, viel höher und viel breiter, die Mauern der Stadt aufzubauen, hinter denen sich die freien und brüderlichen Seelen der ganzen Welt versammeln sollen.“<sup>4</sup>

Der Krieg hatte Rolland in der Schweiz überrascht. Er war zu alt, um eingezogen zu werden. Er hatte beschlossen, in diesem neutralen Land zu bleiben, um seine Beziehungen zu Intellektuellen aller Länder weiter ungehindert zu pflegen und so diese geistige Internationale aufrechtzuerhalten. Die eben erwähnten Stellungnahmen waren bei ihm also nicht überraschend. Vor dem Krieg hatte er sich als guter Europäer ausgewiesen. Er war ein Sympathisant der internationalistischen Sozialdemokratie. Sein international bekanntes Werk *Jean-Christophe* war ein Plädoyer für die deutsch-französische Verständigung. Er teilte allerdings die in Frankreich besonders nach der Niederlage von 1871 übliche Vorstellung der zwei Deutschlande. Für ihn war die Lage klar, er stand nicht wirklich „über dem Schlachtengetümmel“, sondern bekannte sich klar und deutlich zu seinem Lager: Frankreich und seine Alliierten führten den gerechten Krieg gegen das imperialistische und militaristische Preußen-Deutschland. Es galt eben, die Ideen der Aufklärung (*Ecrasez l'infâme!*), die Ideen von 1789, in deren Tradition er sich selbst stellte, zu verteidigen und durchzusetzen. Er beobachtete konsterniert, daß die Repräsentanten des geistigen Deutschland, für das er eine große Bewunderung hegte, sich in den Dienst des preußischen Militarismus und Imperialismus stellten. Erhellend ist in dieser Hinsicht seine Kontroverse mit Gerhart Hauptmann.

Durch den offenen Brief an den Nobelpreisträger Gerhart Hauptmann, den er im *Journal de Genève* Anfang September publizierte, also vor seinem Aufruf *Au-dessus de la mêlée*, glaubte Rolland, sich an einen hohen Vertreter des geistigen Deutschland,

4 Ebd., S. 20.

an eine Art neuen Goethe zu wenden, in der Hoffnung, ihn zu seiner Sicht der Dinge zu bekehren. Vor dem Krieg war Hauptmann in Deutschland wegen pazifistischer Neigungen verschrien worden.<sup>5</sup> Rolland hatte von einem seiner Artikel gehört, in dem er die Kriegsbegeisterung nicht zu teilen schien und sich nur gemäßigt germanophil zeigte. Diesen offenen Brief schrieb Rolland unter dem Eindruck der Nachricht von der Zerstörung der Kunstschatze in Leuven sowie von anderen durch die deutschen Truppen auf ihrem Eilmarsch durch Belgien begangenen Greueln. Rolland mißtraute der propagandistischen Kriegshetze in der Presse, aber die erhobenen Anschuldigungen gingen an ihm nicht wirkungslos vorbei. Deshalb stellte er an Gerhart Hauptmann als den Vertreter Deutschlands die Frage: „Tötet die Menschen, aber respektiert die Werke. Wer seid Ihr denn... Seid Ihr die Enkel Goethes oder Attilas?“ Am 12. September antwortete Hauptmann, daß ihm der Erhalt eines Menschenlebens über den eines Kunstwerkes gehe, Krieg sei Krieg und die von Rolland verurteilten sogenannten Kriegsverbrechen seien nur Unfälle im „Durcheinander des Kampfes“. Hauptmanns Antwort enttäuschte Rolland sehr. Er habe die Gewalt legitimiert. In der von den kulturellen Repräsentanten Deutschlands demonstrierten Eintracht mit dem preußischen Militärstaat habe der deutsche Idealismus sein Ende gefunden. Bald darauf sollte die Bombardierung der Kathedrale von Reims, (gegen die Rolland in einem neuen Artikel *Pro Aris* protestierte) und die mangelnde Reaktion von deutschen Intellektuellen dieses düstere Fazit bekräftigen.

Wegen dieser drei Artikel, die kurz hintereinander erschienen, geriet Rolland, ins Kreuzfeuer der Kritik. In Deutschland wurde er

5 Anlässlich des hundertsten Jahrestages der Völkerschlacht bei Leipzig hatte Hauptmann ein *Festspiel in deutschen Reimen* geschrieben, dem die Nationalisten pazifistische Tendenzen vorwarfen.

angegriffen, weil er eigentlich die Anklage des Barbarentums von Bergson wiederaufnahm und dabei die Sache Deutschlands, die ihm in *Jean-Christophe* so nah am Herzen zu liegen schien, gleichsam verriet. In Frankreich wurde Rolland kritisiert, weil er sich weigerte, das ganze deutsche Volk für den Krieg verantwortlich zu machen,<sup>6</sup> weil er den Glauben an die uneingeschränkte Gültigkeit universalistischer Werte von den geistigen Repräsentanten aller kriegführenden Nationen verlangte und weil er nun auch die engagierten französischen Intellektuellen des Verrats am Geist bezichtigte. In seinem Tagebuch schrieb er: „War es die Rolle eines Bergson, solche Worte auszusprechen? Muß sich die Vernunft mit den Leidenschaften der Parteien besudeln?“

*O Freunde, nicht diese Töne!* Es mag sein, daß Rolland Hesse um seinen Titel beneidet hat, der an den Geist der Ode *An die Freude* von Schiller erinnert. Muß sich die Vernunft mit den Leidenschaften der Parteien besudeln? Dies ist ganz genau die Fragestellung von Hesse, in dem also Rolland den protestierenden Deutschen finden kann, den er bisher vergebens suchte. Mit seinem Text grenzte sich Hesse entschieden von der Gruppe der deutschen Intellektuellen ab, die sich der Kriegspartei angeschlossen hatten. Er schrieb: „Ich bin Deutscher und meine Sympathie und Wünsche gehören Deutschland, aber was ich sagen möchte, bezieht sich nicht auf Krieg und Politik, sondern auf die Stellung und Aufgaben der Neutralen. Damit meine ich nicht die politisch neutralen Völker, sondern alle diejenigen, die als Forscher, Lehrer, Künstler, Literaten am Werk des Friedens und der Menschheit arbeiten [...]. Der, der im Felde steht und täglich sein Leben wagt, habe das volle Recht zu Erbitterung und momentanem Zorn und Haß, und jeder aktive Poli-

6 „Die wirklich Schuldigen sind die Chefs, insbesondere die, die die Verletzung der belgischen Neutralität beschlossen haben; denn dieses Verbrechen hat wahrscheinlich die anderen nach sich gezogen.“ (Zitiert nach Michael Klepsch: Romain Rolland im Ersten Weltkrieg. Ein Intellektueller auf verlorenem Posten, Stuttgart 2000, S. 51).

tiker ebenso. Aber wir anderen, wir Dichter, Künstler, Journalisten – kann es unsere Aufgabe sein, das Schlimme zu verschlimmern, das Häßliche und Beweinenswerte zu vermehren?“<sup>7</sup> Hesse verstand nicht, warum französische Kunst auf einmal wegen des Krieges in Deutschland verpönt sein sollte (und umgekehrt), während sie doch wie die deutsche Kunst zur internationalen Kultur gehöre: „Die Leute, denen jedes der französischen Malerei erteilte Lob ein Greuel war und denen bei jedem Fremdwort der Zornschweiß ausbrach, die sind es nicht, von denen hier die Rede ist, die tun weiter, was sie vorher taten. Aber die anderen alle, die sonst mit mehr oder weniger Bewußtsein am übernationalen Bau der menschlichen Kultur tätig gewesen sind und jetzt plötzlich den Krieg ins Reich des Geistes hinübertragen wollen, die begehen ein Unrecht und einen groben Denkfehler.“ Hesse beruft sich auf Goethe: „Goethe war nie ein schlechter Patriot, obwohl er Anno 1813 keine Nationallieder gedichtet hat. Aber über die Freude am Deutschtum, das er kannte und liebte wie nur einer, ging ihm die Freude am Menschentum.“<sup>8</sup>

Die Neutralität, die Hesse von den Intellektuellen forderte, ist also keineswegs mit Passivität oder Gleichgültigkeit gleichzusetzen. Gewiß suche sie ihren Platz „über dem Schlachtengetümmel“, aber im Dienste einer Sache, die keiner der kriegführenden Mächte allein gehört und die Gefahr liefe, in den unbarmherzigen materiellen und ideologischen Schlachten des Krieges unterzugehen: der Sache des Friedens, der Menschlichkeit und der Vernunft. Die Neutralität, von der hier die Rede ist, ist also positiv, aktiv und engagiert: sie versucht, das hervorzuheben, was in Kriegszeiten noch verbindet, und nach dem Krieg die Wiederherstellung des Friedens ermöglichen kann: „Uns ändern, die es mit der Heimat gut meinen und an

7 Hermann Hesse: Politik des Gewissens: die politischen Schriften, Teil 1: 1914-1932 (499 Seiten), Teil 2: 1933-1962 (S. 507-985), Taschenbuchausgabe, Frankfurt/Main 1981, S. 42.

8 Ebd., S. 45.

der Zukunft nicht verzweifeln wollen, uns ist die Aufgabe geworden, ein Stück Frieden zu erhalten, Brücken zu schlagen, Wege zu suchen aber nicht mit dreinzuhauen (mit der Feder!) und die Fundamente für die Zukunft Europas noch mehr zu erschüttern.“<sup>9</sup> Die Suche nach dem, was trotz allem verbindet, der Wille, die Brücken nicht endgültig abzureißen, ist eine politische Konstante bei Hesse.

Diese positive Neutralität bei Hesse war nicht spontan. Nach seinen eigenen Worten befanden sich seine Sympathien und Wünsche zuerst auf Seiten Deutschlands. Im Wilhelminismus gehörte er zu den kritischen Intellektuellen. Er war Mitarbeiter des *Simplicissimus* gewesen und hatte die demokratisch-antiwilhelminische Zeitschrift *März* gegründet. Nicht zuletzt um der Mediokrität und Stumpfheit der wilhelminischen Gesellschaft zu entfliehen, die er ganz besonders in *Unterm Rad* angeprangert hatte, hatte er sich 1912 in der Schweiz niedergelassen. Nun aber wunderte er sich selber über seinen Patriotismus: „Ich bemerke, wie einseitig patriotisch ich geworden bin: Bemerkungen kritischer Art über Deutschlands Benehmen gegen Belgien (das ich selbst nicht loben kann!) ärgern und erregen mich.“<sup>10</sup>

Seine Solidarität mit dem deutschen Vaterland veranlaßte Hesse, sich 1914 als Freiwilliger zu melden. Als dienstuntauglich zurückgestellt, wurde er 1915 der Deutschen Gesandtschaft in Bern zugeteilt, wo er nunmehr im Dienst der Deutschen Gefangenenfürsorge bis 1919 stehen sollte. Er, der Kulturkritiker, stand einigen „Ideen von 1914“ nicht gleichgültig gegenüber. Würde der Krieg nicht etwas frische Luft hereinlassen, den faden und bürgerlichen Mief hinwegfegen, Gelegenheit für eine kulturelle Erneuerung sein? „Die moralischen Werte des Krieges schätze ich im ganzen sehr hoch ein. Aus dem blöden Kapitalistenfrieden herausgerissen zu werden, tat vielen gut grade aus Deutschland, und für einen echten Künstler, scheint

9 Ebd.

10 Ebd., S. 17.

mir, wird ein Volk von Männern wertvoller, das dem Tod gegenübergestanden hat und die Unmittelbarkeit und Frische des Lagerlebens kennt.“<sup>11</sup> Diese romantische Kriegsvorstellung, die mehr oder weniger an den Enthusiasmus der „Jugendbewegten“ erinnert, wurde manchmal von dem Traum begleitet, daß eine Versöhnung zwischen Macht und Geist, Potsdam und Weimar möglich sei: „Wir wollen nicht mehr das arme ideale Deutschland sein, das zwar viele Dichter und Denker, aber kein Geld und keine Macht und keine Stimme in der Welt hatte.“<sup>12</sup> Es gehe um die Entstehung einer neuen Geisteshaltung, eines vom „englischen“ Merkantilismus befreiten Geistes: „Daß wir unseren Kampf gegen die ungunen, ungeistigen, unsauberen Mächte in der Welt richtig führen, auch gegen diese Mächte in uns selber, dafür müssen wir von Euch Soldaten den Heldensinn und die treue Ausdauer lernen, und Euch vor allem werden wir nach dem Kriege brauchen, um unsere großen, unsere gewaltigen Ansprüche an das deutsche Volk und das deutsche Wesen durchzusetzen. Ihr sollt uns aus dem Kriege den Geist mit heimbringen, der den Schmerz und den Tod nicht fürchtet, wenn es Großes gilt.“<sup>13</sup> Sollte wiederum für den Patrioten Hesse die Welt am deutschen Wesen genesen?

Tatsächlich ist Hesse differenzierter: Zum einen bedeutete für ihn die Verletzung der belgischen Neutralität einen schweren Verstoß gegen die Regeln der Zivilisation, die man selbst in Kriegszeiten zu respektieren habe. Zum anderen bemerkte er, daß sein Internationalismus ihn in den Augen seiner Landsleute nur verdächtig werden ließ und begann, sich über seine Identität Fragen zu stellen: ist er Deutscher, oder eher Schweizer? Er warnte vor dem „Hurra-Patriotismus“, der nicht „eine Art Vorschule zum Ideal der

11 Ebd., S. 51.

12 Ebd., S. 59.

13 Ebd., S. 60.

Menschheit“ darstellen konnte.<sup>14</sup> Er wiederholte, daß er zuerst Mensch, dann Deutscher sei. Und ferner, daß es ihm nicht gelinge, den Krieg als „etwas Großes, gar Heiliges“<sup>15</sup> zu betrachten. Als Schriftsteller könne er sich nicht „literarisch“ damit abfinden, wie etliche seiner Kollegen. Nach und nach fühlte er in sich ein europäisches Bewußtsein erwachen, das denselben „Mittelpunkt“ habe, wie sein deutsches: „Der Gedanke, Europa als ideale Zukunftseinheit könnte etwa eine Vorstufe zu einer geeinigten Menschheit bedeuten, wird wie jeder Kosmopolitismus zur Zeit schroff abgelehnt und ins Reich der poetischen Träume verwiesen. Ich bin damit einverstanden, aber ich halte viel von poetischen Träumen [...]“<sup>16</sup>

Rolland und Hesse waren also keine Pazifisten in dem Sinne, daß sie den Krieg an sich verurteilt hätten, sie plädierten zu dieser Zeit nicht für Kriegsdienstverweigerung. Rolland fand den Krieg gegen den deutsch-preußischen Militarismus gerecht. Der Krieg sei eben manchmal ein notwendiges Übel. Es gelte aber, ihn zu überwinden. Seinerseits schrieb Hesse: „Da man jetzt einmal am Schießen ist, soll geschossen werden – aber nicht des Schießens und der verabscheuungswürdigen Feinde wegen, sondern um so bald wie möglich eine höhere und bessere Arbeit wiederaufzunehmen [...]. Krieg wird noch lange sein, er wird vielleicht immer sein. Dennoch ist die Überwindung des Krieges nach wie vor unser edelstes Ziel und die letzte Konsequenz abendländisch-christlicher Gesittung.“<sup>17</sup> Kultur sei etwas Gebrechliches. Es könne an einem Tag das zerstört werden, worum Künstler, Gelehrte und Philosophen aller Länder sich ihr Leben lang bemüht haben. Deshalb sollten die Intellektuellen im Krieg auf der Seite des Rechts, der Verständigung und der Humanität bleiben.

14 Ebd., S. 59; s. auch S. 206.

15 Ebd., S. 56.

16 Ebd., S. 89.

17 Ebd., S. 46.

Die würdigste Aufgabe für die, die nicht eingezogen wurden, bestand darin, all denen zu helfen, die vom Krieg in Mitleidenschaft gezogen wurden. Infolgedessen stellte sich Romain Rolland im Oktober dem Roten Kreuz zur Verfügung und wurde freiwilliger Helfer der Auskunftsstelle für Zivilgefangene in Genf. Rolland arbeitete neun Monate lang intensiv in dieser humanitären Organisation. Seinerseits – wiederum eine erstaunliche Gemeinsamkeit im Werdegang beider Freunde – hatte Hesse mit Richard Woltereck und in Verbindung mit der Deutschen Gesandtschaft in Bern eine „Bücherzentrale für deutsche Kriegsgefangene“ eingerichtet, die Hunderttausende von Gefangenen mit Büchern versorgte, welche ihnen die gegenwärtige Misere erleichterten und sie auf einen Neubeginn nach dem Krieg vorbereiteten. Ein gutes Drittel von Hesses Aufsätzen im Ersten Weltkrieg gilt den Zwecken der Kriegsgefangenenfürsorge.

Ein solches humanitäres Engagement scheint ihm wirksamer und von größerer Tragweite gewesen zu sein als der Beitritt zu irgendeiner pazifistischen Organisation. An die Pazifisten richtete er sich 1915 in einem streitbaren Aufsatz: „Mir ist es wunderbar, wie man für die ferne (friedliche) Zukunft schwärmen und tätig sein kann, während die blutige Gegenwart auf Schritt und Tritt unsere Hilfe anruft. Ich klage Euch an, daß Ihr redet, wo so viel zu tun wäre, daß Ihr Versammlungen und Vorträge besucht, statt tätig zu sein, statt Eure Säle den Kranken, Euer Geld den Armen, Euren Idealismus den Leidenden zur Verfügung zu stellen. Wer Adressen für Pakete an Gefangene schreibt, wer Nägel in Kisten schlägt, die Kleider und Schuhe zu frierenden Menschen bringen sollen, der tut unendlich viel mehr als Ihr mit allen Reden, mit allen Broschüren, mit allen Vorträgen.“<sup>18</sup> Hesse hatte für die „Schreier“ nichts übrig, von welcher Seite sie auch schreien mochten. In diesen Schreckens- und Leidenszeiten bevorzugte er die verborgene Tat, die den Men-

18 Ebd., S. 153.



schen aus ihrer körperlichen und seelischen Not half. Auch das blieb eine seiner politischen Konstanten. Er hielt zudem an der Idee fest, daß diejenigen, die hinter der Front Programme erstellten, für den Wiederaufbau der Nachkriegszeit viel weniger wert sein würden, als die Jugend, die an der Front gelitten und sich geopfert hatte. Dabei unterstrich er aber seine apolitische Einstellung: „Ich selber bin ganz unpolitisch und hänge einer asiatischen Passivität an. Wo ich aber irgendetwas tun kann, was Frieden und Menschlichkeit fördert, bin ich stets eifrig bereit.“<sup>19</sup>

Im Laufe der Jahre 1915/1916 wandelte sich das Denken Rollands. Allmählich gelangte er zu der Überzeugung, daß Deutschland nicht allein am Krieg und an seinen Greuelthaten schuld war. Diese Entwicklung deutete sich schon in seinem Aufsatz *Au-dessus de la mêlée* an, als Rolland die Militarisierung der französischen Intelligenz und den Einsatz von afrikanischen Truppen auf französischer Seite kritisierte; Deutschland habe nicht das Monopol der Ungerechtigkeit und der Barbarei. Von nun an löste sich Rolland immer mehr von seinem Patriotismus los: er schien ihm immer weniger mit der Idee der Freiheit und des Humanismus vereinbar. Rolland wandte sich nun dem Wiederaufbau Europas nach dem Krieg zu. Zu diesem Zweck wollte er die zahlreichen Beziehungen nutzen, die er zu Intellektuellen in ganz Europa pflegte.

In diesem Zusammenhang entdeckte er die Existenz einer Antikriegspartei unter den deutschen Intellektuellen. Im Dezember 1914 hatte er erfahren, daß einige Sozialdemokraten gegen die Erneuerung der Kriegskredite gestimmt hatten. In der deutschen Sozialdemokratie wechselte allmählich die Stimmung. Drei Mehrheitssozialdemokraten, Bernstein, Haase und Kautsky protestierten im Juli 1915 gegen die Verlängerung des Krieges. Auch im liberalen Lager wurden immer mehr kriegskritische Stimmen in verschiedenen Zeit-

19 Brief an Romain Rolland vom 10.8.1915.

schriften (*Die Schaubühne*, die *Ethische Kultur*, die *Ethische Rundschau*, *Die Christliche Welt*) laut. Die Zeitschrift *Forum* wurde unter der Leitung von Wilhelm Herzog gar zum Sprachrohr von Rollands Ideen in Deutschland. Sie übersetzte seine Texte und publizierte zudem Aufsätze von pazifistischen Autoren, u.a. von Heinrich Mann, René Schickele, Eduard Bernstein, Annette Kolb und Friedrich Wilhelm Foerster. Sie gehörte mit der *Aktion* von Franz Pfemfert, der *Friedens-Warte* von Albert H. Fried und den *Weißten Blättern* von René Schickelé zu den wichtigsten Organen des internationalen Pazifismus in Deutschland.

Auf die letztgenannte Zeitschrift wurde Rolland, wie anfangs erwähnt, durch einen Aufsatz von Hermann Hesse aufmerksam gemacht. Am 18. Februar 1915 notierte er in seinem Tagebuch: „Hermann Hesse veröffentlicht im Feuilleton der *Neuen Zürcher Zeitung* eine Rezension über eine junge deutsche Zeitschrift, die *Weißten Blätter* aus Leipzig, die nach einer mehrmonatigen Unterbrechung wiedererscheinen darf. Dort drückt sich die junge Dichtergeneration aus. Hesse weist auf ihre noble Gelassenheit hin. Einer der Mitarbeiter, der Elsässer Eduard Stadler ist eben gefallen. Als Lektor an der Freien Universität Brüssel tätig, war er der Übersetzer und der Freund der französischen Dichter [...]: er war 30 Jahre alt. Hesse vergleicht seine europäische Einstellung mit der meinen; und er sieht darin kein einzelnes Phänomen, sondern die frühe Blüte eines ‚Europeanismus‘, der in der besten deutschen Jugend im Keim vorhanden ist.“ Es erfolgte darauf die erste Kontaktaufnahme zwischen beiden. Frei von Patriotismus wollte Rolland Mitglieder für seine Internationale des Geistes anwerben. Am 26. schickte er folgenden Brief an Hesse: „Monsieur, man hat mir Ihren Artikel aus der ‚Neuen Zürcher Zeitung‘ mitgeteilt. Ich drücke Ihnen herzlich die Hand. Das wollte ich schon lange tun, – seit ich Ihre Bücher gelesen habe und vor allem, seit ich mitten in diesem Sturm die Worte

habe zitieren hören, die die Wolken des Hasses auflösen, die Worte des befreiten Beethoven. Wir können die Raserei der Staaten nicht aufhalten; ich fürchte sogar, es wird noch entsetzlicher; die Völker können nicht sprechen; sie können kaum denken (man läßt ihnen weder die Zeit noch die Möglichkeit dazu). Um so mehr müssen wir zusammenstehen, wir alle, die wir uns angeekelt dem bestialischen Irrsinn verweigern und die wir die Aufgabe haben, für die Zukunft die heilige Union des europäischen Geistes zu bewahren. Wenn der Krieg andauert, dann, meine ich, müssen wir diese rein geistige Einheit zwischen den freien Denkern aller Völker bekräftigen. In aufrichtiger Zuneigung.“<sup>20</sup>

Auch Hesse löste sich nun von jeglichem Patriotismus. In seiner Rezension der *Weißes Blätter* hatte er erklärt, er glaube nicht an Programme für die Zukunft, aber erwarte viel von neuen würdigen und fruchtbaren Beziehungen zwischen den europäischen Intellektuellen. In diesem Sinne erwähnt er in einem Brief an Rolland (28.2.1915) die mögliche Gründung einer „neutralen“ Zeitschrift in der Schweiz, welche französische Mitarbeiter benötigte (die Zeitschrift ist nie erschienen).

Im April publizierte Rolland im *Journal de Genève* einen Aufsatz über den neuen Geist, der unter den Intellektuellen Deutschlands aufkeimte. Darin lobte er in erster Linie Hermann Hesse (und sein Gedicht *Der Krieg*), aber auch Stefan George (!), Max Scheler, Georg Trakl, René Schickelé und Wilhelm Herzog. Im Juni erschien im *Journal de Genève* der Artikel *Le meurtre des élites* (*Mord an den Eliten*), in dem Rolland wiederum die kleine Minderheit der in Deutschland unterdrückten kriegskritischen Stimmen zu Worte kommen ließ. Durch seine Publikationen versuchte er, alle pazifistisch engagierten Organisationen und Gruppen bekannt zu machen. So wurde er zum Mittelpunkt eines europäischen Net-

20 Hesse, Rolland: *D'une rive à l'autre*, a.a.O., S. 17.

zes von Pazifisten oder friedensorientierten Intellektuellen. Er korrespondierte mit Frederick van Eeden, dem Vertreter des niederländischen *Anti-Orrlog-Raad*, mit Ellen Key in Schweden, mit H.G. Wells und B. Shaw in England, Carl Spitteler in der Schweiz usw.

Als Leitfigur des moralischen Pazifismus' ist Rolland dennoch stets darauf bedacht gewesen, von den verschiedenen Organisationen, die – je länger der Krieg dauerte – vielerorts aufblühten, nicht vereinnahmt zu werden. So bringt er in einem Tagebucheintrag vom April 1915 sein Mißtrauen gegenüber der von einem jungen Engländer, Lionel Wyon, kürzlich gegründeten *Gesellschaft zur Verständigung der Intellektuellen* zum Ausdruck. Deren Absichten seien sicher nobel aber vage. Unter den Mitgliedern erblicke er zwar sympathische Namen wie Ellen Key, Spitteler, Hermann Hesse, aber auch „einige weniger sympathische“. Er habe nie eine große Sympathie für Herdengeister empfunden. Er bleibe lieber ein Europäer, der allein, außerhalb aller „Gesellschaft“, kämpfe.<sup>21</sup>

Rollands Reaktion erklärt sich nicht nur durch die Furcht vor der Vereinnahmung seiner Ideen oder seiner Person, sondern auch durch seine unbequeme Lage. Er wurde nicht nur von extremen Nationalisten wie Henri Massis oder Maurice Barrès angegriffen, sondern auch von ein paar alten Freunden wie Richet aufs Korn genommen oder einfach verlassen. Deshalb weigerte er sich, irgendeinem deutschen Bund beizutreten.<sup>22</sup> Er hatte den Eindruck, daß er in Frankreich überhaupt nicht verstanden wurde. Er wollte ein Schiedsrichter zwischen den Nationen sein und wurde sich nun

21 Ebd., S. 21.

22 Erwähnt sei seine letztlich ablehnende Einstellung gegenüber dem *Bund Neues Vaterland*, dessen Ziele er prinzipiell anerkannte. Der *Bund Neues Vaterland* wurde im November 1914 gegründet, um dieser ambivalenten Position entgegenzutreten. Er markiert eine Wende innerhalb des deutschen Pazifismus, weil er die Friedenssuche mit der Forderung nach einer Demokratisierung Deutschlands verkoppelte. S. auch Hans Manfred Bock: Heimatlose Republikaner in der Weimarer Republik. Die Deutsche Liga für Menschenrechte (vormals „Bund Neues Vaterland“) in den deutsch-französischen Beziehungen, in: *Lendemains* 23 (1998), Nr. 89, S. 68-102.

der Schwierigkeit dieser Aufgabe bewußt. Er war des Kampfes müde und wollte sich wieder seinen künstlerischen Tätigkeiten zuwenden. So schwieg er fast ein ganzes Jahr. Diese vorübergehende Entmutigungsphase hatte aber mit der schweren Depression, die zur selben Zeit Hesse aus anderen Gründen plagte, nichts gemein.

Als Rolland im November 1916 – im selben Monat wurde ihm der Nobel-Preis verliehen – mit dem Aufsatz *Les peuples assassinés* (*Die ermordeten Völker*) wieder öffentlich auftrat, hatte sich seine Interpretation des Krieges wiederum gewandelt. Nicht mehr ausschließlich oder hauptsächlich der deutsch-preußische Militarismus war schuld am Krieg, sondern das Geld. Durch seine linkssozialistischen Freunde (vor allem Henri Guilbeaux, der in der Schweiz die Zeitschrift *Demain* leitete) hatte Rolland Informationen über die wirtschaftlichen Hintergründe des Krieges erhalten. Die Völker Europas seien nicht frei, sie würden von den Kapitalisten manipuliert. Rolland nahm zum Teil die Analysen der deutschen Kulturkritiker (und somit auch Hesses) wieder auf. Die wissenschaftlich-technische Zivilisation Europas sei ein Moloch, der seine eigenen Kinder fräße. Sie sei nur noch durch eine vollkommene moralische und soziale Revolution zu retten. Die Erneuerung könne eigentlich nur von außen kommen, von Amerika (aber bald enttäuschte ihn der Kriegseintritt der Vereinigten Staaten, die nun nicht mehr als Land der Freiheit und der Menschenrechte, sondern als Hort des Kapitalismus und der Korruption galten) oder von Asien. Darüber hinaus gelte es nicht nur den Patriotismus bzw. Nationalismus zu überwinden, sondern auch den engen europäischen Horizont zu überschreiten. Von einer kulturellen Synthese zwischen Asien und Europa erwartete Rolland also die Förderung der „großen Individualität der universellen Menschheit“. Er begeisterte sich für große Gelehrte wie den Kulturphilosophen Erwin Hanslick oder den Mediziner Georg F. Nicolai, die durch ihre Forschung die Einheit der Menschheit

herausstellten. In dieser Hinwendung zur universellen Menschheit folgte ihm übrigens Hermann Hesse, der freilich dieses Ideal nur in der vollkommenen Abkehr von der Politik ins Auge fassen konnte. Hesse schrieb an Rolland am 4. September 1917: „Wo immer möglich, wende ich mich vom Aktuellen weg in's Zeitlose. Der Versuch, an politische Dinge Liebe zu wenden, ist mir mißglückt; auch ‚Europa‘ ist mir kein Ideal – solange Menschen einander töten, unter Führung Europas, ist mir jede Einteilung der Menschen verdächtig. Ich glaube nicht an Europa, nur an die Menschheit, nur an das Reich der Seele auf Erden, an dem alle Völker Teil haben und dessen edelste Verkörperung wir Asien verdanken.“<sup>23</sup>

Von der deutschen Niederlage, vom Versailler Vertrag und von der Errichtung der Weimarer Republik ist im Briefwechsel zwischen Hesse und Rolland keine Rede: als ob beide in ihren Beziehungen nicht ins Politische herabgleiten und sich weiterhin auf der hohen Ebene des Geistes und der Menschlichkeit halten wollten. Im Januar 1919 schickte Hesse Rolland den Aufruf von Will Vesper *An die Kinder der ganzen Welt zugunsten der hungernden Kinder Deutschlands*. Rolland sorgte für seine Weitergabe und Bekanntmachung. Im Frühling 1919 unterzeichnete Hesse ohne Zögern mit Bertrand Russell, Benedetto Croce, Frederik van Eede, Stefan Zweig und Henri Barbusse die *Erklärung für die Unabhängigkeit des Geistes*, die Rolland im Einverständnis mit G.F. Nicolai verfaßt hatte. Es galt – nach der großen Erschütterung des Krieges – Europa wieder aufzubauen. In seinem Appell erinnerte Rolland an den Verrat, den die Intellektuellen während des Krieges am Geist begangen hatten und rief sie dazu auf, nun für die Sache der Wahrheit, der Menschheit und der universellen Brüderlichkeit einzutreten: „Wir kennen nicht die Völker, wir kennen das Volk, das einzige, universelle Volk, das leidet, fällt, wieder aufsteht und

23 Hesse: Politik des Gewissens, a.a.O., S. 210.

vorwärts geht auf dem schwierigen, von seinem Schweiß und seinem Blut durchtränkten Weg, das Volk aller Menschen, die alle Brüder sind. Damit sie sich wie wir immer mehr dieser Brüderlichkeit bewußt werden, erheben wir über ihre blinden Kämpfe die Bundeslade – den freien Geist, den Einen und Vielfältigen, den Ewigen.“

Etwas später, im August 1922, lud Rolland, der sich in Ville-neuve niedergelassen hat, Hesse zu einer Tagung ein, die in Lugano im Rahmen der Veranstaltung des „Internationalen Frauenbundes für den Frieden und die Freiheit“ stattfinden sollte. Es sollten dort Georges Duhamel, Graf Kessler, Bertrand Russell und auch indische Freunde von Rolland, der Geschichtsprofessor aus Calcutta Kalidas Nag sowie Dilip K. Roy zusammenkommen. Da Rolland Hesses Scheu vor der Politik kannte, fügte er als Nachsatz hinzu: „Diese Vorträge haben überhaupt keinen politischen Charakter. Es sind Zusammenkünfte freier Geister.“ „Mit Widerwillen“ wird sich Hesse nach langem Zögern dahin begeben und dort den Schluß des soeben erschienenen *Siddharta* (dessen erster Teil Rolland gewidmet ist) vorlesen. In seinem Tagebuch berichtete Rolland über dieses Zusammentreffen, freute sich über den freundschaftlichen Gedankenaustausch, der aus diesem Anlaß zwischen Hesse und dem Pazifisten Van Aeden, Hesse und dem Inder Kalidas Nag stattgefunden hatte. Hesses intime Kenntnis der Kultur Indiens hatte alle beeindruckt. Die beiden Freunde hatten die Zeit des Krieges heraufbeschworen, wobei sie sich bange gefragt hatten, ob dieser wirklich vorbei sei (was den stets zu Depressionen neigenden Hesse trotz seiner „asiatischen Weisheit“ noch mehr beunruhigte als seinen Gesprächspartner!).

Die Literatur nahm in den Beziehungen der beiden Männer in der Nachkriegszeit einen großen Platz ein. Hesse rezensierte gewissenhaft und wohlwollend die Werke Rollands. Rolland rühmte

manchmal ein bißchen konventionell die Werke, die literarischen wie die malerischen, die ihm Hesse regelmäßig zuschickte. Man versuchte auch, einander behilflich zu sein und die Übersetzung der jeweiligen Werke zu fördern. Philosophisch dominierte aber ein Thema: Asien. Durch Hesse wurde Rolland, der selbst der indischen Kultur mehrere Bücher gewidmet hatte, von dem großen Interesse, das deutsche Denker wie Keyserling (Er schreibt oberflächlich, aber schön, meinte Rolland!) Asien entgegenbrachten, in Kenntnis gesetzt.

Im September 1920 berichtete er in seinem Tagebuch von einem Gespräch mit Hesse, in dem dieser ihm seine Angst mitgeteilt hatte, noch einmal vom deutschen Publikum mißverstanden zu werden. Er hatte sich in mehreren Schriften im Hinblick auf den moralischen Wiederaufbau nach dem Krieg an die Jugend gerichtet und fürchtete, daß seine Appelle in einem „bolschewisierenden Sinne“ interpretiert werden könnten. Dabei meinte Hesse – so berichtete Rolland – dass die innere Befreiung, wie die asiatische Philosophie sie lehrte und praktizierte, „das Einzige ist, was wir (die Europäer) dem Bolschewismus entgegensetzen haben.“<sup>24</sup>

Nur so, auf indirektem Wege und zu seltenen Anlässen hören wir in der Korrespondenz der Zwischenkriegszeit von dem politischen Engagement der beiden Autoren. Hier wären wiederum zahlreiche Parallelen zu verzeichnen, wenn sie sich auch manchmal in entgegengesetzter Richtung ausdrücken mögen. Zum Beispiel kritisierte Rolland als Franzose die Strenge und Ungerechtigkeit des Versailler Vertrages, während Hesse in Deutschland „das Weglügen aller Kriegsschuld“<sup>25</sup> von seiten seiner Landsleute anprangerte: „Es wird sich zeigen, daß die Feinde ebenfalls schuld hatten, aber es wird sich nie zeigen, daß unsere Flottenbauten, unser Überfall auf

24 Hesse, Rolland: *D'une rive à l'autre*, a.a.O., S. 69.

25 Hesse: *Politik des Gewissens*, a.a.O., S. 488.



Belgien und unser Auftreten gegen Rußland in Brest-Litowsk etwas anderes war als schlechte Politik.“<sup>26</sup> Wird die Beendigung des Krieges einen neuen Anfang erlauben? Zu Beginn der Weimarer Republik bekundete Hesse sein Vertrauen in die deutsche Jugend. Er richtete an sie ein von Nietzsche inspiriertes Manifest: *Zarathustras Wiederkehr*, das 1919 anonym erschien, ein bißchen wie in ihrer Zeit die Schrift von Julius Langbehn *Rembrandt als Erzieher*. Im selben Jahr gründete Hesse mit seinem Freund Richard Woltereck eine kulturpolitische Zeitschrift *Vivos voco*, die dasselbe erzieherische Ziel verfolgte. Aufgrund seiner pazifistischen Einstellung während des Krieges, die ihm nun viele Briefe von Jugendlichen einbrachte, glaubte Hesse nämlich sich zum *praeceptor germaniae* aufspielen zu können. In *Zarathustras Wiederkehr* meldete sich wiederum der unpolitische Politiker Hesse: „Wir müssen nicht hinten beginnen, bei den Regierungsformen und politischen Methoden, sondern wir müssen vorn anfangen, beim Bau der Persönlichkeit, wenn wir wieder Geister und Männer haben wollen, die uns Zukunft verbürgen.“<sup>27</sup>

Also ermahnte er die deutsche Jugend dazu, den alten Idolen des Nationalismus und Materialismus abzuschwören, um in sich selbst den Gott wiederzufinden, der ihnen erlauben sollte, ihr Schicksal und ihre Aufgabe zu erkennen und anzunehmen. Sie müßten in sich gehen, den Weg nach innen einschlagen, auf die innere Stimme hören, kurz sie müßten, wie Hesse es nennt, „eigen-sinnig“ werden, d.h. aufrichtig und authentisch sein. Bevor man die Welt verändere, müsse man das werden, was man sei. Diese höchst idealistisch-romantische Botschaft, in der man Anklänge an Novalis, Nietzsche und Lao-Tse hört, konnte doch bolschewistisch interpre-

26 Ebd., S. 350.

27 Ebd., S. 296.

tiert werden, weil Hesse in einem Abschnitt des Textes die Begeisterung der jungen Spartakisten lobte.

Der *praeceptor germaniae* scheiterte. Bald mußte er einsehen, daß das deutsche Volk die Lehre aus der Geschichte nicht ziehen wollte. Es blieb unterwürfig, starker Männer bedürftig, machtversonnen (noch unter Adenauer glaubte Hesse feststellen zu können, daß der *bazillus germanicus* nicht ausgestorben war!); es sabotierte seine Demokratie. Später dachte Hesse an diese Zeit zurück als an eine Zeit der Illusion: „Einst, um 1919, gab es eine kriegsmüde, stark pazifistische und internationalistische Jugend in Deutschland, besonders Studenten, die lasen Rolland und Hesse und schienen eine Art Sauerteig zu sein, aber einen Moment später hatte Hitler schon eine Knabenarmee von 100.000 Burschen, die das Volk ihm freiwillig zur Verfügung stellte und deren braune Ausrüstung es zahlte.“<sup>28</sup> Im Jahre 1923, nachdem er aufgehört hatte, noch irgendwie an das deutsche Wesen zu glauben, beantragte Hesse die schweizerische Staatsangehörigkeit.

Auch im Hinblick auf den Kommunismus ist bei den zwei Freunden viel Gemeinsames zu verzeichnen. Aber hier sollten sich schließlich die Geister scheiden. Beide hatten die Novemberrevolution in Deutschland begrüßt und waren von dem Scheitern der progressiven Kräfte enttäuscht, beide hatten dieselben linken Leute bewundert: Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Kurt Eisner, Gustav Landauer usw. Nun blieb die Sympathie Hesses für den Kommunismus rein idealistisch, wie er das in einem Entwurf für einen Brief an einen Kommunisten im Jahre 1931 erklärte: „Für den Kommunismus bin ich mit dem Herzen, denn immer hat der Unterdrückte, nie der Unterdrücker meine Liebe gehasst.“ Aber gleichzeitig verwarf er die Ideologie und die Gewalttätigkeit des Kommunismus. Ohnehin verbiete ihm seine Abneigung gegen die Politik, einer Par-

tei beizutreten: „Ich bin persönlich unfähig, mich einer Partei einzureihen, Programm in Bausch und Bogen zu bejahen.“<sup>29</sup> Hesse hörte nie auf, diese seine apolitische Einstellung hervorzuheben. Am eindeutigsten vielleicht in einem Brief an Emil Molt vom 18.11.1918: „Mein Dienst und mein göttlicher Beruf ist der der Menschlichkeit. Aber Menschlichkeit und Politik schließen sich im Grunde aus. Beide sind nötig, aber beiden zugleich dienen, ist kaum möglich. Politik fordert Partei, Menschlichkeit verbietet Partei.“<sup>30</sup>

Rollands Einstellung zum Kommunismus war hingegen von Anfang an noch komplizierter, ambivalenter. Wie Hesse kritisierte er auch die Gewalttätigkeit und die Ideologie der Bolschewiki. Er verwarf ihr Prinzip, nach dem der Zweck die Mittel heilige. Er spottete über ihren Glauben an die Gesetzmäßigkeit der Geschichte. Zu Beginn der zwanziger Jahre lehnte er die Zusammenarbeit mit der Zeitschrift *Clarté* ab, die kürzlich von Henri Barbusse – dessen Kriegsbuch *Le feu* er sehr bewundert hat – gegründet worden war. Nach der „Erklärung über die Unabhängigkeit des Geistes“ warf ihm Barbusse vor, es bei einem rein intellektuellen Protest bewenden zu lassen und vor jeder „positiven Aktion“ zurückzuschrecken. Zu dieser Zeit bevorzugte Rolland in der Tat die „asiatische Passivität“. Er schrieb ein Buch über seinen Freund Mahatma Gandhi, dessen gewaltloser Widerstand ihm als die höchste Form des Widerstandes erschien. Es gibt, wenn ich so sagen darf, einen „hesseschen“ Rolland, der sich in der Politik nicht heimisch fühlte, der an die Wirkung des Geistes, an die moralische Tat des Individuums, an die Gewaltlosigkeit glaubte. Beide, Hesse und Rolland, waren leidenschaftliche Briefschreiber, weil sie an die Überzeugungskraft und, im Leidensfall, an die tröstende oder ermunternde Funktion des Wortes glaubten. Beide waren auf ihre geistige Unab-

29 Ebd., S. 463.

30 Ebd., S. 275.

hängigkeit versessen und mißtrauten als Geistesaristokraten, als welche sie sich in der Nachfolge von Nietzsche empfanden, den „Herdengeistern“. Beide glaubten an die historische Wirksamkeit der großen Vorbilder wie Gandhi, Tolstoi, denen Rolland einige Biographien gewidmet hat. Beide vertraten leidenschaftlich die Sache der Humanität, des Friedens, der Völkerverständigung und der universellen Kultur.

Daneben gab es einen politischen Rolland, der sich allmählich zum *compagnon de route* der kommunistischen Partei Frankreichs entwickelte. Ich kann und will diesen Werdegang weder beschreiben noch beurteilen, der Romain Rolland freilich meistens auf die gute Seite der Kämpfenden gegen den Faschismus und den Nationalsozialismus geführt hat. In diesen zwanziger und dreißiger Jahren war sich Romain Rolland bewußt, daß in seiner Brust zwei Seelen wohnten. In der Einleitung zur *Verzauberten Seele* (1934) schrieb er: „In diesen Jahren stellte ich mir Fragen über die zwei Erlebnisse, die im sozialen Bereich entscheidend gewesen waren: Indien und die UdSSR [...]. Damit es gelingt, beide antagonistischen Prinzipien zu vereinbaren, die gewaltlose Nicht-Akzeptierung Indiens à la Gandhi und die organisierte revolutionäre Gewalt, muß man bei sich beginnen [...]. Die Versöhnung des Individuellen und des Sozialen [...] ist erst dann möglich, wenn man auf das verzichtet, was die Daseinsberechtigung und der Stolz der vergangenen Epoche gewesen ist: den unfruchtbaren Individualismus von Leuten, die, von der Intelligenz begünstigt, sich von dem heute notwendigen Kampf und der von ihm erforderten Disziplin distanzieren, in einer hochmütigen Unabhängigkeit des Geistes, eines vom Leben abgekoppelten, abstrakten, blutlosen Geistes.“ Die Tatsache, daß die UdSSR von den pan-europäischen Plänen eines Coudenhove-Kalergi ausgeschlossen blieb, erklärt die Verweigerung Rollands, an dessen Unternehmen mitzuwirken. Selbstverständlich sah er einiges

in der UdSSR mit kritischem Auge, namentlich die großen Säuberungen und Schauprozesse am Ende der dreißiger Jahre. Er sollte aber nicht die Hellsicht seines Freundes Gide aufbringen und mit dem Stalinismus offen brechen.

Vielleicht erklärt Rollands immer aktiveres politisches Engagement im antifaschistischen Lager und auf der Seite der Volksfront die Ungeduld, die man manchmal in seinen Äußerungen über Hesse zu spüren bekommt. Am 17. September 1933 erzählte er in seinem Tagebuch von einem Besuch in Montagnola. Er fand, daß Hesse „à peu de frais“, „mit geringen Kosten“, „assez commodément“, allzu leicht, mit dem Denken und der Kultur fürliebnahm, daß er sich nicht auf dem Laufenden hielt, sich vom wirklichen Leben abkapselte: „Sein schönes Haus und sein Gönner (H.C. Bodmer) ersparen ihm die Notwendigkeit zu handeln – sei es nur durch die Feder; und ich denke nicht, daß es für ihn gut ist.“<sup>31</sup> Anderswo stellte er fest, daß die Kunst Hesses, in die das Soziale keinen Eingang fand, der seinigen diametral entgegengesetzt war. Im Jahre 1928 hatte er in einem Brief an Paul Amman den *Steppenwolf* regelrecht verrissen. Es sei das Werk eines ewigen Jünglings, der den Mut zu seinem Alter nicht habe. Kurzum: relativ oft erscheint unter der Feder Rollands das Bild eines unreifen, nervenkranken und wirklichkeitsfremden Hesse.

Hesse blieb die Entwicklung Rollands nicht unbekannt. Im Jahre 1938, nach einer Pause von zwei Jahren in ihrem Briefwechsel, schrieb er Rolland, damit dieser bei Stalin zugunsten von zwei ungerecht verhafteten Deutschen interveniere. Rolland antwortete, daß er sich schon vergeblich für andere Personen eingesetzt habe. Seit dem Tod von Gorki sei er in dieser Hinsicht völlig ohnmächtig. Allgemein gewinnt man aber den Eindruck, Hesse mochte sich nur an die gute alte Zeit erinnern. Anlässlich der Neuauflage von *Krieg*

31 Hesse, Rolland: D'une rive à l'autre, a.a.O., S. 156.

und Frieden (d.h. von Hesses Zeitungsartikeln aus dem Ersten Weltkrieg) im Jahre 1946 erinnerte er noch an seine ersten Kontakte mit Rolland, in jenen Zeiten des Leidens und des Kampfes: „Darum habe ich, um diesen Schatten, die heute häßlicher und aktueller sind als je, etwas Schönes und Lichtes entgegenzustellen, in der Widmung dieses Buches eine edle, geliebte Freundesgestalt und mit ihr das einzige Schöne und Bleibende beschworen, was jene Kämpfe und Plagen mir einst eingetragen haben. Ich vergaß Vieles aus den beklemmenden Tagen des Jahres 1914, in denen der früheste dieser Aufsätze entstanden ist, nicht aber jenen Tag, an dem mich ein Briefchen von Romain Rolland als einzige sympathische Reaktion auf diesen Aufsatz erreichte, zugleich mit der Ankündigung seines Buches. Ich hatte einen Weggenossen, einen Gleichgesinnten, einen, der gleich mir gegen den blutigen Unsinn des Krieges und der Kriegspsychose empfindlich gewesen und dagegen aufgestanden war, und es war nicht ein Beliebiger, es war ein Mann, den ich als Dichter der ersten Bände des *Jean-Christophe* (mehr kannte ich damals von ihm noch nicht) hochschätzte, und der mir an politischer Schulung und Bewußtheit weit überlegen war. Wir sind Freunde geblieben bis zu seinem Tode. Wir lebten räumlich zu weit auseinander, und waren in allzu verschiedenen Kultur- und Denkgewohnheiten aufgewachsen, als daß ich sein Gefolgsmann hätte werden und im Politischen viel von ihm hätte lernen können. Aber das war es auch nicht, worauf es ankam. Ich hatte meinen politischen Weg begonnen, sehr spät, als Mann von bald vierzig Jahren, erweckt und aufgerüttelt durch die grauenhafte Wirklichkeit des Krieges, tief befremdet durch die Leichtigkeit, mit der sich meine bisherigen Kollegen und Freunde dem Moloch zur Verfügung stellten, und ich hatte auch schon die paar ersten Verluste an Freunden, die paar ersten Angriffe, Drohungen und Beschimpfungen erfahren, mit denen in sogenannten großen Zeiten die Gleich-

geschalteten unfehlbar den Einzelgänger überfallen. Es war zweifelhaft, ob ich durchhalten, ob ich nicht an dem Konflikt zugrunde gehen werde, der mein bis dahin eher glückliches und über Verdienst erfolgreiches Leben jetzt zur Hölle machte. Da war es gut, da war es Rettung und Glück, einen zu wissen, der aus dem ‚feindlichen‘, dem französischen Lager her denselben Protest des Gewissens gegen die Forderung des Sichduckens und Mitmachens bei den Orgien des Hasses und des krankgewordenen Nationalismus geleistet hatte. Ich habe weder während der Kriegsjahre noch nachher je eigentlich politische Gespräche mit Rolland geführt, aber ich weiß dennoch nicht, ob ich ohne seine Nähe und Kameradschaft jene Jahre überstanden hätte.“<sup>32</sup>

Im Januar desselben Jahres hatte Hesse an seinen Sohn Heiner geschrieben: „Ich meinerseits glaube nicht, daß nicht zwei oder sechs oder zahllose Arten der Weltbetrachtung friedlich nebeneinander existieren könnten. Daß die Art, wie ein Mensch die Welt betrachtet, ein Kampfmittel sei und sein müsse, sehe ich nicht ein. Ich habe meinen Glauben, halb aus Herkunft, halb aus Erfahrung stammend, und er hindert mich nicht, Andersgläubige mit Achtung zu behandeln oder an irgendeinem Werk zur Verbesserung des Menschenlebens mitzuarbeiten. Ein sehr großer Teil meiner Arbeit im Leben hat in Arbeiten dieser Art bestanden, und in der Zeit von 1919 bis etwa 1925 hat die ganze pazifistisch und weltbürgerlich denkende Jugend in Deutschland auf zwei Namen vor allen andern geschworen, auf den von R. Rolland und auf den meinen. Rolland, einst ein gläubiger Verehrer Gandhis und der Lehre vom ‚Nichtanwenden von Gewalt‘, hat nachträglich dann die überaus blutige russische Revolution gutgeheißen und sich zum Kommunismus bekannt, was unsre Freundschaft in keiner Weise berührt und getrübt hat. Jeder von uns wußte, daß die Welt nicht leben kann und nicht

32 Hesse: Politik des Gewissens, a.a.O., S. 767f.

vorwärts kommt ohne Männer, die eines Glaubens und der Hingabe an diesen Glauben fähig sind. So habe ich an meinen ‚Gott‘ und er an seinen Kommunismus geglaubt, und jeder hat dem andern das Recht auf seinen Glauben gelassen.“<sup>33</sup>

Ein paar Jahre später scheint doch diese weitmaschige Toleranz nicht mehr so angebracht zu sein. In einem Brief an Wayne Andrews aus dem Jahre 1958 erörtert Hesse ambivalente, opportunistische Haltung von Gerhart Hauptmann und Richard Strauss im Dritten Reich: „Bei R. Strauss war es ähnlich wie bei Hauptmann, er gehörte zu den Leuten des Theaters, der massiven Wirkungen und Erfolge, der Ovationen, Bankette und Ehrungen. Wir Steppenwölfe und Einsiedler haben es leichter, uns diesen Lockungen fernzuhalten. Über Rolland wage ich kein Urteil. Er war der Freund und Bewunderer Gandhis, aber auch aktiver Kommunist, also einverstanden damit, daß eine Weltverbesserung auch mit Gewalt und Terror erreicht werde.“<sup>34</sup> Rolland war Hesse vielleicht ein letzter Beweis dafür, daß Politik kompromittiere, daß der Dichter auf keinen Fall sich politisieren lassen dürfe: „Meine Stellung ist bis zum Fanatismus apolitisch [...]. Ich werde mich bis zum Tod dagegen wehren, mich selber politisieren zu lassen. Es müssen doch auch Leute da sein, die unbewaffnet sind.“<sup>35</sup>

In seiner Einleitung zu der deutschen Ausgabe des Briefwechsels zwischen Romain Rolland und Hermann Hesse kehrt Albrecht Goes den Unterschied in der Persönlichkeit beider Männer hervor: „Hesses scheues Einsiedlertum, seine ‚asiatische Passivität‘, der tapfer-bange, mühsame Lebensversuch eines Künstlers, des Künstlers schlechthin – und auf der anderen Seite: der Liebesblick Romain Rollands, Johann Christophs geistesmächtige Lebensleidenschaft,

33 Ebd., S. 738.

34 Ebd., S. 929.

35 Ebd., S. 615f.



das Verlangen danach, Anteil zu nehmen, sich zu verstricken, für eine Idee zu streiten – was alles ihn, den elf Jahre älteren, oft genug als den jüngeren in diesem Gespann erscheinen lässt.“<sup>36</sup> Auf der einen Seite also der unpolitische Deutsche Hesse; auf der anderen Romain Rolland als Typ des engagierten französischen Intellektuellen. Welcher von den beiden hat den von Julien Benda gebrandmarkten „Verrat der Intellektuellen“ nicht begangen?

36 Hesse, Rolland: Briefe, a.a.O., S. 6.



**Die Gärten Epikurs in Sanssouci – Französische  
Epikureer und Materialisten am Hofe Friedrichs II.  
von Preußen**

Reinhart Meyer-Kalkus

## Potsdam 1740-1786: Ein Kapitel deutsch-französischer Kulturbeziehungen

Dank der Forschungen von Hans Manfred Bock wissen wir heute über die kulturellen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert mehr als über alle anderen Felder europäischer Kulturbeziehungen. Mit unvergleichlicher Energie und Kompetenz hat er Perzeptionen, Rezeptionen und Interaktionen zwischen deutschen und französischen Intellektuellen zu seinem wissenschaftlichen Lebensthema gemacht und dabei den staatlichen und zivilgesellschaftlichen Institutionen ebenso Aufmerksamkeit geschenkt wie den informellen Gemeinschaften und einzelnen Mittlerfiguren. Ich hatte das Glück, mit ihm zwischen 1985 und 1992 in Paris intensiv zusammenzuarbeiten<sup>1</sup> und habe dabei von seiner umfassenden Kenntnis, methodischen Umsicht und Sicherheit im Urteil gelernt. Allerdings verspürte ich bei den gemeinsamen Unternehmungen immer ein leises Ungenügen: Als Germanist, der seine Kompetenzen im 17. und 18. Jahrhundert hat, konnte mich die Konzentration aufs 20. Jahrhundert, mit sporadischen Ausgriffen aufs letzte Drittel des 19. Jahrhunderts, nicht restlos befriedigen. Mußte man nicht eine historische Weitwinkelperspektive einnehmen, um länger zurückreichende traditionsgeschichtliche Bezüge in den Blick zu bringen? Gingen Diskurse, Wahrnehmungsmuster und völkerpsychologische Clichés zwischen beiden Kulturen nicht bis auf Romantik und napoleonische Ära zurück, ja auf den Siebenjährigen Krieg, auf Friedrich II. und Lessings Franzosenschelte – und konnte man den „Nationalhaß“ gegen die Franzosen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts denn verstehen, ohne die hegemoniale Stellung französischer Kultur an deutschen Höfen und in Kreisen der

1 Vgl. Hans Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch (Hg.): *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années trente*, 2 Bde, Paris 1993.

Gebildeten seit dem letzten Drittel des 17. Jahrhunderts zu sehen, ohne die abwertende Haltung gegenüber deutscher Sprache und Literatur?

Nun sind solche Fragen nach Herkunft und Anfängen von Wahrnehmungsmustern und Diskursen immer problematisch. Kulturen konstruieren Anfänge und Ursprünge immer wieder neu aus dem Horizont gegenwärtiger Interessen und Legitimationsbedürfnisse. Aufgabe des kulturwissenschaftlich arbeitenden Historikers ist es, hinter diese Konstruktionen zurückzugreifen, um die sozialen, politischen und kulturellen Funktionen der Vergangenheitskonstruktionen für Problemlagen der Gegenwart zu erkennen. Er wird es dabei nicht beim Aufweiß von Überlieferungszusammenhängen belassen, und auch nicht dabei, die kulturelle Mobilität, die diesen Kristallisationen zugrunde liegt, um ihrer selbst willen zu thematisieren. Vielmehr hat er die kulturellen Triebkräfte der Vergangenheiten aufzuzeigen, die Gesellschaften jeweils zu mobilisieren wissen – oder die sie neutralisieren, vergessen oder verdrängen. Gerade in Krisenzeiten pflegen sie sich durch Rückgriffe in die Vergangenheit ihrer selbst zu vergewissern, in Abgrenzung, Überbietung und Polemik gegenüber hegemonialen Kulturen oder Nachbarkulturen – blind dagegen, daß die Konstruktionsmittel dieser Vergangenheiten häufig von eben dorthier stammen. Rezeptionsbeziehungen und Interaktionen, kulturelle Mobilität und Migrationen liegen den kulturellen Kristallisationen immer schon voraus.

Ich möchte an eine Episode der deutsch-französischen Kulturbeziehungen aus dem 18. Jahrhundert erinnern, an der sich diese doppelte Dialektik von kultureller Mobilität und Grenzziehung sowie von Erinnerung und Verdrängung besonders gut aufzeigen läßt. Meine Wahl fällt dabei nicht von ungefähr auf die französische Epikureer am Hofe Friedrichs II. von Preußen während dessen langer Regierungszeit (1740-1786). Es handelt sich dabei um einen der

ersten Höhepunkte deutsch-französischer Kulturbeziehungen und doch zugleich um ein Kapitel, das weithin in Vergessenheit geraten ist. Schon deswegen verdiente es eine eingehendere Analyse. Doch bietet sich diese Episode noch aus anderen Gründen an: Fällt sie doch in eine Epoche, in der – zusammen mit militärischen und politischen Kräfteverschiebungen zwischen Deutschland und Frankreich und in ganz Europa (und übrigens auch in den Übersee-Kolonien) – ein grundlegender Umschwung stattfindet: Mit der Abkehr von der hegemonialen Stellung der französischen Kultur und Sprache geht eine Besinnung auf „deutsche Kunst und Art“ einher (so der Titel der von Herder und Goethe 1773 herausgegebenen Publikation), es findet ein unvergleichlicher Aufschwung deutscher Literatur und Kultur in Empfindsamkeit, Sturm und Drang, Klassik und Romantik statt. Welche Funktion hatte dabei Friedrichs Selbstbehauptung im Siebenjährigen Krieg, sein Sieg über die Franzosen, die Anfänge von Patriotismus und Nationalbewußtseins in Deutschland? War dies nur eine zufällige Gleichzeitigkeit, oder liegt vielleicht sogar eine Interdependenz vor?

Goethe hat 1811 in *Dichtung und Wahrheit* angemerkt, daß die Präsenz von Franzosen, die der preußische König und dessen Vater und Großvater eingeladen hatten, den Deutschen in doppelter Hinsicht „höchst förderlich“ gewesen sei, zum einen weil sie dadurch auf vielen Feldern, von den Wissenschaften bis zu den Bildungsanstalten, von der Ökonomie bis zur Alltagskultur unmittelbar bereichert worden seien, zum anderen, weil sie zur Ausbildung ihrer eigenen Sprache und Kultur provoziert worden seien. Ihnen sei gar nichts anderes übrig geblieben, als auf die überragende Stellung der französischen Kultur mit „Widerspruch und Widerstreben“ zu reagieren.<sup>2</sup> Selbst die sonderbare Haltung des Königs, welcher den

2 Friedrich II., König von Preußen, und die deutsche Literatur des 18. Jahrhunderts. Texte und Dokumente, hg. von Horst Steinmetz, Stuttgart 1985, S. 272.

Neuanfängen einer deutschen Literatur um 1750 mit unverhohlener Abneigung, ja mit Herablassung und Verachtung begegnete, habe dazu beigetragen, daß die preußischen Untertanen und auch andere Gebildete im norddeutsch-protestantischen Raum sich an diesem Komplex der Nichtbeachtung durch den großen König hätten produktiv abarbeiteten müssen. Wie Goethe lakonisch schrieb: „Man tat alles, um sich von dem König bemerken zu machen, nicht etwa, um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber man tat's auf deutsche Weise, nach innerer Überzeugung, man tat, was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, daß der König dieses deutsche Rechte anerkennen und schätzen solle. Dies geschah nicht und konnte nicht geschehen.“<sup>3</sup>

Diese merkwürdige Konstellation ist heute weitgehend aus dem Bewußtsein der historisch Gebildeten verschwunden. Und dies mit guten Gründen. Das Trauma der Nichtbeachtung durch den großen König und die kulturelle Demütigung durch die französische Kultur sind verdrängt und schließlich vergessen worden, mit ihnen aber eine der wesentlichen Energien der kulturellen Selbstbehauptung der Gebildeten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Kann man die späteren deutsch-französischen Konstellationen ohne diese Voraussetzungen verstehen? Liegt hier nicht eine Interdependenz, statt nur zufällige Gleichzeitigkeit vor? Und werden in dieser ersten Hochblüte deutsch-französischer Kulturbeziehungen nicht all jene Diskurse, Wahrnehmungsmuster und Begriffe geprägt, die bis weit ins 20. Jahrhundert hinein für die Wahrnehmung des anderen bestimmend bleiben sollten?

Die Geschichtswissenschaft hat für Friedrichs prekäres Verhältnis gegenüber der deutschen Kultur kaum größeres Interesse aufgebracht. Selbst in der kürzlich erschienenen Biographie von Johannes Kunisch, die mit vielen neuen Gesichtspunkten zum dynastischen

3 Ebd.

Herrschafts- und Politikverständnis des Königs aufwartet, bleiben dessen geistige Welt und seine Interaktion mit den deutschen Gebildeten unterbelichtet; auch die spezifische deutsch-französische Dialektik kommt zu kurz. In der an Intensität und Breite zunehmenden Aufklärungsforschung ist Friedrich II. hingegen immer noch eine Randfigur, der ganze Komplex seines Epikureismus eine *terra incognita*; wenn die französischen Epikureer an seinem Hof überhaupt erwähnt werden, dann immer noch mit dem peinlichen Berührtsein, wie es von Mendelssohn, Lessing und Schiller bekannt ist. Gewiß, Friedrich habe vor dem Siebenjährigen Krieg mit diesen Strömungen kokettiert, doch hätten sich danach sein Stoizismus und seine Dienstauffassung gegenüber dem Amt durchgesetzt, so lautet die gängige Meinung von Moses Mendelssohn<sup>4</sup> und Christian Garve<sup>5</sup> über die borussische Friedrich-Enkomiastik bis hin zur DDR-Geschichtsschreibung.<sup>6</sup> Auch die Philosophiegeschichtsschreibung konnte dieser zwischen Leibniz und Kant angesiedelten geistigen Episode kein großes systematisches Interesse abgewinnen, Aufklärung und Epikureismus sind als Thema noch kaum in ihr Blickfeld getreten, und Friedrich fristet allenfalls eine Fußnotenexistenz. Die Literaturwissenschaft wiederum kaute die üblichen Franzosenkritischen Äußerungen von Lessing wieder und stand der eigentümlichen deutsch-französischen Dialektik in Preußen häufig schon aus elementarem Mangel an Französischkenntnissen verständnislos ge-

4 Die „Trugschlüsse eines Epikur“ seien „für die Seele eines Marcus Aurelius viel zu seichte“, schreibt Moses Mendelssohn in seiner Rezension von Friedrichs ‚Poésies diverses‘, in: Briefe die neueste Literatur betreffend, Th. VI XVII. Den 24. April 1760. 98. Brief, zitiert nach: Gesammelte Schriften – Jubiläumsausgabe, Bd. 5,1, hg. von Eva J. Engel, Stuttgart-Bad Cannstadt 1991, S. 187-199, S. 192.

5 Christian Garve: Über den litterarischen Karakter Friedrich des Zweyten, und über einige seiner Werke, in: Neues Deutsches Museum, Leipzig 1/1789, S. 305-344, S. 483-521; 2/1790, S. 131-152; ders.: Fragmente zur Schilderung des Geistes, des Charakters, und der Regierung Friederichs des zweyten, 2 Theile, Breslau 1798.

6 Ingrid Mittenzwei: Die philosophischen Ansichten Friedrich II., in: Friedrich II. von Preußen: Schriften und Briefe, hg. von Ingrid Mittenzwei, 3. Aufl., Leipzig 1990, S. 5-57.



genüber: Friedrich II. ist allenfalls mit seiner schon 1781 übersetzten Reformschrift *Über die deutsche Literatur* gegenwärtig geblieben.

Erst in jüngster Zeit zeichnet sich ein gewisser Umschwung ab: So liegt inzwischen eine grundlegende Arbeit zum Verhältnis von Friedrich und Voltaire vor,<sup>7</sup> der lange verachtete La Mettrie gerät wieder ins Blickfeld,<sup>8</sup> die Forschungen zur Königlichen Akademie der Wissenschaften werden intensiviert,<sup>9</sup> und selbst Figuren wie der Marquis d'Argens, einer der engsten Freunde des Königs, erfreuen sich wachsender Aufmerksamkeit.<sup>10</sup> Nicht zuletzt gibt es eine Reihe von kulturwissenschaftlichen Forschungen zu Friedrich II. und seinem Literatur- und Politikverständnis, die neue Fragen aufwerfen,<sup>11</sup> an die auch Johannes Kunischs Biographie des Königs mit Gewinn anknüpfen konnte.<sup>12</sup> Was noch aussteht, ist die Neuvermessung dessen, was Dorothee Kimmich die „epikureische Aufklärung“ genannt hat<sup>13</sup> – im Hinblick auf Friedrich II. und dessen intellektuelles, we-

7 Christiane Mervaud: *Voltaire et Frédéric II: une dramaturgie des lumières 1736-1778*, Oxford 1985; Martin Fontius: *Voltaire in Berlin. Zur Geschichte der bei G.C. Walther veröffentlichten Werke Voltaires*, Berlin 1966.

8 Ursula Pia Bauch: *Philosophie, Ironie und Ästhetik bei Julien Offray de La Mettrie (1709-1751)*, München 1998.

9 Barbara Bauer: Die Anfänge der Berliner „Académie Royale des sciences“ im Urteil der gelehrten Öffentlichkeit, in: *Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung*, hg. von Klaus Garber und Heinz Wismann, Bd. 2, Tübingen 1996, S. 1413-1453; Ursula Goldenbaum: Die Bedeutung der öffentlichen Debatte über das Jugement der Berliner Akademie für die Wissenschaftsgeschichte. Eine kritische Sichtung hartnäckiger Vorurteile, in: *Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Eine Bilanz nach 300 Jahren*, hg. von Hartmut Hecht, Berlin 1999, S. 383-417.

10 Vgl. Friedrich der Große: *Mein lieber Marquis! Sein Briefwechsel mit Jean-Baptiste d'Argens während des Siebenjährigen Krieges*, hg. von Hans Schumann, Zürich 1985, dort bes. die Einleitung des Herausgebers: *Friedrichs Freund d'Argens*, S. 11-47.

11 Vgl. Martin Fontius: Der Ort des „Roi philosophe“ in der Aufklärung, in: *Friedrich II. und die europäische Aufklärung*, hg. von Martin Fontius, Berlin 1997, S. 9-27; Hans-Dieter Kittsteiner: *Das Komma in Sans, souci*, Heidelberg 2001.

12 Johannes Kunisch: *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit*, München 2004.

13 Dorothee Kimmich: *Epikureische Aufklärungen. Philosophische und poetische Konzepte der Selbstsorge*, Darmstadt 1993; vgl. Reinhart Meyer-Kalkus: *Epikureische Aufklärung in Deutschland – Johann George Sulzers Gespräch mit Friedrich II. von Preußen am 31.12.1777*, in: *Hyperboreus*, Bd. 9, Sankt Petersburg 2003, S. 191-207.

sentlich durch Franzosen geprägtes Umfeld, wie auch im Hinblick auf die tiefgründigen Reaktionen, die dieser Potsdamer Garten Epikurs in Kreisen der protestantischen Aufklärung in Deutschland gefunden hat.

### Die Niederlage der Franzosen bei Roßbach, 5. November 1757

Einer der wichtigsten deutschen Erinnerungsorte bis zur Zeit des Ersten Weltkriegs, der heute allerdings in Vergessenheit geraten ist,<sup>14</sup> war Roßbach, ein kleiner Ort im Thüringischen zwischen Merseburg und Naumburg. Hier errang Friedrich am 5. November 1757 mit einem Heer von rund 22.000 Soldaten gegen eine französische Übermacht von 60.000 Soldaten einen triumphalen Sieg. Den Zeitgenossen erschien dieser Sieg als umso größer, als er aus scheinbar aussichtsloser Position heraus errungen worden war und eine militärische Demütigung der Franzosen darstellte, dergleichen es noch keine in der gemeinsamen Geschichte gegeben hatte. Johann Wilhelm Ludwig Gleim dichtete ein *Siegesliede nach der Schlacht bey Rossbach den 5ten November 1757*, das später in seine *Preussischen Kriegslieder in den Feldzügen 1756 und 1757 von einem Grenadier* (Berlin 1758) aufgenommen wurde:

Mit einem Blick konnt uns der Feind  
querüber übersehn.  
Verspottend sah er uns vereint,  
Uns kleinen Haufen, stehn.

14 So wird seiner in den von Etienne François und Hagen Schulze herausgegebenen *Deutsche Erinnerungsorte* (München 2001-2002) auch nicht mehr gedacht. Immerhin gibt es aber einen vorzüglichen Artikel zur Wirkungsgeschichte des Königs, vgl. Frank-Lothar Kroll: Friedrich der Große, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. 3, hg. von Etienne Francois und Hagen Schulze, München 2001, S. 620-635.

Da dacht ein witziger Franzos:  
 Unrühmlich sei die Schlacht,  
 Sein Ludewig sey viel zu groß,  
 Zu wenig Friedrichs Macht.

Als aber Keith drauf vor uns her,  
 Der Britte, Feuer! rief,  
 Und Feuer war; o da war er  
 Der erste, welcher lief. ...

Franzose, nicht an Mann und Pferd,  
 An Heldenmuth gebrichts.  
 Was hilft dir nun dein langes Schwert  
 Und grosser Stiefel? Nichts!<sup>15</sup>

Die Revanche der Preußen und ihrer Verbündeten auf einem Felde, wo sie seit jeher unterlegen gewesen waren und von den Franzosen verachtet wurden, bewirkte eine patriotische Begeisterung bislang unbekanntem Ausmaßes. Der aufgeklärte Publizist und Historiker Johann Wilhelm von Archenholtz (1741/43-1812) schrieb dazu in seiner erstmals 1788 erschienenen *Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763*: „Das Wort Roßbach tönte noch viele Jahre nachher, vom Baltischen Meer bis zu den Alpen, ohne Ansehn des Standes allen Franzosen entgegen, die man beschimpfen wollte.“<sup>16</sup> Archenholtz hat aus dem Abstand von 31 Jahren auch eine ungemein prägnante Analyse der Rückwirkungen dieses militärischen Siegs auf das kulturelle Beziehungsgefüge zwischen Deutschen und Franzosen gegeben, die ausführlich zitiert zu werden verdient: „Alle Deutsche Völkerschaften, groß und klein, ohne Rücksicht auf Partei, Reichs-Beschlüsse und eigenes In-

15 Johann Wilhelm Ludwig Gleim: *Ausgewählte Werke*, hg. von Walter Hettche, Göttingen 2003, S. 92.

16 J.W. von Archenholtz: *Geschichte des Siebenjährigen Krieges in Deutschland von 1756 bis 1763*, in: *Aufklärung und Kriegserfahrung. Klassische Zeitzeugen zum Siebenjährigen Krieg*, hg. von Johannes Kunisch, Frankfurt 1996, S. 117 (Bibliothek der Geschichte und Politik, Bd. 9 des Deutschen Klassiker-Verlags).

teresse waren mit diesem Siege gegen die Franzosen zufrieden, den man als einen National-Triumph ansah. Der zwischen benachbarten Völker durch Verschiedenheit der Regierungsformen, der Gesetze und Sitten, durch zahllose Eigenheiten, und noch mehr durch beständige Kriege gewöhnliche Haß, war nicht allein die Ursache dieser Volksstimmung, die mehr oder weniger allen Europäischen Nationen ohne Ausnahme, selbst den von Frankreich entlegenen, eigen ist. Die Deutschen aber hatten außer den Gründen, die andre Völker dazu vermochten, noch weit mehr Bewegungsgründe zu diesem National-Haß. Die den Franzosen gewöhnliche laute Verachtung des Deutschen Namens, des Deutschen Verdienstes, des Deutschen Genies, und der Deutschen Sprache; die Betörung Deutscher Herrscher, groß und klein, von unwissenden Französischen Schwätzern, die sich in die Kabinette der Fürsten drangen, ihre Ratgeber, und dadurch nur zu oft die Geißel des Staates wurden; dies hatte seit einigen Generationen den fruchtbaren Samens des Hasses ausgestreut, der selbst bei den sanftmütigsten edelsten Menschen tiefe Wurzel fassen mußte.“<sup>17</sup>

Ein doppeltes lag dem „Nationalhaß“ gegenüber den Franzosen also zugrunde: einerseits die Reaktion auf die herablassende Haltung französischer Autoren von Abbé Bouhours bis zu Voltaire gegenüber deutscher Sprache und Literatur, die zu einem kränkenden Topos geworden war, der in Deutschland von vielen Interessierten nur zu gerne aufgegriffen und reproduziert wurde; andererseits die Zurücksetzung deutscher Gebildeter im höfischen und vom Hof bestimmten öffentlichen Leben gegenüber Franzosen und anderen Ausländern. Lessing und Winckelmann hatten gegenüber schwächeren französischen Bewerbern um Bibliothekarsstellen in Potsdam und Berlin das Nachsehen gehabt, Mendelssohn war der Eintritt in

17 Ebd., S. 115.

die Königliche Akademie der Wissenschaften verwehrt worden,<sup>18</sup> und viele andere gebildete Bürgerliche erhielten in Preußen nicht die Positionen, für die sie qualifiziert waren. „Traten verdienstvolle deutsche Gelehrte und Künstler mit ihren Produkten ihres Fleißes auf“, so Archenholtz, „so wurden sie von Deutschlands Fürsten mit einem kalten Dank, höchstens mit einer Schaumünze, am gewöhnlichsten aber mit gar nichts belohnt, dahingegen man minder wichtige Werke dieser Art von Franzosen mit Bewunderung aufnahm, und mit ansehnlichen Geldsummen erwiderte; Französische Gaukler aber erhielten für ihre Possen Diamanten.“<sup>19</sup> Archenholtz differenziert sehr genau zwischen der „Verachtung“ der Franzosen durch den „Deutschen Pöbel“, der „mit den Verdiensten der Französischen Nation unbekannt“ war, und dem davon unterschiedenen „Schmerz“ der „aufgeklärten Deutschen aller Stände“, die sehr wohl eine „entschiedene Hochachtung für die hohe Kultur dieses großen Volks hatten“, sich aber gekränkt fühlten, daß sie von diesem „so unverdient herabgewürdigt“ wurden.<sup>20</sup> Die Ressentiments beider Gruppen konvergierten in einem „Nationalhaß“, der sich nach der Schlacht in Roßbach in einem ersten Triumphgefühl entlud, begleitet von Siegesgesängen, Legendenbildungen, Spott, piktorialen Darstellungen und Schauspielen.

Archenholtz beschreibt anschaulich, wie der Sieg bei Roßbach eine Welle des Patriotismus und Nationalgefühls hervorrief, die mit einer Blüte deutscher Kultur einherging. Durch diesen „außerordentlichen Kriege“ seien „so viel andre Geisteskräfte entwickelt

18 Vgl. Eva Engel-Holland: Lessing, Mendelssohn, Friedrich II. Das Jahr 1771, in: Mendelssohn-Studien 7/1990, S. 21-38; mit kleineren Ungenauigkeiten auch Barbara Becker-Cantarino: in: Europäische Sozietätsbewegung und demokratische Tradition. Die europäischen Akademien der Frühen Neuzeit zwischen Frührenaissance und Spätaufklärung, hg. von Klaus Garber und Heinz Wismann, Bd. 2, Tübingen 1996, S. 1454.

19 Archenholtz, a.a.O., S. 115f.

20 Ebd., S. 116.

[worden]. [...] Mitten unter diesen Blut-Szenen, in diesen Tagen der Verwüstung und des ausdruckslosen Jammers [brach] für die von Friedrich verachtete Deutsche Literatur die schönste Morgenröte an [...]. [Und auch] auf den wissenschaftlichen Feldern [geschahen] Riesenschritte, deren Größe die fremden Nationen aus Mangel an Sprachkenntnis noch jetzt nicht zu beurteilen vermögen.<sup>21</sup> Helmut Scheuer hat von der „Geburt der Nation aus dem Geiste des Krieges“<sup>22</sup> gesprochen, und diese Formulierung scheint zumindest für die Deutung des Geschehens durch von Archenholtz plausibel, wenn dieser zum Schluß seines populären Werks schreibt: „Nun fing die große Kultur-Epoche der Deutschen an; ein National-Glück, das durch den Willen des Schicksals von jeher bei den berühmtesten Völkern unter den schrecklichsten Kriegen erzeugt wurde. [...] Dies war auch in Friedrichs Zeitalter das erhabene Los der mit ihren schweren Sprache ringenden, und gegen zahllose Vorurteile anderer Nationen kämpfenden Deutschen. Während daß Europa ihre Taten auf den Schlachtfeldern anstaunte, pflanzten sie unvergängliche Trophäen im Reiche des Wissens, und nahmen als ein hoch ausgebildetes Volk in Minervens Tempel die Ehrenstelle ein, die seit Jahrtausenden nur sehr wenig Nationen zu Teil wurden. Der durch den beständigen Anblick außerordentlicher Kriegs-Szenen erhöhte Geist der Deutschen nahm jetzt eine andre Richtung, und umspannte das unermeßliche Feld der menschlichen Forschungen. [...]“<sup>23</sup>

Eine solche Wechselwirkung zwischen Kriegsglück gegenüber den Franzosen, Entstehung eines deutschen Patriotismus und Aufschwung in Wissenschaft, Literatur und Künsten ist zu jener Zeit, als Archenholtz seine *Geschichte des Siebenjährigen Krieges* verfaßte, freilich mehr Postulat als Wirklichkeit gewesen. Aufgrund der terri-

21 Ebd., S. 400.

22 Helmut Scheuer, zitiert von Johannes Kunisch in seinem Kommentar zu Aufklärung und Kriegserfahrung, a.a.O., S. 788.

23 Ebd., S. 497f.

torial-politischen Zersplitterung von Deutschland und der religiösen Trennungslinien insbesondere zwischen dem protestantischen Norden und dem katholischen Süden bildeten die Deutschen noch lange keine Nation, wie etwa die Engländer oder Franzosen.<sup>24</sup> Was in Preußen geschah, wurde in Sachsen und unabhängigen Fürstentümern wie Weimar-Erfurt skeptisch oder gar feindlich betrachtet, Bayern oder gar Wien standen auf der gegnerischen Seite. Goethes ambivalente Stellung gegenüber Friedrich II. ist ein sprechendes Zeugnis dafür – Bewunderung von früher Jugend an, dann kritischer Abstand während der Leipziger Studienzeit unter dem Eindruck der sächsischen Umwelt und eine ambivalente Einschätzung während seines Berlin-Besuchs 1779, schließlich in der Weimarer Zeit der Versuch, die überragende Stellung dieses Königs angemessen zu würdigen. Auch wäre Archenholtz dahingehend zu korrigieren, daß der Franzosenhaß als „Nationalhaß“ keineswegs alle verschiedenen Gruppen und Regionen im Reich vereinigte, besonders nicht in den Rheinlanden. Nicht zuletzt war die „große Kultur-Epoche der Deutschen“ im stillen seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts, ja seit dem Ausgang aus dem europäischen Humanismus um 1600 vorbereitet worden. Was nach 1750 aufblühte, hatte tiefer zurückreichende Wurzeln und sozial- und bildungsgeschichtliche Voraussetzungen. Dennoch hatte sich mit dem Kriegsglück Friedrichs II. eines entscheidend verändert: die Stellung der französischen Kultur und Sprache in Deutschland.

Seit dem ausgehenden 17. Jahrhundert hatten die Höfe in Deutschland Maß an Versailles und dem dort mit einzigartiger Pracht und

24 In Gleims *Siegeslieder nach der Schlacht bey Rossbach den 5ten November 1757* werden die einzelnen deutschen Landsmannschaften portraitiert, die als Verbündete der Franzosen in die Schlacht gegangen waren, von den Württembergern bis zu den Pfälzern, von den Münsterländern bis zu den Bayern. „Preußen“ war mithin keineswegs gleichbedeutend mit „Deutschland“, vielmehr Antipode des von Wien beherrschten Deutschen Reichs.

Intellektualität entfalteteten höfischen Leben genommen. Und deutsche Philosophen und Autoren hatten die französische Kultur zum Vorbild in Deutschland erhoben. Christian Thomasius hielt um 1700 in Halle seinen *Discours, welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle*. Er begründete darin die neuen Normen eines für *la cour et la ville* bestimmten Lebens, „honnêteté, gelehrsamkeit, beauté d’esprit, un bon goût und galanterie.“<sup>25</sup> Noch 30 Jahre später versuchte Johann Christoph Gottsched in seinem *Versuch einer Critischen Dichtkunst vor die Deutschen* die deutsche Literatur durch die strikte Orientierung an der französischen *Doctrine classique* zu begründen, an Schriftstellern wie Boileau, Corneille, Racine, Molière, Lafontaine etc. Und selbst Friedrich II. wußte den Deutschen nach 1780 nichts besseres zur Erneuerung ihrer Literatur und Kultur zu empfehlen als die Nachahmung antiker und vor allem französischer Schriftsteller des *Siècle Louis XIV.*<sup>26</sup> Erst vor diesem Hintergrund einer immer wieder behaupteten, und selbst vom preußischen König, dem Sieger über die Franzosen, verfochtenen Superiorität der französischen Sprache und Kultur über die deutsche kann man die Tiefe des kulturellen Wandels in der Mitte des 18. Jahrhunderts im nördlichen Deutschland ermessen. Ein neues „Könnensbewußtsein“ (Christian Meier) entstand hier, verbunden mit einem Selbstbewußtsein, das sich in „Widerspruch und Widerstreben“ (Goethe) gegen die Franzosen formierte.

25 Christian Thomasius: *Discours/Welcher Gestalt man denen Frantzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle*, in: *Deutsche Schriften*, hg. von Peter von Düffel, Stuttgart 1970, S. 45.

26 Friedrich II. und die deutsche Literatur, a. a. O., S. 74f.



## Franzosen am Hofe Friedrich II.

Für die aufgeklärten Beobachter der Entstehung eines deutschen Nationalbewußtseins war die Haltung von Friedrich II. – seine unerschütterliche Liebe zur französischen Sprache und Kultur und sein Ressentiment gegenüber der deutschen – nicht leicht begreiflich zu machen. Friedrich habe die Entstehung einer deutschen Literatur zu Lebzeiten „aus (einem) Vorurteil verkannt“, das „selbst seine parteilosen gelehrten Freunde nicht besiegen konnten“,<sup>27</sup> meinte etwa Archenholtz. Es sei vielleicht sogar die Unterredung des Königs mit dem witz- und geistlosen Gottsched in Leipzig 1757 gewesen, die ihn in seiner vorgefaßten nachteiligen Meinung bestärkt habe. Gottscheds Auftreten und sein „fälschlich erworbener Ruhm bei seinen eingeschränkten Fähigkeiten, und sein gänzlicher Mangel an Witz und Geschmack [...] entschieden sein Urteil über diesen Gegenstand für sein ganzes übriges Leben.“<sup>28</sup> Gottsched hatte sich ja schon für Lessing als *Bête noire* und Witzfigur empfohlen.

Wesentlich differenzierter hat Goethe geurteilt. Er hatte Bewunderung für den König trotz aller Ambivalenzen des Urteils zu unterschiedlichen Lebensphasen: Wie könne man „von einem König, der geistig leben und genießen will, verlangen, daß er seine Jahre verliere, um das, was er für barbarisch hält, nur allzu spät entwickelt und genießbar zu sehen?“<sup>29</sup> so hat er in *Dichtung und Wahrheit* gefragt. Mit der Formulierung „geistig leben und genießen“ wies Goethe in eine Zone geistiger Interessen, die fernab vom Bild der konventionellen Friedrich-Verehrung lag. Goethe hat denn auch die Polemik des Königs gegen sein Jugenddrama *Götz von Berlichingen* in *De la littérature allemande* (1780) mit einer Handbewegung beiseite gewischt. Der große König habe anderes im Sinne gehabt, als

27 Kunisch: Aufklärung und Kriegserfahrung, a.a.O., S. 402.

28 Ebd., S. 403.

29 Friedrich II. und die deutsche Literatur, a.a.O., S. 272.

diese ersten Früchte deutscher Literatur zu kosten, so hat er unmittelbar nach der ersten Lektüre dieser Schrift gesagt. „Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Überdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königes seyn, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Nahmen erwerben würde, vielmehr, dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für das Große und Vornehme.“<sup>30</sup>

Tatsächlich lebte Friedrich II. seit seiner Kindheit in einer gegenüber der deutschen Literatur und Sprache abgedichteten Welt. In der jüngst erschienen Biographie von Johannes Kunisch *Friedrich der Große. Der König und seine Zeit* (München 2004) wird dieser bildungsgeschichtlichen Voraussetzung seiner intellektuellen Existenz gebührend Beachtung geschenkt. Kunisch stellt dar, wie der König von seiner Kindheit an von französischsprachigen Erziehern, Ratgebern, Vorlesern und Kammerherren umgeben war. Die ersten Lebensjahre verbrachte er unter der Fürsorge von Madame de Rocoulles, mit vier Jahren wurde er Jacques Egide Duhan de Jandun, einem hugenottischen Refugié anvertraut, der sein *précepteur* wurde.<sup>31</sup> Friedrich rühmte Duhan in seiner Gedächtnisrede 1746 nach, daß er ihm den Eifer für den Ruhm verdanke, der „so charakteristisch für den französischen Adel [...], die heroischen Tugenden und glänzenden Eigenschaften [sei], welche wir so lieben und ganz Europa bewundert.“<sup>32</sup> Das Idealbild des *honnête homme* war für Friedrich zeitlebens verpflichtend, und mit ihm andere höfische Verhaltensnormen wie Esprit, Galanterie, *bon goût*, *gloire* und weltkluges Verhalten, zu dem auch Simulation und Dissimulation der

30 Goethe an Jenny von Voigts am 21.6.1781, Briefe, Hamburger Ausgabe, S. 362f.

31 Kunisch: *Friedrich der Große*, a.a.O., S. 13.

32 Ebd., S.15f.

eigenen Affekte gehörten.<sup>33</sup> Frühzeitig erschloß sich dem Kronprinzen die französische Literatur, in kurzer Zeit brachte er es zu einer Bibliothek von beinahe viertausend Bänden, darunter vor allem von französischen Autoren des *grand siècle* und der Gegenwart.<sup>34</sup> Eine der nachhaltigsten Lektüreeindrücke war Fénelons *Télémaque*, sehr bald kam Voltaire hinzu. Es ist gerade der Selbstbehauptungskampf gegenüber dem despotischen Vater und die Abkehr von dessen Bildungshorizont, die Friedrichs Vorlieben fürs Französische und seine tiefsitzenden Ressentiments gegenüber allem Deutschen prägten.<sup>35</sup>

Die poetischen und geschichtlichen, philosophischen und kriegswissenschaftlichen Texte, die Friedrich in seiner Kronprinzenzeit zu schreiben beginnt, sind in französischer Sprache. Friedrich war ein obsessiver Gelegenheitsdichter, seine Oden, *Epîtres*, komischen Heldengedichte und anderen gereimten Versen umfassen in den von Preuß um 1850 herausgegebenen *Œuvres de Frédérique* nicht weniger als sechs Teilbände. Diese Dichtungen spannen sich zeitlich von der Rheinsberger Kronprinzenzeit bis in die letzten Lebensjahre, mit dem Schwerpunkt auf den ersten 20 Regierungsjahren.<sup>36</sup>

33 Vgl. auch Fontius: Ort des „Roi philosophe“, a.a.O.

34 Kunisch: Friedrich der Große, a.a.O., S. 19.

35 Ebd., S. 55f.

36 Sein Biograph Kunisch hat folgendermaßen über diese Poesie geurteilt: „Seine Dichtkunst ist ganz der schulmäßigen, starren, unmittelbarer Empfindung und Imagination sich entziehenden Regelmäßigkeit der nachklassischen französischen Literatur verpflichtet. Sie trägt unverkennbar den Stempel einer Epoche, die mit der Überschrift ‚La poésie sans poésie‘ charakterisiert worden ist. Auch die Inhalte dieser Dichtkunst sind von Stereotypen geprägt.“ (Ebd., S. 67f.). Die Sprache verrät die Wertungsgesichtspunkte des Biographen: „Regelmäßigkeit“ und „Konvention“ im Unterschied zu „individueller Erfahrung und spontaner Inspiration“, das sind die normativen Gesichtspunkte, die mit Klopstock, Herder und Goethe in die deutsche Literatur kommen und eine Revolution der Ausdrucksformen bewirken. Friedrich gehört stilgeschichtlich nach in eine ältere Epoche, ins französische Rokoko, seine Poetik ist an höfischen Normen und vor allem an Voltaire orientiert. Zu Recht bemerkt Kunisch, daß es in dieser Zeit „zum guten Ton“ gehörte, „sich in Versen mitzuteilen und dabei Muße, Zerstreung und Trost zu finden, ähnlich wie beim Musizieren und Komponieren. Gedichte zu schreiben hatte demnach auch eine gesellschaftliche Funktion und

Friedrich hat sich denn auch in seinen Regierungsjahren vor allem mit französisch sprechenden Vertrauten und Vorlesern umgeben. J. Kunisch spricht von seiner „Gallomanie“ und einer „im Alter sich eher noch verstärkenden Präferenz.“<sup>37</sup> Für die Auswahl seiner Vorleser, die ihm vor allem zu Sekretärsarbeiten und zur literarischen Unterhaltung dienten, war die Beherrschung des Französischen ausschlaggebend – neben Werten wie *Honnêteté*, Diskretion, Esprit und Bildung. Zu den insgesamt sieben Vorlesern gehörten in der Reihenfolge ihrer Anstellung der in Berlin ansässige Hugenotte Charles Etienne Jordan, die Franzosen Claude Etienne Darget, Julien Offray de La Mettrie und Abbé Martin de Prades, sodann der Schweizer Henri de Catt, schließlich die Franzosen Abbé Henri-François Duval de Peyrau und Charles Dantal.<sup>38</sup> Wie überliefert wird, legte der König besonderen Wert auf eine einwandfreie Aussprache des Französischen. Dieses „stellte jenes Kriterium dar, das sowohl für die Konversation, die der König mit den Vertrauten seiner Umgebung zu führen wünschte, als auch für die konkret zu

gehörte als geistreich-spielerischer Zeitvertreib zu den subtileren Formen höfischen Divertissements. Insofern wird in der Poesie des ‚Philosophen von Sanssouci‘ sicherlich nicht der Kern seines schöpferischen Wesens vermutet werden dürfen, selbst wenn er auch auf diesem Gebiet erheblichen Ehrgeiz entfaltete und zeitlebens bestrebt war, mit Unterstützung seiner Vorleser und besonders auch Voltaires zu einer Vervollkommnung seiner Ausdrucksmöglichkeiten zu gelangen.“ (Ebd., S. 68). Das ist der springende Punkt: Verse zu schreiben war kein gesellschaftssprengender Akt radikaler Selbstentblößung oder prophetischer Sehergabe, sondern vielmehr eine Tätigkeit, die jeder mit den *sciences* und *belles lettres* Vertraute beherrschen mußte, als eine Form gesellschaftlich-galanter Kommunikation. Poesie war eine Form anspruchsvollster sprachlich vermittelter Geselligkeit, bei der es darauf ankam, die Distanz gegenüber anderen wie auch gegenüber sich selber zu wahren. „Gleichwohl ist seine Dichtkunst als ein Medium zu betrachten“, so Kunisch, „dem er unter dem Firnis artifizierlicher Überhöhung und konventioneller Rhetorik Empfindungen und Reflexionen anvertraute, die durchaus persönliche Züge tragen und den Radius brieflicher und schriftstellerischer Äußerungen überschreiten. Er wollte mit seinen Oden und Epigrammen belehren, aber zugleich auch unterhalten und gefallen, Ergriffenheit evozieren und überraschen.“

37 Kunisch: Friedrich der Große, a.a.O., S. 314.

38 Ebd., S. 305-315.

übernehmenden Aufgaben eines Privatsekretärs und Korrektors maßgeblich war.“<sup>39</sup>

Der Arzt und Philosoph La Mettrie (1709-1751) war gewiß die schillerndste und kontroverseste Figur unter Friedrichs engeren Vertrauten. Er trat auf Empfehlung seines Landsmanns Maupertuis als Sekretär und Vorleser in die Dienste des Königs und war ein anregender Plauderer, ja eine Art von Hofnarr.<sup>40</sup> Während seines Aufenthalts in Potsdam und Berlin schrieb er – neben medizinischen Abhandlungen – provozierende Traktate über die Philosophie des Genusses und über Wollust, die selbst von Friedrich wie auch den Wortführern der französischen Aufklärung (wie Voltaire und Diderot) als geschmacklos verurteilt wurden. Auch der junge Lessing machte sich über La Mettrie nach dessen Tod her. Eine Art von Genugtuung herrschte in Deutschland über seine Todesart im Jahre 1751, als der gerade 41jährig an den Folgen eines Festmahls starb, sei es, weil er sich überessen hatte, sei es, weil er eine Lebensmittelvergiftung durch verdorbenes Fasanenfleisch erlitten hatte.<sup>41</sup> Daß Friedrich solche schillernden Figuren in seiner nächsten Umgebung nicht nur tolerierte, sondern offenkundig an ihnen Vergnügen fand und ihnen Stipendien und Pensionen gewährte, gehört zur Physiognomie dieses für verletzende Späße und Verunglimpfungen empfänglichen Königs, der radikale Außenseiter tolerierte, solange sie ihn geistig unterhielten.

39 Ebd., S. 314.

40 Ebd., S. 308. Friedrich schrieb in seiner *Eloge de La Mettrie*: „Le titre de Philosophe & de malheureux fut suffisant pour procurer à M. la Mettrie un asyle en Prusse, avec une pension du Roi. Il se rendit à Berlin au mois de Février de l'année 1748, où il fut reçu Membre de l'Académie Royale des Sciences. La Médecine le revendiqua à la Métaphysique, & il fit un traité de la Dysenterie, & un autre de l'Asthme, les meilleurs qui aient été écrits sur ces cruelles maladies. Il ébaucha différens ouvrages sur des matieres de Philosophie abstraite qu'il s'étoit proposé d'examiner [...]“ *Eloge de La Mettrie*, in: *Œuvres du Philosophe de Sans-Souci*, Bd. 3/2, S. 130.

41 Kunisch: Friedrich der Große, a.a.O., S. 314.

Neben den Vorlesern umgab sich der König mit einigen engeren Vertrauten, mit denen er literarisch-künstlerische Geselligkeit pflegte. Französisch war auch hier die Sprache des Umgangs. Viele von ihnen ernannte er zu Kammerherrn oder erhob sie sogar in den Adelsstand. Dazu gehörten etwa der schillernde Weltmann Karl Ludwig von Poellnitz, der italienische Marchese Girolamo Lucchesini, der in den Grafenstand erhobene italienische Schönegeist Francesco Algarotti (1712-1764), der englische Lordmarschall George Keith und der französische Philosoph Maupertius (1698-1759), den der König zum Präsidenten der Königlichen Akademie der Wissenschaften machte. In diesem Kreis von Vertrauten, die nicht von ungefähr keine preußischen Untertanen waren, weilte für zweieinhalb Jahre auch Voltaire (1750-1753).<sup>42</sup>

Sich mit den berühmtesten dichterischen und philosophischen Köpfen der Zeit zu schmücken, war übrigens nicht nur eine persönliche Vorliebe von Friedrich, sondern entsprach dem Anspruch auf geistige Repräsentation, wie er seit dem *Siècle Louis XIV* in ganz Europa als verpflichtend galt. Im Gegensatz zu dem im 20. Jahrhundert aufgebrauchten Cliché von der Unversöhnlichkeit von Macht und Geist (besonders in Deutschland) betrachteten es die absolutistischen Herrscher vor der Französischen Revolution als selbstverständlich, daß sie die hervorragendsten Geister ihrer Zeit an sich zogen (gleichviel welcher Nationalität sie waren), um sie als Ratgeber oder zur Mehrung des eigenen Ruhmes zu nutzen.<sup>43</sup> Auch die französische Krone warb um Voltaire, dem sie zeitweise das Amt des Geschichtsschreibers übertrug. Ein aufschlußreiches Bei-

42 Vgl. Theodore Besterman: Voltaire, München 1971, S. 259-283.

43 Ein sprechendes Detail dafür ist die Tatsache, daß Friedrichs jüngere Schwester Luise Ulrike, die Königinwitwe Schwedens und Begründerin der schwedischen Akademie der Wissenschaften, 1772 das Gespräch mit Moses Mendelssohn suchte, der soeben von ihrem Bruder Friedrich als Akademiemitglied zurückgewiesen und im persönlichen Umgang geschnitten wurde, vgl. Engel-Holland, a.a.O., S. 38.

spiel für diese Wertschätzung der Philosophen als Prestigeobjekte aufgeklärten Herrschertums im 18. Jahrhundert ist die Reise von Denis Diderot zur russischen Zarin nach Sankt Petersburg im Jahre 1773/74, die ihn auch durch Deutschland führte: Friedrich setzte alle Hebel in Bewegung, um mit dem Herausgeber der *Encyclopédie* eine Audienz herbeizuführen. Doch vergebens, Diderot hegte eine tiefe Abneigung gegen Friedrich, betrachtete ihn als Musterbeispiel eines skrupellosen Despoten und mied ihn.<sup>44</sup>

Friedrich warb auch um den Mitherausgeber der *Encyclopédie*, Jean le Rond d'Alembert (1717-1783). Diesen wollte er als Nachfolger von Maupertius für das Amt des Präsidenten der Königlichen Akademie gewinnen. Doch d'Alembert lehnte ab, ohne daß das Verhältnis zum König belastet wurde. Friedrich fuhr fort, ihn regelmäßig wegen der Nominierung von Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften zu konsultieren und unterstützte ihn mit einem Stipendium. Nach d'Alemberts Tod trat er mit dem Mathematiker und Philosophen Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis de Condorcet (1743-1794) in Verbindung.<sup>45</sup> All diese Kontakte sind Beispiele für die auch von anderen deutschen Fürsten geübte Praxis, die meinungsbildenden französischen Intellektuellen der Zeit als Ratgeber zu gewinnen, finanziell zu fördern und zur Steigerung des Prestiges in den eigenen Machtbereich zu ziehen, wobei Friedrich freilich – entsprechend seines Selbstverständnisses als König und *Philosophe de Sanssouci* – hohe eigene geistige Ambitionen hatte, die von den Gesprächspartnern auch anerkannt wurden.

Immerhin gewann er den Mathematiker und Polyhistor Pierre-Louis Moreau de Maupertuis, der zu seinen Lebzeiten als europäische Zelebrität galt, für das Amt des Präsidenten der Königlichen

44 Vgl. Adrienne Hytier: Le philosophe et le despote: histoire d'une inimitié. Diderot et Frédéric II., in: Diderot Studies, hg. von Otis Fellows, Genf 1964, S. 55-87, bes. S. 73ff.

45 Vgl. Kunisch: Friedrich der Große, a.a.O., S. 289.

Akademie. Nachdem er 1742 zum Direktor der *Académie des Sciences* in Paris berufen worden war, bewog ihn der König, 1746 nach Berlin zu kommen.<sup>46</sup> Erst der ehrenrührige Streit mit Voltaire veranlaßte ihn 1756 dazu, sein Amt als Akademiepräsident niederzulegen und nach Frankreich zurückzukehren. Allerdings gelang es ihm, Gelehrte wie den Schweizer Jean Bernard Merian, Julien Offray de La Mettrie und Johann Friedrich Meckel für Berlin zu gewinnen und der Akademie damit Glanz zu verleihen.

Das engste und freundschaftlichste Verhältnis unterhielt Friedrich – außer mit seiner Schwester Wilhelmine und dem Bruder Heinrich – über ein Vierteljahrhundert hinweg mit dem Marquis d’Argens (1704-1771), seinem bevorzugten Gesprächspartner und Briefadressaten. D’Argens war 1742 nach Berlin gekommen, dort Kammerherr, dann auch Direktor der Klasse *belles lettres* der Akademie und kurze Zeit Direktor der Schauspiele geworden.<sup>47</sup> Er war dem König bei seinen schriftstellerischen Arbeiten behilflich,<sup>48</sup> gab zusammen mit ihm 1765 eine Auswahl aus Pierre Bayles *Dictionnaire* heraus und war einer der vertrautesten Gesprächspartner. Der Briefwechsel zwischen beiden Männern erstreckt sich von 1741 bis 1769, also fast über drei Jahrzehnte, und ist neben dem Briefwechsel mit Voltaire, der Schwester Wilhelmine und dem Bruder Heinrich der menschlich und philosophisch bedeutendste.<sup>49</sup> Besonders in der Zeit des Siebenjährigen Krieges ist d’Argens der bevorzugte Gesprächs- und Briefpartner. Nach dem Siebenjährigen Krieg kühlte

46 Vgl. ebd., S. 288.

47 D’Argens hat selber über seine Beziehungen zum König geschrieben in seiner *Histoire de l’esprit humain*, Berlin 1768, Bd. 12, S. 379-385: „Les bontés du Roi n’ont jamais été diminuées, j’écris ceci dans son palais de Sans-souci, où il m’a donné un appartement; j’ai l’honneur de lui faire ma cour une partie du jour ...“ (S. 381); Vgl. auch Johann David Erdmann Preuss: *Friedrich der Grosse mit seinen Verwandten und Freunden*, Berlin 1838, S. 123f., S. 318-324.

48 Offenbar besorgte d’Argens die Drucklegung der autorisierten Fassung der *Poésies diverses* 1760 bei Voß in Berlin.

49 Vgl. *Œuvres de Frédéric le Grand*, Bd. XIX, Berlin 1852.



sich das Verhältnis allerdings infolge der fordernden, ja despotisch-zudringlichen Art des Königs und der abwehrenden Haltung des hypochondrischen Marquis mehr und mehr ab. Friedrich hat d'Argens zahlreiche poetische *Epîtres*, also gereimte Freundschaftsbriefe, und andere Gelegenheitsgedichte bzw. *Lettres en vers et prose* gewidmet, die zu den besten aus seiner Feder gehören.<sup>50</sup>

D'Argens hatte nicht den philosophischen und schriftstellerischen Rang von Voltaire, Diderot oder d'Alembert, doch war er ein Mann „von ausgreifender Kennerschaft und Belesenheit, ein Liebhaber der Wissenschaften und Künste, ein Parteigänger im antiklerikalen Kampf gegen Fanatismus, Dogmatismus und Unduldsamkeit.“<sup>51</sup> Er war frühzeitig als produktiver Autor hervorgetreten, vor allem mit „Jüdischen“, „Chinesischen“ und „Kabbalistischen Briefen“ im Stil von Montesquieus *Lettres persanes*, in denen er aus verfremdender Perspektive die Herrschaft der Jesuiten und den Mißbrauch der Religion bekämpfte, darüber hinaus über Literatur und Künste, Wissenschaft und Politik seiner Zeit räsonierte. Durch diese Briefe war er zu einer gewissen Berühmtheit in Europa gelangt, weniger bekannt war, daß er auch der anonyme Verfasser einer Reihe von erotischen und pornographischen Romanen war, darunter *Thérèse philosophe, ou Mémoires pour servir à l'histoire du P. Dirrag, & de Mademoiselle Eradice* (2 Bde, Paris 1748), ein *roman philosophique*, der auf einer tatsächlichen Skandalgeschichte eines Priesters mit einer Schutzbefohlenen beruhte und eine der grausam-treffendsten Verunglimpfungen der Vertreter der katholischen Kirche darstellte (die leider von perennierender Aktualität ist).

50 Ein Teil der Korrespondenz wurde bereits in den *Œuvres posthumes de Frédéric II.* 1788 gedruckt, und dann ins Deutsche übersetzt. Diese Übersetzung erschien 1798: Briefwechsel zwischen Friedrich dem Zweiten, König von Preußen, und dem Marquis d'Argens. Nebst den poetischen Episteln des Königs an den Marquis, Königsberg 1798.

51 Hans Schumann, in seiner Einführung zu Friedrich der Große: Mein lieber Marquis, a.a.O., S. 24f.

Schließlich veröffentlichte d'Argens auch philosophische Schriften in einer für das höfische Publikum, für Damen und Kavaliere ansprechenden kolloquialen Manier. Er zeigte sich hier als Vertreter des Skeptizismus und der Philosophie des *bon sens*, was ihm heute wieder eine gewisse Aufmerksamkeit sichert. Anknüpfend an den englischen Skeptizismus von Locke stellt er die Gewißheit unserer auf den Sinnen beruhenden Erfahrung in Frage, darüber hinaus unsere Urteile über Gott, die Unsterblichkeit der Seele und Gestalt und Größe des Weltraums. In einer für die Zeit charakteristischen Weise verknüpft er seinen theoretischen Skeptizismus mit einem Epikureismus der Lebensführung.

Dies ist das Stichwort, dem ich im folgenden nachgehen möchte. Die Wertschätzung der Philosophie des griechischen Philosophen Epikur und ihrer Vermittlung durch den Römer Lukrez (in dessen Lehrgedicht *De rerum natura*) ist nämlich nicht nur einer der gemeinsamen Nenner von Friedrichs Freundeskreis (vor allem vor dem Siebenjährigen Krieg) gewesen. Diese Wertschätzung ist zugleich einer der größten Steine des Anstoßes für die deutschen Aufklärer gegenüber Friedrich II. gewesen. Nichts war verstörender für sie als der Blick auf Sanssouci, wo französische Epikureer und Materialisten ein komfortables Asyl als Kammerherren oder Präsidenten der Akademie fristeten, und wo der König selber offenkundig mit ihren Anschauungen sympathisierte – im Widerspruch zu allen Glaubensüberzeugungen der christlichen oder auch jüdischen Aufklärer in Preußen und im ganzen nördlichen Deutschland. Wenn man diesen Faden eines gegen Friedrich II. und sein Umfeld gerichteten Anti-Epikureismus aufnimmt, stößt man auf ein verborgenes, darum aber nicht minder wirkungsvolles geistiges Webmuster der deutschen Aufklärung, das der Ablehnung der Franzosen erst ihre passionelle Komponente verleiht.

## Sans-souci als epikureischer Garten

Einer der hellstichtigsten zeitgenössischen Kenner von Friedrichs intellektueller Entwicklung und insbesondere seines Epikureismus war der Berliner Aufklärer Friedrich Nicolai.<sup>52</sup> Selber Verleger, Literaturkritiker und Philosoph hatte er ein Gespür für geistige Konstellationen und bediente sich quellenkritischer Methoden, um angesichts der Flut von Anekdoten-Sammlungen, die unmittelbar nach Friedrichs Tod erschienen, ein Fundament für eine sachgerechte Beurteilung des Königs zu finden – allerdings unter grundsätzlich affirmativen Prämissen.<sup>53</sup> Nicolai verdankte sein Wissen nicht nur der genauen Lektüre aller verfügbaren schriftlichen Dokumente, sondern vor allem Gesprächen mit drei Personen aus der näheren Umgebung des Königs, dem Komponisten Johann Joachim Quantz (1697-1773), dem Obersten Quintus Icilius (1725-1775)<sup>54</sup> und dem Marquis d’Argens. Besonders die Informationen von d’Argens, mit dem Nicolai privaten Umgang pflegte, sind in seine Darstellung eingegangen. Das erste Heft von Nicolais *Anekdoten von König Friedrich dem Zweiten von Preußen, und von einigen Personen, die um Ihn waren* (Berlin 1788-1792) scheint wesentlich von Erzählungen bestimmt, die Nicolai von d’Argens erhalten hatte.<sup>55</sup>

52 Friedrich Nicolai: *Anekdoten von König Friedrich dem Zweiten von Preußen, und von einigen Personen, die um Ihn waren*, Berlin 1788-1792 (Nachdruck Olms 1985, Bd. 7, hg. von Bernhard Fabian und Marie-Luise Spieckermann). Nicolai offenbart sich unumwunden als Anhänger Friedrich II: „Was ich an Bildung des Geistes und an Weltkenntniß besitzen mag, erhielt ich in dieser Zeit, durch den Einfluß der freymüthigen unbefangenen Denkungsart, welche dieser große König begünstigte, und die sich hauptsächlich von seinen Landen aus [...] in das übrige Deutschland ausbreitet, wo ihr seitdem so herrliche Früchte zu danken sind.“ Vorrede, S. X.

53 Vgl. Horst Möller: *Aufklärung in Preußen. Der Verleger, Publizist und Geschichtsschreiber Friedrich Nicolai*, Berlin 1974, S. 330-362; vgl. Nicolai: *Anekdoten*, a.a.O., S. 78ff.

54 Id est Karl Theophil Guichard, der den ihm vom König verliehenen Spitznamen als Familiennamen annahm. Vgl. Eduard Schaefer: „Charles Guichard nommé Quintus Icilius“ ein commensalis Friedrich II. von Preußen, in: *Lessing-Yearbook* 28 (1996), S. 35-49.

55 Nicolai besaß auch die Handschrift der *Lebenserinnerungen* des 1779 verstorbenen Sulzers, die er fast zwei Jahrzehnte später herausgeben sollte. Er zitiert aus ihr im 1.

Nicolai gelingt es, mit wenigen Strichen die geistigen Hintergründe von Friedrichs Welt zu skizzieren, die vielen Lesern um 1790 bereits unverständlich und fremd geworden sein mußten: „Es ist bekannt, daß der König seine Neigung zu den philosophischen Grundsätzen des Epikur aus der fleißigen Lesung des Lucrez geschöpft hat. Auch d’Argens, der von einigen dieser Ideen ausging, hatte einigermaßen Ihn darin befestigt. Aber ich glaube, selbst die erste Erziehung des Königs, und die partikularistischen theologischen Prinzipien, die man Ihm in seiner Jugend einflößte, und von denen er nachher zurückkam, hatten Theil daran. Vielleicht kann ich das einmal künftig mehr ausführen. Dieser außerordentliche Mann las in dem so sorgenvollen Feldzug 1761, zu seiner Erholung des Bernier *Abrégé de la philosophie de Gassendi*, welches doch aus acht Bänden besteht, dachte darüber viel nach, und korrespondierte mit seinem Freund d’Argens über die epikureischen philosophischen Sätze. Er schreibt scherzhaft an denselben über diese weitläufige philosophische Lektür: ‚Je me suis pressé de finir, de crainte que ce Laudon, qui n’est assurément pas philosophe, n’interrompt grossièrement mes études!‘ Welch ein großer Mann war es, der in solcher Lage sich so beschäftigen konnte!“<sup>56</sup>

Eigene philosophische Lektüren, vor allem von Lukrez und Epikur bzw. Gassendi-Interpreten wie François Bernier, sodann der Umgang mit philosophischen Epikureern wie seinem Freund d’Argens, schließlich die geistige Disposition, die seine religiöse, in eine ganz andere Richtung weisende Jugenderziehung geschaffen hatte – all

Heft seiner Anekdoten von Friedrich II. (1788) eben jene Abschnitte, die von dem Gespräch Sulzers mit dem König handeln und von dessen epikureischem Bekenntnis.

56 Nicolai: Anekdoten, a.a.O., S. 137. Ernst Giedion Freiherr von Laudon war Generalfeldwachtmeister in österreichischen Diensten. Er „blieb bis zum Friedensschluß der fähigste, tatkräftigste und erfolgreichste Gegner des Preußenkönig.“ Friedrich Benninghoven u.a. (Hg.): Friedrich der Große. Ausstellung des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, Berlin 1986, S. 201. Laudon siegte bei Kunersdorf 1759, mußte aber die Niederlage von Liegnitz 1760 hinnehmen. 1761 eroberte er im Handstreich Schweidnitz.

das erscheint Nicolai als Voraussetzung von Friedrichs philosophischem Bekenntnis zu Epikur. François Bernier (1620-1688), den Friedrich im Siebenjährigen Krieg las, war Schüler von Gassendi, sein wichtigstes Werk ein siebenbändiges *Abrégé de la philosophie de Mr. Gassendi* (Paris 1674), worin er sich „zu einem durch den Glauben an die Vorsehung ergänzten Atomismus“<sup>57</sup> bekannte. Sein Verdienst war die Vermittlung der lateinisch geschriebenen Werke von Gassendi an ein französisch lesendes Publikum, seine Schwäche der eklektische Charakter seines Systems, eines „hinkenden Systems“, das nach Friedrichs eigenem Urteil „Jesus Christus und Epikur“ vergeblich „zu vereinigen“ suchte.<sup>58</sup> Doch folgte Bernier darin nur Gassendi, der seinerseits durch die Einführung eines Schöpfergottes einen Kompromiß zwischen Epikureismus und christlicher Aufklärung angebahnt und damit der Rezeption des Epikureismus auch in christlichen Kreisen eine Bresche geschlagen hatte.

Friedrich diskutierte Berniers *Abrégé* eingehend in einem Brief an d'Argens vom 2. Juli 1761, in einem Augenblick, als er zweifeln mußte, ob er jemals wieder nach Sans-souci würde zurückkehren können. Berniers Ausführungen zur Physik billigte er, die zur Astronomie<sup>59</sup> und zur Ethik verwarf er allerdings, weil sie einen falschen Kompromiß mit christlichen Grundannahmen eingingen. Dem Brief an d'Argens legte er einige Verse bei, in denen er – wie üblich gegenüber Freunden – die Essenz seiner Kritik dichterisch resumierte:

57 Olivier Bloch, in: Ueberwegs Grundriß der Geschichte der Philosophie, Bd. 2, S. 242-270, hier S. 246.

58 Brief an D'Argens vom 9. Juli 1761.

59 Friedrich nahm Anstoß an der ptolemäischen Astronomie, er vermißte wahrscheinlich einen Hinweis auf Kopernikus. D'Argens trug in einem Brief nach, daß Gassendi selber ein Anhänger von Kopernikus und Tycho Brahe gewesen war und von den Astronomen höher geschätzt wurde als Descartes. Es sei vielmehr Bernier gewesen, der den Akzent auf Ptolemäus gelegt habe. Vgl. D'Argens an Friedrich am 19. Juli 1761, Œuvres XIX, S. 245.

Grand scrutateur de la nature,  
 Malgré son style et son latin,  
 Gassendi demeure incertain  
 Entre monsieur Moïse et son maître Épicure.  
 D'un système boiteux je suis le serviteur;  
 Sans vérité point de science.  
 Si d'un pas assuré, ferme et plein de vigueur,  
 Il se guide par l'évidence,  
 L'autre pas, chancelant et vacillant de peur,  
 S'appuie insensément, par excès de prudence,  
 Sur les béquilles de l'erreur.<sup>60</sup>

Mit anderen Worten: Es handelt sich um einen faulen Kompromiß, mit dem Gassendi die Herren Moses und Epikur vereinigen will und darüber die Wahrheit verrät. Friedrich spricht dieses harte Urteil nicht nur gegen Gassendi,<sup>61</sup> sondern gegen alle Versuche eines christlichen Epikureismus aus, der zumal in den 50er Jahren durch Autoren wie Johann Peter Uz<sup>62</sup> im deutschsprachigen Bereich ein gewisses Ansehen erhalten hatten.<sup>63</sup> Friedrich ist kompromißlos in seiner anti-christlichen (und natürlich gleichermaßen antijüdischen) Religionspolemik. Andererseits erkennt er die Fortschritte in Philo-

60 Œuvres, Bd. XIX, S. 240f.

61 Dieses Urteil wird in einem späteren Brief etwas moderater, wenn er anerkennt, daß Gassendi Theologe war und aufgrund der Vorurteile seiner Erziehung oder aus Angst vor der Inquisition sogar davor zurückschreckte, den großen Galilei zu rechtfertigen. Und dennoch habe Gassendi durch seine Beherrschung der Materie und seine *qualité de dialecticien* es verstanden, die Konsequenzen aus den philosophischen Voraussetzungen Epikurs mit größerer Stärke als irgend ein anderer Philosoph zu ziehen, vgl. Brief an d'Argens im Juli 1761, in: Œuvres, XIX, S. 241.

62 Johann Peter Uz: Versuch über die Kunst, stets fröhlich zu sein, in: Sämtliche Poetische Werke, Bd. 2, Leipzig 1768, S. 1ff. „Ich setze in meinem Gedichte das Wesen der Glückseligkeit in das Vergnügen. Epikur ist eben der Meynung gewesen. Aber er soll, wie einige behaupten, die Glückseligkeit bloß in das sinnliche Vergnügen gesetzt haben; andre vertheidigen ihn wider diese harte Anklage. Ich habe, als Dichter, die gute Meynung seiner Vertheidiger angenommen.“ Ebd., S. 5.

63 Demgegenüber stand eine Publikation wie Charles Batteux: *La Morale d'Épicure*, 1758; deutsch: *Die Moral des Epikur aus seinen eignen Schriften* ausgezogen, Mitau 1774, wo die Doktrin individueller lustbezogener Lebensführung als Lehre für Bösewichter qualifiziert wurde.

sophie und Naturwissenschaft durchaus an, die Gassendi, Epikur folgend, bewirkt habe: die physikalische Atomlehre mit der Behauptung der Unzerstörbarkeit und Undurchdringlichkeit der Atome, die Anerkennung der Leere als Voraussetzung der Bewegung der Atome, die Zufallsbewegungen der Atome als Grund der Entstehung von Leben usw.

„La philosophie nous vient d’Épicure; Gassendi, Newton et Locke l’ont rectifiée; je me fais honneur d’être leur disciple, mais pas davantage“, schreibt Friedrich einmal an Voltaire.<sup>64</sup> Das bildete in der Tat seine philosophische Überzeugung bis zum Lebensende: Epikur lieferte die Grundlage von Philosophie und Wissenschaften, Gassendi, Newton und Locke, wie auch Bayle und Voltaire hätten sie weiter ausgebaut – und durch die Anstrengungen des Staates und der Akademien werde es vielleicht einmal möglich sein, die Aufklärung der Geister in dieser Richtung gegen den religiösen Fanatismus, gegen *L’infâme* (das Niederträchtige), also gegen alle Kräfte der Gegenaufklärung weiterzutreiben.

Friedrichs Vertrauter D’Argens war selber ein bekennender Epikureer. Er hatte Epikurs Lehre in seinen vielgelesenen und auch ins Deutsche übersetzten *Lettres juives* (1734) verteidigt,<sup>65</sup> und in seiner *Philosophie du bon-sens ou Reflexions philosophiques sur l’incertitude des connoissances humaines à l’usage des Cavaliers, & du Beau Sexe* (8. Auflage, Dresden 1754) die Lehre von den Atomen und der Leere, Gassendi folgend, zustimmend kommentiert.<sup>66</sup> Wenn D’Argens und Friedrich von der Lehre Epikurs sprachen, dann meinten sie allerdings nicht nur die materialistische Atomistik, die

64 Œuvres, Bd. XXIII, Berlin 1853, S. 350. An Voltaire gewandt, fährt Friedrich fort: „C’est à Bayle, votre précurseur, et à vous, sans doute, que la gloire est due de cette révolution qui se fait dans les esprits. Mais disons la vérité: elle n’est pas complète; les dévots ont leur parti, et jamais on ne l’achèvera que par une force majeure; c’est du gouvernement que doit partir la sentence qui écrasera l’infâme.“ Ebd., S. 351.

65 Vgl. ebd.

66 Philosophie du bon-sens, Bd. 1, Dresden 1754, 8. Aufl., S. 270f., 360f.

Lehre von der Bewegung der Atome und der Leere des Raums, von der Sterblichkeit der Seele und der Unbetroffenheit der Götter von allem Menschlichen. Vielmehr verknüpften sie damit einen ganzen Komplex von Vorstellungen einer philosophisch geleiteten Lebenskunst. Diese Vorstellungen waren denn auch mit den Erwartungen verknüpft, die Friedrich mit seinem Lustschloß *Sanssouci* verwirklichen wollte. Es sollte ein Refugium, ein anderer Garten Epikurs werden,<sup>67</sup> wo er unter Freunden, die nicht seine Untertanen waren, als Philosoph und Privatmann denken, reden und genießen konnte. *Sanssouci* steht für ein Doppelleben der philosophischen Muße, des Abstandes von der Welt und der Vergnügungen unter gleichgesinnten Freunden, mit denen Friedrich an seine Zeit in Rheinsberg anknüpfen wollte.<sup>68</sup>

Eines der schönsten Dokumente für die Erwartungen, die er mit dieser Lebensform verband, findet sich in seiner *Épître VIII. à d'Argens* (wahrscheinlich recht bald nach der Fertigstellung und Einweihung des Schlosses im Mai 1747),<sup>69</sup> das erstmals in dem Privatdruck der *Œuvres du Philosophe de Sans-Souci (au Donjon du Château)* für die engsten Freunde im Jahre 1750 erschienen ist.<sup>70</sup> Friedrich fordert hier d'Argens auf, Berlin zu verlassen, um sich nach Sanssouci zu begeben, um mit der Stadt Berlin, wo er fremd und einsam wie ein Eremit lebt, auch alle düsteren Sorgen, Pro-

67 Was dem gelehrten Kittsteiner (a.a.O.) entgangen ist, weil es vielleicht zu offensichtlich zu Tage lag und der Rätselfreund sich von dieser Dimension nicht hat anziehen lassen. Es gibt freilich noch einen anderen Grund: Kittsteiner hat versäumt, sich einmal gründlicher in die *Poésies diverses* des Königs einzulesen, wo er unweigerlich von selber auf diese Spur gestoßen wäre.

68 Bau und Ausgestaltung von Sanssouci erfolgten ja im Zusammenwirken mit den bereits im Schloß Rheinsberg erprobten Freunden wie von Knobelsdorff, Antoine Pesne u.a.

69 „Die Entstehung dieser Epistel fällt in das Frühjahr 1747, kurz nachdem das ‚Lusthaus auf dem Weinberg‘, Schloß Sanssouci, am 1. Mai durch ein festliches Mahl mit zweihundert Gästen eingeweiht worden war.“ Die Werke Friedrichs des Großen, 9. Bd.: Dichtungen Erster Teil, hg. von Gustav Berthold Volz, Berlin 1914, S. 170, Anm.

70 *Œuvres du Philosophe*, Bd. 2, S. 205-210; dann durch Preuss ediert in den *Œuvres de Frédéric*, X, S. 41-46.



zesse, Ratten und anderes mehr hinter sich zu lassen. Ein Leben in Muße – fern von Stadt und Welt, das ist ein alter Topos der lyrischen Dichtkunst seit der Antike (Horaz u.a.) und zugleich die Utopie, die Friedrich mit seinem Schloß verband. Als er aus dem Zweiten Schlesischen Krieg zurückkehrte, wollte er dort, wie Friedrich Nicolai schrieb, „im Schooße der Ruhe und der Musen die Früchte seiner Siege und des dadurch erlangten Friedens genießen. Er zog alle Kunst des Friedens in sein Land, und vornehmlich nach Potsdam, wo er sich einen Sitz der Ruhe, des häuslichen Lebens, der schönen Natur und der Musen, selbst schuf.“<sup>71</sup>

Gegenüber dem Freunde d'Argens rühmt Friedrich Sanssouci als Verwirklichung der Vision eines Garten Epikurs:

Venez à Sans-Souci, c'est là que l'on peut être  
 Son souverain, son roi, son véritable maître;  
 Ce champêtre séjour, par sa tranquillité,  
 Nous invite à jouir notre liberté.  
 D'Argens, si vous voulez connaître  
 Cette solitude champêtre,  
 Ces lieux où votre ami composa ce discours,  
 Où la Parque pour moi file les plus beaux jours,  
 Sachez qu'au haut d'une colline,  
 D'où l'œil en liberté peut s'égarer au loin,  
 La maison du maître domine...<sup>72</sup>

71 Friedrich Nicolai: Beschreibung der königlichen Residenzstädte Berlin und Potsdam, 2. Aufl., Berlin 1779, S. 909.

72 In der älteren Prosaübersetzung von 1760 lauten diese Verse: „Kom nach Sans-Souci. Hier ist man Herr über sich selbst; hier ist man sein eigener König, sein wahrer Beherrscher. Diese ländliche Wohnung ladet uns durch ihre Ruhe ein, unsre Freiheit zu genießen. – Wenn du, d'Argens, diese einsame Landlust kennen wilt, diese Orte, wo Dein Freund diesen Gesang verfertigte, wo die Parce für mich die schönsten Tage spinnet: o, so wisse, daß auf der Spitze eines Hügels, von welchem sich das Auge in voller Freiheit in die Ferne verlieren kann, das Haus des Beherrschers hervorsteiget.“ Poetische Werke des Weltweisen zu Sans=Souci, 2. verbess. Aufl. (aus dem Französischen nach der Lioner Ausgabe, übersetzt mit beigefügten Abweichungen der Berliner Ausgabe), Berlin 1760, Bd. 2, S. 38f. Und weiter heißt es: „Hier bewundert man

In dieser ländlichen Einsamkeit kann jeder sein eigener Herr sein, in Gemütsruhe und Freiheit, umgeben von den Schönheiten der Landschaft und Architektur, in Distanz zu den Mondaneitäten der Welt, jenen „assommants et longs repas“, dem „ennui baillant“, dem höfisch-eisigen Lachen, der „étiquette“, „wo sich der gähnende Ueberdrus mit der Verschwendung der neuern Midus vereinigt; wo die frostigen Scherze die ungleiche Gesellschaft, die Hofordnung und die Geräusche öffentlich verleugnen.“<sup>73</sup> Stattdessen verspricht Friedrich frugale Genüsse und philosophische Gesprächsspiele. Auf Kosten der abwesenden Törichten wird man sich ergötzen:

Une table à midi frugalement servie,  
 Qu'on sait assaisonner par d'utiles propos,  
 Où les traits pétillants de la vive saillie  
 S'égayent quelquefois sur le compte des sots,  
 Y pourvoit sans excès aux besoins de lavie;  
 On y préfère des bons mots  
 La saillante plaisanterie  
 A la gourmande intempérie  
 De vos apicius et de tous leurs héros.<sup>74</sup>

den Fleis einer vollendeten Arbeit. Der unter den Händen geschickt geschnittene und in verschiedenen Bildungen bearbeitete Stein schmückt das Gebäude ohne es zu beschweren. Des Morgens wird dieser Pallast von den ersten Stralen Aurorens vergüldet, die gerade auf ihn zuschiessen. Auf sechs verschiedenen Absätzen kanst du hier sechs sanfte Anhöhen hinunter steigen und in die von einem hundertfachen Grün schattirten Gebüsche fliehen. Unter diesem dicken Laubwerk lassen jugendliche Nymphen ihre silbernen Tropfen aus ausgehauenen Marmor, der den Meisterstücken des Phidias nichts nachgiebt, in die Lüfte steigen. Hier wandeln meine Tage immer einförmig vorüber.“ (Diese Übersetzung aus dem 18. Jahrhundert ist gegenüber der späteren in der Ausgabe von Volz von 1910 häufig etwas holpriger, aber getreuer und weniger wortreich. „Diese stille Einsamkeit/ist mir Bollwerk, Wehr und Turm/Wider jeden Stoß und Sturm/Dieser wildbewegten Zeit“, übersetzt dagegen E. König in: Die Werke Friedrich's des Großen, 9. Bd., a.a.O., S. 174.)

73 Poetische Werke, S. 39.

74 Œuvres, S. 43. „Eine um Mittagszeit sparsam besetzte Tafel, die mit nützlichen Gesprächen gewürzt wird und wo die funkelnden Züge eines lebhaften Witzes sich zuweilen auf Kosten der Narren belustigen, befriediget hier ohne Ausschweifung die

Keine „infâme fausseté“ fände sich hier mit ihren „convulsion des longs embrassemens“, und keine „implacable haine“, keine „trahison des compliments“, auch kein exzessiver „amour-propre“, der sich in langen Reden bespiegelt. Ein Leben fern des Hofes mit seinen Empfängen, Levers, Essen, Konzerten, Huldigungen und Heucheleien, das Friedrich ja in der Tat immer zu meiden gewußt hat.<sup>75</sup>  
Ein Leben als Philosoph:

Là ne se trouvent point ces bégueules titrées,  
Ces prudes en chaleur, ces froides mijaurées,  
Qui discutent des riens, et qui rient en chorus.  
Là ne sont, grâce au ciel, connus  
Ces longs discoureurs méthodiques,  
Argumenteurs métaphysiques,  
Tous ânes baptisés en us.  
Là n'habite point la critique  
Au ris malin, à l'air caustique,  
Ces atrabilaires Argus  
A l'ongle venimeux, à la dent qui déchire,  
Aux infernales eaux abreuvant leur satire,  
Et ces bavards et ces fâcheux,  
Tous parasites ennuyeux.  
Cette tranquille solitude  
Défend, comme un puissant rempart,  
Contre tous les assauts qu'avec la multitude  
La turbulente inquiétude  
Livre aux sages amants des sciences et des arts.<sup>76</sup>

Bedürfnisse des Lebens. Hier ziehet man den lebhaften Scherz sinreicher Einfälle der frässigen Unmäßigkeit eurer Apicius und aller ihrer Helden vor.“

75 Vgl. Kunisch: Friedrich der Große, a.a.O., S. 251ff.

76 Œuvres, X, S. 44. „Hier sind keine vornehmen Maulaffen, keine erhitzten Scheinheiligen, keine frostigen Vetteln, die Chorweise über nichts und weiter nichts streiten. Hier kennet man, dem Himmel sey Dank, keine methodischen, weitschweifenden Schwätzer, keine metaphysischen Schluskrämer und keine getauften Esel in us. Auch wonet hier nicht die Kritik mit dem boshafte Lächeln und der hönischen Miene; noch jene galsüchtigen Argi mit vergifteten Klauen und blutgierigen Zänen, die ihre Satire an den höllischen Bächen tranken; noch auch jene verdrüslichen Plauderer und

Sanssouci ist Fluchtburg von Liebhabern von Wissenschaft und Kunst gegenüber den Dummheiten und Eitelkeiten der Welt, sowohl gegenüber dem Hof wie gegenüber der Stadt. Es ist eine Art von therapeutischem Refugium, wo man im Spott über andere und im freundschaftlichen Umgang miteinander Seelenruhe findet. Ist dies nicht das Ideal eines Lebens in philosophisch-theoretischer Schau, wie es der Kern von Epikurs Glückseligkeitslehre gewesen war? Im Durchschauen des Chaos der Atome die Furcht vor dem eigenen Tod verlieren und damit gegenüber den Phantasmen, die Mythologie und Religion mit unserem Lebensende umgeben, unabhängig zu werden, das war das Ziel von Epikurs Unterweisung. Friedrich spricht mit Bedacht nicht von der Philosophie, die hier gepflegt wird, sondern von *sciences et arts*, und im weiteren Verlauf wird deutlich, daß er vor allem die *Belles lettres* meint, also jenes Schrifttum, das sowohl Poesie als auch gelehrtes und zugleich elegantes Schreiben über wissenschaftliche Materien umfaßt. Die Seelenruhe Sanssoucis wird vor allem im ästhetischen Medium der *Lettres* und der Künste gefunden.

Um d'Argens nach Sanssouci zu locken, beschreibt Friedrich den weiten Blick, den man vom Schloß bis weit ins Havelland genießen kann und schließt daran ein kaum verhülltes Zitat aus Lukrez *De rerum natura* an:

Ah! D'Argens, que l'espèce humaine  
 Est sotté, folle, avide et vaine!  
 Heureux qui, retiré dans un temple à l'écart,  
 Voit sous ses pieds grossir et gronder les orages,  
 Contemple de sang-froid les écueils, les naufrages

eckelhaften Schmarotzer. Diese friedfertige Einsamkeit schützt uns als ein mächtiges Bolwerk wider alle Anfälle, die das brausende Geräusch mit dem Pöbel auf die weisen Liebhaber der Künste und Wissenschaften thut.“ (S. 40).

Où les ambitieux, vains jouets du hasard,  
De leurs tristes débris vont couvrir les rivages!<sup>77</sup>

Diese Verse sind eine kaum modifizierte Paraphrase vom Anfang des 2. Buchs von Lukrez' *De rerum natura* – und zwar so wie Voltaire übersetzt hatte:

Heureux qui, retiré dans le temple des sages,  
Voit en paix sous ses pieds se former les orages,  
Qui contemple de loin les mortels insensés,  
De leur jour volontaire esclaves empressés,  
Inquiets, incertains du chemin qu'il faut suivre,  
Sans penser, sans jouir, ignorant l'art de vivre,

Dans l'agitation consumant leurs beaux jours,  
Poursuivant la fortune, et râmpant dans les cours!  
O vanité de l'homme! O faiblesse! o misère!<sup>78</sup>

Voltaire hat diese Verse einem Widmungsschreiben an die Marquise du Châtelet dem Erstdruck seiner zu Lebzeiten beliebtesten Tragödie *Alzire, ou Les Américains* (erstmalig 1736 gespielt) beigelegt. Mme de Châtelet war bekanntlich Voltaires generöseste und zugleich kongenialste Förderin. Voltaire gesteht im Widmungsschreiben, daß er am liebsten den Rest seines Lebens in ihrer Nähe verbringen möchte, „dans le sein de la retraite, de la paix, peut-être de la vérité, à qui vous sacrifiez dans votre jeunesse les plaisirs faux, mais enchanteurs, du monde; enfin pour être à portée de dire un jour avec Lucrèce, ce poète philosophe dont les beautés et les erreurs vous sont si connues...“<sup>79</sup>

77 „Ach d'Argens, wie närrisch, albern, begierig und eitel ist nicht das menschliche Geschlecht! Glücklich ist derjenige, welcher seitwärts in einen einsamen Tempel fliehet, und hier unter seinen Füßen die Donnerwolken sich verdicken und brüllen siehet, und die Klippen und Schiffrühe mit kaltem Blute betrachtet, wo die Ehrstüchtigen, die eitlen Spiele des Schicksals die Ufer mit ihren traurigen Ruinen bedecken.“ Ebd., S. 40.

78 Œuvres de Voltaire, hg. von M. Beuchot, Bd. 4, Paris 1833, S. 154f.

79 Ebd.

Man weiß, daß dies nicht Voltaires letzte Verwendung dieser berühmten „Daseins-Metapher“ eines „Schiffbruchs mit Zuschauer“ (Hans Blumenberg) gewesen ist, und daß er sich später Positionen nähern wird, wo er die lukrezische Distanz gegenüber dem Schiffbruch nicht länger für möglich hält, weil „der Mensch gegenüber den höheren Weltgenossen jede Chance verloren hat, seinerseits noch Zuschauer zu sein: er ist das sich Subjekt dünkende pure Objekt fremder Maßstäbe.“<sup>80</sup> Doch im Widmungsschreiben an Mme de Châtelet besteht der Glaube an die therapeutische Kraft philosophischer Weltschau noch: vollständige Freiheit und Selbstbesitz scheinen möglich, im Umgang mit den *lettres* und den *arts et sciences*, im Schutz der Mäzenaten. Komplementär zur griechischen Theorie, die für Epikur die Voraussetzung jeder Glückseligkeit war, tritt die Beschäftigung mit Literatur, Künsten und Wissenschaften. Voltaire zitiert zustimmend Ciceros Lob der *lettres* und der Muße fern von der Welt.<sup>81</sup>

Lukrez und die Gärten Epikurs als Fluchtort der wenigen Philosophen und Literaten vor dem leeren Getriebe und Getöse der Welt, dem man dennoch obsessiv das Ohr leiht, um es besser verspotten zu können – das ist Friedrichs Traum von Sanssouci. Er übersetzt Lukrez' Vision des gegenüber Schiffbrüchen unbetroffenen, weil theoretisch gewappneten Zuschauers in die höfische Realität fern des Hofes. Friedrich entwirft eine Art von Zweiweltenlehre: dort die Welt mit dem Hof und und hier der Garten als Asyl, dort

80 Vgl. Hans Blumenberg: Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher, Frankfurt 1979, S. 34-38, hier S. 38.

81 Vgl. Voltaires Artikel *Curiosité* in seinen *Questions sur l'Encyclopédie*, 4. Teil 1771, wo er noch einige Zeilen mehr in seiner Übersetzung bringt, dann aber Lukrez' Lesart der *curiosité* zurückweist: „Pardon, Lucrece, je soupçonne que vous vous trompez ici en morale, comme vous vous trompez toujours en physique. C'est, à mon avis, la curiosité seule qui fait courir sur le rivage pour voir un vaisseau que la tempête va submerger. Cela m'est arrivé, et je vous jure que mon plaisir, mêlé d'inquiétude et de malaise, n'était point du tout le fruit de ma réflexion.“ *Œuvres de Voltaire*, Bd. 28, Paris 1829, S. 280.

der Krieg und hier der *Temple à l'écart* – dort der Stoiker und das römische Kostüm, hier die Philosophie Epikurs im Kreis der Freunde. Sanssouci ist gewiß keine schäferliche Idylle, kein friedfertiges Arkadien, in der man keinen Zorn und keine Affekte kennt, dafür ist es mit der distanzierten Welt in Spott und Aggressivität zu stark verbunden. Philosophie und Theorie dulden nun einmal keine Einfalt und Arglosigkeit. Es ist aber auch keine bürgerliche Privatsphäre, die durch Familialismus und Tugenddiskurs sich gegenüber den Schrecken der Welt abschottet, sondern vielmehr ein exponierter Aussichtspunkt, von dem aus die Schiffbrüche anderer wie auch ihr unsinniges Welttreiben besser zu beobachten sind – wenn man will „ein Elfenbeinturm, von dessen Spitze aus man weit sieht.“<sup>82</sup>

Allerdings bleibt dieser Garten fern des Hofes doch profunde an dessen Machtstrukturen gebunden, in einem Maße, daß selbst Friedrichs *Épître* davon etwas verlauten läßt. Warum anders unterstreicht er die in Sanssouci geübten Späße auf Kosten der Welt jenseits von Sanssouci, auf Kosten der Dummen, Devoten und präntösen Gelehrten? Sanssouci genügt sich eben nicht selber, durch seine eigene philosophische Erfüllung in Anschauung der Natur – es bedarf als gemeinsamem Kitt der ausgeschlossenen Anderen, als Gegenstand an dem sich das Wir-Gefühl der *happy few* dieses um den Souverän gescharten Freundeskreises kristallisiert. Wie ruhig ist diese *Solitude champêtre* von Sanssouci tatsächlich gewesen? Ist die Abgrenzung gegenüber anderen und die *Médisance* vielleicht sogar einer der Hauptzwecke dieser *Solitude*? Geht es darum, frei von den Lastern des Hoflebens zu sein und sich in einer anderen Welt zu ergehen? oder vielmehr darum, aus der Distanz heraus die Masken zu lüften, die man im täglichen Hofleben doch tragen muß? Und wie steht es mit der Freundschaft untereinander in einem Gar-

82 Eine Formulierung von Wolf Lepenies, freilich nicht auf Sanssouci, sondern auf das Wissenschaftskolleg zu Berlin gemünzt.

ten, wo es jenseits der Tafelrunde eben doch einen Souverän gibt, der weltliche Würden und Prämien zu verleihen hat – und damit Anlaß zu Zwist und Rangstreitigkeiten gibt, wie sie ja immer wieder aufbrachen, am turbulentesten anläßlich des Zerwürfnisses zwischen Maupertius und Voltaire?

Friedrich läßt sich in seiner Vorstellung eines epikureischen Gartens fern von der Welt allerdings nicht beirren. Mit der Zurückweisung des *poison de gloire* und der *faux plaisirs* empfiehlt er seinem Freund d'Argens zugleich eine spezifische *art de jouir*, die mit *Sans-souci* als Lebensform gegeben ist:

Pratiquons, nous, l'art de jouir;  
Et laissant aboyer et Cerbère et l'envie,  
Considérons le temps, dont le rapide cours  
Nous ravit, en fuyant, les instants de la vie,  
Précipite nos plus beaux jours,  
Et nous entraîne, hélas! Avec trop de furie  
De la vive jeunesse à la caducité.<sup>83</sup>

Hier wird die spezifische Beigabe von Friedrichs Epikureismus deutlich, das scharf ausgeprägte Vanitas-Bewußtsein, das in Lukrez' Gedicht, vor allem in dem von Friedrich geliebtem 3. Buch, Resonanzen finden konnte. Die Zeit ist nur ein Augenblick, der Tod ist allgegenwärtig, gerade deshalb gilt es, die wenigen Momente zu genießen:

La fleur à peine éclose est aussitôt flétrie.  
A peine l'homme est-il, que l'homme n'a qu'été.  
  
Oui, la vie est un songe, une vaine fumée,  
Un théâtre où l'illusion

83 Œuvres, X, S. 45. „So las uns die ganze Kunst zu geniessen üben. Las den Cerber und den Neid bellen; las uns die Zeit betrachten, deren flüchtiger Lauf uns die fliehenden Augenblick des Lebens entreisset, unsere schönsten Tage vorüberpeitschet und uns, ach! mit alzuvieler Wuth von der lebhaften Jugend in das gebrechliche Alter schleudert.“ S. 41.



A fait un trafic de chimère.  
 Mais de là ma conclusion,  
 D'Argens, ne doit pas vous déplaire:  
 Ma sincère amitié vous conjure de faire  
 Usage du plaisir qui fuit,  
 A fixer d'une main légère  
 La jouissance passagère  
 Qui paraît et s'évanouit.

Parons toujours nos fronts de ces roses nouvelles  
 Remplaçons les vrais biens par de douces erreurs,  
 A ces Amours badins allons ravir les ailes,  
 Et décochons leurs traits droit aux cœurs de ces belles.  
 Nous ne sommes enfin maîtres que du présent,  
 A différer le bien souvent l'homme s'abuse:  
 Jouissons de ce seul instant,  
 Peut-être que demain le ciel nous le refuse.<sup>84</sup>

Das Gedicht schließt mit diesem *Carpe diem*: mit leichter Hand sollen die vorübergehenden Freuden befestigt werden: galante Liebe, neckischer Amor, Pfeile ins Herz der Liebsten; wenn der Mensch das Gute aufschiebt, täusche er sich. Es sind die Vergnügungen einer Herrenwelt, bei denen Frauen allenfalls als Objekt von *amours badins* eine Rolle spielen. Die Nähe zur Anakreontik ist hier zu greifen. Friedrich ist poetisch eben in stärkerem Maße Zeitgenosse der Hagedorn, Uz und des jungen Lessing gewesen, als ihm dies selber

84 Ebd., S. 45f. „Die kaum aus der Knospe entschlüpfte Blume verwelket sogleich. Kaum ist der Mensch, so hat er auch schon nichts mehr, als daß er gewesen ist. [...] Ja, das Leben ist ein Traum, ein leerer Rauch, eine Schaubühne, wo die Verblendung einen Handel mit albernen Hirngespinsten treibt. Aber mein Schluß hieraus, d'Argens, darf dir nicht misfallen. Meine aufrichtige Freundschaft beschwöret dich, das Vergnügen zu gebrauchen welches fliehet, und mit leichter Hand die vorbeirauschenden Freude zu fesseln, welche erscheint und wieder verschwindet. [...] So las uns unsre Stirn immer mir frischen Rosen schmücken und die Stelle der wahren Güter durch süsse Irthümer ersetzen. Las uns den muthwilligen Liebesgöttern die Flügel ausrupfen und ihre Geschosse gerade auf das Herz jener Schönen abdrücken. Wir sind am Ende doch nur allein Herren des Gegenwärtigen. Oft betrüget sich der Mensch, wenn er das Gute aufschiebet. Las uns diesen einzigen Augenblick geniessen: denn morgen kann vielleicht der Himmel ihn uns versagen.“

bewußt sein konnte. Er gehört der deutschen Literatur, auch wenn er französisch schreibt, stärker an als dies die Germanisten ahnen, die seine Poesie nicht kennen. Jedenfalls vergegenwärtigen diese Verse erotisch-galante Züge, die mit einem Leben in der Theorie und einer reinen unbetroffenen Daseinsschau im Sinne Epikurs nicht mehr viel zu tun haben. Etwas von der galanten Hofkultur, die im Anschluß an italienische und zumal französische Vorbilder gemeineuropäisch geworden war, macht sich auch in Potsdam gelten. Friedrichs Epikureismus ist eben nicht nur Philosophie mit dem Akzent auf den *belles lettres*, sondern ein *art de jouir*, in das entsprechende Züge der höfisch-absolutistischen Genußkultur eingegangen sind.

Inwiefern Friedrich selber diese erotischen Lizenzen in Sanssouci genutzt hat, ist hier nicht mein Thema. Er selber hat in seiner *Epître XIV à Sweerts*,<sup>85</sup> Potsdam 1749 geschrieben:

...Sachez que dans le fond de l'âme  
 J'aime tous ces plaisirs qu'un faux mystique blâme;  
 Ami du sentiments des épicuriens,  
 Je laisse la tristesse aux durs stoiciens;  
 Si comme Théé, hélas! Notre âme avait cent portes,  
 J'y laisserais entrer les plaisirs en cohortes.<sup>86</sup>

Dies klingt sehr libertär, und Nicolai, der diese Verse in seinen Anekdoten zitierte, hatte alle Mühen zu erläutern, daß der König „in Einsamkeit und Stille Hilfsmittel zur Erholung gefunden habe.“<sup>87</sup> Immerhin weist er auf die Statue des Antinous hin, die der König in seinem Garten aufstellen ließ. Der König habe in heißen Sommermittagen, wenn er den Musen opferte, oft in dieser kühlen Laube vor der schönen antiken Statue dieses nackten Jünglings ge-

85 Ernest-Maximilien Sweerts, Baron de Reist, war *Directeur des spectacles* in Berlin.

86 Œuvres, X, S. 168.

87 Nicolai: Anekdoten, a.a.O., S. 198f.

essen. Nicolai weist die Unterstellung, „daß die Erholungen des Königs nur fröhlicher und sinnlicher Art gewesen“, zurück. „Man würde diesen großen Mann verkennen, wenn man glaubte, er habe sein Vergnügen hauptsächlich nur darin gefunden.“<sup>88</sup>

Dieses Herunterspielen des erotisch-sexuellen und näherhin: homoerotischen Aspekts war natürlich seit der drastischen und frivolen Darstellung Voltaires in seinen *Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire* (1759), die jedermann kannte und die in Deutschland einen Sturm der Entrüstung und Voltaire-Schmähung hervorrief, notwendig.<sup>89</sup> Im übrigen hatte aber gerade Friedrich selber eine Art therapeutischen Umgang mit der Liebe empfohlen, der diesen *amusements d'écoliers*, wie sie Voltaire nennt, vielleicht gar nicht so fern lag. In seinem *Épître XVII à Chasot sur la modération dans l'amour* (Potsdam 1749) schreibt er:

Pour les dieux des plaisirs mes respects sont connus,  
Si j'attaque l'amour, c'est qu'il peut souvent nuire,  
Je veux le modérer, et non pas le détruire.<sup>90</sup>

Das ist ein merkwürdiger Lobpreis des Maßhaltens in der Liebe: Es ist die Absage an die Liebe als Passion und ihre Reduktion auf ein Therapeutikum, um sich nach langer harter Arbeit einige glückliche Momente zu gewähren. Dieser Monarch kennt die leidenschaftliche Liebe offenbar nicht, weder gegenüber dem fremden noch gegen-

88 Ebd., S. 198.

89 Da Voltaire selber auf frivole Weise den Konflikt zwischen Stoizismus und Epikureismus ins Spiel bringt, sei diese Stelle in extenso zitiert: „Quand sa Majesté était habillée et bottée, le stoïque donnait quelques moments à la secte d'Épicure: il faisait venir deux ou trois favoris, soit lieutenants de son régiment, soit pages, soit heiduques ou jeunes cadets. On prenait du café. Celui à qui on jetait le mouchoir restait demi-quart d'heure tête à tête. Les choses n'allaient pas jusqu'aux dernières extrémités, attendu que le prince, du vivant de son père, avait été fort maltraité dans ses amours de passade, et non moins mal guéri. Il ne pouvait jouer le premier rôle; il fallait se contenter des seconds. Ces amusements d'écoliers étant finis, ...“ *Mémoires pour servir à la vie de M. de Voltaire*, écrits par lui-même, Paris 1985, S. 43.

90 *Œuvres*, X, S. 186.

über dem eigenen Geschlecht. Sie dient ihm zur Erholung und Entlastung von seinem Staatsdienst. So gibt Friedrich auch ein ziemlich ungeschminktes Bild von der Entthronung von Amor und Venus in der modernen höfischen Welt:

„L’amour était jadis tendre, discret, sincère,  
Il n’est plus à présent que léger et trompeur,  
La débauche succède aux sentiments du cœurs:  
On se prend sans amour, on se quitte de même,  
Souvent, quand on se hait, on se jure qu’on s’aime,  
On se brouille, on revient, on change, on se reprend,  
De nos jours la tendresse et s’achète et se vend.“<sup>91</sup>

Friedrich – nicht eben originell – preist die Weisheit, die Exzesse vermeidet. Allerdings legitimiert er die Liebe in sonderbarer Weise: Eigentlich ist sie einer giftigen Pflanze ähnlich, manchmal tödlich in ihrer Wirkung, immer aber gefährlich. Wohldosiert verwenden sie weise Ärzte zum Wohl der Menschen. Weit entfernt davon, ein Lebensmittel (*aliment*) zu sein, sollte sie eine Medizin (*remède*) sein. Friedrich schließt mit den sonderbaren Zeilen:

Un amour modéré peut venir à notre aide,  
Quand, lassés d’un travail long et laborieux,  
Nous empruntons de lui quelques moments joyeux.<sup>92</sup>

Das ist die wohl sonderbarste Rechtfertigung der Liebe in diesem Jahrhundert: Eine gemäßigte Liebe soll nach langer und mühsamer Arbeit einige glückliche Momente schenken – wie eine stärkende Medizin. Das säuerlichste Bekenntnis zu Venus, das in der Literatur des 18. Jahrhunderts zu finden ist. Eigentlich spricht hier ein verklemmter Pflichtenmensch, der die sexuelle Liebe, ja die Passion

91 Ebd., S. 188f. Zu den Effeminierten heißt es: „Tous ces effeminés ressemblent-ils aux hommes?/Livrés à la mollesse et perdus sans retour,/Dans l’ordre le plus bas esclaves de l’amour,/Ce sont les descendants du lâche Héliogabale.“ Ebd., S. 190.

92 Ebd., S. 193.

der Liebe offenbar nie erlebt hat – oder nicht mehr erleben will; ein leidenschaftsloser Mensch, der diese gefährliche Mitgift des Menschen zu neutralisieren gedenkt. Was für ein Abstand zu der Generation der Stürmer und Dränger, die die Liebe als Passion und Pathologie erleben – oder zumindest als solche stilisieren werden!

Zu den Säuen in Epikurs Ställen gehört dieser König also offenbar nicht, jedenfalls nicht seit seiner Installierung in Sanssouci. Er ist vielmehr Selbst-Abtöter, dem am Ende nur noch die Freude an seinen Windspielen bleibt. Zu einigen Gedichten in durchaus galant-erotischer Stimmung (wie einem 1762 an von Catt adressierten Gedicht voller anakreontischer Motive: dem Lob der Folie, der Imagination, der Oberfläche) hat F. Nicolai einen Kommentar gegeben, der dazu bestimmt ist, den möglichen Stein des Anstoßes aus dem Weg zu räumen: „Diese heitere Gesinnung war es, welche [...] so viel beytrug, den Geist des großen Mannes auch in den größten Unglücksfällen, und unter den schwersten Sorgen aufrecht zu erhalten. Es ist vielleicht, recht verstanden, keine erhabenere Philosophie des Lebensgenusses, als: dem Vergnügen und selbst dem, was Horaz nennt *Dulce desipere in loco* das Herz willig zu öffnen, aber bloß auf der Oberfläche zu genießen, und nur in ernsthaften Gegenständen tief zu gehen. Friedrich wußte in hohem Maaße beides zu vereinigen. Er wußte Vergnügungen aller Art zu genießen, aber ihm war auch zu gehöriger Zeit *Res severa gaudium*. Ernsthafte Gedanken begleiteten Ihn in Seinen heitersten und fröhlichsten Stunden, denn diese waren nur die Würze Seines ernsthaften Nachdenkens.“<sup>93</sup>

Nicolai verweist darauf, daß Friedrich von seinem Arbeitszimmer aus nicht nur seinen Garten mit der geliebten Antinous-Skulptur sehen konnte, sondern auch sein Grab, „nämlich auf dem offenen Platze, gerade dem Fenster seines Studierzimmers gegenüber vor einer Halben Rundung. [...] Diese Gruft, deren Existenz so wenige

93 Nicolai: Anekdoten, a.a.O., S. 200.

Personen wußten, war wahrscheinlich die eigentliche Veranlassung, diesem Orte die Benennung Sans=Souci zu geben. [...] Als Er, noch im Anfang der Erbauung des Schlosses, einst mit d'Argens auf diesem Platze spazierte, sagte Er ihm: Da Er den Entschluß gefaßt, auf diesem angenehmen Flecke sich einen Sommeraufenthalt zu bauen, so sey auch gleich Seine Idee gewesen, Sein Grab daselbst einzurichten. Quand je serai là, sagte Er, indem Er auf die verborgene Gruft zeigte, je serai sans souci!<sup>94</sup> Nicolai geht nicht weiter auf das Komma ein, sondern bezieht „Sans=souci“ auf die Gruft, als das geheime Telos dieses Schlosses und seines Besitzers. Der Tod als Zustand, in dem es keine Sorgen und keinen Kummer mehr gibt – ganz entsprechend der epikureischen Todeslehre.

Seine Gewissenhaftigkeit zwingt Nicolai darauf hinzuweisen, daß der König die Idee der Unsterblichkeit der Seele zurückwies und von deren spurlosen Verschwinden ineins mit dem Zerfallen des toten Körpers zu Staub ausging. Doch preist er diesen Entschluß, im Anblick des offenen Grabes zu leben und zu genießen, als Ausweis eines starken Charakters: „Wir, die wir andre und richtigere Begriffe [von der Unsterblichkeit] haben, wollen dennoch den Mann bewundern, der seiner Begriffe vom Tode unerachtet, sich freywilligerweise täglich damit bekannt machen wollte. Es gehört keine geringe Stärke des Geistes dazu, aus eigener Wahl, ohne daß es jemand merken kann, und also ohne alle Prätension, in seinem friedlichen Sommerhause sich sein Grab vor Augen setzen zu lassen, und keine geringe Heiterkeit der Einbildungskraft, es unter der Bildsäule der Blumengöttin zu verbergen. Friedrich hatte also in Seinen einsamen Sommervergnügungen immer den Tod vor Au-

94 Ebd., S. 201, 203. – Kittsteiner (a.a.O.) hat diese Stelle selber zitiert, fand aber für die Komma-Forschung keinen rechten Aufschluß darin. Als Leser hätte man sich gewünscht, daß er nach der vollständigen Aporie, in die seine Erklärungen zum Komma münden, zumindest am Schluß noch einige erhellende Ausführungen zu Schloß und Garten gemacht hätte.

gen, und wußte Seinen Begriff davon, mit fröhlichem Genusse des Lebens sowohl, als mit dem beständigen Andenken an Seine Pflichten zu vereinigen.“<sup>95</sup>

## Anti-Epikureismus in der deutschen Aufklärung

Friedrichs epikureische Neigungen waren kein öffentliches Geheimnis. Der König machte keinerlei Anstrengungen, sie geheim zu halten. Seine veröffentlichten Gedichte sprachen eine deutliche Sprache. Nachdem er 1750 einen Privatdruck der *Œuvres du Philosophe de Sans-Souci* (*Au Donjon du Château. Avec Privilège d'Apollon*, 1750, 3 Bände) veranstaltet hatte, publizierte er im April 1760 bei Voß in Berlin seine *Poésies diverses*, um den Raubdrucken in Lyon und Paris eine autorisierte Fassung entgegenzusetzen.<sup>96</sup> Seit dieser Publikation war der Epikureismus Friedrichs II. gewissermaßen aktentkundig und wurde sogleich zum Gegenstand kritischer Auseinandersetzungen. Der mutige Moses Mendelssohn rezensierte die *Poésies diverses* in den *Briefen die neueste Literatur betreffend* nur wenige Wochen nach ihrem Erscheinen. Hier rühmt er die „erhabenen Gesinnungen, Kenntniß des menschlichen Herzens, Natur in den Gemälden und Gleichnissen, und so viel Zärtlichkeit in den Empfindungen [...]. Jeder Vers beynahe ist ein Zug von dem Charakter dieses Prinzen, und das ganze ist das wahre Portrait, worinn seine grosse Seele, sein noch grösseres Herz, und seine Schwachheiten selbst, auf das natürlichste geschildert sind.“<sup>97</sup> Damit ist Mendelssohn beim Thema: Der König habe die Philosophie Epikurs, auf die

95 Ebd., S. 205.

96 A Berlin chez Chrétien Frédéric Voss, 346 Seiten in Großoktav. Dieser Band enthält 11 Oden, die Stances, 20 Episteln und das Lehrgedicht *Art de la Guerre*, und zwar in der Ordnung des ersten Bandes der *Œuvres du Philosophe de Sans-Souci* von 1752. Vgl. Moriz Türk: Voltaire und die Veröffentlichung der Gedichte Friedrich des Großen, in: *Forschungen zur Brandenburgischen und Preußischen Geschichte*, 13/1900, S. 49-73.

97 Moses Mendelssohns Rezension, a.a.O., S. 188.

er sich etwa in der *Epître XVIII. Au Maréchal Keith. Sur les vaines terreurs de la mort & les frayeurs d'une autre vie* beziehe, keineswegs als seine persönliche Überzeugung vorgegeben, sondern vielmehr als ein poetisches Rollenspiel. Der Untertitel *Imitation du Troisième Livre de Lucrèce* mache das deutlich. Friedrich habe ja keineswegs Epikurs Leugnung der Unsterblichkeit der Seele als dogmatische Wahrheit annehmen können: „Des Epicurs, der, so leidlich er auch in der Moral philosophiert, dennoch in der Metaphysik der seichteste und suffisanteste, unter allen Dogmatikern genannt werden kann.“<sup>98</sup> Friedrich stellt in seiner *Epître* tatsächlich die Sterblichkeit der Seele als Grund für die Möglichkeit einer furchtlosen Haltung gegenüber dem eigenen Tod dar: Gerade weil die Seele nicht unsterblich ist, können die zum Zwecke unserer Unmündigkeit von Priestern und anderen Mächten aufrechterhaltenen Jenseitserwartungen abgewiesen werden. Dieses Argument stellt nicht weniger als einen Glaubensartikel von Mendelssohns platonisch-leibnizianischem Optimismus in Frage. Entsprechend harsch ist seine Reaktion in seiner Rezension: „Kann ein Schriftsteller, dem der jetzige Zustand der Weltweisheit nicht unbekannt ist, der sich allenthalben als einen gründlichen und Wahrheitsliebenden Kopf zeigt; – kann der es sich wohl haben in den Sinn kommen lassen, durch folgende Einwürfe die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele zu bestreiten?“<sup>99</sup> Mendelssohn hilft sich mit der Unterstellung, daß der Dichter hier mit der geliehenen Stimme des Lukrez spricht (wie es in der Tat der Untertitel einer Epistel an Maréchal Keith ankündigt), – eine arg forcierte Ehrenrettung, die an Friedrichs eigenen Intentionen vorbeigeht. Am Ende seiner Rezension fordert er Friedrich II. indirekt sogar auf, den Dichter vom Regenten, Weltweisen und Menschen zu trennen: „Jenem ist es erlaubt, zum Zeit-

98 Ebd., S. 191.

99 Ebd.



vertreibe Gedanken in Reime zu bringen, die der Regent durch Thaten verläugnet, der Weltweise durch Gründe verspottet, und der Mensch selbst, der sich seines angebohrnen Adels bewußt ist, anzunehmen sich weigern muß.“<sup>100</sup>

Hier zeichnete sich einmal mehr eine fundamentale Kluft zwischen der deutsch-idealistischen und der materialistisch-französischen Aufklärung ab. Mendelssohn wird in seinen Schriften denn immer wieder auf den „gemäßigten Epikureismus“, der Mode geworden sei, zurückkommen, wesentliche Energien seiner schriftstellerischen Arbeit zieht er gerade aus der Opposition dagegen.<sup>101</sup> Friedrich selber machte in seinen Unterredungen mit deutschen Gelehrten wie Gottsched, Gellert und Sulzer keinen Hehl aus seinen Überzeugungen, er kehrte sie vielmehr provokatorisch heraus.<sup>102</sup> Dem aufmerksamen Beobachter – und welcher soziale Ort schärft den Blick mehr als Hof und Stadt? – konnte bereits seit den 40er Jahren nicht verborgen bleiben, daß der König sich mit einer Schar von Freunden und Gesinnungsgenossen umgab, die allesamt epikureische Neigungen teilten. Gebanntem Auges starrten die deutschen Aufklärer auf das Sündenbabel Sanssouci und dessen freigeistige Tafelrunde. Eine der sprechendsten Anekdoten dafür hat der Schweizer Arzt und Schriftsteller Johann Georg Zimmermann überliefert, der 1749 seinen Landsmann Albrecht von Haller in Göttingen besuchen kam. Haller hatte soeben eine Berufung an die Königliche Akademie der Wissenschaften nach Berlin erhalten, mit dem Zusatz des Akademie-Präsidenten Maupertius, daß der König ihn oft zusammen mit Voltaire und den übrigen Herren in seine Abendgesellschaft bitten werde. Gegenüber Zimmermann verbarg Haller seine Skrupel nicht: Diese „unchristlichen Abendstunden

100 Ebd., S. 194.

101 In dieser Hinsicht kann man *Phädon oder die Unsterblichkeit der Seele* (Berlin 1767) wie eine Elaboration der in der Rezension vorgebrachten Argumentation lesen.

102 Vgl. Meyer-Kalkus, a.a.O.

und Abendfeste zu Potsdam und Sanssouci“ fielen ihm, der nach anfänglichem Epikureismus eine scharfe christliche Wende vollzogen hatte, denn doch „aufs Herz“. Haller erzählt Zimmermann, „wie man damals hiervon und von dem ganzen Privatleben des Königs in Berlin sprach: und damals sprach man in Berlin völlig, pünktlich und buchstäblich so, wie Voltaire seitdem in seiner lügenhaften *Vie privée de Frédéric*. Denken Sie sich einen Christ, denken Sie sich einen Menschen, der an die Religion Jesu glaubt und sie von ganzem Herzen bekennet, nach Potsdam, zwischen den König, Voltaire, Maupertuis, und d’Argens.“<sup>103</sup>

Epikureismus, das ist in Deutschland seit der antiepikureischen Polemik der christlichen Aufklärer, seit Albrecht von Haller, Johann George Sulzer, Johann Christoph Gottsched, Moses Mendelssohn, Lessing u.a. ein Ketzer- und Schmähbegriff – gleichbedeutend mit Materialismus bzw. Atheismus und einer suspekten Lebenskunst, wie sie zumal an Höfen unter französischem Einfluß gepflegt wurde. Doch hat dieser Begriff in dieser Zeit zumeist eine spezifische Lokalität: er zielte fast immer auf Potsdam und den französischen Freundeskreis von Friedrich II. Haller entschied sich denn auch, den Sirenenklängen aus Potsdam nicht Folge zu leisten. Gottsched übersetzte den „Anti-Lucrèce“ des französischen Bischofs Polignacs, eine der schärfsten Kampfschriften gegen den Epikureismus, und versah sie mit eigenen Anmerkungen. Noch Friedrich Schiller deutete den „raffinierten und konsequenten Epikuräismus“ als eine der fatalsten Erbschaften von materialistischer Aufklärung und höfischer Welt, als Verstrickung in rein materielle Bedürfnisse, welche Charakter und Persönlichkeit, Tatkraft und Moral unterminieren.<sup>104</sup>

103 Johann Georg Zimmermann: Fragmente über Friedrich den Großen, Bd. 1, S. 193f., S. 195. Leipzig 1790.

104 „Die Aufklärung, deren sich die höheren Stände unseres Zeitalters nicht mit unrecht rühmen, ist bloß theoretischer Kultur, und zeigt, im ganzen genommen, so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnung, daß sie vielmehr bloß dazu hilft, die

Barbara Bauer hat zeigen können, daß die Kritik der protestantischen Aufklärer an den schriftlichen Beiträgen der Königlich-Preussischen Akademie einen anti-epikureischen Subtext aufweist. Diese Kritik nimmt Anstoß an den freigeistigen Tendenzen dieser kleinen, aber für die Diskussionen der gesamten Akademie entscheidenden Gruppe.<sup>105</sup> Die verborgenen Spitzen dieses Schrifttums haben wir noch kaum angemessen wahrgenommen. Eine *Rélecture* von vielen scheinbar bekannten Texten ist geboten, um ihre versteckten Adressaten zu erkennen. Man spricht von Epikureismus, meint aber das Sanssouci von Friedrich II. Die Meinung von Werner Kraus, wonach die „französische Aufklärung in Sanssouci mancherlei Gastspiele gab, ihr jedoch jede Resonanz auf das sie umgebende Land versagt geblieben“ sei,<sup>106</sup> ist nicht zu halten. Häufig sind es unterirdische Wasseradern, welche die Blitze anziehen. So ist es auch mit dem Epikureismus von Friedrich und seinem Freundeskreis. Studiert man dieses Gegeneinander von Epikureern und Anti-Epikureern im Umkreis von Friedrich II. und der Königlich-Akademie zwischen 1740 und 1780, so stößt man auf eine der zentralen geistigen Auseinandersetzungen der Zeit, an der sich deutsche und französische Aufklärung treffen und auch wieder scheiden. Grundkonstellationen der für Deutschland spezifischen Aufklärungsbewegung

Verderbnis in ein System zu bringen, und unheilbarer zu machen. Ein raffinierter und konsequenter Epikureism hat angefangen, alle Energie des Charakters zu ersticken, und die immer fester sich zuschnürende Fessel der Bedürfnisse, die vermehrte Abhängigkeit der Menschheit vom physischen hat es allmählich dahin geleitet, daß die Maxime der Passivität und des leidenden Gehorsams als höchste Lebensregel gilt, daher die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmaßigkeit im Hervorbringen, die unser Zeitalter zu seiner Schande charakterisiert. Und so sehen wir den Geist der Zeit zwischen Barbarei und Schlawheit, Freigeisterei und Aberglauben, Roheit und Verzärtelung schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht der Laster, was das ganze noch zusammenhält.“ Briefe an den Herzog Friedrich Christian von Augustenburg, in: Friedrich Schiller: Theoretische Schriften, hg. von Rolf-Peter Janz, Frankfurt 1992, S. 502f.

105 Bauer, a.a.O., S. 1421ff., 1436ff.

106 Zitiert von Mittenzwei, a.a.O., S. 29.

in ihrer Allianz mit dem Protestantismus werden hier greifbar, in denen sich nicht nur philosophische und religiöse, sondern auch soziale und politische Spannungen kristallisieren.

Wer von Epikureismus sprach, meinte immer auch die Franzosen. Und wenn deren Kultur in der Folgezeit in Deutschland gleichbedeutend mit sinnlicher Ausschweifung, Atheismus und Materialismus wurde, so hat dafür – als traumatischer Schmerz – der Stachel im eigenen Fleisch mitverantwortlich sein können, der Epikureismus am Hofe von Friedrich II. Das Trauma der Herabsetzung gegenüber den Franzosen durch ihren größten König, verbunden mit dessen eigentümlicher deutsch-französischer Wahlverwandtschaft im Zeichen Epikurs' mußte wohl vergessen und verdrängt werden, doch hört es nicht auf zu wirken. Auch im Vergessen konstruieren Gesellschaften ihre Vergangenheiten.

## **Deutsche und französische Jugendliche als transnationale Mittler**

Eva Sabine Kuntz

## Der Jugendliche als „Intellektuellenfigur“

In diesem Beitrag soll nicht die Rede sein von einem einzelnen Mann oder einer einzelnen Frau des 20. Jahrhunderts, die eine prägende Wirkung auf wichtige Teilbereiche der deutschen und französischen Gesellschaft hatte; nein, es soll die Rede von einer ganzen Gruppe von Persönlichkeiten, ja genaugenommen von Millionen von Menschen sein. Es wird hier also nicht ein einzelner Intellektueller im Rampenlicht stehen, sondern es soll einer bestimmten Gattung Intellektueller ein essayistisches Denkmal gesetzt werden – der Gattung „Jugendlicher“. Jugendlichen, denen im deutsch-französischen Verhältnis ein ganz besonderer Stellenwert zukommt und ohne die nicht nur die deutsch-französische Zusammenarbeit auf zivilgesellschaftlicher Ebene heute grundlegend anders aussähe, als dies der Fall ist, sondern auch die Beziehungen auf politischer Ebene – das deutsch-französische Verhältnis ganz allgemein.

Die Betrachtung einer ganzen Gruppe heißt aber auch, dass man hier mit der Definition des Intellektuellen im engeren Sinne – „Persönlichkeiten, die aufgrund ihres wissenschaftlich oder künstlerisch erworbenen Bekanntheitsgrades in der politischen Öffentlichkeit kritisch intervenieren und gehört werden“<sup>1</sup> – nicht sehr weit kommt. Der Blick auf das „politisch-kulturelle Itinerarium“ der Akteure<sup>2</sup> kann somit auch nicht in der Tradition des Genres der Individualbiographie stehen, die in der Regel darauf abzielt, die Lebensetappen einer Einzelperson nachzuzeichnen. Vielmehr kann hier nur die Erfassung der Rolle von Intellektuellen in einer bestimmten politikhistorischen Epoche und in spezifisch nationalkulturellen Kontexten interessieren. Die Frage, ob und wenn ja, in welcher Weise Intellek-

1 Hans Manfred Bock: Intellektuelle, in: Robert Picht u.a. (Hg.): Fremde Freunde. Deutsche und Franzosen vor dem 21. Jahrhundert, München 1997, S. 72-79, hier S. 72.

2 Vgl. Hans Manfred Bock: Der Intellektuelle und der Mandarin? Zur Rolle des Intellektuellen in Frankreich und Deutschland, in: Frankreich-Jahrbuch 1998, hg. vom Deutsch-Französischen Institut, S. 35-51, hier S. 40.

tuelle – hier also: Jugendliche – zur Konstituierung kollektiver Verhaltensdispositionen und Deutungsmuster beigetragen haben, führt zu der noch immer nicht leicht zu beantwortenden Frage der Evaluierung interkulturellen Lernens. Geht man aber von einem deutlich erweiterten Intellektuellenbegriff aus (etwa: „Persönlichkeiten, die aufgrund ihrer individuellen – interkulturellen – Erfahrungen in ihrem unmittelbaren und mittelbaren Umfeld eine Änderung von Einstellungen und Überzeugungen bewirken können“), so erlaubt dies auch, konkrete Wirkungsbedingungen und Handlungsspielräume zu erfassen, die den Intellektuellenfiguren – hier: Jugendlichen – für ihr transnationales Engagement zur Verfügung standen. Es wird hier also weniger die Rede sein vom Wirken Intellektueller als öffentlichkeitswirksame Kritiker der Mächtigen im Stil des *grand intellectuel* noch in der Form des Dieners der Mächtigen wie dem Mandarin im Wilhelminischen Kaiserreich oder des politischen Vordenkers und intellektuellen Stichwortgebers; im hier angesprochenen Sinne entsprechen Jugendliche am ehesten der Figur des „kulturellen Mittlers zwischen zwei Nationen“. Es interessiert vor allem die politisch-kulturelle Dimension der Intellektuellenfigur „Jugendlicher“, der in den deutsch-französischen Beziehungen eine ganz wichtige Rolle innerhalb der Zivilgesellschaft zukommt.<sup>3</sup>

Ermöglicht wurde diesen „Intellektuellen der ganz besonderen Art“ ihr Wirken durch das „schönste Kind des Elyséevertrags“. Nicht ein einzelner Mann, eine einzelne Frau aber, der oder die beim Aufbau der deutsch-französischen Beziehungen Herausragen-

3 Hier soll von der Bock'schen Definition von „Zivilgesellschaft“ ausgegangen werden, der zivilgesellschaftliche Akteure auf dem Feld der internationalen Beziehungen als „Organisationen oder Individuen, die im vorpolitischen Raum transnationale Initiativen mit ökonomischer, religiöser, kultureller, karitativer, friedenssichernder, ökologischer oder sonstiger Zielsetzung ergreifen, ohne daß sie damit Partikularinteressen oder den Zweck des politischen Machterwerbs zu verfolgen beabsichtigen.“ Hans Manfred Bock (Hg.): Projekt deutsch-französische Verständigung. Die Rolle der Zivilgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg, Opladen 1998, S. 17.

des geleistet hätte, ist damit gemeint, sondern eine ganze Institution: das Deutsch-Französische Jugendwerk (DFJW).

Andere haben es nüchterner formuliert: „Die Gründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks ist [...] mit Sicherheit das erfolgreichste unmittelbare Ergebnis des Elysée-Vertrags“.<sup>4</sup> Oder, erstaunlich wenig verlautbarungsdeutsch ausgedrückt: „In der sog. ‚hohen Politik‘ hat es, was das deutsch-französische Verhältnis betrifft, seit der Unterzeichnung des Freundschaftsvertrags schon manche Komplikation und manche Enttäuschung gegeben. Das Deutsch-Französische Jugendwerk jedoch bildet eine rühmliche Ausnahme“ – so nachzulesen 1965 im Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung.<sup>5</sup> Ziel des am 5. Juli 1963 in einem feierlichen Akt von den beiden Außenministern, Gerhard Schröder und Maurice Couve de Murville, in Anwesenheit von Konrad Adenauer und Charles de Gaulle unterzeichneten „Abkommens zwischen der Regierung der Bundesrepublik Deutschland und der Regierung der Französischen Republik über die Gründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks“ war eine Popularisierung der deutsch-französischen Beziehungen, die in langfristiger Perspektive das Verhältnis beider Länder zueinander positiv beeinflussen sollte. Es handelte sich hier um den in dieser Breite einmaligen Versuch, ein Beziehungsgeflecht auf „zivilgesellschaftlicher“ Ebene zu entwickeln, das die politischen Beziehungen untermauert bzw. unabhängig von der diplomatisch-politischen Konjunktur zwischen beiden Ländern ist.

4 Ansbert Baumann: Die Gründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks: Im Spannungsfeld zwischen Bund, Ländern, Gemeinden und Zivilgesellschaft, in: Hans Manfred Bock (Hg.): Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963-2003, Opladen 2003, S. 39-60, hier S. 60.

5 Bulletin des Presse- und Informationsamtes der Bundesregierung (1965), Nr. 153, S. 1238.



## Begegnungen zwischen deutschen und französischen Jugendlichen – ein Novum nach dem Zweiten Weltkrieg?

Nun sind Begegnungen zwischen deutschen und französischen Jugendlichen nichts, was erst mit dem Ende des Zweiten Weltkriegs oder der Gründung des DFJW entstanden wäre; hier konnte vielmehr auf einer langen Tradition aufgebaut werden. Nach dem tiefgehenden Bruch der Jahre des Ersten Weltkriegs und nach einigen vergeblichen Versuchen zivilgesellschaftlicher Verständigung zwischen 1914 und 1924 gab es bereits während der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre und einer vorübergehenden Wiederannäherung auf politischer Ebene erneut Aktivitäten im zivilgesellschaftlichen Bereich. Genannt seien hier lediglich das „Deutsch-Französische Studienkomitee“/*Comité franco-allemand d'information et de documentation* als Beispiel für wirtschaftsbürgerliche Initiativen, die wirtschaftliche Interessen mit dem politischen Ziel der Verständigung verbanden oder auch die „Deutsch-Französische Gesellschaft“ und die *Ligue d'Etudes Germaniques* als Beispiele für bildungsbürgerliche Initiativen.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs gab es während der Jahre 1945 bis 1949 zwar keinen von deutscher Seite selbstbestimmten Austausch; in der französischen Besatzungszone aber gab es in den *Directions Culturelles*, insbesondere in der Abteilung *Jeunesse et Sports*, Stimmen, die auf eine partnerschaftliche Zusammenarbeit im vorpolitischen Bereich setzten; zahlreiche private Verständigungsgruppen nahmen ihre Arbeit für Begegnung und Austausch auf. Daneben leisteten Einzelpersonen Pionierarbeit: Der Jesuitenpater Jean du Rivau etwa gründete eine deutsch-französische Austauschorganisation, die in Frankreich als *Bureau internationale de Liaison et de Documentation* (B.I.L.D.) und in Deutschland als „Gesellschaft für übernationale Zusammenarbeit“ (GÜZ) bekannt wurde und in

beiden Ländern eine Informationszeitschrift über das Nachbarland (*Documents, Dokumente*) herausgibt, Joseph Rovon wirkte in der Kulturabteilung der Militärregierung in Baden-Baden und im Hochkommissariat in Mainz (und veröffentlichte 1945 in der Zeitschrift *Esprit* einen Essay mit dem für die deutsch-französische Verständigungsarbeit programmatischen Titel „L’Allemagne de nos mérites“),<sup>6</sup> Emmanuel Mounier, Chefredakteur eben dieser Zeitschrift *Esprit*, gründete das *Comité Français d’Echanges avec l’Allemagne Nouvelle*, und Theodor Heuss und Carlo Schmid unterstützten aktiv das Deutsch-Französische Institut in Ludwigsburg. In dieser Zeit zeichnen sich die ersten Ansätze einer neuen Ära zivilgesellschaftlicher Zusammenarbeit ab, die für die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts bestimmend sein wird. In den 50er Jahren entstanden neue gesellschaftliche Austauschstrukturen (Gemeinde-, Städte-, Schul- und Universitätspartnerschaften, deutsch-französische Gesellschaften), die gekennzeichnet sind vom Übergang von einer eher an den Eliten orientierten Verständigung „von oben“ zu einer Breitenwirkung anstrebenden Verständigung „von unten“.

Im Jahr 1963 wurde mit dem Elyséevertrag nicht nur die Grundlage für die formalisierte Zusammenarbeit der beiden Regierungen gelegt; mit der Gründung des Deutsch-Französischen Jugendwerks griff die staatliche Seite in Deutschland und Frankreich im Jahr 1963 auch aktiv in die bestehenden Aktivitäten auf zivilgesellschaftlicher Ebene ein und schuf eine Institution, die in den darauffolgenden Jahren – und bis heute – den Jugendaustausch auf bis dahin unbekannte Weise stimulieren konnte: Die gesellschaftlichen Grundlagen des Austauschs wurden verbreitert, d.h. ein möglichst breiter Kreis der deutschen und französischen Bevölkerung angesprochen (Zielgruppe des DFJW sind Jugendliche „von 3 bis 30“ quer durch alle Schichten der Gesellschaft); gleichzeitig wurde die Finanzierung des

6 Vgl. auch den ihm gewidmeten Beitrag von Hansgerd Schulte in dieser Festschrift.

deutsch-französischen Austauschs verstärkt in öffentliche Hände gelegt. Der Jugend wurde explizit besondere Bedeutung zugemessen, der Kulturbegriff erweitert.

Ein kurzer Exkurs zum Elyséevertrag sei gestattet: Mit ihm entstand *le couple franco-allemand*, dieses merkwürdige Gebilde, das vierzig Jahre später dazu führen sollte, dass alle sechs Monate gemeinsam komplette Kabinettsitzungen stattfinden, dass der französische Staatspräsident den Bundeskanzler und damit Deutschland beim europäischen Rat in Brüssel vertritt, Pläne für eine deutsch-französische Staatsbürgerschaft geschmiedet werden und ein gemeinsames Geschichtsbuch für deutsche und französische Schüler ab dem Schuljahr 2006 verpflichtend eingesetzt werden soll.

Man kann den Elyséevertrag gar nicht hoch genug einschätzen. Er hatte Modellcharakter: In ihm verpflichteten sich zwei Länder, die sich innerhalb eines Jahrhunderts dreimal mit furchtbaren Konsequenzen bekämpft und sich tiefem Hass hingegeben hatten, die bereit waren, alle zur Verfügung stehenden materiellen und geistigen Ressourcen zu mobilisieren, um den anderen auszulöschen und damit die gesamte zivilisierte Welt gefährdet hatten, Lehren aus dieser furchtbaren Vergangenheit zu ziehen und einen radikal anderen Weg einzuschlagen.

Der Vertrag hätte nicht geschrieben werden können ohne die Erkenntnis und den Willen von Einzelpersonen, mit der Vergangenheit zu brechen. Er hätte nicht mit Leben gefüllt werden können ohne Persönlichkeiten, die wegen – oder müsste man nicht eher sagen „trotz“ – ihrer persönlichen Erlebnisse bereit waren, sich zu engagieren.

Das Bestreben, die Arbeit dieser Persönlichkeiten und die von ihnen geführten, bereits existierenden zivilgesellschaftlichen Austauschorganisationen in die Arbeit des DFJW zu integrieren, verlief

sehr erfolgreich;<sup>7</sup> das DFJW konnte an die oben aufgezeigte Tradition deutsch-französischen Austauschs anknüpfen und ihn ausbauen. Der Erfolg dieser Anstrengungen lässt sich auch quantitativ messen: Seit 1963 hat das DFJW mehr als sieben Millionen Jugendliche bei ihren Begegnungen unterstützt, jährlich sind es im Durchschnitt 200.000.<sup>8</sup> Die zivilgesellschaftliche Handlungsebene ist in den deutsch-französischen Beziehungen ein Faktor der Stabilität geworden, auf den Politiker gerade dann gern verweisen, wenn sich in den zwischenstaatlichen Beziehungen Konflikte zuspitzen.

Anhand von drei Beispielen soll deutlich gemacht werden, inwiefern Jugendliche als kulturelle Mittler fungieren – drei Beispiele, die auch die Fortentwicklung der erfolgreichen Arbeit im DFJW dokumentieren: zum einen das im Jahr 2000 ins Leben gerufene Langzeitprogramm im Individualaustausch *Voltaire*, außerdem die Teilnahme an der Gestaltung der Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Landung der Alliierten in der Normandie und schließlich die verstärkte Arbeit im Bereich des trinationalen Jugendaustauschs, vor allem mit den Ländern Mittel- und Osteuropas und Südosteuropas.

### Erstes Beispiel: Jugendliche als Mittler einer europäischen *citoyenneté* – Das *Voltaire*-Programm

Das DFJW hat mit dem *Voltaire*-Programm, das von den beiden Regierungen bei den deutsch-französischen Konsultationen im November 1998 in Potsdam beschlossen wurde, eine neue Perspektive im deutsch-französischen Austausch eröffnet: Deutschen und franzö-

7 Baumann, a.a.O., S. 59.

8 Die offizielle Statistik, die im Jahr 2004 7,4 Millionen Jugendliche ausweist, zählt lediglich die vom DFJW unterstützten Jugendlichen; d.h. wenn eine deutsche Schulklasse nach Frankreich fährt, erhalten diese Jugendliche eine finanzielle Förderung, nicht aber die französischen Schüler, die sie bei sich aufnehmen (und aus der Reise erst eine Austauschbegegnung machen). Es sind also de facto mindestens ca. 10 Millionen Jugendliche, die ausgetauscht wurden.

sischen Schülerinnen und Schülern zwischen 15 und 17 Jahren wird die Möglichkeit gegeben, gemeinsam jeweils sechs Monate im Gastland zu verbringen. Während dieser Zeit leben sie in der Familie ihres Austauschpartners und besuchen gemeinsam die Schule. Damit entsteht eine neue Qualität im Austausch: Bei einem „Kurzaustausch“ bleibt der Jugendliche gezwungenermaßen Gast; im *Voltaire*-Programm ist dies nicht mehr möglich, bei einem Austausch von einem halben Jahr kann die reine Gastrolle von beiden Seiten nicht aufrechterhalten werden. Ziel des *Voltaire*-Programmes als individuelles Langzeitprogramm ist es genau, den Jugendlichen zu ermöglichen, in die andere Kultur einzutauchen und dabei ihre Sprachfähigkeit und ihre soziale Kompetenz im interkulturellen Raum zu erweitern. Durch die längere Aufenthaltsdauer und die pädagogische Begleitung gewinnt der Austausch eine neue Qualität: Die Jugendlichen lernen, im deutsch-französischen und europäischen Kontext zu denken und zu handeln. Das Programm ist sehr gefragt: Nahmen im Jahr 2001 – dem ersten Jahr, in dem das Programm nach einer Pilotphase durchgeführt wurde – 110 Jugendliche an dem Programm teil, so werden es im Schuljahr 2005/2006 voraussichtlich 500 Schülerinnen und Schüler sein.

Eine vom DFJW beauftragte Gruppe von deutschen und französischen Wissenschaftlern – Soziologen, Pädagogen, Psychologen, Sprachwissenschaftler – die eine begleitende wissenschaftliche Untersuchung des Programmes auf Basis der Wirkungsanalyse (mit Fragebogen, Interviews und teilnehmender Beobachtung) durchführte, befasste sich unter anderem mit der Frage, welche Jugendliche an dem Programm teilnehmen, ihren Motiven und soziokulturellen Voraussetzungen, ihren sprachlichen, sozialen und interkulturellen Kompetenzen zu Beginn und nach Abschluss des Programms, Multiplikatoreneffekten bei Schülern, Eltern und Lehrern oder auch Langzeitwirkungen bei den Austauschschülern.

Bilanzierten sie im ersten Zwischenbericht im September 2002 (nachdem die französischen Teilnehmer das erste Halbjahr in Deutschland verbracht hatten) noch vorsichtig, es gebe Hinweise darauf, dass Akzeptanz und Kenntnis des anderen Landes und der anderen Sprache zugenommen hätten, so fällt ihr Urteil im zweiten Zwischenbericht im Oktober 2003 deutlicher und deutlich positiv aus: Die überwiegende Anzahl der *Voltaire*-Schülerinnen und Schüler hat beachtliche sprachliche Fortschritte gemacht, die sie nach eigener Aussage auch als kulturelles Kapital betrachten, das sie zu nutzen gedenken. Die Teilnehmer haben sich die Fähigkeit zum Perspektivenwechsel erworben, indem sie in die andere Lebenswelt eingetaucht sind und in dieser neuen Umgebung Handlungsfähigkeit erworben haben. Die Forscher haben den Eindruck, dass die Jugendlichen deutliche Fortschritte in der Entwicklung ihrer persönlichen und kollektiven Identität gemacht haben und sehen eine deutliche Öffnung zum anderen Land: Die Mehrheit der Teilnehmer bekundet den Willen, die Beziehungen zum anderen Land fortzusetzen und auszubauen. Die Forscher unterstreichen, dass anzunehmen ist, dass diese Mobilitätsöffnung nicht nur für Deutschland bzw. Frankreich gilt, sondern auch eine Transferwirkung für andere Länder hat. Diese „Fähigkeit der kulturellen und sprachlichen Flexibilität, eine der Basiskompetenzen in einer multikulturellen, globalisierten Welt, ist vielleicht die bedeutsamste Wirkung des *Voltaire*-Programms.“<sup>9</sup>

Dabei ist bei den Programmen des DFJW der Erhalt des Eigenen auch im Prozess der Immersion in das Andere ein wesentlicher Aspekt: Der Gastaufenthalt soll durch die Erfahrung des Anderen

9 Vgl. Gilles Brougère, Lucette Colin, Hans Merckens, Hans Nicklas, Marion Perrefort, Volker Staube: Das Eintauchen in die fremde Kultur. Auswirkungen auf Mobilität und Identität. Begleitende wissenschaftliche Untersuchung zum *Voltaire*-Programm des Deutsch-Französischen Jugendwerks. Zweiter Zwischenbericht, Oktober 2003, S. 63 (unveröffentlicht).

bereichernd sein und dabei auch ein Vertrautwerden mit dem Anderen bewirken. Dies soll aber nicht um den Preis der Aufgabe des Eigenen erkauft werden, sondern es erscheint wesentlich, dem Vertrauten Neues in Form von Addition und Integration hinzuzufügen.

Hans Nicklas und Volker Saupe kommen zu dem Schluss, dass die jungen Deutschen und Franzosen „so etwas wie eine interkulturelle Gesinnung, eine europäische *citoyenneté*, entwickeln“ – eine Entwicklung, die nur begrüßt werden kann, will Europa nicht nur eine Sache der Politik, der Wirtschaft und der gemeinsamen Währung bleiben. Sie sehen in der erworbenen interkulturellen Einstellung einen Ansatz zu einem „kommunikativen Europa“, in dem es vielfältige Beziehungen zwischen den verschiedenen europäischen Bevölkerungen gibt.<sup>10</sup>

Oft führt gerade bei Jugendlichen die Neugierde auf das Fremde zu bereichernden Erweiterungen ihrer bisherigen Ansichten, Einstellungen und Handlungsdispositionen, und sie sind im nachhinein auch in der Lage, als „Botschafter“ zu fungieren und bei anderen Schülerinnen und Schülern, aber auch deren Eltern oder Lehrern Änderungen in ihren Sichtweisen und Haltungen in Bezug auf das Nachbarland zu bewirken. Wir setzen diese Schülerinnen und Schüler deswegen auch nach ihrer Rückkehr aus dem *Voltaire*-Programm ganz bewusst als Mittler ein – zuletzt am 22. Januar 2005, dem deutsch-französischen Tag, an dem sie in einer ganzen Reihe von Schulen Informationsveranstaltungen durchführten.

10 Ebd., S. 55.

## Zweites Beispiel: Jugendliche als Mittler der Versöhnungsarbeit – Teilnahme von deutschen und französischen Jugendlichen an den bilateralen Feierlichkeiten am *Mémorial de la Paix* in Caen am 6. Juni 2004

Ein Beispiel dafür, welchen Beitrag Jugendliche als Mittler leisten können, indem sie mit unverstelltem Blick Dinge und Sachverhalte artikulieren, die bis dahin schwer artikulierbar erschienen, Gedankenanstöße geben und exemplarische Fragen stellen, ist die Teilnahme deutscher und französischer Jugendlicher an den Feierlichkeiten zum 60. Jahrestag der Landung der Alliierten in der Normandie. Anliegen des DFJW, als es von der deutschen und französischen Regierung gebeten wurde, die deutsch-französische Zeremonie mitzugestalten, war es, den Jugendlichen nicht nur die Teilnahme am feierlichen Akt am *Mémorial de Caen* selbst mit Bundeskanzler Gerhard Schröder und dem französischen Staatspräsidenten Jacques Chirac zu ermöglichen, sondern ihnen eine eigenständige Rolle zukommen zu lassen, die gleichzeitig Ausdruck der kontinuierlichen Arbeit für Versöhnung und Zukunftsgestaltung sein sollte. So konnte am 6. Juni gemeinsam mit dem Rektorat der *Académie de Caen* und unter Beteiligung des *Mémorial de Caen* eine Diskussionsveranstaltung mit dem Titel „Jugendliche und Zeitzeugen im Dialog – Geschichte erfahren, um die Zukunft zu gestalten“/*Témoignages et Dialogues – parler de l’Histoire pour construire l’Avenir* stattfinden. Neunzig deutsche und französische Schüler, die nicht etwa extra rekrutiert wurden, sondern sich zum Schüleraustausch im Juni in der Gegend aufhielten<sup>11</sup> und von ihren Leh-

11 Es handelte sich um Schülerinnen und Schüler der Realschule Flensburg West und ihrer Partnerschule, dem *Lycée Pierre et Marie Curie* aus Saint Lô, und Schülerinnen und Schüler der Georg-Sauerwein-Realschule aus Gronau an der Leine und ihrer Partnerschule, dem *Collège Boris Vian* aus Mézidon-Canon.



rerinnen und Lehrern im Rahmen des Unterrichts und während des Aufenthaltes vor Ort thematisch vorbereitet wurden, trafen mit französischen Zeitzeugen und einem deutschen ehemaligen Soldaten zusammen. Eröffnet wurde die Diskussion mit der Vorführung eines sechsminütigen, von deutschen und französischen Schülern produzierten Videos „Je me souviens – ich erinnere mich“ und kurzen Beiträgen der Zeitzeugen.

Bei der nachfolgenden Diskussion, die für die betreuenden Lehrer auch wegen der unterschiedlichen, je nachdem, ob von deutschen oder französischen Schülern gestellten, Fragen von Interesse war, wurde zum einen deutlich, wie facettenreich – nicht beliebig oder gar relativierend – die Geschichte des Zweiten Weltkriegs gerade auch durch die Diskussion im Vorfeld des 6. Juni geworden ist. Die Medien berichteten über Prozesse der Vergangenheitsbewältigung einzelner Dörfer in Frankreich, in denen deutsche Soldaten, von französischen Partisanen erschossen, exhumiert und nach einer kurzen, feierlichen Zeremonie nach Deutschland überführt wurden, oder über das Verhalten einzelner alliierter und feindlicher, deutscher Soldaten, die sich trotz allem ihre Menschlichkeit bewahrt hatten. Beeindruckend war auch, wie eine französische Zeitzeugin auf die Frage eines Schülers hin, ob die Anwesenheit des deutschen Bundeskanzlers sie nicht schockiere, mit ebenso einfachen wie eindringlichen und bewegenden Worten erklärte, dass seine Teilnahme ihrer Überzeugung nach gut und richtig sei, weil sie den folgerichtigen Schlusspunkt unter einer langen Entwicklung der Beziehungen zwischen beiden Ländern darstelle. So furchtbar die Ereignisse damals gewesen seien, so lange es gebraucht habe, bis Wut, Hass und Trauer verblasst waren und bis sich größere Teile der Bevölkerung wieder daran erinnern konnten, dass es auf der anderen Seite nicht nur Feinde gab, sondern auch so manches Beispiel der Menschlichkeit, so sehr habe man über die Jahrzehnte und die ge-

meinsame Arbeit der Vergangenheitsbewältigung und Begegnungen – gerade auch zwischen Jugendlichen – gelernt, wie sehr viel positiver eine auf Verständigung aufbauende Zusammenarbeit sei.

Auch am *Mémorial de Caen*, wo der deutsche Bundeskanzler und der französische Staatspräsident ihre Reden mit einer gemeinsamen Umarmung beendeten und ein deutsch-französischer Chor die Veranstaltung mit Beethovens Ode an die Freude beendete, herrschte unter den Anwesenden der bewegende Eindruck vor, dass an diesem Tag als Ergebnis jahrzehntelanger Arbeit der Vergangenheitsbewältigung auf offizieller politischer und zivilgesellschaftlicher Ebene aus dem alliierten Erinnerungsort Caen ein europäischer *lieu de mémoire* wurde.

### Strukturelle Veränderungen der deutsch-französischen Zusammenarbeit – Von der Versöhnung zur Formulierung gemeinsamer Ziele

Kann sich das Deutsch-Französische Jugendwerk also heute zurücklehnen und zufrieden sein mit dem, was es erreicht hat? Vielleicht sogar beschließen, dass das Gros der Arbeit getan ist? Das hieße zu verkennen, dass das deutsch-französische Verhältnis der ständigen Pflege und des kontinuierlichen Engagements braucht, um weiter zu bestehen und sich fortzuentwickeln.

In den Jahren und Jahrzehnten nach Ende des Zweiten Weltkriegs haben Einzelpersonen – einige von ihnen habe ich eingangs erwähnt – und zivilgesellschaftliche Zusammenschlüsse, insbesondere von Jugendlichen, an die deutsch-französische Versöhnung geglaubt und sich dafür engagiert. Ihr Engagement hat die deutsch-französische Welt, ja die Welt *tout court* verändert:

Deutschland und Frankreich sind sich heute engste und wichtigste Partner in Europa. Es gibt kein anderes bilaterales Verhältnis, in dem auf allen Gebieten eine so regelmäßige und enge Abstimmung

erfolgt. Das gilt für den politischen Bereich genauso wie für den zwischengesellschaftlichen, kulturellen und auch wirtschaftlichen Bereich.

Die geopolitischen Veränderungen nach dem Fall der Mauer und die deutsche Einheit haben eine Neuorientierung der deutsch-französischen Zusammenarbeit notwendig gemacht; gleichzeitig galt es auf die immer engere Verflechtung beider Gesellschaften und die neuen Herausforderungen der Globalisierung zu reagieren. Dass die Zivilgesellschaft dabei verstärkt in den Mittelpunkt der Zusammenarbeit gerückt werden muss, ist ebenso Konsens wie die fast einhellige Klage über die weiterhin bestehende Distanz zwischen beiden Gesellschaften, die immer wieder an den sinkenden Kenntnissen der Sprache des Nachbarlandes festgemacht wird.

Gleichzeitig droht der Generationenwechsel zu einer tiefen Zäsur im deutsch-französischen Verhältnis zu werden. Die Akteure der deutsch-französischen Zusammenarbeit – und hier eben nicht nur die Politiker und offiziellen Repräsentanten beider Länder, sondern kulturelle Mittler ganz allgemein, Experten, Wissenschaftler und eben Jugendliche – sind nicht mehr von dem Bedürfnis nach Aussöhnung geprägt, wie dies bei der Generation unserer Väter der Fall war. Das deutsch-französische Verhältnis ist nicht mehr Selbstzweck, sondern muss sich neu definieren. Damit geht natürlich auch einher, dass eine gewisse Faszination – Kehrseite der Konflikte und des Hasses? – verlorengegangen scheint, das Verhältnis an Spektakulärem und vielleicht ein bisschen an Glanz verloren hat. Wechselseitiges Interesse lässt sich in der Tat nicht dekretieren, sondern muss in jeder neuen Regierung, jeder politischen Konstellation und in jeder Generation neu hervorgebracht werden. Anders formuliert: „Irgendwann ist man aufeinander zugegangen, und irgendwann hat

man sich kennengelernt. Die Frage ist nur, was kann man mit dieser Basis an Vertrauen und Wissen anfangen?“<sup>12</sup>

In interkulturellen Beziehungen – und das gilt auch für die bilateralen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich – lässt sich ein einmal erreichter Status Quo nicht festhalten, er muss ständig fortentwickelt werden, um nicht gefährdet zu sein. „So paradox es klingt, diese Entwicklung kann nur erreicht werden, wenn sich das Interesse abwendet von der anderen Kultur und sich dem zuwendet, was außerhalb von beiden Kulturen liegt: der gemeinsamen Formulierung von Zielen und der handelnden Annäherung an sie.“<sup>13</sup> Damit treten die bilateralen deutsch-französischen Beziehungen in eine neue Phase, in der der Fragekontext nicht mehr lautet: „Was haben wir gemeinsam?“, sondern „Was können wir gemeinsam tun?“. „Der Handlungskontext ist nun also nicht mehr das Problem, wie wir uns besser kennenlernen können (also eine Bestandsaufnahme des Ist), sondern die Frage, wie wir zu unserem gegenseitigen Nutzen handeln können (die Konstruktion des Soll).“<sup>14</sup>

In den deutsch-französischen Beziehungen wird also nicht das Ende der Versöhnung zum Alltag, sondern die Herausforderung zur engeren Kooperation. Die Probleme, denen Deutschland und Frankreich gegenüberstehen – Arbeitslosigkeit, Bioethik, Zuwanderung, Terrorismus, Umweltverschmutzung etc. – sind von einer Nation allein nicht mehr zu bewältigen. Sie überfordern sie nicht nur in den ihr zur Verfügung stehenden Mitteln, sondern auch in ihren nationalen Denk- und Innovationsstrukturen. Gefragt ist über die binationale Kooperation hinaus internationale und interkulturelle

12 Karl-Heinz Hetzel: Typisch französisch – typisch deutsch? Bemerkungen zu den internationalen Stereotypen, in: Lucette Colin, Burkhard Müller (Hg.): Europäische Nachbarn – vertraut und fremd. Pädagogik interkultureller Begegnungen, Frankfurt/Main, 1998, S. 29-33, hier S. 32.

13 Ebd.

14 Ebd.

Kooperation, um umfassende Strategien und Handlungsoptionen zu entwickeln. Die kulturelle Diversität in Europa wird so zur Chance, die übergreifenden Probleme anzugehen und für die internationale Zusammenarbeit Vorbild zu sein.

Das Deutsch-Französische Jugendwerk hat die hier skizzierte Entwicklung antizipiert und in den vergangenen zehn Jahren mit seinen trinationalen Begegnungen konsequent ausgebaut.

### Drittes Beispiel: Jugendliche als Mittler für den Transfer gemeinsamer deutsch-französischer Arbeit an Drittländer – Trinationale Begegnungen

Die trinationalen Programme des DFJW, insbesondere mit den neuen Mitgliedstaaten der EU, machen deutlich, dass die deutsch-französische Zusammenarbeit nicht exklusiv ist, sondern sich Dritten öffnet und dass sie gerade für den europäischen Integrationsprozess in einer ganz besonderen Verantwortung steht.<sup>15</sup> In der Zusammenarbeit deutscher und französischer Jugendlicher und Jugendlicher aus einem Drittland sollen die Wurzeln der europäischen Integration bewusst gemacht werden, der „Modellfall Deutschland/Frankreich“ mit der erfolgreichen Aussöhnung weitergetragen und ein gemeinsamer interkultureller und bürgerschaftlicher Lernprozess geleistet werden, der auf den Werten der Demokratie und der gegenseitigen Achtung aufbaut. Trinationale Begegnungen eröffnen den Jugendlichen neue Möglichkeiten, interkulturelle Prozesse zu erleben und ihr Verhältnis zu kulturellen Unterschieden neu zu definieren. Gleichzeitig leisten die jungen Deutschen und Franzosen im Dialog mit Jugendlichen aus Drittstaaten eine Selbstreflexion über

15 Claudie Haigneré, Europaministerin und Generalsekretärin für die deutsch-französische Zusammenarbeit, unterstreicht die besondere Rolle Deutschlands und Frankreichs in Europa: „Natürlich wünsche ich mir ein starkes und einiges Europa, das einem gemeinsamen Projekt verhaftet ist und nach dem Vorbild Deutschlands und Frankreichs seine nationalen Differenzen überwinden kann.“

das bilaterale Verhältnis zueinander: Man kann sich kaum vorstellen, wie eindrücklich die Frage etwa junger Serben in einer deutsch-französisch-serbischen Begegnung zum Thema „Identität in Europa“ wirkt, wie es denn die deutschen und französischen Jugendlichen schafften, friedlich nebeneinander zu sitzen, obwohl sie doch auf eine lange gemeinsame Geschichte von Krieg und Hass zurückblickten. Die europäische Dimension in den Jugendbegegnungen und im interkulturellen Lernen gewinnt hier an Bedeutung.

Diese Entwicklung kam nicht über Nacht, sondern hat eine Vorgeschichte, die bis in die Anfänge des DFJW zurückreicht. Das Deutsch-Französische Jugendwerk fördert seit seiner Gründung im Jahr 1963 den Austausch junger Deutscher und Franzosen, um – wie es im Abkommen poetisch und altertümlich zugleich formuliert ist – „die Bande zwischen der Jugend der beiden Länder enger zu gestalten“. Schon im Gründungsvertrag wird gleichzeitig auch festgehalten, dass die Institution ihre Arbeit in den Rahmen europäischer und internationaler Austauscharbeit stellt.<sup>16</sup> Die Diskussion, ob und in welchem Rahmen die Arbeit des DFJW über den bilateralen Austausch hinausgehen müsse, ist also so alt wie die Institution selbst. Alfred Grosser, der stets zu den Befürwortern einer Öffnung gehörte, unterstrich als Kuratoriumsmitglied schon 1965, die Teilnahme von Jugendlichen aus Drittländern dürfe nicht ausgeschlossen werden. Das DFJW müsse vielmehr „Avangardist des internationalen Jugendaustausches sein“.<sup>17</sup>

Nach langen Diskussionen innerhalb des Kuratoriums und der Regierungen über das Selbstverständnis des DFJW als deutsch-

16 „Das Jugendwerk verfolgt bei der Erfüllung seiner Aufgaben die Grundsätze der Zusammenarbeit und der Verständigung unter den Ländern Europas und den anderen Ländern der freien Welt, die es bei der Jugend zu vertiefen gilt“ (Abkommen über das Deutsch-Französische Jugendwerk, Art. 2 Absatz 2, DFJW März 2002, S. 9).

17 Zit. n. Schlussprotokoll der 8. Sitzung des Kuratoriums des DFJW, 6./7.12.1965 in Bad Honnef.

französischer Institution und die Verantwortung des deutsch-französischen Paares für den Prozess der europäischen Integration trug sicherlich auch die günstige politische Konjunktur während der Regierungen unter Helmut Schmidt und Valéry Giscard d'Estaing dazu bei, dass das DFJW 1976 ermächtigt wurde, „künftig auch Jugendlichen aus Ländern der Europäischen Gemeinschaft die Teilnahme an deutsch-französischen Programmen zu ermöglichen“.<sup>18</sup> Fünf Prozent der Programme konnten von nun an trilateral, das heißt mit Teilnehmern aus Deutschland, Frankreich und einem Drittland gefördert werden. 1990 fiel auch diese Einschränkung;<sup>19</sup> seither können theoretisch mit jedem Staat der Erde Drittländerprogramme gefördert werden.

Gleichwohl setzt das DFJW natürlich Schwerpunkte: Nach 1989/90 rückte der Austausch mit Ländern Mittel- und Osteuropas (MOE) in den Mittelpunkt. Ziel war es, die zivilgesellschaftlichen Akteure zu stärken, die Mobilität der Jugendlichen zu fördern, sie in ihrem demokratischen Lernprozess zu unterstützen und auf die europäische Integration vorzubereiten. Für den Austausch mit den MOE-Staaten stellten die Außenministerien Deutschlands und Frankreichs 1992 dem Deutsch-Französischen Jugendwerk zusätzliche Mittel zur Förderung von Drittländerprogrammen zur Verfügung (anfangs 800.000 FF und 240.000 DM, heute insgesamt 272.000 Euro) und konkretisierten damit ihren Wunsch nach einer Ausdehnung der Tätigkeit des DFJW. Diese seitdem jährlich eingehenden Beträge werden als Sonderfonds verwaltet.

18 Vgl. TOP2 zu den Orientierungsvorschlägen 1977, in: Protokoll der 40. Kuratoriumssitzung am 26./27. April 1976 in Nizza.

19 Bereits 1982 waren die Drittländerprogramme auf Jugendliche aus solchen Ländern erweitert worden, die die Aufnahme in die Europäische Gemeinschaft beantragt hatten. Der Austausch mit Spanien und Portugal – und die Unterstützung beim Demokratisierungs- und Integrationsprozess – konnte so bereits vor deren Beitritt beginnen.

Auf Wunsch der beiden Regierungen wurde im Lauf des Jahres 1990 auch den Begegnungen mit Ländern des Mittelmeerraumes eine besondere Stellung eingeräumt. Und schließlich baten beide Regierungen das DFJW im Jahr 2000, ermutigt durch eine erste Initiative des DFJW für Kinder in den Flüchtlingslagern während des Kosovo-Konfliktes, seine Aktivitäten in Südosteuropa zu entfalten, um zur Stärkung von örtlichen und regionalen Strukturen der Jugendarbeit beizutragen.

Das Deutsch-Französische Jugendwerk (DFJW) und das Deutsch-Polnische Jugendwerk (DPJW) haben Anfang Mai 2004 den Carlo-Schmid-Preis für die „herausragende, grenzüberschreitende, europäische und nachbarschaftliche Gemeinschaftsarbeit für und mit Jugendlichen“ erhalten. An den beiden Standorten des DFJW in Paris und Berlin war die Freude natürlich groß, als Preisträger in der Nachfolge illustrier Persönlichkeiten wie Helmut Schmidt und Jacques Delors oder auch von Institutionen wie ARTE zu stehen. Ganz besonders gefreut aber hat die Begründung der Carlo-Schmid-Stiftung: Beide Jugendwerke hätten „einen wichtigen Beitrag dazu geleistet, dass die Völker näher zueinander gebracht werden“. Und es wurde deutlich, dass auch Intellektuelle im Bockschen Sinne den Stellenwert der Jugendlichen als kulturelle Mittler anerkennen: Prof. Gesine Schwan erinnerte in ihrer sehr persönlich gehaltenen Laudatio daran, dass es insbesondere Jugendliche gewesen seien, die den Gedanken der Aussöhnung zwischen den Völkern Polens, Frankreichs und Deutschlands immer wieder vorangetrieben hätten.

## Und in Zukunft?

Der Preis ist dem DFJW gleichzeitig Ehre und Ansporn, in seinem Engagement nicht nachzulassen, denn der wichtigste Aspekt deutsch-französischer Zusammenarbeit ist mehr denn je die gemeinsame Verantwortung für Europa. Gleichzeitig wissen wir, dass globale Ko-



operation nur gelingen kann, wenn der Umgang mit dem Fremden von früher Jugend an gelernt wird. Um den Lebensbedingungen von heute und morgen gerecht zu werden, muss daher die Erfahrung des Fremden als Element von Erziehung und Bildung begriffen werden.<sup>20</sup> Das Deutsch-Französische Jugendwerk will deshalb das Seine dazu beitragen, deutschen und französischen Jugendlichen interkulturelles Lernen, Sensibilität für die besondere Verantwortung des deutsch-französischen Paares in Europa, Motivation zum Spracherwerb und zum bürgerschaftlichen Engagement zu vermitteln, das sie im Sinn eines erweiterten Intellektuellenbegriffs dann in ihr unmittelbares und mittelbares Umfeld weitertragen und dort Änderungen von Einstellungen und Überzeugungen bewirken. Für die Jugendlichen als kulturelle Mittler wird das Deutsch-Französische Jugendwerk weiterhin „einen Lernort für Erfahrungen mit dem Fremden dar[stellen], dessen Bedeutung angesichts der Globalisierungsprozesse heute kaum überschätzt werden kann.“<sup>21</sup>

20 Vgl. Christoph Wulf: Erziehung und Bildung am Anfang des 21. Jahrhunderts – Der deutsch-französische Jugendaustausch als Lern- und Erfahrungsfeld in einem globalen Referenzrahmen, in: Jacques Demorgon, Christoph Wulf: Binationale, trinationale und multinationale Begegnungen – Gemeinsamkeiten und Unterschiede in interkulturellen Lernprozessen, DFJW-Arbeitstexte Nr. 19, Deutsch-Französisches Jugendwerk, Berlin, 2002, S. 167-187, hier S. 169.

21 Ebd., S. 170.



**Sprachvermittlung und Kulturtransfer  
in europäischer Zukunft:  
Das Lektorenprogramm des DAAD**

Joachim Umlauf

Europa wächst zusammen: Was zuweilen wie ein Gemeinplatz klingt, ist doch in vielerlei Hinsicht gerechtfertigt. Zwar diskutiert man häufig, kontrovers und ausgiebig, wie anlässlich des möglichen Beitritts der Türkei, über geographische und kulturelle Grenzen der Europäischen Union,<sup>1</sup> zwar sind einige Länder – und nicht nur die Beitrittsländer des Jahres 2004 – weniger integriert als andere, doch nähert man sich in vielen Bereichen sowohl gesellschaftlich als auch zivilrechtlich an bzw. ist zumindest gehalten, die gemeinsamen europäischen Spielregeln zu respektieren. Vor allem in der Wirtschaft ist mit grenzüberschreitenden Handels-, Arbeits- und Niederlassungsmöglichkeiten sowie einer gemeinsamen Währung Europa bereits Realität geworden. Nicht nur große Konzerne, auch kleine und mittelständische Unternehmen können heute nur im europäischen, ja globalen Handel bestehen und verabschieden sich zunehmend von nationalen bzw. nationalistischen Diskursen.

Das Verständnis von Kulturen und Kulturräumen dagegen folgt traditionell im Grunde fast ausschließlich nationalstaatlichen Denkmustern. Hier wird es nun höchste Zeit, dass wir einen auf Europa zielenden Paradigmenwechsel vorantreiben und versuchen, Rückfälle in nationalstaatliche Fundamentalismen (in Deutschland beispielsweise die leidige Diskussion über eine angeblich notwendige *Leitkultur*) zu verhindern. Die für die Entwicklung der modernen Nationen und des demokratisch geprägten Europa so grundlegende Trias von Sprache-Kultur-Nation (aus der gemeinhin das Recht auf Selbstbestimmung abgeleitet wird) weist in kulturpolitischer Hinsicht ein hohes Beharrungsvermögen auf – vielleicht auch weil sie so eng mit dem republikanischen Grundgedanken verwoben ist und

1 Wobei sich im Prinzip zwei Hauptlinien abzeichnen, die sich auch in der Debatte um die europäische Verfassung niederschlugen: die eine, die aus eher konservativer Sicht den christlich-kulturellen Zusammenhang priorisiert – und deshalb den Beitritt der Türkei eher ablehnt – und die andere, die republikanisch-freiheitliche Grundwerte zum eigentlichen Gradmesser macht.

sich so mühevoll gegenüber totalitären Entwürfen durchzusetzen hatte. Wenn aber die deutsch-französische Freundschaft weiterhin eine über die nun vollzogene Versöhnung von einstigen Erbfeinden hinausgehende geschichtliche Bedeutung haben soll, dann muss jetzt die Überführung der „nationalen Identität(en)“ in eine „europäische“<sup>2</sup> lanciert werden, deren Existenzberechtigung und Demokratiefähigkeit sich im gleichberechtigten Nebeneinander verschiedener Kulturen erweisen muss. Bescheidener und realistischer formuliert: Die zukünftige Gleichstellung mehrerer Identitäten, als Europäer, als Deutsche und Franzosen, somit die partielle Entmachtung des nationalen Primats, sollte das Bestreben künftiger deutsch-französischer Kulturbeziehungen sein. Als Mensch der Postmoderne gilt es zu ertragen, dass das geistige Konstrukt, die wohlige Wärme des Gefühls einer umfassenden Zugehörigkeit, dass heißt eine auf einen ganzheitlich zu erfassenden Ursprung und Zusammenhang zurückgehende Identifikation, im europäischen Zusammenhang nur noch sehr bedingt erfahrbar sein wird. Was als Kern für eine kulturelle Standortbestimmung Europas – insbesondere gegenüber der „Außenwelt“ – übrig bleiben wird, ist eine Art Verfassungspatriotismus, so wie ihn Richard Rorty übrigens auch für die USA zu definieren suchte, im Sinne einer Bewahrung der zivilisatorischen (und eben nicht kulturellen oder nationalen) Minimalstandards in Hinsicht auf Demokratie und Menschenrechte. Eine solche Form der europäischen Identitätskonstruktion ließe sich auch mit dem Ziel vereinen, Europa in all seinen regionalen und nationalen, kulturellen und sprachlichen Varianten zu respektieren und zu erhalten: als

2 Gegenbewegungen sind allenthalben festzustellen und werden noch lange eine Herausforderung darstellen. Das Pendel kann dabei extrem zurückschlagen, wenn jener archaische, unteilbare identitäre „Urgrund“ gesucht wird, weil die Vielfalt und nicht zu reduzierende Komplexität nicht ertragen wird. Diese Ängste kann man den Menschen nur durch Erlebnisse des Zusammenschlusses und durch Stärkung ihrer lokal-regionalen Identität, so sie einer solchen bedürfen, nehmen.

eine Einheit in der Vielfalt, in einer potentiellen Unabgeschlossenheit und unter größtmöglicher Vermeidung von Hierarchisierung, d.h. der Wert einer „kleinen“ Sprache und Kultur soll dem der „großen“ nicht nachstehen, sondern im Gegenteil wird der Bewahrung und Pflege randständiger und bedrohter Sprachen und Kulturen großes Augenmerk zuteil.

Die meisten europäischen Gesellschaften definieren sich und ihre Demokratiefähigkeit daher zunehmend von den Rändern her, vom Grade der Toleranz gegenüber dem Anderen, dem Minoritären, so wie sich in den Geschichtswissenschaften der Blick zunehmend auf Einzel- oder Gruppenschicksale Ausgegrenzter und deren Rekonstruktion gerichtet hat. Der Mannheimer Germanist und Medientheoretiker Jochen Hörisch wies kürzlich, nach den europäischen Konstituenten gefragt, auf die „Durchsetzungskraft der Häretiker“ hin: Wesen und Ziel der europäischen Identität besteht letztlich in ihrer Nicht-Identität, als eine der Aufklärung geschuldete Aufgabe der Europäer, sich ständig selbst ins Wort zu fallen und die Methoden der Identitätskonstruktion bzw. Selbst- und Traditionsvergewisserung permanent kritisch zu betrachten.

Wenn wir folglich trotz aller sich einstellender Definitionsprobleme und unscharfer Ränder dem Gedanken Raum geben wollen, dass wir dem in seinen Grundwerten einheitlichen und kulturell so vielfältigen Europa Vorschub leisten sollten, muss man sich fragen, was die einzelnen nationalen Kulturen und ihre außenpolitischen Kulturfunktionsträger tun, um diese zu stärken. Welche Rolle wird in Zukunft der nationalen auswärtigen Kulturpolitik innerhalb Europas zukommen? Haben sich, konkreter gefragt, beispielsweise zwischen Frankreich und Deutschland die traditionellen, staatlich geförderten Instrumente des Kulturaustausches überlebt? Ist das institutionelle und informelle Netz des kulturellen Austausches so engmaschig, selbsttragend und lebendig, dass wir der Vermittlung

von nationaler Kultur innerhalb Europas und der Ausbildung von *Mittlern* zwischen einzelnen Ländern weniger Aufmerksamkeit schenken können? Die Beantwortung dieser Fragen fällt schon darum schwer, weil Kultur eben nicht wie Wirtschaft funktioniert. Daher ist es auch kurzsichtig, wenn „ergebnisorientierte“ Politiker die auswärtige Kulturarbeit Deutschlands in Europa (und das heißt: vor allem in Frankreich, Großbritannien, Italien, der iberischen Halbinsel und Nordeuropa) für zunehmend überflüssig erklären und die Beteiligung der sogenannten *Zivilgesellschaft* an der Finanzierung von kultureller Repräsentation einklagen – wie es stellenweise in der gegenwärtig als Grundlage der auswärtigen Kulturpolitik dienenden „Konzeption 2000“ des Auswärtigen Amtes nachzulesen ist. Aber ist es nicht auch richtig, dass wir angesichts des kulturellen und medialen Überangebots in Europa den Blick mehr auf die armen, vernachlässigten Weltregionen wie beispielweise Afrika richten sollten, um dort mit unserem Engagement zu helfen, Grundwerte wie Urteilskraft, selbständiges Denken und Meinungsfreiheit herauszubilden?

Kultur- und Bildungspolitik funktionieren nicht ökonomischen Marktgesetzen entsprechend. Eine schnelle Rendite ist hier nicht zu erwarten und positive wie negative Ergebnisse lassen sich nur langfristig beurteilen. So sinnvoll es daher sein kann, die Instrumente der auswärtigen Kulturpolitik und deren Effizienz regelmäßig zu untersuchen, um sie den gesellschaftlichen Gegebenheiten neu anzupassen, so fatal ist es andererseits, dass die Methoden und Analysen im Kern gerade dem auf Profit und kurzfristige Durchsetzungsfähigkeit eingerichteten Wirtschaftsleben entlehnt sind. Die Tatsache, dass die bundesrepublikanischen Kulturetats in den letzten zehn Jahren kontinuierlich gekürzt wurden, hat auch im Rahmen der auswärtigen Kulturarbeit zu einem immer stärkeren Verteilungskampf geführt, der paradoxerweise gerade Bewährtes und Nahelie-

gendes als am ehesten verzichtbar erscheinen lässt. Nachdem die Welt seit den neunziger Jahren des 20. Jahrhunderts nicht mehr in zwei große politische Blöcke geschieden ist, die Stoßrichtung, Abgrenzung, Sinn und Zweck sowie Selbstrechtfertigung der auswärtigen Kulturpolitik quasi von sich aus herstellten, geht es jetzt in zunehmendem Maße um regionale *Schwerpunktsetzungen*, die für Westeuropa nicht günstig ausfallen. Insgesamt wendete Gesamtdeutschland im Jahr 2004 nicht mehr Geld für die auswärtige Kulturpolitik auf, als es bereits 1989 die alte Bundesrepublik tat, die zu jener Zeit allerdings einen ganzen Teil der Welt, nämlich den ehemals sozialistisch regierten, vernachlässigen konnte bzw. musste.

Im Allgemeinen agiert die auswärtige Kulturpolitik in Fragen der europäischen „Entgrenzung“ eher konservativ – sowohl was die inhereuropäischen Kommunikationsstrukturen anbelangt als auch ihre Arbeit in Ländern außerhalb der EU. Nur selten verstehen sich die nationalen kulturpolitischen Vertreter im Ausland als Repräsentanten der anderen europäischen Kulturen oder gar einer gemeinsamen europäischen Kultur. Zwar gibt es europäisch geförderte Kulturprogramme<sup>3</sup> sowie Ansätze, Kulturinstitute wie Goethe-Institut, British Council und Institut Français zu stärkerer Zusammenarbeit zu verpflichten, bei großen, eigentlich grenzübergreifenden Fragen – beispielsweise der Integration von Ausländern und Einwanderern muslimischer Herkunft, entwicklungspolitischen Problemen oder auch Bildungsfragen – gibt es jedoch noch viel zu wenig Zusammenarbeit auf europäischer Ebene. Auch die Bewahrung der

3 Im Maastrichter Vertrag wurde 1992 mit dem Artikel 128 (heute 151) die rechtliche Grundlage dafür geschaffen. Dass die Kulturpolitik im europäischen Rahmen eine späte Entdeckung ist (Programme gibt es erst seit Mitte der neunziger Jahre), erschließt sich auch aus der Erläuterung für die europäischen Kulturförderprogramme, die auf den entsprechenden Internetseiten zu finden sind: „Mit zunehmendem politischen Integrationswillen der Mitgliedstaaten wuchs das Bewusstsein dafür, dass unabdingbare Voraussetzung für ein Zugehörigkeitsgefühl der Bürgerinnen in allen Mitgliedstaaten zur Europäischen Union ist, auch den kulturellen Bereich in die Gemeinschaftspolitik einzubeziehen.“



sprachlichen Vielfalt in Europa ist ein solches Problem, das zukünftig wohl viel stärker im Zentrum der national-europäischen Kulturpolitik stehen wird: Wie soll eine sich ständig ausweitende Föderation wie Europa auf Dauer auf eine Art „Amtssprache“ verzichten können? Flankiert vom globalisierten Handel, von der kulturellen, politischen und militärischen Durchsetzungskraft der USA, von den Standards des internationalen Wissenschaftsdiskurses sowie der Jugendkultur wird es zweifelsohne das Englische, bzw. genauer gesprochen eine internationale Variante des Englischen sein, das sich auf dieser Ebene durchsetzen wird. Natürlich werden weder das Französische noch das Deutsche verschwinden – da mögen noch so viele Anglizismen Einzug halten –, denn 60 bzw. 80 Millionen Sprecher werden auch bei sinkender Geburtenrate und Zuzug anderssprachiger Mitbürger ihr Überleben und Fortentwickeln auf lange Sicht garantieren. Damit werden wir jedoch möglicherweise in die paradoxe Situation einer spezifischen kulturellen Bipolarität geraten, bei der zumindest die großen europäischen Länder versuchen werden, der sprachlich-kulturellen „Bedrohung“ durch die globalisierte Kultur anglophoner Prägung dadurch zu begegnen, dass sie in Rückzugsgefechte verfallen und viel Energie darauf verwenden werden, ihre eigene Kultur sorgsam zu bewahren, zu pflegen und diese unter Umständen als „höherwertig“ auszugeben. Ein auf solche Weise verengter Blick wird in internationaler Hinsicht nur noch wenig Andersartiges zur Kenntnis nehmen können. Die *exception culturelle* französischer Prägung weist in diese Richtung. Ähnliches, so lässt sich befürchten, wird für das Sprachenlernen und die Wissenschaften gelten. Die Anwendungsvielfalt des Englischen als der heutigen *lingua franca*<sup>4</sup> wird es zunehmend unwichtiger erscheinen

4 Diese reicht über die Bedeutung der begriffsbildenden *lingua franca* des Mittelmeerraumes der frühen Neuzeit insofern deutlich hinaus, als sie in verschiedenen sozialen und gesellschaftlichen Zusammenhängen tonangebend ist: als internationale Basis-

lassen, andere Fremdsprachen zu erlernen, außer wenn spezifische, berufliche oder private Interessen es erfordern. Zudem werden sich die Sprachen aus bestimmten Bereichen zurückgedrängt sehen und im internationalen Kontext in immer höherem Maße bedeutungslos werden. Die an Fahrt gewinnende Internationalisierung von Forschung und Lehre sowie der Hochschulen gibt hierfür ein beredtes Beispiel. In vielen Fächern spielt Deutsch als Wissenschaftssprache bereits keine Bedeutung mehr. In den Naturwissenschaften, aber selbst auch in Fächern wie der Linguistik kann man wissenschaftliches Renommee fast nur noch mit englischsprachigen Veröffentlichungen erreichen.<sup>5</sup> Viele kleinere Länder wie Dänemark und die Niederlande stellen, um im internationalen Bildungswettbewerb konkurrenzfähig zu sein, ihre Lehre und Studienangebote mehr und mehr auf das Englische um. Deutschland folgt bisweilen diesem Modell, insbesondere in den neuen Studienstrukturen in Anlehnung an die Reformen des sogenannten Bologna-Prozesses, wie bei den international ausgerichteten Master-Studiengängen, in denen mehr und mehr Abschlüsse auf Englisch angeboten werden und Deutschlehrer demnächst womöglich mit einem *Master of Education* abschließen werden. Die Tatsache, dass sich viele der Strukturveränderungen, die den Bau eines europäischen Hochschulraumes befördern sollen, an angelsächsischen Traditionen und Bezeichnungen orientieren (z.B. die gestuften Studiengänge Bachelor/Master), kann gewissermaßen als das Eingeständnis einer Niederlage der deutsch-französischen Hochschulpolitik gewertet werden, der es trotz mannigfacher institutioneller Unterstützungen (z.B. durch den DAAD

verständnissprache, als Jugendsprache und Jargon (beispielsweise in der Werbung), aber auch als hochstehende Wissenschaftssprache.

- 5 So entwickelte die Universität Stuttgart gemeinsam mit der Universität Paris 8 eine von der Deutsch-Französischen Hochschule geförderte Graduiertenschule im Bereich der Linguistik, die Aufenthalte der graduierten Studierenden in beiden Ländern vorsieht. Zwar werden die Teilnehmer die Möglichkeit erhalten, rudimentär Deutsch zu erlernen, Arbeitssprache wird jedoch Englisch sein.

oder die Deutsch-Französische Hochschule) über Jahrzehnte hinweg nicht gelungen ist, eine zufriedenstellende, exportierfähige Kompatibilität der beiden (zugegebenermaßen in vielen Dingen grundverschiedenen) Hochschul- bzw. Wissenschaftssysteme herzustellen und damit für die europäische Ebene beispielhaft und modellbildend zu wirken.

Werden Frankreich und Deutschland nun in Bezug auf die Frage der europäischen Mehrsprachigkeit in gleicher Weise ihre Chance vertun eine Vorreiterrolle einzunehmen? Beide Länder betonen angesichts des starken Rückgangs der Lernerzahlen zwar immer wieder die Wichtigkeit des Beherrschens der Sprache des Nachbarn, wirkliche Konsequenzen wurden bisher hieraus jedoch nicht gezogen. Ohne eine bewusst voluntaristische Sprachenpolitik zu betreiben, für die man auch bereit ist, zusätzliche finanzielle oder strukturelle Mittel zur Verfügung zu stellen, bleiben diese Anliegen jedenfalls bloße Rhetorik. Im Jahr 2004 gab der deutsch-französische Ministerrat deutlicher als je zuvor der Besorgnis um das gegenseitige Sprachenlernen Ausdruck, und die Franzosen scheinen immerhin bereit, erste konkrete Maßnahmen zu unterstützen – beispielsweise die Werbeaktion *L'allemand: passeport pour l'Europe* im Jahre 2005 (diese Werbeaktionen werden jedoch auch substantiell von den deutschen Mittlerorganisationen wie dem Goethe-Institut und dem DAAD unterstützt). Hier wird der grundsätzlich richtige Weg eingeschlagen, die Beherrschung der eigenen Sprache und die des Englischen zunächst als selbstverständliche Grundqualifikation eines jeden Europäers zu affirmieren, darüber hinaus aber das Erlernen einer weiteren Fremdsprache als notwendige Zusatzqualifikation einzufordern. Ob diese und andere Kampagnen, die vor allem versuchen emotional zu argumentieren, indem sie direkt die Vorstellungswelt der Jugendlichen ansprechen sowie gängige Stereotypen

durch ironische Brechung in Frage stellen,<sup>6</sup> tatsächlich greifen werden, bleibt abzuwarten. Denn natürlich ist bereits vielfach (mit unterstützendem und belegendem Zahlenmaterial) recht erfolglos darauf hingewiesen worden, dass sich die Berufsaussichten eines jungen Menschen in Frankreich erheblich erhöhen, wenn er Deutsch lernt und beherrscht, da das sozio-ökonomische Gesamtgeflecht zwischen Deutschland und Frankreich so eng ist, dass in diesem Sektor viele gut dotierte Arbeitsplätze vorhanden sind. Die Gründe jedoch, die die Wahl einer Fremdsprache durch Schüler und/oder Eltern bedingen, sind komplex und lassen sich hier nicht umfassend darlegen. Sie reichen von den strukturellen Voraussetzungen über die Bedeutung der jeweiligen Fremdsprache im jeweiligen nationalen Bildungssystem (Stichwort: Deutsch als Elitensprache) bis hin zu imaginären Werten bzw. zu Stereotypen. So ist die Tendenz heute, neben Englisch die zweite „entnationalisierte“ Sprache, das Spanische, zu erlernen. Hinzu kommt, dass sich die Germanistik als Fremdsprachenphilologie insgesamt in einer schweren inhaltlichen Krise befindet: Die noch aus dem 19. Jahrhundert stammende Absolutsetzung der Literatur als universaler Vermittlungsinstanz interkultureller Erfahrungen und Kommunikation wird der heutigen Vielfalt an Teildisziplinen sowie den späteren beruflichen Tätigkeitsfeldern einfach nicht mehr gerecht.

Auf diese Weise avanciert die Frage des Fremdsprachenlernens zu einer der größten Herausforderungen für das deutsch-französische Verhältnis. Mehr als bisher müssen beide Länder bei der sprachlichen Bildung der Tatsache gewahr werden, dass die Vertei-

6 DAAD, Goethe-Institut, Deutsche Botschaft Paris und das Auswärtige Amt, die Föderation der deutsch-französischen Häuser, die Robert Bosch-Stiftung und andere öffentliche und private, deutsche und französische Institutionen haben sich in den letzten Jahren auf diesem Gebiet engagiert, so beispielsweise mit der Werbekampagne „On a tout à faire ensemble“, die zum Teil auch in der Pariser Metro plakatiert wurde, Werbespots im Fernsehen und den *Deutschmobilen*, die in den französischen Schulen Lust auf das Deutschlernen machen sollen.

digung der Bedeutung der eigenen Sprache im In- und Ausland allein über die Stärkung der Sprache des engsten europäischen Partners (und des Sprachenlernens im allgemeinen) im eigenen Land vonstatten gehen kann. Mit gewissen Ausnahmen (die Frankophonie außerhalb Europas für die Franzosen, die Bedeutung des Deutschen in der GUS) sind beide Sprachen nämlich in erster Linie bedeutende Regional- und längst keine Weltsprachen mehr. War das Französische dem Englischen lange Zeit auf europäischer Ebene ebenbürtig, so ist es heute, was beispielsweise die Menge der ins Französische übertragenen Texte betrifft, deutlich nachrangig. Das heißt, dass ihre faktische Bedeutung als Fremdsprache, als Wissenschafts- und internationale Verkehrssprache ganz wesentlich über den Einsatz und die Verbreitung im unmittelbar benachbarten Ausland bestimmt wird.

Mit dem Nachlassen der Tiefe und Breite des intellektuellen deutsch-französischen Austausches könnte einer wichtigen Figur und Konstante zukünftig die Grundlage entzogen werden, die in ihren historischen und kulturspezifischen Dimensionen stets im Zentrum des Interesses des hier geehrten Hans Manfred Bock stand: der *Mittler* oder *Multiplikator* nämlich, der (z.B. als Lehrer, Journalist, Schriftsteller, Politiker oder Intellektueller) den Menschen in seinem eigenen Land den Anderen, Fremden und dessen geographischen, kulturellen und historischen Hintergrund erklärt, verstehbar und (im günstigen Falle) begreifbar macht. Um kompetente Mittler auf den verschiedenen Ebenen des geistigen Lebens zwischen zwei Ländern hervorzubringen, bedarf es zweierlei: einerseits eines hohen Grades an Verankerung der Sprache des Nachbarn im Bildungssystem (vor allem in der Schule, aber auch in der Universität) und andererseits eines bedeutenden gesellschaftlichen Referenzwertes im Blick auf den Stellenwert und das Augenmerk, das eine Gesellschaft einer anderen in ihren öffentlichen, politischen

und intellektuellen Diskursen einräumt. Beide Aspekte durchdringen und überschneiden sich naturgemäß, wenn auch das Interesse füreinander sehr unterschiedlicher Natur sein kann – wie sich im historischen Verlauf des spannungsreichen deutsch-französischen Verhältnisses immer wieder gezeigt hat. In negativer Perspektive deutet umgekehrt das scherenschnittartige, karikaturale Deutschlandbild vieler, vorwiegend junger Briten, das sich besonders deutlich in der Reduzierung von Deutschland auf Nazideutschland zeigt, auf einen durchaus als bedenklich zu bezeichnenden interkulturellen Verfallsprozess, der sich vor allem auf einem mangelnden bzw. sehr oberflächlichen Interesse für den Anderen gründet, aber ebenso auf einen unzureichenden Spracherwerb und damit fehlendes Kontaktwissen zurückgeht.<sup>7</sup>

Es ist nicht einfach, dem zu beobachtenden dauerhaften Niedergang des Erlernens und Studierens der deutschen Sprache insbesondere in den europäischen Nachbarländern (aber auch in südeuropäischen Ländern wie Italien und Portugal) entgegenzuarbeiten; durch einen weiteren Abbau der staatlich geförderten auswärtigen Kulturpolitik und ihrer Instrumente wird die Zahl der Deutschlerner im Ausland sicherlich jedenfalls nicht angehoben werden können. Eines dieser sehr erfolgreichen traditionellen Instrumente der auswärtigen Kulturpolitik, das die Lebendigkeit und Angemessenheit des Deutschlandbildes im Ausland sowie die Intensität der sprachlichen Auseinandersetzung mit dem Deutschen in den letzten 50 Jahren unterstützt und gesichert hat, ist das Lektorenprogramm des DAAD.

Der 1950 wiedergegründete Deutsche Akademische Austauschdienst<sup>8</sup> hat die meisten seiner traditionellen Stipendien-, Austausch-

7 Großbritannien ist, was das Fremdsprachenlernen insgesamt anbelangt, eindeutiges Schlusslicht in Europa.

8 Der 1925 gegründete DAAD wurde in den 30er Jahren rasch von den Nationalsozialisten vereinnahmt und schließlich gleichgeschaltet. 1950 erfolgte die Neugründung

und Strukturprogramme mit den beiden prinzipiellen Partnern der Nachkriegszeit, Großbritannien und Frankreich,<sup>9</sup> entwickelt und erprobt. Darunter gibt es viele philologisch geprägte Programme (Romanisten-, Anglisten- Hispanisten- und Italianistenprogramme für Deutsche, Germanistenprogramme für Ausländer), die über die Jahrzehnte Tausenden von angehenden Gymnasial- und Hochschul Lehrern die Möglichkeit geboten haben, eine längere Zeit im Land der Zielsprache zu verbringen.<sup>10</sup>

auf Anregung der Briten. Er ist ein eingetragener Verein der deutschen Hochschulen und Studentenschaften. Als von verschiedenen Ministerien sowie der EU (für die europäischen Mobilitätsprogramme) finanzierter Förderer der Hochschulbeziehungen mit dem Ausland durch den Austausch von Studierenden, Graduierten und Wissenschaftlern ist er die weltweit größte Organisation seiner Art. In den letzten Jahren hat sich der DAAD zunehmend um die Internationalisierung der deutschen Hochschulen gekümmert, was insbesondere in Hinblick auf die massive Unterstützung englischsprachiger Studienangebote zu nicht unerheblichen Einwänden geführt hat, und zwar in dem Sinne, dass es dem DAAD nicht ausreichend um die deutsche Sprache ginge. Zu entkräften ist dieses Argument allein dadurch, dass mittels der Werbung für den Hochschulstandort Deutschland in den letzten Jahren die Anzahl der ausländischen Studierenden an deutschen Hochschulen ganz erheblich gesteigert werden konnte und damit natürlich auch die der Deutschlerner.

9 Es ist bekannt, dass Hans Manfred Bock zahlreiche Texte und Aufsätze dem Wirken deutscher und französischer Mittler und Mittlerorganisationen gewidmet hat. In Hinblick auf das Wirken des DAAD im engeren Sinne seien zwei Texte genannt, die in Jubiläumsschriften erschienen sind und einen Einblick in den Umfang und die Art der beginnenden oder im Aufbau befindlichen Institutionen im deutsch-französischen Verhältnis der Nachkriegszeit geben: Hans Manfred Bock: Der DAAD in den deutsch-französischen Beziehungen, in: Spuren in die Zukunft. Der Deutsche Akademische Austauschdienst 1925-2000, 3 Bände, Bonn 2000, Band 1: Der DAAD in der Zeit. Geschichte, Gegenwart und zukünftige Aufgaben. Vierzehn Essays, hg. von Peter Alter, S. 196-219. Zur 40-Jahrfeier des vom DAAD verwalteten Heinrich-Heine-Hauses in Paris erschien eine Festschrift. Hans Manfred Bock: La Maison de l'Allemagne à la Cité Universitaire de Paris. Un projet socio-culturel à travers les vicissitudes des relations franco-allemandes de 1927 à 1952, in: Martin Raether (Hg.): Maison Heinrich Heine Paris – Quarante ans de présence culturelle, Paris, Bonn 1998, S. 24-64.

10 Durch die wachsende Bedeutung der europäischen Mobilitätsprogramme (Erasmus/Sokrates), bei denen sich der Austausch zwischen Deutschland und Frankreich zahlenmäßig im übrigen äußerst positiv entwickelt, ist die Sinnhaftigkeit von Individualstipendien für deutsche Studierende nach Westeuropa in den letzten Jahren zunehmend ins Kreuzfeuer der Diskussion geraten. Die einstigen Philologenprogramme sind 2003 durch „Europäische Exzellenzprogramme“ abgelöst worden, deren Erfolg sich momentan noch nicht abschätzen lässt. Insbesondere die Entwicklung in Richtung auf die Einführung der gestuften Studiengänge Bachelor/Master wird

Der DAAD zählt die „Förderung der Germanistik und der deutschen Sprache im Ausland“ zu seinen fünf Hauptaufgaben.<sup>11</sup> Dafür wendet er jährlich annähernd 36 Millionen Euro aus Mitteln des Auswärtigen Amtes auf. Fast die Hälfte dieser Summe geht in das wichtigste kulturpolitische Instrument des DAAD, das Lektorenprogramm. Heute arbeiten über 400 deutschsprachige Nachwuchswissenschaftler für einen Zeitraum von bis zu fünf Jahren an ausländischen Hochschulen in aller Welt als Lektorinnen und Lektoren. Ihre Haupttätigkeit ist der Deutschunterricht auf akademischem Niveau: das reicht von Anfängerkursen für Studierende aller Fachrichtungen bis zu hochspezialisierten Fachsprachenkursen, Übersetzungsübungen, Phonetik- und Linguistikvorlesungen, Literaturkursen etc. Die meisten haben eine germanistische Hochschulausbildung, häufig in Verbindung mit einer Zusatzqualifikation im Fach Deutsch als Fremdsprache und/oder anderen Sprachenphilologien. Arbeitgeber sind die Hochschulen der jeweiligen Länder, der DAAD stockt die häufig geringen Gehälter (vor allem in Osteuropa und den Entwicklungsländern) auf westliches Niveau auf und bietet weitere finanzielle und vor allem fachliche Unterstützung. Dabei konnte die hohe Zahl der Lektorinnen und Lektoren nach den Mitte der neunziger Jahre beginnenden Mittelkürzungen nur gehalten werden, indem bestimmte finanzielle Leistungen reduziert bzw. pauschaliert wurden. Mit 484 vermittelten Lektorinnen und Lektoren erreichte das Programm 2002 einen historischen Höchststand (zum Vergleich:

zeigen, ob die Studierenden überhaupt vor Ende des Bachelorstudiums noch ins Ausland gehen werden. Ich persönlich bin der Meinung, dass es äußerst wichtig ist, mit den benachbarten und anderen großen europäischen Ländern Austauschprogramme zu erhalten und weiter zu entwickeln, die der Ausbildung von Lehrern und (Kultur-)Mittlern dienen.

11 Siehe die Jahresberichte des DAAD, wo diese Hauptaufgabengebiete in fünf „olympischen“ Ringen dargestellt werden. Neben der Germanistik werden die vier anderen Bereiche „Stipendien für Ausländer“, „Stipendien für Deutsche“, „Internationalisierung der Hochschulen“, „Bildungszusammenarbeit mit Entwicklungsländern“ in ihrer kulturpolitischen Zielwirkung erläutert.



1988, vor dem Mauerfall, waren es 386), ehe es wegen Einsparvorgaben und der zusätzlichen Besteuerung von Teilleistungen zurückgefahren werden musste. Die zahlenmäßige Entwicklung des Programms innerhalb der einzelnen Regionen spiegelt seine kulturpolitische Zielsetzung wider: Waren 1988 insgesamt 218 Lektorinnen und Lektoren in Westeuropa im Einsatz und nur 23 in Mitteleuropa, so erhöhte sich deren Zahl im Jahre 2003 auf 124, während der Rückgang in Westeuropa (auf 176) inzwischen spürbar ist und für das Jahr 2005 dort noch geringere Zahlen vorgesehen sind. Gleichzeitig wurden die finanziellen Zusatzleistungen in Westeuropa wesentlich stärker beschnitten als in anderen Regionen, da man in der Regel davon ausgeht, dass die Hochschulen in europäischen Ländern annähernd ausreichende, dem bundesrepublikanischen Gehaltsniveau vergleichbare Gehälter anbieten können. Mit geringen Schwankungen ist der Einsatz der Lektoren in den anderen Regionen (Afrika/Asien/Ozeanien/Nord- und Mittelamerika/Südamerika) übrigens zahlenmäßig stabil geblieben.

Damit ist eine kulturpolitische Stoßrichtung vorgegeben, die sich in den kommenden Jahren noch verstärken könnte: Das höhere Engagement in Osteuropa (und in weltpolitischen Brennpunktregionen wie Afghanistan und Irak, aber auch China) korreliert mit der Reduzierung des Einsatzes im Westen. Dabei hat das Lektorenprogramm diese politisch gewollte Kehrtwendung sozusagen auf leisen Sohlen nach und nach vollziehen können, da es „nur“ Menschen bewegt (aber keine Infrastrukturen wie Gebäude etc. unterhält). Die Umstrukturierungsprojekte der Goethe-Institute kamen im Gegensatz dazu deutlicher zum Vorschein, weil jede Institutsschließung einen beträchtlichen kulturpolitischen Flurschaden anrichtet. Tatsache ist, dass der langfristige Wert des kulturpolitischen Einsatzes im Ausland an Glaubwürdigkeit verliert, wenn auf Entwicklungen möglichst kurzfristig reagiert wird, ohne zuvor die weitreichen-

den kulturpolitischen Resultate abzuschätzen – wenn beispielsweise, wie in einigen französischen Städten, „historisch Gewachsenes“ (Kulturinstitute) einfach abrupt abgeschafft wird. In den nächsten Jahren wird voraussichtlich, was das Goethe-Institut betrifft, eine weitere deutliche Ressourcenverlagerung folgen – inzwischen verbal geschickt verpackt in ein ganz Europa umfassendes, finanzneutrales „Europakonzept“, das global betrachtet keine Finanzeinbußen zu verzeichnen hat. Dabei ist an der Sinnhaftigkeit einer verstärkten kulturpolitischen Präsenz in den Ländern Osteuropas, deren zum Teil fragile Demokratien alle Unterstützung verdienen, überhaupt nicht zu zweifeln, ganz im Gegenteil. Es bleibt nur die Frage, ob sich die Bundesrepublik, die ständig die Bedeutung der „Ressource“ Bildung betont, nicht die geeigneten Mittel geben will, dies zusätzlich zu tun.

Der Wechsel der kulturpolitischen Optik wird noch deutlicher, wenn man zu den Anfängen der bundesrepublikanischen Kulturpolitik im Ausland zurückgeht. 1954 wurde mit der bescheidenen Anzahl von neun Lektoren begonnen, 1956 waren die Hälfte der zwölf weltweit eingesetzten Lektoren in Frankreich tätig. Dort entwickelte sich das Lektorenprogramm in der Folge beträchtlich, 1963, nach der Gründung der Pariser Außenstelle in der Rue Verneuil waren es bereits 32, 1969 dann 78 Lektoren, und in den siebziger Jahren, in der Phase zahlreicher Hochschulneugründungen bzw. der Einrichtung neuer Stellen, erreichte die Lektorenvermittlung<sup>12</sup> des DAAD, freilich sehr kurzzeitig nur, eine Art Monopolstellung<sup>13</sup> in

12 Eine aus deutschen und französischen Hochschullehrern zusammengesetzte Kommission wählt aus zahlreichen Bewerbern eine beschränkte Anzahl von sogenannten Hauptkandidaten aus, von denen dann bis zu fünf jeder Hochschule vorgeschlagen werden, die sich dann je nach Aufgabenfeld und gewünschtem Profil ihren Kandidaten auswählen können.

13 Verlässliche Zahlen liegen nicht vor. Es ist aber anzunehmen, dass der DAAD damit abzüglich der im Rahmen von Hochschulkooperationen und der anderen von deutschsprachigen Ländern besetzten Lektorate (Österreich und die DDR) alle Stellen besetzte.

Frankreich, wo weit über 100 DAAD-Lektoren tätig waren. Schon zu Beginn der achtziger Jahre sank die Zahl auf siebzig, wo sie sich im Prinzip bis zum Jahr 2001 einpendelte, seitdem ist die Zahl rückläufig. 2005 werden nur noch 50 DAAD-Lektorinnen und Lektoren in Frankreich tätig sein. Dabei ist sehr zu hoffen, dass sich dieses „nur noch“ im Blick der offiziellen Kulturpolitik nicht von neuem in ein „immer noch so viele“ verwandelt. Ähnlich stellt sich im übrigen die Situation für die britischen Inseln dar.

Natürlich haben sich die Dinge gewandelt. Als das Lektorenprogramm in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts zum ersten Mal, in den fünfziger Jahre zum zweiten Mal auf beiden Seiten des Rheins „erfunden“ wurde, ging es für Deutschland darum, Menschen nach Frankreich zu schicken, die kein Gewehr trugen und einer Generation angehörten, die kein Gewehr getragen hatte. Der stark erzieherische Aspekt sorgte auf Seiten der Franzosen, die die Lektorenvermittlung später aber ganz einstellten, dafür, dass gleich nach Ende des Zweiten Weltkrieges sehr viele Franzosen in Deutschland als vermittelte Lektoren an Hochschulen unterrichteten.<sup>14</sup>

Befürworter des flächendeckenden Einsatzes der Lektoren in Frankreich wenden zu Recht ein, dass die Bundesrepublik bei weiterer Reduzierung eines (inzwischen) sehr preiswerten, hoch effizienten kulturpolitischen Instruments erheblich verlieren würde; Gegner bringen vor, dass Industriestaaten wie Frankreich eigentlich in der Lage sein müssten, ihre Fremdsprachenlektoren eigenständig angemessen zu entlohnen. Die letztere Position unterschätzt zum einen die historisch gewachsenen und bedingten Zustände, zum an-

14 Überblicksliteratur zu den DAAD-Lektoren in Frankreich und kulturpolitischer Zusammenarbeit: Reinhart Meyer-Kalkus: Die akademische Mobilität zwischen Deutschland und Frankreich (1925-1992), DAAD Forum, Band 16, Bonn 1994. Ders.: Deutsche Lektoren in Frankreich, in: Info DaF 1 (1989), S. 49-59. Elisabeth Mellangé-Tauch: Le rôle des lecteurs dans la coopération universitaire et les échanges culturels franco-allemands, in: Allemagnes d'aujourd'hui (1989), Nr. 108, S. 73-87.

deren ignoriert sie die Tatsache, dass die kulturpolitische Bedeutung und Arbeit der Lektoren weit über den reinen Unterricht und die Vermittlung eines aktuellen Deutschlandbildes hinausgeht, denn sie informieren (u.a.) über das Hochschulsystem und Stipendienmöglichkeiten, vermitteln Praktika, nehmen Sprachtests ab und sind umfassend kulturpolitisch tätig (Veranstaltungsorganisation etc.). Nach dem Zweiten Weltkrieg waren die Deutschen froh, bei der Wiederaufnahme kulturpolitischer Aktivitäten überhaupt wieder im Kreise der Nationen agieren zu dürfen, und zwar insbesondere, was ihre kulturelle Präsenz bei den Alliierten und in den von der Naziraserei besonders in Mitleidenschaft gezogenen Ländern betraf. Dieses wiedergefundene Privileg hatten sie aber anfänglich durch die Akzeptanz bisweilen besonders schlechter finanzieller Konditionen zu bezahlen.

In Frankreich werden alle Lektoren für alle Sprachen prinzipiell gleich entlohnt, nämlich als Berufsanfänger im Hochschulbereich und in durchaus logischer finanzieller Distanz zum *Maître de Conférence*, dem promovierten Wissenschaftler. Im Grunde verstand (und versteht) man nicht nur in Frankreich, sondern auch in vielen anderen Ländern Europas unter einem Lektor einen verhältnismäßig jungen Muttersprachler der Zielsprache, der im Anschluss an den ersten Hochschulabschluss in seinem Heimatland für eine recht begrenzte Zeit (in der Regel bis zu zwei Jahren) an einer ausländischen Hochschule zum Einsatz kommt. Sein Status ist gering, in der Regel spielt er keine Rolle in den entscheidenden Hochschulgremien, häufig darf er nicht prüfen, und sein Einsatzgebiet beschränkt sich eigentlich auf die Sprachpraxis. So fixiert es in Frankreich auch ein Lektorendekret, das allerdings als Sonderklausel die Höchstverweildauer für in staatlichen oder bilateralen Zusammenhängen vermittelte Lektoren von zwei (mit zwei Einjahresverträgen) auf sechs Jahre (2x3) festlegt, und damit, da nur wenige andere Länder struk-

turierte oder zahlenmäßig bedeutende Lektorenvermittlungsprogramme haben, vor allem auf die Bedürfnisse des DAAD-Lektorenprogramms reagiert hat. Mehr noch: Die üblicherweise hohe Qualifikation der DAAD-Lektorinnen und Lektoren, die zudem ein mehrstufiges, kompliziertes Auswahlverfahren durchlaufen, an dem die französischen Hochschulen an wesentlichen Punkten beteiligt sind, haben dazu geführt, dass sie an zahlreichen Hochschulen viel anspruchsvollere Aufgaben verrichten, als es auf dem Papier festgelegt ist. Und in der Tat haben sich mit der Entwicklung der einst inhaltlich klar umrissenen (vor allem auf Literatur und Sprachvermittlung zentrierten) Germanistik das Aufgabengebiet, die Einsatzorte und die Lehrinhalte der Lektoren stark ausgeweitet in wirtschaftliche, politische, sozialwissenschaftliche Bereiche. Zudem haben die meisten von ihnen ein Zusatz- oder Aufbaustudium im Bereich „Deutsch als Fremdsprache“ absolviert. Der Nutzen für die Bundesrepublik ist vielfach. Nach Beendigung ihrer Tätigkeit haben viele Lektorinnen und Lektoren, von ihren interkulturellen Kenntnissen und ihrem wissenschaftlichen Gewinn im Ausland profitierend, als Mittler in bestem Sinne Tätigkeiten in deutschen Schulen, in Hochschulen und Wissenschaftsorganisationen gefunden. Die Internationalisierung des Hochschulstandortes Deutschland wird nicht unwesentlich von ehemaligen Lektoren vorangetrieben, die z. B. in Akademischen Auslandsämtern der deutschen Hochschulen arbeiten. Allerdings tauchen mit der in letzter Zeit steigenden Arbeitslosigkeit zuweilen auch größere Reintegrationsprobleme auf. Schließlich darf man nicht vergessen, dass zahlreiche Lektorinnen und Lektoren auch in den jeweiligen Ländern Stellen inner- und außerhalb der Universitäten gefunden haben: allein in Frankreich zählt man an den Hochschulen über sechzig ehemalige Lektoren, von denen nicht wenig Professuren innehaben. Es wäre fatal ein solches, im Verhältnis zu seiner Wirkung letztendlich sehr preiswertes Pro-

gramm, das durch seine fortwährend und immer neue Ausbildung von Mittlern besticht, einem Zeitgeist zu opfern, der kulturelles Engagement in der Europäischen Union für zunehmend überflüssig hält.

## **Bibliographie von Hans Manfred Bock**

## Bücher

- Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918-1923. Zur Geschichte und Soziologie der Freien Arbeiter-Union Deutschlands (SyndikalistInnen), der Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands und der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands, Anton-Hain Verlag, Meisenheim/Glan 1969, 480 S. (Marburger Abhandlungen zur Politischen Wissenschaft, Bd. 13), Nachdruck 1970.
- Anton Pannekoek, Herman Gorter: Organisation und Taktik der proletarischen Revolution, hg. und eingeleitet von Hans Manfred Bock, Verlag Neue Kritik, Frankfurt/M. 1969, 254 S. (Archiv sozialistischer Literatur 11), Nachdruck 1970.
- (mit Gilbert Krebs, Jean-François Tournadre, Bernd Witte): La Civilisation allemande. Guide bibliographique et pratique, Librairie Armand Colin, Paris 1971, 384 S. (Collection U 2).
- Geschichte des „linken Radikalismus“ in Deutschland. Ein Versuch, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M. 1976, 370 S. (edition suhrkamp Nr. 645).
- (Hg. mit Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch): Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années 1930, 2 Bde, CNRS-Editions, Paris 1993, 891 S. (De l'Allemagne, Bd. 2).
- Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923. Ein Beitrag zur Sozial- und Ideengeschichte der frühen Weimarer Republik, Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 1993, 499 S.
- Les rapports mensuels d'André François-Poncet, Haut-Commissaire français en Allemagne 1949-1955. Les débuts de la République fédérale d'Allemagne. Publiés et annotés par Hans Manfred Bock, Professeur à l'Université de Kassel. Préface de Jean François-Poncet, Ancien ministre des Affaires étrangères, sénateur, 2 Bde, Imprimerie Nationale, Paris 1996, 1433 S. (Commission de publication des documents diplomatiques français, Institut Historique Allemand).
- Le discours européen dans les revues allemandes (1871-1914). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1871-1914), hg. von Michel Grunewald in Zusammenarbeit mit Helga Abret und Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 1996, 330 S. (Convergences, Bd. 1).



- Le discours européen dans les revues allemandes (1918-1933). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1918-1933), hg. von Michel Grunewald in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 1997, 405 S. (Convergences, Bd. 3).
- Paul H. Distelbarth: Das andere Frankreich. Aufsätze zur Gesellschaft, Kultur und Politik Frankreichs und zu den deutsch-französischen Beziehungen 1932-1953, mit einer Einleitung hg. und kommentiert von Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 1997, 535 S. (Convergences, Bd. 2).
- (Hg.): Projekt deutsch-französische Verständigung. Zur Rolle der Zivilgesellschaft am Beispiel des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg, Leske und Budrich, Opladen 1998, 491 S.
- Pierre Viénot. Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur, neu hg., eingeleitet und kommentiert von Hans Manfred Bock, Bouvier Verlag, Bonn 1999, 262 S. (Réflexions sur l'Allemagne au 20<sup>e</sup> siècle. Reflexionen über Deutschland im 20. Jahrhundert, hg. vom Deutschen Historischen Institut Paris).
- Le discours européen dans les revues allemandes (1933-1939). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1933-1939), hg. von Michel Grunewald in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 1999, 550 S. (Convergences, Bd. 11).
- (Mithg.): Pierre Bertaux: Mémoires interrompus, Publications de l'Institut d'Allemand d'Asnières, Paris 2000, 325 S.
- (Mithg.): Pierre Bertaux. Un normalien à Berlin. Lettres franco-allemandes 1927-1933, hg., eingeleitet und kommentiert von Hans Manfred Bock, Gilbert Krebs und Hansgerd Schulte, Publications de l'Institut d'Allemand d'Asnières, Paris 2001, 464 S.
- Le discours européen dans les revues allemandes (1945-1955). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1945-1955), hg. von Michel Grunewald in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 2001, 461 S. (Convergences, Bd. 18).

- (Hg. mit Friedrich-Martin Balzer und Uli Schöler): Wolfgang Abendroth – wissenschaftlicher Politiker. Bio-bibliographische Beiträge, Leske und Budrich Opladen 2001, 505 S.
- Le milieu intellectuel de gauche en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890-1960). Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960), hg. von Michel Grunewald in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 2002, 708 S. (Convergences, Bd. 24).
- (Hg.): Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963-2003, Leske und Budrich, Opladen 2003, 333 S. (Frankreich-Studien, Bd. 7).
- Le milieu intellectuel conservateur en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890-1960). Das konservative Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960), hg. von Michel Grunewald und Uwe Puschner in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 2003, 718 S. (Convergences, Bd. 27).
- (Hg. mit Gilbert Krebs): Echanges culturels et relations diplomatiques. Présences françaises à Berlin au temps de la République de Weimar, Publications de l'Institut d'Allemand d'Asnières, Paris 2004, 350 S.
- (Hg.): Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen. Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik, Gunter Narr Verlag, Tübingen 2005.
- Kulturelle Wegbereiter politischer Konfliktlösung. Mittler-Biographien und -Diskurse zwischen Deutschland und Frankreich in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Gunter Narr Verlag, Tübingen 2005.
- Le milieu intellectuel catholique en Allemagne, sa presse et ses réseaux (1890-1960). Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960), hg. von Michel Grunewald und Uwe Puschner in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 2005, i.E. (Convergences).
- (Hg. mit Ilja Mieck): Berlin – Paris 1900-1933. Begegnungsorte, Wahrnehmungsmuster und Infrastrukturprobleme im Vergleich, Peter Lang Verlag, Bern u.a. 2005, i.E.

Versöhnung oder Subversion? Deutsch-französische Gesellschafts- und Kulturbeziehungen in der Zwischenkriegszeit, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2005, i.E.

## Herausgebortätigkeit

Schwerpunkt Gaullismus, in: Lendemains (1978), Nr. 10, S. 73-115.

Französische Intellektuelle vor den „deutschen Ungewißheiten“ der Zwischenkriegszeit, in: Lendemains (1992), Nr. 66, S. 16-75.

Paul H. Distelbarth oder die unterbrochene Revision des deutschen Frankreichbildes nach 1945, in: Lendemains (1993), Nr. 71/72, S. 60-96.

(mit François Beilecke): Vernunftethik als gesellschaftliche Begründung der Republik. Die Intellektuellen-Vereinigung Union pour la Vérité in der Dritten Republik, in: Lendemains (1995), Nr. 78/79, S. 79-171.

Themenschwerpunkt: Wahrnehmungsmuster zwischen Deutschland und Frankreich, in: Frankreich-Jahrbuch 1995, Opladen 1996, S. 35-186.

Deutsch-französische Kulturbeziehungen 1949-1955, in: Lendemains (1996), Nr. 84, S. 58-125.

Mittler, in: Lendemains (1997), Nr. 86/87, S. 8-92.

(mit François Beilecke): Demokratie, Menschenrechte, Völkerverständigung. Die Ligue des Droits de l'Homme und die deutsch-französischen Beziehungen von der Jahrhundertwende bis zum Zweiten Weltkrieg, in: Lendemains (1998), Nr. 89, S. 7-102.

Themenschwerpunkt: Intellektuelle in der französischen Gesellschaft, in: Frankreich-Jahrbuch 1998, Opladen 1998, S. 35-167.

Themenschwerpunkt: Zukunft und Erinnerung, in: Frankreich-Jahrbuch 2000, Opladen 2000, S. 30-201.

Gesellschaftliche Neubegründung interkulturellen Austauschs. Zur Vorgeschichte und Struktur des Deutsch-Französischen Jugendwerks 1949-1963, in: Lendemains (2002), Nr. 107/108, S. 139-224.

- Seit 1991 Mitherausgeber von: Frankreich-Jahrbuch. Politik, Wirtschaft, Gesellschaft, Geschichte, Kultur, hg. vom Deutsch-Französischen Institut, Leske und Budrich, Opladen 1988ff. (seit 2004: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden).
- Seit 1988 Mitherausgeber von: Lendemains. Etudes comparées sur la France. Vergleichende Frankreichforschung, Köln, dann Marburg/Lahn, dann Berlin, dann Tübingen 1974ff. (seit 2004: Gunter Narr-Verlag, Tübingen).
- (Hg. mit Adolf Kimmel und Henrik Uterwedde): Buchreihe „Frankreichstudien“ beim Verlag Leske und Budrich, Opladen, 2000ff. (seit 2004: VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden).
- (Hg. mit Wolfgang Asholt, Alain Montandon, Michael Nerlich und Margarete Zimmermann): Buchreihe „Cahiers lendemains“, Tübingen 1999ff. (seit 2005: „édition lendemains“, Gunter Narr Verlag, Tübingen).

## Aufsätze

- Das faschistische Modell öffentlicher Herrschaft, in: Wolfgang Abendroth, Kurt Lenk (Hg.): Einführung in die Politische Wissenschaft, München 1968, S. 119-135 (6. Auflage 1982).
- Zur Geschichte und Theorie der Holländischen Marxistischen Schule, in: Anton Pannekoek, Herman Gorter: Organisation und Taktik der proletarischen Revolution, hg. von Hans Manfred Bock, Frankfurt/M. 1969, S. 7-48 (2. Auflage 1970, Übersetzung ins Niederländische 1971).
- Skizze einer aufbauenden deutschen Zivilisationskunde für das Institut d'Allemand d'Asnières, in: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Didaktisch-methodische Materialien zum Deutschlandkundeunterricht der Lektoren an französischen Hochschulen, o.O. (Bonn) 1969, S. 17-20.
- Die „Literaten- und Studenten-Revolution“ der Jungen in der SPD um 1890, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften (1971), S. 22-41.

- (mit Robert Picht): Politik, in: Robert Picht (Hg.): Deutschlandstudien I. Kommentierte Bibliographie: Deutschland nach 1945, Bonn o.J. (1972), S. 15-57.
- Bibliographischer Versuch zur Geschichte des Anarchismus und Anarcho-Syndikalismus in Deutschland, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Bd. 1 (1973), S. 294-334.
- Präsidentenwahl in Frankreich, in: Gegenwartskunde. Gesellschaft, Staat, Erziehung (1974), S. 379-389.
- Zur Neudefinition landeskundlichen Erkenntnis-Interesses, in: Robert Picht (Hg.): Perspektiven der Frankreichkunde. Ansätze zu einer interdisziplinär orientierten Romanistik, Tübingen 1974, S. 13-22.
- Anton Pannekoek in der Vorkriegs-Sozialdemokratie. Bericht und Dokumentation, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Bd. 3 (1975), S. 103-167.
- (mit Robert Picht): Die Bundestagswahl 1969, in: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Deutschlandstudien. Fallstudien und didaktische Versuche, Bonn 1975, S. 101-121.
- Didaktische Bemerkungen zur Lektorentätigkeit, in: Deutscher Akademischer Austauschdienst (Hg.): Deutschlandstudien. Fallstudien und didaktische Versuche, Bonn 1975, S. 17-22.
- Neopoujadismus, in: Lendemains (1975), Nr. 2, S. 54-76. (Auch in älterer Fassung: Neopoujadismus als Symptom, in: Deutsch-Französisches Institut (Hg.): Sozialstruktur und Politik in Frankreich, Ludwigsburg 1976, S. 41-59).
- Die Sozialistische Partei in Frankreich. Ein Literaturbericht, in: Das Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften (1977), S. 685-694.
- Bericht über den Gründungs-Parteitag der Kommunistischen Arbeiter-Partei Deutschlands am 4. und 5. April 1920 in Berlin, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Bd. 5 (1977), S. 185-242.
- Aspekte einer Didaktik sozialwissenschaftlich angeleiteter Landeskunde im neusprachlichen Unterricht, in: Robert Picht, Gisela Baumgratz (Hg.): Perspektiven der Frankreichkunde II. Arbeitsansätze für Forschung

- und Unterricht, Tübingen 1978, S. 183-197. (Auch in: *Le Colloque de Strasbourg. Die erste Begegnung deutscher Französischlehrer und französischer Deutschlehrer*, Frankfurt/M. u.a. 1979, S. 69-80).
- Bilanz der Frankreichforschung, in: *Dokumente. Zeitschrift für übernationale Zusammenarbeit* (1978), S. 381-383. (Auch französische Übersetzung in: *Documents. Revue des questions allemandes* (1979), Nr. 1, S. 164-166).
- Die Presse des Parti Socialiste, in: *Lendemains* (1978), Nr. 9, S. 167-174, Nr. 10, S. 143-148.
- Gaullismus und Bonapartismus, in: *Lendemains* (1978), Nr. 10, S. 89-100. (mit Florian Tennstedt): Raphael Friedeberg. Arzt und Anarchist in Ascona, in: Harald Szeemann (Hg.): *Monte Verità. Berg der Wahrheit. Lokale Anthropologie als Beitrag zur Wiederentdeckung einer neuzeitlichen sakralen Topographie*, Mailand 1978, S. 38-53 (deutsche und italienische Ausgabe).
- Editorische Notiz zum Stand der Gaullismusforschung, in: *Lendemains* (1978), Nr. 10, S. 73-76.
- Landeskunde und sozialwissenschaftlicher Ländervergleich, in: *Jahrbuch Deutsch als Fremdsprache*, Bd. 6 (1980), S. 149-160.
- Zum Vergleich im Fremdsprachenunterricht. Fragen und Perspektiven aus sozialwissenschaftlicher Sicht, in: *Der Fremdsprachliche Unterricht* (1980), S. 261-271.
- Augustin Souchy, ein anarchistischer Moralist, in: *Links. Sozialistische Zeitung* 16 (1984), Nr. 168, S. 28-29.
- (Mitverfasser): *Fremdsprachenunterricht und internationale Beziehungen. Stuttgarter Thesen zur Landeskunde im Französischunterricht*, Gerlingen 1982. (Neu abgedruckt in: Gisela Baumgratz, Rüdiger Stephan (Hg.): *Fremdsprachenlernen als Beitrag zur internationalen Verständigung*, München 1987).
- Quelques tendances gauchistes dans la social-démocratie en Allemagne avant 1914, in: Joseph Rovin (Hg.): *La Social-Démocratie dans l'Allemagne impériale*, Paris 1985, S. 195-215.

- Wolfgang Abendroth (1906-1985). Nachruf und bibliographischer Überblick, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (1985), S. 482-500.
- Zur Rolle von Schule und Journalismus in der Entstehung des neueren deutschen Frankreichbildes, in: Klaus F. Geiger (Hg.): Rassismus und Ausländerfeindlichkeit in Deutschland. Beiträge zu ihrer Erforschung, Kassel 1985, S. 216-248.
- Marcel Cachin (Lexikonartikel), in: Thomas Meyer, Karl-Heinz Klär, Susanne Miller, Klaus Novy, Heinz Timmermann (Hg.): Lexikon des Sozialismus, Köln 1986, S. 108.
- Léon Jouhaux (Lexikonartikel), in: ebd., S. 278f.
- Kommunistische Arbeiterpartei Deutschlands (Lexikonartikel), in: ebd., S. 321.
- Linksradikale (Lexikonartikel), in: ebd., S. 404.
- Anton Pannekoek (Lexikonartikel), in: ebd., S. 473f.
- Pierre-Joseph Proudhon (Lexikonartikel), in: ebd., S. 509f.
- Rudolf Rocker (Lexikonartikel), in: ebd., S. 535.
- Syndikalismus (Lexikonartikel), in: ebd., S. 670f.
- Maurice Thorez (Lexikonartikel), in: ebd., S. 678.
- Die Reform der Reform? Zur Hochschul- und Studienreform in Frankreich seit 1981, in: Prisma. Zeitschrift der Gesamthochschule Kassel (1986), Nr. 37, S. 56-61.
- Die sanften Reformen der regierenden Sozialisten in Frankreich 1981-1986, in: Politische Vierteljahresschrift-Literatur (1986), Nr. 2, S. 136-152.
- Die Reform der Reform der Reform? Zur Hochschul- und Studienreform in Frankreich 1981-1986, in: Lendemains (1987), Nr. 49, S. 106-117.
- Tradition und Topik des populären Frankreich-Klischees in Deutschland von 1925 bis 1955, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Bd. 14, 1987, S. 475-508.
- Michail Bakunin (Lexikonartikel), in: Edmund Jacoby (Hg.): Lexikon linker Leitfiguren, Frankfurt/M. u.a. 1988, S. 30-32 (2. Auflage 1989).
- Peter Kropotkin (Lexikonartikel), in: ebd., S. 217f.
- Augustin Souchy (Lexikonartikel), in: ebd., S. 345f.

- Die Präsidentschaftswahlen 1988. Ein Schritt zur „Normalisierung“ des Parteien-Systems in Frankreich?, in: Lendemains (1988), Nr. 50, S. 140-150.
- André François-Poncet und die Deutschen. Eine biographische Skizze, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1988), Nr. 5, S. 381-388.
- Friedrich Sieburg et Pierre Viénot ou La fin du „Locarno intellectuel“, in: Allemagnes d'aujourd'hui (1988), Nr. 105, S. 84-99.
- Die stufenweise Auflösung der Linksunion und die Perspektiven der Linksparteien in Frankreich, in: Frankreich-Jahrbuch 1988, Opladen 1988, S. 63-86.
- Neue Impulse für die sozialwissenschaftliche Frankreichforschung?, in: Lendemains (1988), Nr. 51, S. 155-159.
- (mit Manfred Raupach): Der Diplomstudiengang Berufsbezogene Fremdsprachen Anglistik/Romanistik an der Gesamthochschule Kassel, in: Deutscher Romanistenverband Mitteilungen 1988, Nr. 3, S. 30-34.
- Les travaux de recherche sur la France à l'Université intégrée de Kassel, in: CIRAC-Forum. Bulletin pour la Coopération Franco-Allemande dans les Sciences Humaines et Sociales (1988), Nr. 3, S. 30f.
- Neuere Forschungen zur Holländischen Marxistischen Schule, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung (1988), Nr. 4, S. 516-538.
- Zur Perzeption der frühen Bundesrepublik Deutschland in der französischen Diplomatie. Die Bonner Monatsberichte des Hochkommissars André François-Poncet 1949 bis 1955, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Bd. 15, 1988, S. 579-658.
- Die Parlamentswahlen 1988 und die Suche nach der neuen politischen Mitte, in: Lendemains (1989), Nr. 52, S. 94-101.
- Sozialpolitik in der Französischen Besatzungszone. Eine Revision überkommener Vorstellungen, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1989), Nr. 1, S. 74f.
- Transnationale Begegnung im Zeitalter des Nationalismus. Der Lebensweg Otto Grautoffs (1876-1937) zwischen Deutschland und Frankreich, in:



- Gilbert Krebs (Hg.): Sept décennies de relations franco-allemandes 1918-1988. Hommage à Joseph Rovin, Paris 1989, S. 57-79.
- Deutsch-Französische Gesellschaften der Weimarer Zeit. Otto Grautoff, ein Wegbereiter im Geiste Stresemanns, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1989), Nr. 3, S. 226-231. (Neu gedruckt in: 1928-2003. 75 Jahre Deutsch-Französische Gesellschaft in Berlin. 75 ans Société Franco-Allemande à Berlin, Berlin 2003, S. 21-26).
- Die Ligue d'Etudes Germaniques von 1928 bis 1936. Ein unbekannter Aspekt der französisch-deutschen Gesellschaftsbeziehungen der Zwischenkriegszeit, in: Lendemains (1989), Nr. 53, S. 138-149.
- Zwanzig Jahre Institut d'Allemand d'Asnières. Zentrum einer neuen Germanistik an der Peripherie von Paris, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1989), Nr. 5, S. 395-399.
- Deutsch-französischer Bilateralismus zwischen Begegnungsroutine und ungleicher Kooperation, in: Lendemains (1989), Nr. 54, S. 158-166.
- Anarchosyndikalismus in Deutschland. Eine Zwischenbilanz, in: Internationale Wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung 25 (1989), Nr. 3, S. 293-358.
- Jugend in den deutsch-französischen Beziehungen, in: Frankreich-Jahrbuch 1989, Opladen 1989, S. 192-194.
- Kernenergiekonflikt in der Bundesrepublik Deutschland und Frankreich, in: Frankreich-Jahrbuch 1989, Opladen 1989, S. 195-201.
- Geschichte und Aktualität der Französischen Revolution. Veröffentlichungen und Hinweise zu ihrer Behandlung im Französisch-Unterricht, in: Die Neueren Sprachen. Zeitschrift für Forschung, Unterricht und Kontaktstudium auf dem Fachgebiet der modernen Fremdsprachen 88 (1989), Nr. 6, S. 560-572.
- Anarchosyndicalism in Germany. A rediscovered minority tradition, in: Marcel van der Linden, Wayne Thorpe (Hg.): Revolutionary Syndicalism. An International Perspective, Aldershot/GB 1990, S. 59-79.
- (mit Michael Nerlich): Zum deutsch-deutsch-französischen Verhältnis, in: Lendemains (1990), Nr. 55/56, S. 5-21.

- Zwanzig Jahre Institut d'Allemand d'Asnières. Ein Zentrum für Deutschlandstudien an der Peripherie von Paris, in: Institut d'Allemand d'Asnières. Université de la Sorbonne Nouvelle, Asnières 1990, S. 15-21.
- Von der Neuen Linken zur Nouvelle Gauche. Ein Rückblick auf den Parti Socialiste Unifié, in: Lendemains (1990), Nr. 57, S. 133-141.
- Paul Distelbarth und die deutsch-französische „Verständigung von unten“ in der Zwischenkriegszeit, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1990), Nr. 3, S. 219-225.
- Zur Konstituierung der sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung in Deutschland. Anmerkungen aus Anlaß der Festschrift zu Gilbert Zieburas 65. Geburtstag, in: Frankreich-Jahrbuch 1990, Opladen 1990, S. 223f.
- Die Politik des „Unpolitischen“. Zu Ernst Robert Curtius' Ort im politisch-intellektuellen Leben der Weimarer Republik, in: Lendemains (1990), Nr. 59, S. 16-62.
- Deutsche und französische Intellektuelle vor der Krise der liberalen Demokratie. Kolloquiumsbericht, in: Lendemains (1990), Nr. 59, S. 153-155.
- Die Deutsch-Französische Gesellschaft 1926 bis 1934. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte der deutsch-französischen Beziehungen der Zwischenkriegszeit, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte, Bd. 17/3, 1991, S. 57-101.
- Pierre-Joseph Proudhon (1809-1865), in: Walter Euchner (Hg.): Klassiker des Sozialismus I. Von Babeuf bis Plechanow, München 1991, S. 97-109.
- Auslandswissenschaften als politischer Auftrag und als politische Notwendigkeit. Zur Geschichte der Institutionalisierung von Auslandsstudien in Deutschland, in: Joachim Schild (Hg.): Länderforschung, Ländervergleich und Europäische Integration, Ludwigsburg 1991, S. 34-49.
- Von der geisteswissenschaftlichen Frankreichdeutung zur sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung, in: Joachim Schild (Hg.): Länderforschung, Ländervergleich und Europäische Integration, Ludwigsburg 1991, S. 50-61
- Deutsch-französische Kulturbeziehungen der dreißiger Jahre. Tagungsbericht und Dokumentation, in: Lendemains (1991), Nr. 62, S. 121-131.

- Die Marx-Dietzgen-Synthese Anton Pannekoeks und seines Kreises, in: Marcel van der Linden (Hg.): Die Rezeption der Marxschen Theorie in den Niederlanden, Trier 1992, S. 106-123.
- Von der Neugestaltung der Gesellschaft zur Erneuerung sozialistischer Moral. Zum Parteitag und zum *Nouvel Horizon* des Parti Socialiste, in: *Lendemains* (1992), Nr. 65, S. 106-116.
- Die *Vieille dame du Quai Conti* verjüngt sich. Zur Neuaufnahme in die Académie française vom November 1991, in: *Lendemains* (1992), Nr. 65, S. 129-132.
- „Connaître l'Allemagne et la reconnaître“. Zu Entstehung und Zusammenhang der Deutschland-Analyse von Pierre Viénot zwischen 1922 und 1932, in: *Lendemains* (1992), Nr. 66, S. 27-48.
- Anmerkungen zur historischen Intellektuellen-Forschung in Frankreich, in: *Lendemains* (1992), Nr. 66, S. 16-26.
- (mit Michel Trebitsch): *L'image du voisin. Opinions et rencontres*, in: Robert Frank, Laurent Gervereau, Hans Joachim Neyer (Hg.): *La course au moderne. France et l'Allemagne dans l'Europe des années vingt 1919-1933*, Paris 1992, S. 28-32.
- Frankreich 1991/92. Europäische Herausforderung und nationale Ungewißheiten, in: *Frankreich-Jahrbuch 1992*, Opladen 1992, S. 9-33.
- Emile Mayrisch und die Anfänge des Deutsch-französischen Studienkomitees, in: *Galerie. Revue culturelle et pédagogique* (1992), Nr. 4, S. 560-585.
- Ist der Elysée-Vertrag veraltet? Zum dreißigsten Jahrestag des deutsch-französischen Vertrags vom 22. Januar 1963, in: *Lendemains* (1992), Nr. 68, S. 127-130.
- Pierre Viénot, der Deutschlandkenner im Freundeskreis um André Gide, in: Hans T. Siepe, Raimund Theis (Hg.): *André Gide und Deutschland*, Düsseldorf 1992, S. 194-207.
- Les relations culturelles franco-allemandes entre Locarno et Vichy. Un champ de recherche spécifique, in: Hans Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch (Hg.): *Entre Locarno et Vichy*, Paris 1993, Bd. 1, S. 19-23.

- Zwischen Locarno und Vichy. Die deutsch-französischen Kulturbeziehungen der dreißiger Jahre als Forschungsfeld, in: Hans Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch (Hg.): *Entre Locarno et Vichy*, Paris 1993, Bd. 1, S. 25-61.
- Absturz und Neuformierung. Der Parti Socialiste und der Legislativwahlkampf 1993, in: *Lendemains* (1993), Nr. 69/70, S. 296-307.
- Paul H. Distelbarth oder die unterbrochene Revision des deutschen Frankreichbildes nach 1945, in: *Lendemains* (1993), Nr. 71/72, S. 60-63.
- „Ich setze immer noch meine Hoffnung auf Frankreich“. Paul Distelbarths publizistische und verständigungspolitische Arbeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in: *Lendemains* (1993), Nr. 71/72, S. 64-89.
- Neue Unübersichtlichkeit und Perspektiven der Frankreichforschung, in: *Lendemains* (1993), Nr. 71/72, S. 125-136.
- Syndikalismus und Linkskommunismus in der Frühgeschichte der Weimarer Republik. Neuere Studien und Erkenntnisse, in: Hans Manfred Bock: *Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923*, Darmstadt 1993, S. 475-493.
- Ernst Robert Curtius und die Aporien des „unpolitischen“ Intellektuellen, in: Manfred Gangl, Gérard Raulet (Hg.): *Intellektuellendiskurse in der Weimarer Republik. Zur politischen Kultur einer Gemengelage*, Frankfurt/M. 1994, S. 233-244.
- Kulturelle Eliten in den deutsch-französischen Gesellschaftsbeziehungen der Zwischenkriegszeit, in: Rainer Hudemann, Georges-Henri Soutou (Hg.): *Eliten in Deutschland und Frankreich im 19. und 20. Jahrhundert. Strukturen und Beziehungen*, München 1994, S. 73-91.
- Henri Lichtenberger, père fondateur de la germanistique française et médiateur entre la France et l'Allemagne, in: Michel Espagne, Michael Werner (Hg.): *Les études germaniques en France (1900-1970)*, Paris 1994, S. 155-169.
- Les associations de germanistes français. L'exemple de la Ligue d'Etudes Germaniques, in: Michel Espagne, Michael Werner (Hg.): *Les études germaniques en France (1900-1970)*, Paris 1994, S. 267-285.

- Europa von unten. Zu den Ursprüngen und Anfängen der deutsch-französi-  
schen Gemeindeparterschaften, in: Annette Jünemann, Emanuel  
Richter, Hartmut Ullrich (Hg.): Gemeindeparterschaften im Um-  
bruch Europas, Frankfurt/M. 1994, S. 13-35.
- Sciences-Po zwischen Tradition und Innovation. Zur neueren Entwicklung  
der Politikwissenschaften in Frankreich, in: Lendemains (1994), Nr.  
75/76, S. 212-226.
- Paul Distelbarths „Lebendiges Frankreich“. Dokument verdeckter Opposi-  
tion und verständigungspolitischer Kontinuität im Dritten Reich, in:  
Exilforschung. Ein internationales Jahrbuch, Bd. 12, München 1994,  
S. 99-113.
- La crise des idéologies et l'idéologie de la crise. Les chassés-croisés idéolo-  
giques et la recherche de la „troisième voie“ en France et en Alle-  
magne dans l'entre-deux-guerres, in: Gilbert Merlio (Hg.): Ni droite, ni  
gauche. Les chassés-croisés idéologiques en France et en Allemagne  
dans l'entre-deux-guerres, Bordeaux 1995, S. 299-311.
- Sozialistische Diskordanz und kapitalistische Dekadenz. Zur Frankreich-  
Perzeption im sozialdemokratischen Theorie-Organ „Die Neue Zeit“  
von 1890-1914, in: Michel Grunewald (Hg.): Frankreich in deutscher  
Sicht 1871-1914, Frankfurt/M. 1995, S. 79-117.
- Konservativer Einzelgänger und pazifistischer Grenzgänger zwischen Deutsch-  
land und Frankreich. Der Frankreich-Publizist Paul H. Distelbarth im  
Dritten Reich, in: Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschich-  
te, Bd. 21/3, 1994, S. 99-133.
- (mit François Beilecke): Vernunftethik als gesellschaftliche Begründung der  
Republik. Die Intellektuellenvereinigung Union pour la Vérité in der  
Dritten Republik, in: Lendemains (1995), Nr. 78/79, S. 79-88.
- Europa als republikanisches Projekt. Die Libres entretiens in der rue  
Visconti/Paris und die Décades von Pontigny als Orte französisch-  
deutscher Debatte und Begegnung, in: Lendemains (1995), Nr. 78/79,  
S. 122-156.
- Wechselseitige Wahrnehmung als Problem der deutsch-französischen Be-  
ziehungen, in: Frankreich-Jahrbuch 1995, Opladen 1995, S. 35-56.

- Nationale Eliten-Bildung und Ausbildung politisch-administrativer Führungskräfte. Zum Modell der Sciences politiques in Frankreich, in: Wilhelm Bleek, Hans J. Lietzmann (Hg.): Politikwissenschaft. Geschichte und Entwicklung in Deutschland und Europa, München u.a. 1996, S. 191-218.
- Le Haut-Commissariat français, organe de contrôle et organe exécutif en République fédérale d'Allemagne 1949-1955, in: Les rapports mensuels d'André François-Poncet, Haut-Commissariat français en Allemagne. Publiés et annotés par Hans Manfred Bock, Professeur à l'Université de Kassel. Préface de Jean François-Poncet, Ancien ministre des Affaires étrangères, sénateur, Paris 1996, S. 15-77.
- Das französische Hochkommissariat als Kontroll- und Exekutiv-Organ in der Bundesrepublik Deutschland 1949-1955, in: Les rapports mensuels d'André François-Poncet, Haut-Commissariat français en Allemagne. Publiés et annotés par Hans Manfred Bock, Professeur à l'Université de Kassel. Préface de Jean François-Poncet, Ancien ministre des Affaires étrangères, sénateur, Paris 1996, S. 79-145.
- Anarchosyndikalismus, in: Wolfgang Fritz Haug (Hg.): Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus, Hamburg 1995, Bd. 1, Sp. 216-220.
- Vom europäischen Panoptikum zum Forum europäischer Friedenspolitik. Die Kulturzeitschrift „Nord und Süd“ im Kaiserreich von 1877 bis 1914, in: Michel Grunewald (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes (1871-1914). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1871-1914), Bern u.a. 1996, S. 125-154.
- Kulturzeitschriften im Kaiserreich im Kontext der Gesellschafts-, Kultur-, Verlags- und Intellektuellen-Geschichte, in: Michel Grunewald (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes (1871-1914). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1871-1914), Bern u.a. 1996, S. 291-314.
- Berlin – Paris. Metropolitaner Kulturaustausch in der späten Weimarer Republik, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1996), Nr. 4, S. 312-318.

- Das Eigene, das Fremde und das Ganz-Andere. Zur Stellung Victor Klemperers in der kulturkundlichen Frankreich-Diskussion der Weimarer Republik, in: *Lendemains* (1996), Nr. 82/83, S. 96-115.
- Quelques remarques sur les intellectuels en Allemagne et sur leur historiographie, in: Marie-Christine Granjon, Nicole Racine, Michel Trebitsch (Hg.): *Pour une histoire comparée des intellectuels*, Paris 1997, S. 37-43.
- Paul H. Distelbarth. Ein Anwalt alternativer Frankreich-Sicht und Frankreich-Politik in Deutschland, in: Paul H. Distelbarth: *Das andere Frankreich. Aufsätze zur Gesellschaft, Kultur und Politik Frankreichs und zu den deutsch-französischen Beziehungen 1932-1953*, Bern u.a. 1997, S. 2-97.
- Wiederbeginn und Neuanfang in den deutsch-französischen Gesellschafts- und Kulturbeziehungen 1949 bis 1955, in: *Lendemains* (1997), Nr. 84, S. 58-66.
- „Landeskunde und Kulturwissenschaft“. Zwischenruf zu einer ungeliebten, aber unumgänglichen Diskussion, in: *Frankreich-Jahrbuch 1996*, Opladen 1996, S. 245-252.
- Pierre Viénot, un médiateur entre la France et l'Allemagne dans le cercle d'amis d'André Gide, in: *Bulletin des Amis d'André Gide* 30 (1997), Nr. 114/115, S. 247-267.
- Antipatriotismus, Westeuropa und Weltrevolution in der expressionistischen Zeitschrift „Die Aktion“ von 1911 bis 1932, in: Michel Grunewald (Hg.): *Le discours européen dans les revues allemandes (1918-1933). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1918-1933)*, Bern u.a. 1997, S. 197-232.
- Kulturzeitschriften in der Weimarer Republik im Kontext der Gesellschafts-, Kultur-, Verlags- und Intellektuellengeschichte. Ein bibliographischer Versuch, in: Michel Grunewald (Hg.): *Le discours européen dans les revues allemandes (1918-1933). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1918-1933)*, Bern u.a. 1997, S. 363-386.
- Les Rapports mensuels d'André François-Poncet, Haut-Commissaire français à Bonn de 1949 à 1955. Esquisse d'une étude de perception, in: *Lendemains* 22 (1997), Nr. 85, S. 58-61.

- (mit Antoine Prost): Les ouvriers, les autres et l'État. Comparaison des paroles ouvrières, in: Antoine Prost u.a. (Hg.): *L'invention des syndicalismes. Le syndicalisme en Europe occidentale à la fin du XIX<sup>e</sup> siècle*, Paris 1997, S. 219-235.
- Der Weg Pierre Viénots von Lyautey zu de Gaulle. Biographische Stationen eines nonkonformistischen Intellektuellen, in: *Galerie. Revue culturelle et pédagogique* (1997), Nr. 1, S. 105-145.
- André François-Poncet. Des vieux démons et des vertus des allemands, in: *Magazine littéraire*, 1997, Nr. 359, S. 51.
- Vom Beruf des kulturellen Übersetzens zwischen Deutschland und Frankreich, oder: Verzagen die Mittler?, in: *Lendemains* (1997), Nr. 86/87, S. 8-19.
- Intellektuelle, in: Robert Picht, Vincent Hoffmann-Martinot, René Lasserre, Peter Theiner (Hg.): *Fremde Freunde. Deutsche und Franzosen vor dem 21. Jahrhundert*, München u.a. 1997, S. 72-78.
- Histoire et historiographie des intellectuels en Allemagne, in: Marie-Christine Granjon, Nicole Racine, Michel Trebitsch (Hg.): *Pour une histoire comparée des intellectuels*, Brüssel 1998, S. 79-109.
- La Maison de l'Allemagne à la Cité Universitaire de Paris. Un projet socio-culturel à travers les vicissitudes des relations franco-allemandes de 1927 à 1952, in: Martin Raether (Hg.): *Maison Heinrich Heine Paris. Quarante ans de présence culturelle*, Bonn u.a. 1998, S. 24-64.
- Der lange Weg zum Deutschland-Haus in der Cité Universitaire in Paris. Ein sozio-kulturelles Projekt im deutsch-französischen Spannungsfeld 1927-1952, in: Martin Raether (Hg.): *Maison Heinrich Heine Paris. Quarante ans de présence culturelle*, Bonn u.a. 1998, S. 65-101.
- Das Deutsch-Französische Institut in der Geschichte des zivilgesellschaftlichen Austauschs zwischen Deutschland und Frankreich, in: Hans Manfred Bock (Hg.): *Projekt deutsch-französische Verständigung*, Opladen 1998, S. 11-121.
- Bibliographischer Versuch zu den zivilgesellschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich im 20. Jahrhundert, in: Hans Man-



- fred Bock (Hg.): Projekt deutsch-französische Verständigung, Opladen 1998, S. 375-475.
- La querelle de l'„Allemand“. Les réactions allemandes à la publication du livre de Jacques Rivière, in: Bulletin des Amis de Jacques Rivière et d'Alain-Fournier (1998), Nr. 87/88, S. 25-36.
- La postérité européenne de Jacques Rivière. Les débats sur le rapprochement franco-allemand et l'entente européenne dans les milieux proches de la Nouvelle Revue Française durant l'entre-deux-guerres, in: Bulletin des Amis de Jacques Rivière et d'Alain-Fournier (1998), Nr. 87/88, S. 97-111.
- „...stillwirkende Kraft der politischen Bemühungen“. Zur Gründung des Deutsch-Französischen Instituts vor fünfzig Jahren, in: Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog (1998), S. 193-200.
- Germanistik und historische Sozialwissenschaften. Plädoyer für ein produktives Komplementärverhältnis. in: Colette Cortès, Gilbert Krebs (Hg.): Le territoire du germaniste. Situations et explorations. Actes du XXX<sup>e</sup> Congrès de l'AGES à Paris (1997), Paris 1998, S. 53-62.
- Reichshauptstadt und französischer Kulturtransfer 1871-1890. Paul Lindau als publizistischer, literarischer und dramaturgischer Vermittler zwischen Paris und Berlin, in: Etienne François u.a. (Hg.): Marianne und Germania. Deutsch-französischer Kulturtransfer im europäischen Kontext 1789-1914, Leipzig 1998, S. 315-332.
- Heimatlose Republikaner in der Weimarer Republik. Die Deutsche Liga für Menschenrechte (vormals Bund Neues Vaterland) in den deutsch-französischen Beziehungen, in: Lendemains (1998), Nr. 89, S. 68-102.
- Der Intellektuelle und der Mandarin? Zur Rolle des Intellektuellen in Frankreich und Deutschland, in: Frankreich-Jahrbuch 1998, Opladen 1998, S. 35-51.
- Ort deutsch-französischer Aussprache und Begegnung. Kommentierte Dokumentation zur Gründung des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg im Jahre 1948, in: Lendemains (1998), Nr. 90, S. 8-26.
- Der Blick des teilnehmenden Beobachters. Zur Entstehung von Pierre Viénots Buch „Ungewisses Deutschland“ in der Weimarer Republik

- und zu dessen Stellung in der französischen Deutschland-Essayistik des 20. Jahrhunderts, in: Pierre Viénot. Ungewisses Deutschland. Zur Krise seiner bürgerlichen Kultur, Bonn 1999, S. 9-77.
- Der Autor Pierre Viénot, in: Pierre Viénot. Ungewisses Deutschland, Bonn 1999, S. 253-261.
- Kalter Krieg und „deutsche Gefahr“. Politisch-gesellschaftliche Motive französischer Deutschland-Wahrnehmung und ihres Wandels in den fünfziger Jahren, in: SOWI. Sozialwissenschaftliche Information (1999), Nr. 1, S. 43-51.
- „Richard Wagner ist das größte Ereignis des deutschen Geistes seit Goethe“. Henri Lichtenberger als germanistischer Autor und Beobachter der Wagner-Rezeption in Frankreich, in: Annegret Fauser, Manuela Schwartz (Hg.): Von Wagner zum Wagnerisme. Musik, Literatur, Kunst, Politik, Leipzig 1999, S. 199-225.
- Republikanischer Elitismus und technokratische Herrschaft. Zu einigen Merkmalen der politischen Elite im gegenwärtigen Frankreich, in: Marieluise Christadler, Henrik Uterwedde (Hg.): Länderbericht Frankreich, Opladen 1999, 383-403.
- Das „Junge Europa“, das „Andere Europa“ und das „Europa der weißen Rasse“. Diskurstypen in der „Europäischen Revue“ von 1925 bis 1939, in: Michel Grunewald (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes 1933-1939. Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften 1933-1939, Bern u.a. 1999, S. 311-351.
- Kulturzeitschriften im Deutschland der dreißiger Jahre im Kontext der Gesellschafts-, Kultur-, Verlags- und Intellektuellengeschichte. Ein bibliographischer Versuch, in: Michel Grunewald (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes 1933-1939. Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften 1933-1939, Bern u.a. 1999, S. 433-466.
- Connaître l'Allemagne – Enseigner l'Allemagne. Quelques origines biographiques de la conception des études germaniques de Pierre Bertaux, in: Lendemains (1999), Nr. 95/96, S. 164-168.
- Universitätsrevolte und Reform des französischen Germanistikstudiums. Erinnerung und Dokumentation zur Gründung des Institut d'Alle-

- mand d'Asnières vor dreißig Jahren, in: *Lendemains* (1999), Nr. 92, S. 117-139.
- Les intellectuels allemands à la recherche de l'Europe et d'une „Allemagne européenne“ de 1945 à 1949, in: Andrée Bachoud, Josefina Cuesta, Michel Trebitsch (Hg.): *Les intellectuels et l'Europe de 1945 à nos jours*, Paris 2000, S. 91-102.
- Der DAAD in den deutsch-französischen Beziehungen, in: Peter Alter (Hg.): *Der DAAD in der Zeit. Geschichte, Gegenwart und zukünftige Aufgaben. Vierzehn Essays*, Bonn 2000, S. 196-219.
- Nation als vorgegebene oder vorgestellte Wirklichkeit? Anmerkungen zur Analyse fremdnationaler Identitätszuschreibungen, in: Ruth Florack (Hg.): *Nation als Stereotyp. Fremdwahrnehmung und Identität in deutscher und französischer Literatur*, Tübingen 2000, S. 11-36.
- Portrait: Carl Heinrich Becker, in: Pierre Bertaux: *Mémoires interrompus*, Paris 2000, S. 303f.
- Portrait: Brigitte (Tutti) Bermann-Fischer, in: ebd., S. 304f.
- Portrait: Golo Mann, in: ebd., S. 313f.
- Portrait: Heinrich Mann, in: ebd., S. 314f.
- Portrait: Joseph Roth, in: ebd., S. 316.
- Portrait: Pierre Viénot, in: ebd., S. 319f.
- Zwischen nationalem Gedächtnis und europäischer Zukunft. Französische Geschichtskultur im Umbruch, in: *Frankreich-Jahrbuch 2000*, Opladen 2000, S. 33-50.
- La nation, un moment de l'Histoire?, in: Jean-Noël Jeanneney (Hg.): *Une idée fausse est un fait vrai. Les stéréotypes et la construction de l'Europe*, Paris 2000, S. 157-165.
- Baustellen transnationaler Öffentlichkeit oder: Wozu deutsch-französische Zeitschriften?, in: *Lendemains* (2000), Nr. 100, S. 12-27.
- Créateurs, organisateurs et vulgarisateurs. Biographies de médiateurs socio-culturels entre la France et l'Allemagne au 20<sup>e</sup> siècle, in: *Revue d'Allemagne* (2001), Nr. 4, S. 101-115.

- Les „années folles“ de Berlin (1927-1933). Le témoignage de Pierre Bertaux, in: Pierre Bertaux: Un normalien à Berlin. Lettres franco-allemandes de 1927 à 1933, Paris 2001, S. 13-46.
- Bibliographie sélective, in: Pierre Bertaux. Un normalien à Berlin. Lettres franco-allemandes, Paris 2001, S. 418-440.
- Deutsche und französische Europäer. Berliner Gespräche 1928 zwischen Joseph Roth und Pierre Bertaux, in: Nicole Pelletier, Jean Mondot, Jean-Marie Valentin (Hg.): L'Allemagne et la crise de la raison. Hommage à Gilbert Merlio, Bordeaux 2001, S. 407-421.
- Soziale Demokratie und wissenschaftliche Politik. Zu Wolfgang Abendroths Verständnis der Politikwissenschaft in den fünfziger Jahren, in: Wolfgang Hecker, Joachim Klein, Hans Karl Rupp (Hg.): Politik und Wissenschaft. 50 Jahre Politikwissenschaft in Marburg, Münster 2001, S. 86-131.
- Die fortgesetzte Modernisierung des Konservatismus: „Mercur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken“ 1947 bis 1957, in: Michel Grunewald (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes (1945-1955). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1945-1955), Bern u.a. 2001, S. 149-185.
- Kulturzeitschriften in Deutschland von 1945 bis 1955 im Kontext der Gesellschafts-, Kultur-, Verlags- und Intellektuellengeschichte. Ein bibliographischer Versuch, in: Michel Grunewald (Hg.): Le discours européen dans les revues allemandes (1945-1955). Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften (1945-1955), Bern u.a. 2001, S. 425-449.
- Akademische Innovation in der Ordinarien-Universität. Elemente einer Gruppenbiographie der Abendroth-Doktoranden, in: Friedrich-Martin Balzer, Hans Manfred Bock, Uli Schöler (Hg.): Wolfgang Abendroth – wissenschaftlicher Politiker. Bio-bibliographische Beiträge, Opladen 2001, S. 271-288.
- (mit Joachim Klein): Karrieremuster und Praxisfelder der von Wolfgang Abendroth promovierten Politikwissenschaftler, in: ebd., S. 289-319.
- (mit Friedrich-Martin Balzer und Uli Schöler) Werkbibliographie. Gesamtverzeichnis der Schriften Wolfgang Abendroths, in: ebd., S. 345-474.

- (mit Friedrich-Martin Balzer und Uli Schöler): Lebensspuren. Verzeichnis von Schriften über Wolfgang Abendroth, in: ebd., S. 475-505.
- Ein marxistischer Sozialist im Kalten Krieg. Zur Stellung Wolfgang Abendroths in der Intellektuellen-Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, in: ebd., S. 216-267.
- „Réapprendre l'Allemagne“. Félix Bertaux als Freund André Gides und der zeitgenössischen deutschen Literatur, in: Lendemains (2001), Nr. 101/102, S. 144-166.
- Zivilgesellschaftliche Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich, in: Ingo Kolboom, Thomas Kotschi, Edward Reichel (Hg.): Handbuch Französisch. Studium, Lehre, Praxis, Berlin 2002, S. 606-612.
- Wechselseitige Wahrnehmung zwischen Deutschland und Frankreich, in: Ingo Kolboom, Thomas Kotschi, Edward Reichel (Hg.): Handbuch Französisch. Studium, Lehre, Praxis, Berlin 2002, S. 613-618.
- (mit Michel Grunewald): Zeitschriften als Spiegel intellektueller Milieus. Vorbemerkungen zur Analyse eines ungeklärten Verhältnisses, in: Michel Grunewald (Hg.): Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland (1890-1960), seine Presse und seine Netzwerke, Bern u.a. 2002, S. 21-34.
- Der schwierige Dritte Weg im Sozialismus. Die „Sozialistische Politik“ und ihre gesellschaftlichen Trägergruppen 1954 bis 1966 im Spektrum linkssozialistischer Zeitschriften, in: Michel Grunewald (Hg.): Das linke Intellektuellenmilieu in Deutschland (1890-1960), Berlin 2002, S. 659-688.
- „Ich verzichte Herr Curtius, ich verzichte!“ Félix und Pierre Bertaux im Streitgespräch mit Ernst Robert Curtius (1925-1928), in: Passerelles et passeurs. Hommages à Gilbert Krebs et Hansgerd Schulte, Asnières 2002, S. 29-54.
- Die „seltsame Niederlage“ der Sozialisten vom 21. April 2002 und ihre Folgen für den Parti Socialiste, in: Lendemains (2002), Nr. 105/106, S. 25-31.
- Initiatives socio-culturelles et contraintes politiques dans les relations universitaires entre la France et l'Allemagne dans l'entre-deux-guerres, in: Revue d'Allemagne (2002), Nr. 3, S. 297-310.

- Gesellschaftliche Neubegründung interkulturellen Austauschs. Zur Vorgeschichte und Struktur des Deutsch-Französischen Jugendwerks 1949-1963, in: Lendemains (2002), Nr. 107/108, S. 139-146.
- Private Verständigungsinitiativen in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich 1949 bis 1963, in: Lendemains (2002), Nr. 107/108, S. 146-176.
- Private Verständigungs-Initiativen in der Bundesrepublik Deutschland und in Frankreich 1949 bis 1964 als gesellschaftliche Entstehungsgrundlage des DFJW, in: Hans Manfred Bock (Hg.): Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963-2003, Opladen 2003, S. 13-38.
- Komplizierung der politischen Beziehungen und Konsolidierung des DFJW in den sechziger Jahren, in: ebd., S. 61-90.
- Bilateralismus im Zeichen der deutschen Vereinigung, der Europäisierung und der Globalisierung, in: ebd., S. 155-192.
- (mit Katja Marmetschke): Auswahlbibliographie zum DFJW, zu seinem institutionellen und organisatorischen Umfeld und zu seinen Publikationsserien, in: ebd., S. 303-333.
- Un monde intellectuel polycentrique et apolitique. Regards comparatistes sur les intellectuels allemands et les concepts mis en œuvre pour écrire leur histoire, in: Michel Leymarie, Jean-François Sirinelli (Hg.): L'histoire des intellectuels aujourd'hui, Paris 2003, S. 429-443.
- (mit Adolf Kimmel und Henrik Uterwedde): Vom politischen System zur bürgerlichen Gesellschaftsformation. Gilbert Zieburas Beitrag zur Konstituierung der sozialwissenschaftlichen Frankreichforschung in der Bundesrepublik, in: Gilbert Ziebura: Frankreich als Gesellschaftsformation. Gesammelte Aufsätze, Opladen 2003, S. 325-338.
- Henri Lichtenberger, in: Christoph König (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800 bis 1950, Berlin u.a. 2003, S. 1088-1089.
- Robert Minder et Albert Schweitzer. Deux représentants de la „pensée alsacienne“?, in: Allemagne d'aujourd'hui (2003), Nr. 165, S. 49-69.
- Das Elsaß als geistige Lebensform. Zur Bedeutung regionaler Identität und ihrer Repräsentanten (Charles Andler, Lucien Herr, Henri Lichten-

- berger) bei Robert Minder, in: Albrecht Betz, Richard Faber (Hg.): Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich. Zum 100. Geburtstag von Robert Minder, Würzburg 2004, S. 61-75.
- Les intellectuels, le pouvoir interprétatif et la polémique. Aperçu historico-sociologique, in: Valérie Robert (Hg.): Intellectuels et polémiques dans l'espace germanophone, Paris 2003, S. 65-70.
- Bilaterale Begegnung und europäischer Bürgersinn. Das DFJW zwischen Vergangenheit und Zukunft in historisch-sozialwissenschaftlicher Perspektive, in: Lendemains (2003), Nr. 110/111, S. 209-215.
- Eine anspruchsvolle, eine belastbare Freundschaft. Zum Briefwechsel zwischen Heinrich Mann und Félix Bertaux 1922 bis 1948, in: Frankreich-Jahrbuch 2003, Opladen 2003, S. 183-189.
- Représentation et médiation. Le DAAD dans les relations franco-allemandes 1963-2003, in: Allemagne d'aujourd'hui (2004), Nr. 168, S. 116-139.
- De la „République moderne“ à la „Révolution nationale“. L'itinéraire intellectuel d'André François-Poncet de 1912 à 1942, in: Albrecht Betz, Stefan Martens (Hg.): Les intellectuels et l'occupation, Paris 2004, S. 106-148.
- (mit Ulrich Pfeil): Les acteurs culturels et la coopération franco-allemande. Formes, objectifs, influences, in: Corine Defrance, Ulrich Pfeil (Hg.): Le traité de l'Elysée et les relations franco-allemandes 1945-1963-2003, Paris 2005, S. 193-209.
- (mit Ulrich Pfeil): Kulturelle Akteure und die deutsch-französische Zusammenarbeit. Formen, Ziele, Einfluß, in: Corine Defrance, Ulrich Pfeil (Hg.): Der Elysée-Vertrag und die deutsch-französischen Beziehungen 1945-1963-2003, München 2005, S. 215-234.
- (mit Wolfgang Asholt): Michel Trebitsch, in: Lendemains (2004), Nr. 116, S. 126-129.
- Transaction, transfert et constitution de réseaux. Concepts pour une histoire sociale des relations culturelles transnationales, in: Hans Manfred Bock, Gilbert Krebs (Hg.): Echanges culturels et relations diplomatiques. Présences françaises à Berlin au temps de la République de Weimar, Asnières 2004, S. 7-31.

- Otto Grautoff et la Société franco-allemande de Berlin, in: Hans Manfred Bock, Gilbert Krebs (Hg.): *Echanges culturels et relations diplomatiques. Présences françaises à Berlin au temps de la République de Weimar*, Asnières 2004, S. 69-103.
- Weimarer Intellektuelle und das Projekt deutsch-französischer Gesellschaftsverflechtung, in: Rüdiger Hohls, Iris Schröder, Hannes Siegrist (Hg.): *Europa und die Europäer. Quellen und Essays zur modernen europäischen Geschichte. Festschrift für Hartmut Kaelble zum 65. Geburtstag*, Stuttgart 2005, S. 422-427.
- Berlin – Paris, Paris – Berlin. Zur Topographie zivilgesellschaftlicher Begegnung in der Locarno-Ära, in: Hans Manfred Bock, Ilja Mieck (Hg.): *Berlin – Paris 1900-1933. Begegnungsorte, Wahrnehmungsmuster und Infrastrukturprobleme im Vergleich*, Bern u.a., 2005, i.E.
- (mit Katja Marmetschke): *Gesellschaftsverflechtung zwischen Deutschland und Frankreich. Transnationale Beziehungen, Gesellschaft und Jugend in Konrad Adenauers Frankreichpolitik*, in: Klaus Schwabe (Hg.): *Konrad Adenauer und Frankreich*, Bonn 2005, i.E.
- Voyages entre Berlin et Paris dans l'entre-deux-guerres*, in: Wolfgang Asholt, Claude Leroy (Hg.): *Paris – Berlin – Moscou. Récits de voyage 1919-1939*, Paris 2005, i.E.
- Reisen zwischen Berlin und Paris in der Zwischenkriegszeit*, in: Wolfgang Asholt, Claude Leroy (Hg.): *Paris – Berlin – Moskau. Reiseberichte 1919-1939*, Bielefeld 2005, i.E.
- Représentation et médiation. Le DAAD dans les relations franco-allemandes 1963-2005. Vertretung und Vermittlung. Der DAAD in den deutsch-französischen Beziehungen 1963-2005*, Paris 2005, i.E.
- Michel Trebitsch (1948-2004), in: *Francia. Forschungen zur westeuropäischen Geschichte*, 2005, i.E.
- Transaktion, Transfer, Netzwerkbildung. Konzepte einer Sozialgeschichte der transnationalen Beziehungen*, in: Hans Manfred Bock (Hg.): *Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen. Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik*, Tübingen 2005, i.E.



- Otto Grautoff und die Deutsch-Französische Gesellschaft in Berlin, in: Hans Manfred Bock (Hg.): *Kultureller Austausch und diplomatische Beziehungen. Französische Kultur im Berlin der Weimarer Republik*, Tübingen 2005, i.E.
- Reformkraft für das 21. Jahrhundert? Modernisierung und Mutation im Parti Socialiste, in: Joachim Schild, Henrik Uterwedde (Hg.): *Regierungs- und Reformfähigkeit Frankreichs*, Wiesbaden 2005, i.E.
- Der Abendland-Kreis und das Wirken von Hermann Platz im katholischen Milieu der Weimarer Republik, in: Michel Grunewald, Uwe Puschner (Hg.): *Le milieu intellectuel catholique en Allemagne. Sa presse et ses réseaux (1890-1960). Das katholische Intellektuellenmilieu in Deutschland. Seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960)*, Bern u.a. 2005, i.E.



## **Über die Autorinnen und Autoren**

**Carla Albrecht**, M.A., Politikwissenschaftlerin. Studium in Kassel und Paris; von 2002 bis 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Soziologie und Geschichte der Universität Konstanz. Forschungsschwerpunkte: deutsch-französische Gesellschafts- und Kulturbeziehungen und politische Parteien in Frankreich. Veröffentlichungen (Auswahl): Das „Comité français d'échanges avec l'Allemagne nouvelle“ als Wegbereiter des Deutsch-Französischen Jugendwerks, in: *Lendemains* 2002, Nr. 107/108, S. 177-189; Das Deutsch-Französische Jugendwerk als Avantgardist des internationalen Jugendaustausches: Die Drittländerprogramme des Jugendwerks, in: Hans Manfred Bock (Hg.): *Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963-2003*, Opladen 2003, S. 287-301; Maurice Papon und die Frage der staatlichen Kontinuität in der französischen Erinnerungspolitik, in: Bernhard Giesen u.a. (Hg.): *Tätertrauma. Nationale Erinnerung im öffentlichen Diskurs*, Konstanz 2004, S. 295-312; Gespaltene Gewinner. Zum Abschneiden der Grünen bei den Regionalwahlen in Frankreich, in: *Lendemains* 2004, Nr. 114/115, S. 112-117.

**Wolfgang Asholt**, Professur für Romanische Literaturwissenschaft an der Universität Osnabrück, Gastprofessuren in Orléans und Paris IV-Sorbonne, Mitglied des Graduiertenkollegs „Europäische Integration“, Mitprojektleiter „Reisen zwischen Berlin – Paris – Moskau“ (gefördert durch die VW-Stiftung), Mitherausgeber von *Lendemains* und des *Frankreich Jahrbuchs*. Forschungsschwerpunkte: Europäische Avantgarde-Bewegungen, französische und spanische Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Reiseliteratur. Letzte Buchveröffentlichungen: *Der Blick vom Wolkenkratzer. Avantgarde – Avantgardekritik – Avantgardeforschung*, Amsterdam/Atlanta 2000 (Avantgarde Critical Studies Nr. 14). (Hg. gem. mit W. Fähnders); *Unruhe und Engagement. Blicköffnungen für das Andere*, Bielefeld 2004 (Hg. gem. mit R. Reinecke, E. Schütz u. H. Weber).

**Niels Beckenbach**, Prof. Dr., Dipl.-Soziologe, Promotion 1975, Habilitation im Fach Soziologie 1980, jeweils an der FU Berlin; Empirische Forschungen zur „Technisch-wissenschaftlichen Intelligenz“ und zu den „Zwei Kulturen“; zu Industriearbeit und Technikkultur; zur politischen Kul-

tur im Nachkriegsdeutschland und zu zeitdiagnostischen Fragen der bundesrepublikanischen Gesellschaft in Vergangenheit und Gegenwart. Veröffentlichungen (Auswahl): *Industriesoziologie* (1991); *Auf der Wacht für die DDR* (Dok.-Film, NDR 2000); *The Imaginary Foe* (1996); *Vitrine, Triomphe, Miroir. Les Métamorphoses de l'Objet Industriel* (2000); *Alle Gewalt geht vom Volke aus* (2003).

**François Beilecke**, Dr. rer. pol., Diplom-Romanist und Politikwissenschaftler, wissenschaftlicher Mitarbeiter am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel. Studium in Kassel und Paris; Promotion 2002. Seit 1994 Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Lendemains*. Veröffentlichungen (Auswahl): Die Form der „sociabilité intellectuelle“ am Beispiel der Union pour la Vérité 1918-1939, in: *Frankreich-Jahrbuch 1998*, Opladen 1998, S. 105-120; Intellektuelle, Kultureliten und Kulturzeitschriften in der Weimarer Republik: Konzepte und Forschungsperspektiven, in: Klaus-Dieter Weber (Hg.): *Verwaltete Kultur oder künstlerische Freiheit? Momentaufnahmen aus der Weimarer Republik*, Kassel 2002, S. 289-305; *Französische Intellektuelle und die Dritte Republik. Das Beispiel einer Intellektuellenassoziation 1892-1939*, Frankfurt/M. 2003; mit Nicolas Hubé (Hg.): Die französischen Regionalwahlen 2004 als nationaler Test für Regierung und Parteien, in: *Lendemains* 2004, Nr. 114/115, S. 70-145.

**Ulrich Brand**, Dr., Hotelfachmann und Politikwissenschaftler, Promotion an der Universität Frankfurt/M. 2000 mit einer Arbeit zum Verhältnis von Nichtregierungsorganisationen, Staat und ökologischer Krise; von 2000-2003 Mitarbeiter in einem von der VolkswagenStiftung geförderten Projekt zu internationaler Biodiversitätspolitik, seit 2001 Hochschulassistent am Fachgebiet Globalisierung und Politik der Universität Kassel, arbeitet derzeit an seiner Habilitation mit dem Arbeitstitel „Kritische Theorie internationaler Politik“. Publikationen (Auswahl): *Gegen-Hegemonie. Perspektiven globalisierungskritischer Strategien* (2005); *Postfordistische Naturverhältnisse. Konflikte um genetische Ressourcen und die Internationalisierung des Staates* (mit Christoph Görg, 2003); *Fit für den Postfordismus? Theoretisch-politische Perspektiven der Regulationstheorie* (Hg. mit Werner Raza, 2003); *Global Governance. Alternative zur neoliberalen Globalisierung?* (mit Alfred Brunnengräber, L. Schrader, Chr. Stock und P. Wahl, 2000).

**Heinz Bude**, Prof. Dr., Soziologe, Promotion 1986 an der Technischen Universität Berlin und Habilitation 1990 an der Freien Universität Berlin; seit 1992 Mitarbeiter am Hamburger Institut für Sozialforschung und seit 1998 dort Leiter des Bereichs „Die Gesellschaft der Bundesrepublik“ und seit 2001 Professor für Makrosoziologie an der Universität Kassel. Publikationen (Auswahl): *Deutsche Karrieren*, Frankfurt/M. 1987; *Bilanz der Nachfolge: Die Bundesrepublik und der Nationalsozialismus*, Frankfurt/M. 1992; *Das Altern einer Generation*, Frankfurt/M. 1995; *Die ironische Nation*, Hamburg 1999; *Generation Berlin*, Berlin 2001; *Lebenskonstruktionen*, i.E.

**Dagmar Bussiek**, Dr., Historikerin; Promotion an der Universität Kassel 2000 mit einer Arbeit über die „Neue Preußische Zeitung“ („Kreuzzeitung“) 1848-1892; 2001 bis 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin in dem Forschungsprojekt „Geschichte der Kinder- und Jugendpsychiatrie in Deutschland 1937 bis 1961“ an der Universitätsklinik Erlangen-Nürnberg; seit 2003 wissenschaftliche Assistentin am Lehrstuhl für Neuere und Neueste Geschichte der Universität Kassel; Habilitationsprojekt zum Thema „Benno Reifenberg (1892-1970). Eine biographische Studie“. Publikationen (Auswahl): „*Mit Gott für König und Vaterland!*“ *Die Neue Preußische Zeitung (Kreuzzeitung) 1848 bis 1892*, Münster u.a. 2002; zusammen mit Rolf Castell, Jan Nedoschill und Madeleine Rupp: *Die Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendpsychiatrie 1937 bis 1961*, Göttingen 2003; Die Stimme der „Ultrarechten“: Die Kreuzzeitung 1881-1892, in: *Das konservative Intellektuellen-Milieu in Deutschland, seine Presse und seine Netzwerke (1890-1960)*, hg. von Michel Grunewald und Uwe Puschner in Zusammenarbeit mit Hans Manfred Bock, Bern 2003, S. 49-67.

**Corine Defrance**, Dr. habil., Historikerin am Centre National de la Recherche Scientifique (CNRS, Institut IRICE/Paris) und wissenschaftliche Mitarbeiterin bei der Editionscommission der französischen diplomatischen Akten des französischen Außenministeriums; ehemalige Stipendiatin des Instituts für Europäische Geschichte (Mainz 1993) und der Alexander-von-Humboldt-Stiftung (Bonn 1995). Publikationen: *La politique culturelle de la France sur la rive gauche du Rhin, 1945-1955*, Strasbourg 1994; *Les Alliés occidentaux et les universités allemandes, 1945-1949*, Paris 2000; mit Ulrich

Pfeil (Hg.): *Le Traité de l'Élysée et les relations franco-allemandes, 1945 – 1963 – 2003*, Paris 2005; dies. (Hg.): *Der Elysée-Vertrag und die deutsch-französischen Beziehungen 1945 – 1963 – 2003*, München 2005.

**Klaus Große Kracht**, Dr., Historiker, Promotion an der Universität Bielefeld sowie in einem co-tutelle-Verfahren an der Ecole des Hautes Etudes en Sciences Sociales (Paris) 2000 mit einer Arbeit über Bernhard Groethuysen; von 1999 bis 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Ludwig-Maximilians-Universität München, seit 2001 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Zeithistorische Forschung, Potsdam; Lehrbeauftragter an der Europa-Universität Viadrina, Frankfurt/Oder; Redaktionsmitglied von *Zeithistorische Forschungen. Studies in Contemporary History*. Publikationen (Auswahl): *Zwischen Berlin und Paris: Bernhard Groethuysen (1880-1946). Eine intellektuelle Biographie* (2002); *Die zankende Zunft. Historische Kontroversen nach 1945* (2005).

**Michel Grunewald**, Prof. Dr., Germanist, Professor an der Université Paul Verlaine, Metz und Leiter des Centre d'Etudes des Périodiques de Langue Allemande. Habilitation (doctorat d'Etat) 1983 mit einer Arbeit über *Klaus Mann 1906-1949* (2 Bde, 1984). Publikationen (Auswahl): *Klaus Mann: Mit dem Blick nach Deutschland. Der Schriftsteller und das politische Engagement* (1985); (Hg. mit Hans Manfred Bock) *Le discours européen dans les revues allemandes/Der Europadiskurs in den deutschen Zeitschriften 1945-1955* (2001); *Moeller van den Brucks Geschichtsphilosophie* (2001); (Hg. mit Hans Manfred Bock und Uwe Puschner) *Le milieu conservateur allemand, sa presse et ses réseaux/Das konservative Intellektuellenmilieu, seine Presse und seine Netzwerke* (2003); (Hg. mit Pierre Béhar) *Frontières, transferts, échanges culturels et transfrontaliers* (2005).

**Pascale Gruson**, Docteur en Sociologie (Paris, Sorbonne, 1970). Chercheur CNRS (depuis 1972) au Centre d'Etude des Mouvements Sociaux (Ecole des Hautes Etudes en Sciences sociales, Paris). Travaux sur l'histoire du système d'enseignement supérieur français, *L'Etat enseignant* (1978), *L'enseignement supérieur et son efficacité, France, Etats-unis, URSS*,

*Pologne* (1983). Depuis 1990, recherches sur les développements de la germanistique universitaire française depuis les débuts de la 3<sup>ème</sup> République: travaux et articles sur quelques germanistes fondateurs de la discipline, Charles Andler, Edmond Vermeil, Victor Basch; travaux et articles sur la réception du romantisme allemand en France, ainsi que sur Adolf von Harnack, Walter Rathenau, Arnold Schönberg, etc. Parmi les publications récentes: co-directeur avec Katja Marmetschke: Les études germaniques en France, in: *Lendemains* 26 (2001), 103/104, p. 8-78; Relire l'Éthique protestante et l'esprit du Capitalisme, in: *Esprit*, juillet 2004.

**Jens Flemming**, Dr. phil., Prof. für Neuere und Neueste Geschichte am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel; Forschungsschwerpunkte: Alltagsgeschichte der Deutschen zwischen 1871 und 1945, ländliche Gesellschaft und konservative Bewegungen im 19. und 20. Jahrhundert, Kulturgeschichte der Moderne seit dem späten 19. Jahrhundert. Neuere Publikationen: „*Führersammlung*“, „*politische Schulung*“ und „*neue Aristokratie*“. *Die Herrengesellschaft Mecklenburg in der Weimarer Republik*, in: Karl Christian Führer u.a. (Hg.): *Eliten im Wandel. Gesellschaftliche Führungsschichten im 19. und 20. Jahrhundert*, Münster 2004; *Lesarten der Geschichte. Ländliche Ordnungen und Geschlechterverhältnisse*. Festschrift für Heide Wunder zum 65. Geburtstag, Kassel 2004 (Hg. zusammen mit P. Puppel u.a.).

**Eike Hennig**, Professor für Theorie und Methodologie der Politikwissenschaft an der Universität Kassel. Promotion zum Dr. phil. 1973 in Marburg/Lahn mit einer Arbeit über Politik und Ökonomie im Nationalsozialismus, Habilitation für das Fach Politikwissenschaft 1976 in Hannover zum Thema Demokratie, Öffentlichkeit und Massenkommunikation. Ab 1968 bzw. 1971 wissenschaftlicher Mitarbeiter, ab 1973 Professor für Massenkommunikationsforschung an der Universität Frankfurt/M., seit 1981 Tätigkeit in Kassel. Publikationen zu den Themen Nationalsozialismus, Rechts extremismus, politische Theorie (bes. Demokratietheorien), Wahlforschung sowie Metropolen und Globalisierung.



**Dietmar Hüser**, Studium: Geschichts- und Politikwissenschaft, Völker- und Europarecht an den Universitäten Bochum, Heidelberg, Paris und Saarbrücken; Stipendien: 1985/86 Deutscher Akademischer Austauschdienst, 1990-1991 Deutsches Historisches Institut Paris; Abschlüsse: 1986 Certificat d'Etudes Politiques am Institut d'Etudes Politiques de Paris, 1989 Magister, 1994 Promotion, 2002 Habilitation; Uni-Stellen und Gastdozenturen: 1991-1997 Wissenschaftlicher Mitarbeiter, 1997-2002 Wissenschaftlicher Assistent, 2002-2004 Hochschuldozent an der Universität des Saarlandes; 2000-2004 Lehrbeauftragter am Institut des Hautes Etudes Européennes/Université Robert Schuman in Straßburg; 2003/04 Alfred-Grosser-Gastprofessor am Institut d'Etudes Politiques de Paris; seit 2004 Professor für Geschichte Westeuropas im 19. und 20. Jahrhundert an der Universität Kassel. Publikationen: zwei Monographien und gut fünfzig Artikel zur deutschen und französischen Geschichte sowie zu deutsch-französischen Beziehungen, Vergleichen und Transfers im 19. und 20. Jahrhundert; zuletzt erschienen: *RAPublikanische Synthese. Eine französische Zeitgeschichte populärer Musik und politischer Kultur*, Köln 2004.

**Adolf Kimmel**, Professor i.R. für Politikwissenschaft, zuletzt an der Universität Trier. Forschungsschwerpunkte: Politisches System Frankreichs, Deutsch-Französische Beziehungen, Politisches System der Bundesrepublik Deutschland, Europäische Integration. Veröffentlichungen: *Der Aufstieg des Nationalsozialismus im Spiegel der französischen Presse 1930-1933*, Bonn 1969; *Die Nationalversammlung in der V. französischen Republik*, Köln etc. 1983 (frz. Ausg. Paris 1991); *Länderbericht Frankreich*, Bonn 2005 (Hg. mit Henrik Uterwedde); *Die Verfassungen der EU-Mitgliedstaaten*, 6. Aufl., München 2005 (Hg. mit Christiane Kimmel); 1988-2003 Mithg. des *Frankreich Jahrbuchs*; Mithg. der Frankreichstudien, Opladen 2000 (bisher 9 Bde); regelmäßige *Chronique* über Politik in der Bundesrepublik Deutschland in: *Pouvoirs* (seit 1985); *Die deutsch-französischen Beziehungen seit 1963. Eine Dokumentation* (Hg. mit Pierre Jardin), Opladen 2002 (frz. Ausg. Paris 2000).

**Gilbert Krebs**, Prof. Dr., Germanist Jahrgang 1932; Studium in Nancy, Lille und Paris (bei R. Minder, P. Grappin, Cl. David u.a.). Assistent an der Universität Straßburg (1961-1965), Dozent an der Sorbonne (1965-1969). Mitbegründer mit Pierre Bertaux des Institut d'Allemand d'Asnières (Sorbonne nouvelle). Dasselbst tätig als Professor von 1970 bis zu seiner Emeritierung 2001. Gründer des Forschungszentrums: „Sociétés et cultures des pays de langue allemande“ und der Reihe „Publications de l'Institut d'Allemand“ PIA (38 Titel). Gastprofessur in Middlebury College (Vermont USA) und Johannes-Gutenberg-Universität, Mainz. Schwerpunkte der Lehr- und Forschungstätigkeit: Literatur und Gesellschaft, Deutsche Geistes- und Sozialgeschichte des 19. und 20. Jahrhunderts, insbes. Geschichte der Jugend und der Erziehung. Veröffentlichungen zur deutschen Literatur (*Larousse des Littératures*, H. Heine, Th. Fontane u.a.); zur Didaktik der Landeskunde (u.a. mit H.M. Bock, *La civilisation allemande*, Paris 1971) und zur deutschen Geschichte. Zuletzt: *État et société en Allemagne sous le 3<sup>e</sup> Reich*, PIA 1997 (mit G. Schneilin); *Échanges culturels et relations diplomatiques*, PIA 2004 (mit H.M. Bock)

**Eva Sabine Kuntz**, Dr., Politikwissenschaftlerin und Romanistin, Studium in Heidelberg, Dijon, Paris und Rom, Promotion an der Rheinischen Friedrichs-Wilhelm-Universität Bonn 1997 mit einer Arbeit über „*Vogelzügen gleich kehren Sie immer wieder...*“: *Aspekte des Deutschlandbildes in der italienischen Presse nach dem Zweiten Weltkrieg. Eine Untersuchung zu Konstanz und Wandel von Stereotypen*. Seit 1992 in verschiedenen Funktionen im Presse- und Informationsamt der Bundesregierung tätig, zuletzt als Büroleiterin des Regierungssprechers und Leiterin des Referats „Bildung und Forschung“. Seit 2004 stellvertretende Generalsekretärin des Deutsch-Französischen Jugendwerks (DFJW), seit 1. Juli 2005 Generalsekretärin des DFJW. Publikationen (Auswahl): *Konstanz und Wandel von Stereotypen. Deutschlandbilder in der italienischen Presse nach 1949* (1996); „... potenza tedesca contro la classe e la tecnica degli ungheresi“. Nationenbilder in Sport und Politik, in: *Zibaldone* 25 (1998).

**Katja Marmetschke**, Doktorandin der Politikwissenschaft mit einer Arbeit über Edmond Vermeil am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel; 1991-1998 Studium der Romanistik, Hispanistik und Wirtschaftswissenschaften in Kassel, Lyon und Barcelona; 1999/2000 Stipendiatin am Deutschen Historischen Institut Paris; seit 2001 Redaktionsmitglied der Zeitschrift *Lendemains*. Publikationen (Auswahl): Hg. mit Pascale Gruson: Les études germaniques en France, in: *Lendemains* (2001), Nr. 103/104, S. 8-78; Krise und Neugestaltung des DFJW in den siebziger Jahren, in: Hans Manfred Bock (Hg.): *Deutsch-französische Begegnung und europäischer Bürgersinn. Studien zum Deutsch-Französischen Jugendwerk 1963-2003*, Opladen 2003, S. 91-122; Expliquer ou comprendre l'Allemagne? Edmond Vermeils und Robert Minders Befassung mit Deutschland im Vergleich, in: Richard Betz, Richard Faber (Hg.): *Kultur, Literatur und Wissenschaft in Deutschland und Frankreich. Zum 100. Geburtstag von Robert Minder*, Würzburg 2004, S. 77-93.

**Reinhart Meyer-Kalkus**, Apl.-Prof. Dr., ist Wissenschaftlicher Koordinator am Wissenschaftskolleg zu Berlin und Außerplanmäßiger Professor an der Universität Potsdam. Er war von 1981 an für den Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD) in Bonn und Paris tätig, bevor er 1992 an das Wissenschaftskolleg zu Berlin berufen wurde. 1998/99 war er Research fellow am Getty Research Institute in Los Angeles. Forschungsschwerpunkte: Deutsche und französische Literatur (17.-20. Jahrhundert), Literatur, Musik und Medien, Internationale Wissenschaftliche Kooperation. Bücher: *Wollust und Grausamkeit. Affektenlehre und Affektdarstellung in Lohensteins Dramatik am Beispiel von „Agrippina“*, Göttingen 1986; *Die akademische Mobilität zwischen Deutschland und Frankreich 1925-1992*, Bonn 1994, 2. unveränd. Aufl., Bonn 1996 (Reihe Forum des DAAD, Nr. 16); *Stimme und Sprechkünste im 20. Jahrhundert*, Berlin 2001.

**Gilbert Merlio**, geb. 1934 in Douai, Frankreich, Studium der Germanistik in Lille, Paris, Saarbrücken. Agrégé de l'université. 1956-1966 Studienrat an höheren Schulen in Roubaix und Bordeaux. 1966-1981 Assistent und Dozent an der Universität Bordeaux III. 1981-1993 Professor an der Universität Bordeaux III. Seit 1977 Mitglied des „Groupe de recherche sur

la révolution conservatrice“ (Leiter Louis Dupeux, Strasbourg II). Seit 1982 Gründungsmitglied des „Groupe de recherche sur la culture de Weimar“ (Leiter: Gérard Raullet, Maison des sciences de l’homme, Paris). 1984 Gastprofessor an der Universität Hamburg. 1985 Gründer des „Centre d’information et de recherche sur l’Allemagne moderne et contemporaine“ (CIRAMEC Bordeaux III). 1993-2003 Professor an der Universität Paris IV-Sorbonne. Forschungsschwerpunkte: Die Weimarer Republik, die zwei deutschen Diktaturen (Drittes Reich, DDR), die deutsche Kulturkritik, die Konservative Revolution sowie Studien zu Spengler, Nietzsche, E. Jünger, Jaspers sowie zu den deutsch-französischen Intellektuellenbeziehungen. Letzte Veröffentlichung: *Les résistances allemandes à Hitler*, Paris 2003 (2. Aufl.).

**Guido Müller**, PD Dr., Historiker, Promotion an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen 1989 mit einer Arbeit über den Islamwissenschaftler und preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker; 1997 Habilitation an der Universität Aachen mit der Arbeit *Deutsch-französische Gesellschaftsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg. Das Deutsch-Französische Studienkomitee und der Europäische Kulturbund im Rahmen deutsch-französischer Verständigungsbewegungen 1924-1933*, Vertreter einer Professur für Geschichte Westeuropas an der Universität Tübingen; Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Zeitgeschichte München; Lehrbeauftragter an der Universität Stuttgart. Publikationen (Auswahl): (Hg.) *Deutschland und der Westen: Internationale Beziehungen im 20. Jh. Festschrift für Klaus Schwabe zum 65. Geburtstag* (1998); *Die Geschichte der internationalen Beziehungen in Erneuerung und Erweiterung* (2004); *Europäische Gesellschaftsbeziehungen nach dem Ersten Weltkrieg* (2005).

**Lothar Peter**, Prof. für Soziologie an der Universität Bremen; Promotion an der Universität Marburg 1971, Assistent an der Universität Paris 1971/72; Mitglied des Instituts für Soziologie und des Instituts Arbeit und Wirtschaft der Universität Bremen. Publikationen (Auswahl seit 1990): *Dogma oder Wissenschaft? Marxistisch-leninistische Soziologie und Systemverfall in der DDR* (1991); *Rüstungskonversion in der Region* (mit C. Butterwegge, 1997); Das Ärgernis Bourdieu, in: *Das Argument* 1999, 231;

*Warum und wie betreibt man Soziologiegeschichte?* (2001); Alte und neue Subjektivität von Arbeit, in: *Sozial. Geschichte* 2003, 1; Pierre Bourdieus Theorie der symbolischen Gewalt, in: M. Steinrücke: *Pierre Bourdieu* (2004); *Französische Soziologie der Gegenwart* (mit S. Moebius, 2004); *Von den USA lernen? Zur Zukunft der Arbeits- und Sozialpolitik in Deutschland* (mit A. Holtrup, 2005).

**Ulrich Pfeil**, PD Dr., Historiker und Germanist; 1995 Promotion an der Universität Hamburg mit einer Arbeit über den Aufstieg der NSDAP in Heide/Holstein; 1996-2002 DAAD-Lektor am Institut d'Allemand d'Asnières (Paris III); 2002 Habilitation an der Universität Lille 3; 2002-2005 DFG-Stipendiat und Gastwissenschaftler am DHI Paris; seit 2005 Fachreferent für Zeitgeschichte nach 1945 am DHI Paris. Publikationen: (Hg.): *La RDA et l'Occident 1949-1990*, Asnières 2000; (Hg.): *Die DDR und der Westen. Transnationale Beziehungen 1949-1989*, Berlin 2001; „*Comme un coup de tonnerre dans un ciel d'été.*“ *Französische Reaktionen auf den 17. Juni 1953. Verlauf – Perzeptionen – Interpretationen*, Berlin 2003; *Die „anderen“ deutsch-französischen Beziehungen. Die DDR und Frankreich 1949-1990*, Köln 2004; mit Corine Defrance (Hg.): *Le Traité de l'Élysée et les relations franco-allemandes 1945 – 1963 – 2003*, Paris 2005; mit Corine Defrance (Hg.): *Der Elysée-Vertrag und die deutsch-französischen Beziehungen 1945 – 1963 – 2003*, München 2005.

**Robert Picht**, Professor Dr., Soziologe, Promotion 1972 an der Sorbonne Paris unter Leitung von Pierre Bourdieu mit einer bildungssoziologischen Arbeit *Les étudiants germanistes et l'Allemagne*; 1965-1972 Mitarbeiter der Pariser DAAD Zweigstelle und Lektor an Pariser Hochschulen, 1968-1972 an der ENA, 1972-2000 Leiter des Deutsch-Französischen Instituts in Ludwigsburg. Seit 1988 zunächst Visiting Professor am Europakolleg in Brügge, dort seit 1994 Leiter des interdisziplinären Programms, seit 2001 Hendrik Brugmans Chair for Interdisciplinary Studies, 2002 Rektor ad interim, 2004/2005 Leiter des Warschauer Campus in Natolin. Seit 1990 Honorarprofessor für Soziologie der Internationalen Beziehungen an der Fernhochschule Hagen. Zahlreiche Funktionen im Stiftungsbereich, u.a. seit 2000 Präsident des Kuratoriums der Allianz Kulturstiftung.

**Nicole Racine**, Directrice de recherche à la Fondation nationale des sciences politiques (Paris). Après une thèse de doctorat (Paris 1963) a publié avec Louis Bodin, *Le parti communiste français pendant l'entre-deux-guerres*, Paris 1972. Responsable de la rubrique des Intellectuels dans le *Dictionnaire biographique du mouvement ouvrier français. IVe partie. 1914-1939*. Tomes 17 à 44 (dir. Jean Maitron et Claude Penetier, 1982-1997. Edition cédérom, 1997), a collaboré à des ouvrages collectifs sur la mémoire du communisme, du gaullisme, ainsi qu'à des biographies collectives de Jean-Richard Bloch, Jean Cassou, Jean Cavaillès, Jean Guéhenno, Georges Friedmann. A animé avec Michel Trebitsch de 1989 à 2001 le Groupe de recherche sur l'histoire des intellectuels à l'Institut d'histoire du temps présent (CNRS) et dirigé avec lui „Sociabilités intellectuelles. Lieux, milieux, réseaux“ et „Intellectuels engagés d'une guerre à l'autre“ (*Cahiers de l'IHTP*, 20, 1992; 26, 1994), *Intellectuelles. Du genre en histoire des intellectuels*, Bruxelles 2004. Elle s'est intéressée à l'histoire des revues et des réseaux européens avec des contributions à l'ouvrage *Entre Locarno et Vichy. Les relations culturelles franco-allemandes dans les années trente* (dir. Hans Manfred Bock, Reinhart Meyer-Kalkus, Michel Trebitsch, Paris 1993) et *Les intellectuels et l'Europe de 1945 à nos jours* (dir. Andrée Bachoud, Josefina Cuesta, Michel Trebitsch, Paris 2000). Prépare une biographie politique de Paul Rivet et est membre du Groupe de travail des archives des décades de Pontigny-Cerisy.

**Detlef Sack**, Dr. rer. pol., wissenschaftlicher Assistent am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel. Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Germanistik in Hamburg und Kassel. Seit 2003 wissenschaftliche Forschungstätigkeit am Wissenschaftszentrum Berlin. In 2004 Visiting Professor an der Rutgers University, Newark. Forschungsschwerpunkte: Stadt- und Regionalpolitik sowie Modernisierung im Öffentlichen Sektor im internationalen Vergleich, Politikfeldanalyse in der Verkehrspolitik, Demokratietheorie und Wahlentwicklung. Jüngste Buchpublikationen: Hg. mit Gerd Steffens: *Gewalt statt Anerkennung? Aspekte des 11.9.2001 und seiner Folgen*, Frankfurt/M. 2003; Hg. mit Maria Oppen und Alexander Wegener: *Abschied von der Binnenmodernisierung? Kommunen zwischen Wettbewerb und Kooperation*, Berlin 2005.

**Christoph Scherrer**, Volkswirt und Politologe, lehrt „Globalisierung & Politik“ an der Universität Kassel. Er leitet zwei englischsprachige Masterprogramme zur internationalen politischen Ökonomie. Er war u.a. Kennedy-Memorial Fellow an der Harvard University. Neuere Buchveröffentlichungen: *Surviving Globalization? Perspectives for the German Economic Model* (Hg. mit St. Beck u. F. Klobes, Berlin 2005); *Zu wessen Diensten? Öffentliche Aufgaben unter Globalisierungsdruck* (mit Thomas Fritz, Hamburg 2002); *Nach der New Economy: Perspektiven der deutschen Wirtschaft* (mit St. Beck, G. Caglar, Münster 2002); *Global Rules for Trade: Codes of Conduct, Social Labeling, and Workers' Rights Clauses* (mit Thomas Greven, Münster 2001); *Globalisierung wider Willen? Die Durchsetzung liberaler Außenwirtschaftspolitik in den USA* (Berlin 1999).

**Gerd Steffens**, Prof. Dr. phil., studierte Politologie, Geschichte und Germanistik in Heidelberg und Hamburg. Lehrt seit 1998 Politische Bildung und ihre Didaktik am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Kassel. Mithg. des *Jahrbuchs für Pädagogik*. Veröffentlichungen über Zusammenhänge von Gesellschafts- und Bildungstheorie und Kritik der Didaktik. Neueste Veröffentlichungen (Auswahl): (Hg. mit Detlef Sack) *Gewalt statt Anerkennung? Aspekte des 11.9.2001 und seiner Folgen*, Frankfurt/M. u.a. 2003; (zusammen mit Edgar Weiß) *Globalisierung und Bildung, Jahrbuch für Pädagogik* 2004.

**Hansgerd Schulte**, Prof. Dr. phil., studierte Romanische Philologie, Germanistik, Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie u.a. in Freiburg/Br., Grenoble, Paris, Madrid und Florenz; 1957 Promotion; zahlreiche Lehrtätigkeiten an deutschen und französischen Universitäten, ab 1990 auch am *Institut d'Etudes Politiques* in Paris; 1972-1987 Präsident des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, Mitbegründer (mit Pierre Bertaux) und ab 1991 Direktor des Institut d'Allemand d'Asnières (Paris III - Sorbonne Nouvelle); Offizier der Ehrenlegion und Träger des Großen Bundesverdienstkreuzes. Publikationen u.a.: *El desengaño: Wort und Thema in der spanischen Literatur des Goldenen Zeitalters* (1969); Hg.: *Spiele und Vorspiele* (1978) sowie zahlreiche Beiträge zur deutsch-französischen Wissenschaftskooperation; Mithg. der *Memoiren* (2000) und *Briefe* (2001) von Pierre Bertaux.

**Guido Thiemeyer**, PD, Dr., geb. 1967, Hochschuldozent für Neuere und Neueste Geschichte an der Universität Kassel, z.Z. Vertreter des Lehrstuhls für europäische Geschichte an der Universität Siegen. 1997 Promotion an der Universität zu Köln mit einer Arbeit über die Anfänge der Gemeinsamen Europäischen Agrarpolitik. Habilitation 2004 an der Universität Kassel mit einer Arbeit über währungspolitische Kooperation im europäischen Staatensystem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

**Johannes Thomas**, Univ.-Prof., Dr., Literatur- und Landeswissenschaftler, Promotion an der Universität zu Köln 1967 mit einer Arbeit über Brunetto Latinis Übersetzungen aus dem Lateinischen und die Anfänge des Schriftitalienischen; 1968-1974 Wiss. Assistent am Institut für Romanische Philologie der RWTH Aachen; dort 1974 Habilitation mit der Schrift *Studien zu einer Poetik der klassischen französischen Tragödie*; 1976-1978 Wiss. Rat und Professor für Romanische Philologie an der RWTH Aachen; seit 1978 Professor für Romanistik an der Universität Paderborn; 1979 Gastwissenschaftler am Collège de France bei Michel Foucault; seit 1993 Chefredakteur der Zeitschrift *Dokumente. Zeitschrift für den deutsch-französischen Dialog*. Publikationen (Auswahl): *Engel und Leviathan. Neue Philosophie in Frankreich als nachmarxistische Politik und Kulturkritik* (1979); mit St. Gross: *Littérature nationale? L'exemple de la Belgique francophone* (1989); *Logik des Zufalls. Kunstkritik im Kontext von Moderne, Postmoderne und Antike* (1997).

**Michel Trebitsch**, (1948-2004), agrégé d'histoire, von 1988 bis 2004 Mitarbeiter am Institut d'Histoire du Temps Présent (IHTP) am Centre National de Recherches Scientifiques (CNRS) in Paris; dort mit Nicole Racine Leiter des von Jean-François Sirinelli gegründeten Groupe de Recherches sur l'Histoire des Intellectuels (GRHI); Veranstalter von zahlreichen Kolloquien, u.a. über die deutsch-französischen Kulturbeziehungen, über europäische Kulturzeitschriften, über Intellektuelle und Europa sowie über epistemologische Fragen in der Geschichtswissenschaft. Zahlreiche Forschungen und Publikationen über Intellektuelle in den zwanziger und dreißiger Jahren, u.a. über Henri Lefebvre und Jean-Richard Bloch. Ausgewählte Veröffentlichungen: mit Nicole Racine (Hg.): *Sociabilités intellec-*



tuelles: lieux, milieu, réseaux, in: *Cahiers de l'IHTP* (1992), Nr. 20; mit Marie-Christine Granjon (Hg.): *Pour une histoire comparée des intellectuels*, Bruxelles 1998; *Jean-Richard Bloch ou l'écriture et l'action*, Paris 2002.

**Joachim Umlauf**, Dr. phil., Romanist und Germanist, promoviert 1993 in Frankfurt/M. mit einer Arbeit zu Blaise Cendrars und Robert Delaunay, Lektor für Germanistik an der Universität Venedig, an der Sorbonne Nouvelle, an der Maison des sciences de l'homme, Paris; 1994 Entsandter am Goethe-Institut Prag. 1996-2000 Leiter des Heinrich-Heine-Hauses in Paris, ab 2000 Leiter der Gruppe „Überregionale Programme“ im DAAD in Bonn, ab 2004 Leiter der Gruppe „Westeuropa, Nordamerika“. Übersetzungen aus dem Französischen, Publikationen zu französischer Literatur, Auswärtiger Kultur- und Sprachenpolitik. 2005 Gastdozentur an der Sorbonne Nouvelle, Paris.

**Johannes Weiß**, Dr. phil., ordentlicher Professor für Soziologie an der Universität Kassel. Forschungsschwerpunkte: Soziologische Theorie, Philosophie der Sozialwissenschaften, Kultursoziologie. Veröffentlichungen u.a.: *Weber and the Marxist World* (London 1986, Neuausg. 1998); *Max Webers Grundlegung der Soziologie* (2. Aufl., München u.a. 1992); *Vernunft und Vernichtung. Zur Philosophie und Soziologie der Moderne* (Opladen 1993); *Handeln und handeln lassen. Über Stellvertretung* (Opladen 1998); (Hg.): *Die Jemeinigkeit des Mitseins. Die Daseinsanalytik Martin Heideggers und die Kritik der soziologischen Vernunft* (Konstanz 2001).